GESCHICHTE NAPOLEON'S.

Von

A. THIERS.

3. Band. 1. und 2. Lieferung.

Preis: 3 gGr. = $3\frac{3}{4}$ Ngr. = $13\frac{1}{2}$ Xr. rhein. = 12 Xr. C.-M.

Leipzig, 1845.

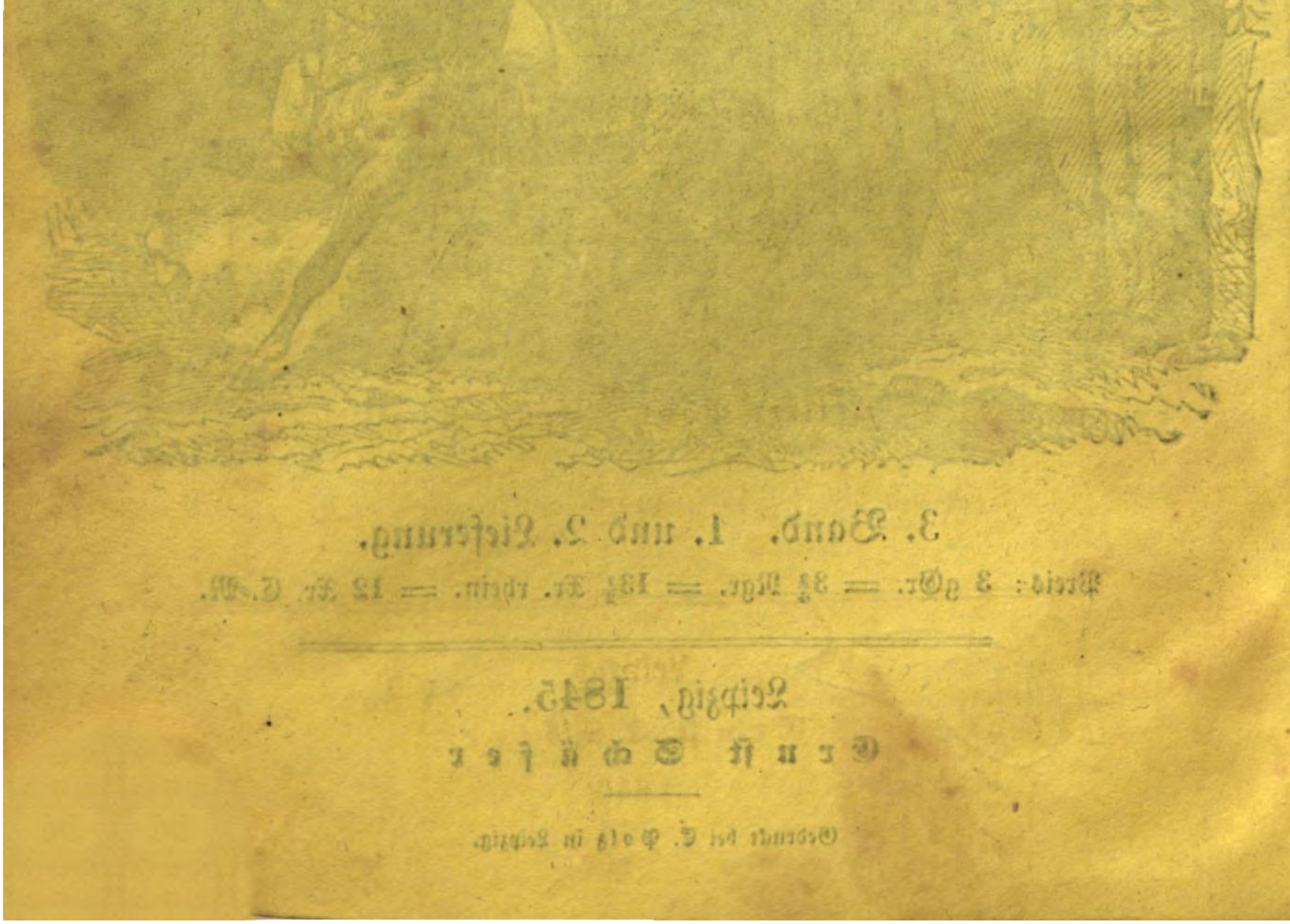
Ernst Schäfer

Gedruckt bei E. Polz in Leipzig.

GESCHICHTE NAPOLEON'S.

von

A. THIERS.



3. Band. 1. und 2. Lieferung.

Preis: 3 Sgr. = 3½ Ngr. = 13½ Kr. rhein. = 12 Kr. C.-M.

Leipzig, 1845.

Expedition der Illustration.

Geschichte

des

Consulats und des Kaiserreichs.

Von

A. THIERS.

Uebersetzt und mit der

„Geschichte Napoleon's bis zum Consulate"

von

C. T. Heyne.

Hist.
2390
(3)

Dritter Band. Erster Theil.

Städtische Bibliothek
Bremen

Leipzig,
Ernst Schäfer.
1845.

Gedruckt bei E. Polz in Leipzig.

Staatliche Bibliothek
Regensburg
S. 1964/133

Geschichte

Napoleon's.

Einundzwanzigstes Capitel.

Napoleon's erste Handlungen nach Erlangung des lebenslänglichen Consulats (Aug. 1802).

Daß der General Bonaparte unter dem Titel eines lebenslänglichen Consuls zur höchsten Macht gelangt war, hatte die europäischen Cabinette weder gewundert noch verletzt. Vielmehr hatten hierin die meisten von ihnen ein neues Unterpfand der Ruhe für alle Staaten erblickt. In England, wo man alles was bei uns vorging mit ebenso viel Aufmerksamkeit als Unruhe beobachtete, sprach der Premier-Minister Addington gegen Otto gleich die Zufriedenheit, ja den völligen Beifall aus, welchen die brittische Regierung einer Begebenheit zollte, die auf nichts Andres hinauslief als in Frankreich die Ordnung und Regierungsgewalt zu befestigen. Wiewohl man vor dem Ehrgeiz des Generals Bonaparte Besorgnisse zu hegen anfing, so rechnete man ihm denselben doch noch nicht so gar hoch an, weil er vorläufig immer nur zur Bändigung der französischen Revolution diente. Die Wiederaufrichtung der Altäre und die Zurückrufung der Emigranten hatte die englische Aristokratie und besonders der fromme Georg III. mit Vergnügen gesehen. Preußen gab seine Meinung auf eine nicht minder bezeichnende Weise kund. Der Berliner Hof, welcher sich dadurch, daß er mit dem Nationalconvent Frieden geschlossen, bei der europäischen Diplomatie compromittirt hatte, war jetzt stolz auf seine Verbindung mit einer so genialen Regierung und schätzte sich glücklich die Leitung der französischen Angelegenheiten in die Hand eines Mannes gegeben zu sehen, der ihm hoffentlich seine Vergrößerungsplane in Deutschland ausführen half. Haugwitz sprach gegen unsern Gesandten die herzlichsten Glückwünsche aus und verstieg sich sogar bis zu der Aeußerung, es wäre wohl am einfachsten der Sache auf einmal ein Ende zu machen und die dem ersten Consul so eben übertragene lebenslängliche Dictatur in eine erbliche Souveränität zu verwandeln.

Kaiser Alexander, welcher dafür angesehen sein wollte, als wäre er frei von den Vorurtheilen der russischen Aristokratie, und welcher mit dem Oberhaupt der französischen Regierung fleißig freundschaftliche Briefe wechselte, sprach sich über die jüngsten Veränderungen mit viel Artigkeit und Anmuth aus. Er ließ dem neuen lebenslänglichen Consul ebenso zuvorkommend als herzlich Glück wünschen. Im Grunde hegte man überall einen und denselben Gedanken; man war in

Petersburg wie in Berlin und London erfreut, dnrch die unbegrenzte Verlängerung der Amtsgewalt des ersten Consuls die Ordnung in Frankreich dauernd gesichert zu sehen. In Wien, wo man mehr als anderswo die Schwertstreiche des Siegers von Marengo gefühlt hatte, schien eine Art von persönlichem Wohlwollen für ihn zu entstehen. In dieser Hauptstadt des alten deutschen Reichs war der Haß gegen die Revolution so stark, daß man die Siege des Generals dem energischen und Gehorsam findenden Regenten verzieh. Man stellte sich als halte man seine Regierung für ganz contrerevolutionär, während sie immer nur noch ausgleichend war. Der Erzherzog Karl, welcher damals dem Kriegswesen vorstand, sagte zu Champagny, der erste Consul habe sich durch seine Feldzüge als den größten Feldherrn der neuern Zeiten, durch eine dreijährige Verwaltung aber als den geschicktesten der Staatsmänner bewährt und auf diese Weise, sich ebenso sehr durch die Regierung als im Waffenhandwerk auszeichnend, seinem Ruhme das Siegel aufgedrückt. Noch auffallender wird es erscheinen, daß die oft genannte Königin von Neapel Caroline, die Mutter der Kaiserin von Oestreich und eine glühende Feindin der Revolution und Frankreichs, welche sich zu Wien aufhielt, Champagny vor sich kommen ließ und auf das unverhoffteste mit Glückwünschen für das Oberhaupt der Republik beauftragte. „Der General Bonaparte ist ein großer Mann," sagte sie. „Er hat mir zwar manches Leid zugefügt, das hält mich indessen nicht ab sein Genie anzuerkennen. Daß er in Ihrer Heimath die Unruhe dämpfte, ist uns Allen zu gute gekommen. Zur Regierung seines Vaterlandes ist er gelangt, weil er deren am würdigsten ist. Ich stelle ihn alle Tage den jungen Prinzen der kaiserlichen Familie als Muster auf und ermahne sie die Handlungsweise dieses außerordentlichen Mannes zu studiren, um von ihm zu lernen wie man die Völker leitet und ihnen durch Genie und Ruhm das Joch der Oberherrschaft erträglich macht."

Gewiß konnte dem ersten Consul keine Huldigung schmeichelhafter sein als die jener besiegten feindseligen Königin, die sich ebenso sehr durch ihren Geist als durch die Heftigkeit ihrer Leidenschaften auszeichnete. Der heilige Vater, welcher so eben in Gemeinschaft mit dem ersten Consul das große Werk der Wiederherstellung des Gottesdienstes vollendet hatte und welcher trotz dem, daß er mit so manchem Vorhaben nicht hatte durchdringen können, auf dieses Werk den Ruhm seiner Regierung baute, freute sich einen Mann nach und nach zum Throne emporsteigen zu sehen, welchen er den irreligiösen Vorurtheilen des Jahrhunderts gegenüber als die festeste Stütze der Religion betrachtete. Er sprach sein Wohlgefallen gegen ihn mit wahrhaft väterlicher Herzlichkeit aus. Spanien endlich, welches sich durch die leichtsinnige und zerrissene Politik des königlichen Günstlings einen Augenblick von Frankreich entfernt hatte, schwieg bei dieser Gelegenheit nicht still, sondern

zeigte sich zufrieden mit einer Begebenheit, die es gleich den übrigen Höfen als einen für ganz Europa glücklichen Vorgang betrachtete.

Unter dem Beifall der ganzen Welt also bemächtigte sich dieser Retter aus so vielen Leiden, dieser Urheber so vieler Wohlthaten der neuen Gewalt, womit ihn die Nation so eben bekleidet hatte. Man behandelte ihn als Frankreichs wirklichen Souverän. Die fremden Gesandten sprachen von ihm mit den französischen Ministern in den für die Könige gebräuchlichen Formen der Ehrerbietung. Die Etikette war fast schon monarchisch. Unsre Botschafter hatten sich grün gekleidet, weil der erste Consul diese Farbe trug. Dies alles fand man ganz einfach, natürlich und nothwendig. Diese einmüthige Beistimmung zu einer so plötzlichen und wunderbaren Erhebung ging jedermann von Herzen. Wohl walteten noch einige geheime Besorgnisse ob, die aber jedenfalls klüglich verhehlt wurden. Man mochte allerdings in der Erhebung des ersten Consuls seinen Ehrgeiz und in diesem die nahe Demüthigung Europa's erkennen, aber nur die scharfblickendsten Geister konnten die Zukunft also durchdringen und dies waren auch gerade die, welche am tiefsten fühlten, wie unermeßlich viel Gutes die Consularregierung bereits in's Leben gerufen hatte. Glückwünsche sind indessen etwas Vorübergehendes; sehr bald kehren die Geschäfte zurück und machen den Regierungen wie den Individuen die Existenz fortwährend zu einer schweren Bürde.

In England begann man die ersten Wirkungen des Friedens zu fühlen. Diese entsprachen, wie es hienieden fast immer zu gehen pflegt, den gehegten Erwartungen nicht. Dreihundert brittische Schiffe, die auf einmal in unsern Häfen vor Anker gegangen waren, hatten ihre Ladungen nicht vollständig absetzen können, weil diese aus Waaren bestanden, welche durch die Gesetze der Revolution verboten waren. Als einst der Vertrag von **1786** den brittischen Producten unvorsichtigerweise unsre Märkte geöffnet hatte, war die französische Industrie und besonders die der Baumwollen-Waaren in kurzem erdrückt worden. Seit dem Wiederausbruch des Kriegs war durch die von der revolutionären Regierung ergriffenen Prohibitivmaßregeln unsern Manufacturen ein neues Leben aufgegangen; sie hatten mitten unter den ärgsten politischen Zuckungen einen neuen Aufschwung genommen und sich auf merkwürdige Weise entwickelt. Bei der Unterzeichnung der Londoner Präliminarien hütete sich der erste Consul wohl, wie wir bereits angeführt haben, einen solchen Zustand der Dinge abzuändern und die aus dem Vertrag von **1786** hervorgehenden Uebelstände wieder hervorzurufen. Folglich war die Einfuhr englischer Waaren bedeutend erschwert und der Handelsstand der Londoner City brach in lebhafte Klagen darüber aus. Indessen bestand doch immer noch der Schleichhandel, welcher theils über die schlechtbewachte belgische Grenze, theils über Hamburg in sehr großem Maßstabe betrieben wurde. Die Kaufleute dieses letztern

Platzes brachten englische Waaren nach dem Continent, verhehlten deren Ursprung und machten es auf diese Weise möglich, daß dieselben sowohl nach Frankreich als in die unsrer Herrschaft unterworfenen Länder eingeführt werden konnten. Trotz den Prohibitivgesetzen, welche den brittischen Producten in unsern Häfen entgegenstanden, reichte demnach der Schleichhandel hin ihnen Absatz zu verschaffen. Die Manufacturen von Birmingham und Manchester waren in voller Thätigkeit.

Diese Thätigkeit, die Wohlfeilheit des Brodes und die angekündigte Abschaffung der Einkommensteuer mochten wohl dem Mißvergnügen des Großhandels einigermaßen das Gegengewicht halten. Bedeutend war dieses Mißvergnügen allerdings, denn der Großhandel hatte wenig Nutzen von den auf den Schleichhandel gegründeten Speculationen. Er sah das Meer mit den Flaggen von Nebenbuhlern oder Feinden bedeckt, hatte das ihm durch den Krieg zu Theil gewordene Schifffahrtsmonopol verloren und sich nicht länger durch Pitt's einträgliche Finanzoperationen schadlos halten können. Auch beklagte er sich ziemlich laut über die Illusionen der Friedenspolitik, welche für England nur Uebelstände und ausschließlich für Frankreich Vortheile gewährte. Da die Entwaffnung der Flotte eine sehr große Anzahl von Matrosen arbeitslos gemacht hatte, welche der brittische Handel in seinem jetzigen Zustande nicht zu beschäftigen vermochte, so sah man diese Unglücklichen am Ufer der Themse umherirren und zum Theil in die äußerste Noth gerathen; ein solches Schauspiel war aber für die Engländer ebenso betrübend als es für die Franzosen nur immer hätte sein können, die Sieger von Marengo oder Hohenlinden auf den Straßen von Paris ihr Brod betteln zu sehen.

Addington, welcher stets von freundschaftlichen Gesinnungen beseelt war, hatte dem ersten Consul bemerklich gemacht, daß man nothwendigerweise auf Mittel denken müsse sich in Betreff des Handels auf eine für beide Länder befriedigende Weise zu einigen, indem eben dadurch der Friede am sichersten befestigt werden könne. Der erste Consul, welcher ebenso gesinnt war wie Addington, hatte bereitwillig einen Agenten ernannt um ihn nach London zu senden, wo er im Verein mit den englischen Ministern untersuchen sollte, auf welche Weise die Interessen der beiden Völker ohne Aufopferung der französischen Industrie ausgeglichen werden könnten.

Doch dies war ein schwer zu lösendes Problem. Die öffentliche Meinung nahm in London an allem lebhaften Antheil was eine Uebereinkunft in Handelsangelegenheiten betraf und machte von der Ankunft des französischen Agenten ein großes Aufheben. Dieser hieß Coquebert, aber man nannte ihn Colbert, behauptete er stamme vom großen Colbert ab und ergoß sich in Lobeserhebungen über die Angemessenheit einer solchen Wahl zur Abschließung eines Handelsvertrags.

Trotz der Fähigkeit und dem guten Willen dieses Agenten durfte man kaum auf ein glückliches Resultat seiner Bemühungen hoffen. Von beiden Seiten mußten große Opfer gebracht werden, für welche fast kein Ersatz geleistet werden konnte. Jetzt bildet die Bearbeitung des Eisens und der Baumwolle die reichsten Gewerbszweige Frankreichs und Englands und den Hauptgegenstand ihrer Nebenbuhlerschaft im Handel. Uns Franzosen ist es gelungen in unermeßlicher Quantität überaus wohlfeil Eisen zu schmieden sowie Baumwolle zu spinnen und zu weben, und so geht es uns natürlicherweise schwer an, diese beiden Gewerbszweige aufzuopfern. Damals war die Bearbeitung des Eisens ziemlich unbeträchtlich; die beiden Nationen strebten vorzüglich im Weben der Baumwolle und der Production kurzer Waaren zu wetteifern. Die Engländer verlangten, wir sollten ihren Baumwollenzeugen und kurzen Waaren unsre Märkte öffnen. Der erste Consul, welchem die Besorgnisse unsrer Fabrikanten zu Herzen gingen und welcher in Frankreich das Manufacturwesen gern immer weiter entwickelt hätte, verweigerte jedes Zugeständniß welches seinen patriotischen Absichten hätte entgegenwirken können. Die Engländer aber waren damals ebenso wenig als jetzt geneigt, die uns eigenthümlichen Producte zu begünstigen. Wein und Seidenzeuge waren die Artikel, welche wir bei ihnen einzuführen gewünscht hätten. Sie verweigerten dies aus zwei Gründen, einmal weil sie sich gegen Portugal verpflichtet hätten, die Weine dieses Landes zu bevorzugen und weil sie die Seidenweberei, die sich in England zu entwickeln begonnen hätte, zu schützen wünschten. Während die Unterbrechung der Verbindung uns Baumwollenmanufacturen verschafft hatte, waren dadurch bei ihnen die Seidenmanufacturen aufgeblüht. Freilich war bei uns die Entwickelung der Baumwollenindustrie unermeßlich, weil uns nichts an einem vollständigen Aufschwunge derselben hinderte, während die Seidenindustrie in England schon wegen des Klima's und dann auch wegen eines auf niedrigerer Stufe stehenden Geschmacks nur mittelmäßig gedieh. Dennoch wollten uns die Engländer weder den Vertrag von Methuen opfern, welcher sie an Portugal band, noch auch ihre erst entstehenden Seidenwebereien, von denen sie übertriebene Hoffnungen hegten.

Solche Interessen auszugleichen war fast unmöglich. Man hatte den Vorschlag gemacht, die in jedes der beiden Länder eingeführten Waaren mit einer Eingangssteuer zu belegen, welche dem Gewinne gleichkäme, den der Schleichhändler mache, so daß ein Handel, welcher bisher nur den Schmugglern genützt habe, freigegeben und für den Staatsschatz einträglich gemacht werde. Ueber diesen Vorschlag geriethen sowohl die englischen als auch die französischen Manufacturisten in Unruhe. Da übrigens der erste Consul der Ueberzeugung lebte, daß man nothwendig große Mittel zur Erlangung großer Resultate anwenden müsse und da er die Baumwollenindustrie damals als die erste und beneidenswertheste unter allen

betrachtete, wollte er ihr auch durch ein unbedingtes Verbot der concurrirenden Erzeugnisse eine unermeßliche Aufmunterung gewähren.

Um diese Schwierigkeiten zu umgehen, war der französische Agent auf ein System verfallen, das zwar auf den ersten Anblick verführerisch, aber fast unausführbar war. Er hatte den Vorschlag gemacht, englische Producte aller Art zu mäßigen Zöllen und unter der Bedingung in Frankreich zuzulassen, daß das Fahrzeug, welches sie einführe, unmittelbar französische Erzeugnisse von gleichem Werthe wieder mitnehme. Ebenso sollte es mit den Fahrzeugen unsrer Nation gehalten werden, die nach England segelten. Auf diese Art mußte die inländische Arbeit in demselben Verhältnisse wie die ausländische ermuntert werden. Diese Combination hatte auch noch den Vortheil, daß sie den Engländern ein Mittel zu dem Einfluß entzog, wovon sie vermöge ihrer bedeutenden Capitalien in verschiedenen Ländern einen furchtbaren Gebrauch machten. Dieses Mittel bestand darin, daß sie den Nationen, mit welchen sie Handel trieben, Credit gaben, sich dieselben auf diese Weise für beträchtliche Summen zu ihren Schuldnern und gewissermaßen zu ihrer Commandite machten. Ein solches Verfahren hatten sie in Rußland und Portugal beobachtet. In diesen beiden Staaten waren sie Besitzer von einem Theile des in Umlauf befindlichen Capitals geworden. Indem sie nun Credit gaben, beförderten sie den Absatz ihrer Erzeugnisse und erlangten außerdem ein Uebergewicht, wie es der Gläubiger über den Schuldner zu haben pflegt. Daß es dem russischen Handelsstande unmöglich war sie zu entbehren, und zwar so unmöglich daß die Kaiser keine freie Wahl mehr zwischen Krieg und Frieden treffen konnten, ohne sich Dolchstichen auszusetzen, bewies hinlänglich, wie gefährlich ein solches Uebergewicht war.

Die vorgeschlagene Combination, wodurch der englische Handel in gewisse Grenzen eingeschlossen werden sollte, bot bei der Ausführung zum Unglück so große Schwierigkeiten dar, daß man sie nicht wohl annehmen konnte. Indessen beschäftigte sie doch einstweilen die Phantasie und ließ noch eine gewisse Hoffnung zur Verständigung übrig. Diese Unverträglichkeit der Handelsinteressen war jedoch nicht hinreichend, den Krieg zwischen beiden Völkern zu entzünden, wenn sie sich über ihre politischen Absichten vereinigen konnten und vor allen Dingen, wenn es dem Ministerium Addington gelang sich gegen das Ministerium Pitt zu behaupten.

Addington betrachtete sich als den Urheber des Friedens; er wußte, daß er diesen Vorzug vor Pitt hatte und wollte ihn behaupten. In einer langen Unterredung mit Otto hatte er die einsichtsvollsten und freundschaftlichsten Worte gesprochen. „Ein Handelsvertrag," hatte er gesagt, „würde die sicherste und dauerhafteste Garantie des Friedens sein. Bis man sich in dieser Beziehung verständigt, muß der erste Consul in einigen Punkten Rücksicht nehmen, um das

englische Publicum in einer guten Stimmung gegen Frankreich zu erhalten. Sie haben wirklich von Italien Besitz genommen, indem Sie Piemont mit Ihrem Gebiet vereinigten und dem ersten Consul die Präsidentschaft der italiänischen Republik übertrugen; auch die Schweiz halten Ihre Truppen besetzt und die deutschen Angelegenheiten reguliren Sie als Schiedsrichter. Ueber alle diese Erweiterungen der französischen Macht sagen wir nichts und überlassen Ihnen den Continent. Es giebt aber einige Länder, worüber das englische Volk nicht so leicht eine solche Bestimmung treffen lassen möchte, nämlich Holland und die Türkei. Sie sind Herren von Holland; dies ist eine natürliche Folge der Lage Ihres Landes am Rhein. Machen Sie aber die wirkliche Herrschaft, welche Sie jetzt über dieses Land ausüben, durch nichts auffälliger. Wenn Sie z. B. dort thun wollten was Sie bereits in Italien gethan haben, indem Sie dem ersten Consul die Präsidentschaft dieser Republik zu verschaffen suchten, so würde der englische Handelsstand darin ein Bestreben erblicken, Holland mit Frankreich zu vereinigen, und dadurch in die lebhafteste Besorgniß gerathen. Was die Türkei betrifft, so würde jede neue Manifestation der Gedanken, welche der Expedition nach Aegypten vorausgingen, in England eine plötzliche und allgemeine Aufwallung erzeugen. Verwickeln Sie uns also ja nicht in eine neue derartige Verlegenheit; treffen wir über unsre Handelsangelegenheiten irgend eine Uebereinkunft; lassen Sie uns die Garantie der Mächte für den Malteserorden aussprechen, damit wir die Insel räumen können. So werden Sie sehen, wie sich der Friede befestigt und die letzten Spuren eines feindseligen Sinnes verschwinden *)".

Diese Worte gingen Addington von Herzen, und dies bewies er übrigens dadurch, daß er sich ungemeine Mühe gab, für den neuen Zustand der Dinge, wie er durch den Vertrag von Amiens auf Malta hergestellt war, die Garantie der Mächte zu erlangen. Zum Unglück hatte Talleyrand aus einer Nachlässigkeit, wie er sie sich zuweilen in den bedeutendsten Angelegenheiten zu Schulden kommen ließ, außer Acht gelassen, unserm Agenten Instructionen über diesen Gegenstand zu geben; er ließ also die englischen Agenten allein um eine Garantie nachsuchen, welche die vorgängige Bedingung der Räumung Malta's war. Daraus entstanden unangenehme Weiterungen und später bedauerliche Folgen. Addington meinte es also aufrichtig mit dem Wunsche, den Frieden zu erhalten. Sowie er nicht durch Pitt's Uebergewicht gestürzt wurde, konnte man auf dessen Erhaltung rechnen. Obwohl aber Pitt nicht im Cabinet saß, so war er doch mächtiger als je. Während Dundas, Windham und Grenville die Londoner Präliminarien

---

*) Diese Worte sind genau der Inhalt mehrerer Unterredungen, welche Otto in seinen Depeschen berichtete.

und den Vertrag von Amiens öffentlich angegriffen hatten, war er im Hintergrunde stehen geblieben, hatte das Gehässige dieser offenbaren Aufforderungen zum Kriege auf seine Freunde fallen lassen, indem er von ihrer Heftigkeit Nutzen zog, ein imponirendes Stillschweigen beobachtete, sich fortwährend die Sympathie der alten Majorität erhielt, von welcher er 18 Jahre hindurch am Ruder erhalten worden war, und dieselbe Addington so lange überließ, bis er glaubte daß der Augenblick gekommen sei, sie ihm zu entziehen. Ueberdies erlaubte er sich keine Handlung, die einer Feindseligkeit gegen das Ministerium ähnlich gesehen hätte. Er nannte Addington stets seinen Freund; man wußte aber, daß er nur einen Wink zu geben brauchte, um das Parlament umzukehren; der König haßte ihn und wünschte seine Entfernung, aber die englischen Großhändler waren ihm zugethan und setzten ihr Vertrauen nur auf ihn. Seine Freunde, die weniger vorsichtig waren als er, führten einen offenen Kampf gegen Addington und man hielt sie für die Organe seiner wahren Gedanken. Mit dieser torystischen Opposition vereinigte sich, ohne sich jedoch mit ihr einzuverstehen und indem sie sogar gegen dieselbe ankämpfte, die alte whigistische Opposition von Fox und Sheridan. Diese hatte beständig den Frieden verlangt. Sobald man ihr denselben aber gewährt hatte, gab sie sich dem gewöhnlichen Hange des menschlichen Herzens hin, welches stets geneigt ist, was es besitzt, weniger zu lieben. Sie schien den so sehr gepriesenen Frieden nicht mehr zu würdigen und ließ Pitt's exaltirte Freunde reden, wenn sie gegen Frankreich declamirten. Uebrigens schien die französische Revolution unter der neuen und weniger liberalen Form, die sie angenommen hatte, die whigistischen Sympathien zum Theil verloren zu haben. Demnach hatte Addington zweierlei Gegner, nämlich die torystische Opposition der Freunde Pitt's, welche sich unablässig über den Frieden beschwerte, und die whigistische Opposition, welche anfing denselben etwas weniger gern zu sehen. Wenn dieses Ministerium gestürzt wurde, so war Pitt der einzig mögliche Minister und mit ihm schien der Krieg unvermeidlich zurückzukehren zu müssen, und zwar ein erbitterter Krieg, welcher nur mit dem Untergange der einen von beiden Nationen beendigt werden konnte. Zum Unglück hatte einer von jenen Mißgriffen, wie ihn die Ungeduld der Opposition nur zu oft begeht, Pitt einen unerhörten Triumph bereitet. Obgleich die whigistische Opposition das Ministerium Addington bereits in Gemeinschaft wenn auch nicht in Uebereinstimmung mit Pitt's überspannten Freunden bekämpfte, so hegte sie doch noch einen unversöhnlichen Haß gegen diesen Letztern. Burdett brachte eine Motion ein, wodurch er eine Untersuchung hervorzurufen bezweckte, in welchem Zustande Pitt nach seiner langen Verwaltung England gelassen habe. Eifrig erhoben sich hierauf die Freunde dieses Ministers und stellten den Gegenantrag, man möge den König um ein Zeichen der

Nationaldankbarkeit für diesen großen Staatsmann ersuchen, welcher Englands Constitution gerettet und dessen Macht verdoppelt habe. Sie wollten augenblicklich zur Abstimmung schreiten. Da traten die Opponenten zurück und verlangten einige Tage Aufschub. Mit einer Art von Geringschätzung ließ Pitt ihnen denselben bewilligen. Aber nach Ablauf der paar Tage ward die Motion wieder aufgenommen. Diesmal blieb Pitt weg und in seiner Abwesenheit wurde nach einer überaus heftigen Discussion Burdett's Antrag mit einer ungeheuern Majorität verworfen und statt dessen ein Beschluß gefaßt, welcher den schönsten Ausdruck von Nationaldankbarkeit für den ausgetretenen Minister enthielt. Vor diesen Kämpfen verschwand das Ministerium Addington beinahe völlig, Pitt wurde durch den Haß seiner Feinde nur um so größer und seine Rückkehr zur Leitung der Staatsgeschäfte zu einem die Ruhe der Welt bedrohenden möglichen Falle. Indessen kannte man seine Absichten nicht so wohl als man sie voraussetzte, indem er kein Wort von sich gab das man auf Krieg oder Frieden hätte deuten können.

Wenn die englischen Journale auch nicht den heftigen Ton wie früher anstimmten, so zeigten sie sich doch weniger wohlwollend für den ersten Consul und begannen von neuem gegen Frankreichs Umsichgreifen zu declamiren. So gehässig waren sie jedoch in ihrer Heftigkeit noch nicht als sie es später wurden. Diese Rolle, mit Schmerzen muß man es sagen, war französischen Emigranten vorbehalten, welche der Friede aller Hoffnungen beraubte und welche durch Schmähungen gegen den ersten Consul und gegen ihr Vaterland eine wüthende Zwietracht zwischen zwei nur zu leicht aufzuregenden Nationen zu stiften suchten. Ein Pamphletschreiber, Namens Peltier, in Dienste der Prinzen von Bourbon, schrieb gegen den ersten Consul, gegen dessen Gemahlin, Brüder und Schwestern abscheuliche Flugblätter, worin ihnen alle Laster angedichtet waren. Von den Engländern wurden diese Pamphlete mit der Verachtung aufgenommen, die eine freie und an die Zügellosigkeit der Presse gewöhnte Nation bei deren Frechheiten zu empfinden pflegt, in Paris aber machten sie einen ganz andern Eindruck. Sie erbitterten den ersten Consul. So hatte denn ein gemeiner Schriftsteller, das Werkzeug der niedrigsten Leidenschaften, die Macht den größten Mann in seinem Ruhme anzutasten, gleich den Insecten welche die Natur darauf angewiesen hat die edelsten Thiere der Schöpfung zu quälen. Glücklich ist das Land, welches längst an die Freiheit gewöhnt ist! Da fehlt es den feigen Agenten der Verleumdung an Mitteln zu schaden; sie sind dort so bekannt und werden so allgemein verachtet, daß sie nicht mehr im Stande sind die Ruhe großer Seelen zu stören.

Zu diesen Schmähungen kamen noch die Intriguen des berüchtigten Georges

sowie der Bischöfe von Arras und St. Pol de Leon, welche an der Spitze der Bischöfe standen, die ihre Aemter nicht niedergelegt hatten. Die Polizei hatte Emissäre von ihnen aufgegriffen, welche Flugschriften derselben in die Vendée brachten und dort den kaum erloschenen Haß wieder anzufachen strebten. Diese Ursachen, so verächtlich sie auch sein mochten, erzeugten doch ein wahrhaftes Mißbehagen und führten das französische Cabinet zuletzt auf eine Forderung, worüber das englische Cabinet in Verlegenheit gerieth. Der erste Consul war allzu empfindlich für Angriffe, welche doch mehr Verachtung als Zorn verdienten, und verlangte daß Peltier und Georges nebst den Bischöfen von Arras und St. Pol kraft der Alien-Bill aus England vertrieben würden. Addington, welcher Gegner vor sich hatte, die ihm die geringste Nachgiebigkeit gegen Frankreich zum Vorwurf zu machen bereit waren, schlug zwar nicht geradezu ab was man von ihm begehrte und wozu ihn die englischen Gesetze ermächtigten, aber er suchte zu temporisiren und wies auf die Nothwendigkeit hin die öffentliche Meinung zu schonen, die in England sehr empfindlich sei und für den Augenblick unter dem Einflusse der heftig declamirenden Parteien der Verirrung sehr bloß liege. Der erste Consul, welcher gewohnt war die Parteien zu verachten, hatte keinen rechten Begriff von diesen Gründen und beklagte sich mit einem fast beleidigenden Stolz über die Schwäche des Ministeriums Addington. Dennoch blieb das Verhältniß zwischen beiden Cabinetten immer noch wohlwollend. Beide suchten den Wiederausbruch eines kaum beendigten Kriegs zu verhindern. Hieran knüpfte Addington seine Ehre und seine Existenz, während der erste Consul in der Fortdauer des Friedens die Gelegenheit zu einem für ihn neuen Ruhme und zur Ausführung der herrlichsten Plane für das öffentliche Gedeihen erblickte.

Spanien begann nach seinem langen Elend wieder aufzuathmen. Wie früher waren die Galionen noch die einzigen Hülfsquellen seiner Regierung. Eine bedeutende Menge Piaster, welche in den General-Statthalterschaften Mexico und Peru wie vergraben gelegen hatten, wurden jetzt nach Europa geschafft. Schon waren deren für ungefähr **300** Millionen Francs angelangt. Wäre Spaniens Geschick nicht von einem unfähigen und sorglosen Günstlinge geleitet worden, so hätte es seinem Credite wieder aufhelfen, seine Seemacht wiederherstellen und sich in den Stand setzen können auf ruhmvollere Weise in den Kriegen zu figuriren, welche der Welt noch drohten. Aber jene aus Amerika anlangenden Reichthümer an Metallen wurden von ungeschickten Händen vergeudet und keineswegs zu den edeln Zwecken verwendet, denen man sie hätte widmen sollen. Der geringste Theil diente dazu den Credit des Pagiergeldes aufrecht zu erhalten, der bedeutendste aber dazu die Ausgaben des Hofs zu bestreiten. Nichts oder so gut wie nichts kam an die Arsenale von Ferrol, Cadix und Carthagena. Spanien wußte nichts

Andres zu thun als sich über das Bündniß mit Frankreich zu beklagen und ihm den Verlust von Trinidad beizumessen, als ob es für die trübselige Rolle, die es der Friedensfürst sowohl im Kriege als bei den Unterhandlungen hatte spielen lassen, Frankreich hätte verantwortlich machen dürfen. Ein Bündniß ist nur dann vortheilhaft, wenn man seinen Bundesgenossen eine wirkliche Macht zuführt, worauf sie Werth legen und Rücksicht zu nehmen verpflichtet sind. Indessen vermochte Spanien, welches durch sein eignes augenscheinliches Interesse zum Seekriege getrieben wurde und mit Frankreich gemeinschaftliche Sache machte, den kaum begonnenen Krieg nicht mehr auszuhalten, belästigte seine Bundesgenossen fast eben so sehr als es sie unterstützte und schleppte sich, stets mit sich und Andern unzufrieden, hinter ihnen her. Auf diese Art war es nach und nach aus einem vertraulichen in ein feindseliges Verhältniß zu Frankreich gerathen. Die nach Portugal gesandte französische Division war bekanntlich nichtswürdig behandelt worden, und es hatte einer donnernden Drohung des ersten Consuls bedurft um einem so unsinnigen Benehmen Einhalt zu thun. Von dieser Zeit an hatte sich das gegenseitige Verhältniß etwas gebessert. Es bestanden zwischen den beiden Mächten außer den allgemeinen Interessen, welche ihnen seit einem Jahrhundert gemeinsam gewesen waren, auch noch Interessen des Augenblicks, welche dem spanischen Königspaare sehr am Herzen lagen und es dem ersten Consul näher zu bringen geeignet waren. Wir meinen die Schöpfung des Königreichs Hetrurien.

Der Madrider Hof beschwerte sich über den hochfahrenden Ton, welchen der General Clarke annahm, der als französischer Gesandter in Florenz fungirte. Der erste Consul hatte auf diese Beschwerden Rücksicht genommen und den General Clarke angewiesen den zur Herrschaft berufenen jungen Infanten nicht so häufig und auf eine sanftere Weise seinen guten Rath zu ertheilen. Aus Rücksicht für den spanischen Hof hatte er den alten Herzog von Parma, den Bruder der Königin Louise, im vollen Besitz seines Landes abscheiden lassen. Aber nach dem Tode dieses Fürsten fiel sein Herzogthum laut dem Vertrage, wodurch das Königreich Hetrurien errichtet wurde, an Frankreich. Karl IV. und seine königliche Gemahlin wünschten sehnlichst es ihren Kindern zu verschaffen, denn durch diesen Zuwachs an Land und Leuten wäre das Königreich Hetrurien zum zweiten Staate Italiens geworden. Zwar weigerte sich der erste Consul nicht geradezu die Wünsche der königlich spanischen Familie zu erfüllen, allein er verlangte Zeit, um nicht durch eine abermalige eigenmächtige Haltung das Mißtrauen der großen Höfe zu erregen. Indem er dieses Herzogthum vorläufig an sich behielt, ließ er den Cabinetten, welche der alten piemontesischen Dynastie günstig waren, die Hoffnung auf eine Entschädigung für diese unglückliche Dynastie, ließ er dem Papste einige Aussicht auf die Verbesserung seiner gegenwärtigen Lage,

welche seit dem Verlust der Legationen peinlich war, ließ er endlich die italiänischen Angelegenheiten, welche seit einigen Jahren die Augen Europa's so oft auf sich gezogen hatten, vor der Hand ruhen. Obgleich die neuen Verhandlungen über Parma aufgeschoben wurden, so hatten sie doch die Cabinette von Paris und Madrid einander bald wieder näher gebracht. Karl IV. war eben mit seiner Gemahlin und seinem Hofstaate in glänzendem Aufzuge nach Barcelona abgegangen, um eine doppelte Vermählung zu feiern, nämlich die des präsumptiven Erben der spanischen Krone, Ferdinand's VII., mit einer neapolitanischen Prinzessin und die des Erben der Krone von Neapel mit einer spanischen Infantin. Bei dieser Gelegenheit stellte man in Cataloniens Hauptstadt einen außerordentlichen und für die spanischen Finanzen viel zu großen Luxus zur Schau. Von dieser Stadt aus wechselte man mit dem Consular-Hofe die größten Artigkeiten. Karl IV. hatte die doppelte Vermählung seiner Kinder dem ersten Consul so zuvorkommend wie einem befreundeten Souverän angezeigt. Ebenso zuvorkommend und im Tone der größten Herzlichkeit hatte der erste Consul geantwortet. Stets mit ernsten Interessen beschäftigt, war Letzterer willens diesen Augenblick zu benutzen, um den Handel zwischen beiden Ländern zu heben. Wohl vermochte er nicht die Einfuhr unsrer Baumwollenwaaren auszuwirken, weil Karl's IV. Regierung die in Catalonien aufblühende Industrie zu schonen wünschte, aber es gelang ihm doch die Vortheile wieder zu erlangen, welche die meisten unsrer Producte ehedem auf der Halbinsel genossen. Sein besondres Augenmerk hatte er auf einen in seinen Augen sehr wichtigen Gegenstand gerichtet, nämlich auf die Einführung der trefflichen spanischen Schafracen in Frankreich. Schon früher hatte der Nationalconvent den glücklichen Gedanken gehabt dem Vertrage von Basel einen geheimen Artikel anzuhängen, worin Spanien sich verpflichtete fünf Jahre lang alljährlich die Ausführung von 1000 Mutterschafen und 100 Widdern von der Merinorace sowie 50 Hengste und 150 Stuten aus Andalusien zu gestatten. Bei den damaligen Unruhen hatte man aber nicht daran gedacht auch nur ein einziges Schaf oder Pferd zu kaufen. Jetzt hatte der Minister des Innern auf Befehl des ersten Consuls Agenten mit dem Auftrage in die Halbinsel geschickt, in einem Jahre auszuführen was in fünf Jahren hätte geschehen sollen. Die spanische Staatsverwaltung, welche gern für immer im ausschließlichen Besitz dieser schönen Thiergattungen bleiben wollte, weigerte sich hartnäckig, zu thun was man von ihm begehrte, und führte als Entschuldigungsgrund die große Sterblichkeit in den zunächst verflossenen Jahren an. Da man jedoch in Spanien 7 Millionen Merinoschafe zählte, so konnte es nicht schwer halten 5—6000 solche Thiere ausfindig zu machen. Nach einem ziemlich lebhaften Widerstande fügte sich die spanische Regierung den Wünschen des ersten Consuls, wenn sie deren

Erfüllung auch noch etwas verzögerte. Auf diese Art waren die Verhältnisse zwischen den beiden Höfen wieder ganz freundschaftlich geworden. Der General Beurnonville, vor kurzem noch Gesandter in Berlin, hatte jetzt diese Residenz verlassen, um sich nach Madrid zu begeben. Er war zu den Familienfesten geladen, die in Barcelona gegeben wurden.

Eine ganz besondre Sorgfalt widmete der erste Consul der Sicherung der Schifffahrt auf dem Mittelmeere. Der Dey von Algier hatte sich beigehen lassen, Frankreich wie die christlichen Mächte zweiten Ranges zu behandeln. Zwei französische Fahrzeuge waren auf ihrer Fahrt angehalten und nach Algier geführt worden. Auch hatte sich einer unsrer Officiere auf der Rhede vor Tunis durch einen algierischen Officier belästigt gesehen. Ferner ward die Mannschaft eines an der afrikanischen Küste gescheiterten Schiffes von den Arabern gefangen gehalten. Dann hatte die Corallenfischerei aufhören müssen. Endlich war ein neapolitanisches Fahrzeug in den Gewässern der hyerischen Inseln von afrikanischen Corsaren gekapert worden. Zur Rede gestellt über diese verschiedenen Punkte, wagte es die algierische Regierung, von Frankreich, wenn es ihm Gerechtigkeit solle widerfahren lassen, einen ähnlichen Tribut zu verlangen wie von Spanien und den italiänischen Mächten. Dies empörte den ersten Consul. Er ließ augenblicklich einen Officier seines Palastes, den Adjutanten Hullin, mit einem Schreiben an den Dey abgehen. In diesem Schreiben rief er dem Dey in's Gedächtniß zurück, daß er die Herrschaft der Mamelucken vernichtet habe, kündigte er ihm die Absendung eines Geschwaders und einer Armee an und bedrohte er ihn mit Eroberung der ganzen afrikanischen Küste, wenn er nicht auf der Stelle die gefangen gehaltenen Franzosen und Italiäner sowie die gekaperten Fahrzeuge freigebe und nicht ein ausdrückliches Versprechen leiste in Zukunft die Flaggen Frankreichs und Italiens zu achten. „Es ist in Gottes Rath beschlossen," hieß es u. a., „daß alle die, welche sich gegen mich ungerecht beweisen, ihre Strafe leiden müssen. Ich werde Ihre Stadt nebst Ihrem Hafen vernichten und mich Ihrer Küsten bemächtigen, wenn Sie Frankreich, dessen Oberhaupt ich bin, und Italien, wo ich gebiete, nicht achten wollen." Was der erste Consul sagte, gedachte er auch wirklich auszuführen, denn er hatte bereits die Bemerkung gemacht, daß das nördliche Afrika sehr fruchtbar sei und mit Vortheil von europäischen Händen angebaut werden könne, statt Seeräubern zum Schlupfwinkel zu dienen. Drei Linienschiffe stachen zu Toulon in See, zwei machten sich zum Auslaufen fertig und fünf erhielten Befehl aus dem Atlantischen Ocean in's Mittelmeer zu segeln. Doch waren alle diese Maßregeln unnöthig. Der Dey erfuhr bald mit welcher Macht er es zu thun hatte; er demüthigte sich vor dem Ueberwinder Aegyptens, lieferte alle seine christlichen Gefangenen aus sowie auch die weggenommenen nea-

politanischen und französischen Schiffe, verurtheilte die Agenten, gegen welche wir Beschwerden hatten, zum Tode und schenkte ihnen das Leben nur auf ein vom französischen Gesandten überreichtes Begnadigungsgesuch. Auch die Corallenfischerei stellte er wieder her und versprach eine gleiche und unbedingte Achtung für die Flaggen Frankreichs und Italiens.

In Italien war alles ruhig. Die neugeschaffene italiänische Republik begann sich unter der Leitung des Präsidenten zu organisiren, welchen sie sich erkoren hatte und welcher durch sein mächtiges Ansehen die Wirren entfernt hielt, denen ein neuer republikanischer Staat immer ausgesetzt ist. Der erste Consul war endlich mit sich einig geworden, Piemont und die Insel Elba officiell mit Frankreich zu vereinigen. Die Insel Elba, vom hetrurischen König gegen das Fürstenthum Piombino eingetauscht, welches der Hof von Neapel abgetreten hatte, war kaum von den Engländern geräumt, als sie auch gleich für einen Bestandtheil des französischen Gebiets erklärt wurde. Die Einverleibung Piemonts war seit beinahe zwei Jahren thatsächlich vollendet, von England während der Unterhandlungen zu Amiens mit Stillschweigen übergangen und selbst von Rußland zugestanden, welches sich damit begnügte nur noch irgend eine Entschädigung für das Haus Sardinien zu verlangen. Diese Einverleibung ward von allen Höfen als eine unvermeidliche Nothwendigkeit ertragen; Preußen und Oestreich waren bereit sie durch ihre Beistimmung zu bekräftigen, wofern man ihnen verspräche sie bei der Vertheilung der geistlichen Staaten gut zu bedenken. Die Vereinigung Piemonts mit Frankreich, welche durch einen organischen Senatsbeschluß vom 24. Fructidor des Jahres X (vom 11. Sept. 1802) officiell ausgesprochen wurde, setzte demnach niemanden in Erstaunen und bildete durchaus kein bedeutendes Ereigniß. Uebrigens ließ die Thronerledigung im Herzogthum Parma allen in Italien verletzten Interessen noch einige Hoffnung. Das schöne piemontesische Land wurde in folgende sechs Departements getheilt: Po, Doire, Marengo, Sesia, Stura und Tanaro. Es sollte die gesetzgebende Versammlung mit 17 Abgeordneten beschicken. Turin ward für eine der Hauptstädte der Republik erklärt. Dies war der erste Schritt, welchen Napoleon über die sogenannten natürlichen Grenzen Frankreichs hinaus that, indem diese vom Rhein, den Alpen und den Pyrenäen gebildet werden. In den Augen der europäischen Cabinette ist eine Vergrößerung, wenigstens wenn man nach ihrem gewöhnlichen Verfahren urtheilt, eigentlich niemals ein Fehler; und doch giebt es Vergrößerungen, die wirkliche Fehler sind, wie sich im Verlauf dieser Geschichte zeigen wird. Als solche muß man sie betrachten, wenn sie die Grenze überschreiten, die leicht vertheidigt werden kann, und wenn sie zu achtende und widerstrebende Nationalitäten verletzen. Indessen, dies muß man zugestehen, war unter allen den außerordentlichen Erwer-

bungen, welche Frankreich in diesem Vierteljahrhundert machte, an der von Piemont am wenigsten auszusetzen. Wäre es möglich gewesen Italien sofort zu constituiren, so hätte man nicht besser thun können als das ganze Land zu einem einzigen Nationalkörper zu vereinigen; aber wie mächtig der erste Consul damals auch sein mochte, noch war er nicht genug Herr über Europa, um sich eine solche Schöpfung zu erlauben. Einen Theil Italiens hatte er Oestreich überlassen müssen, welches den ehemaligen venetianischen Staat bis an die Etsch besaß; einen andern Theil war er an Spanien zu geben genöthigt gewesen, welches für seine beiden Infanten die Errichtung des Königreichs Hetrurien verlangt hatte. Im Interesse der Religion hatte er den Papst und in dem des allgemeinen Friedens die neapolitanischen Bourbons verschonen müssen. Es war demnach für den Augenblick unmöglich Italien definitiv und vollständig zu organisiren. Was der erste Consul für Italien thun konnte, war die Gewährung eines Uebergangszustandes, der besser als sein vergangener Zustand und seinen künftigen vorzubereiten geeignet wäre. Indem er mitten im Thale des Po eine Republik errichtete, streute er für die ganze Halbinsel den Samen der Freiheit und Unabhängigkeit. Indem er Piemont wegnahm, gründete er sich dort eine feste Basis zur Bekämpfung der Oestreicher. Diesen gab er die dahin berufenen Spanier zu Nebenbuhlern. Indem er den Papst aufrecht erhielt und an sich zu fesseln suchte, indem er die neapolitanischen Bourbons daselbst duldete, verfuhr er schonend mit der alten europäischen Politik, ohne ihr jedoch die Politik Frankreichs zum Opfer zu bringen. Kurz, was er jetzt that, war nur ein Anfang, welcher einen bessern definitiven Zustand für spätere Zeit nicht ausschloß sondern vielmehr vorbereitete.

Das Verhältniß zum römischen Hofe ward alle Tage inniger. Mit großer Gefälligkeit hörte der erste Consul die Klagen an, welche der heilige Vater über Dinge führte die ihm Kummer verursachten. Alles was die Angelegenheiten der Kirche betraf, nahm dieser ehrwürdige Pontifex gar sehr zu Herzen. Der Verlust der Legationen hatte dem päpstlichen Stuhle bedeutende Einnahmen entzogen und die Aufhebung vieler in Frankreich früher erhobenen Gefälle (die auch in Spanien wegzufallen drohten) denselben noch ärmer gemacht. Pius VII. klagte bitterlich darüber, und zwar nicht um seiner selbst willen, indem er wie ein Einsiedler lebte, sondern wegen seines Klerus, den er kaum zu unterhalten vermochte. Wie jedoch in den Augen dieses braven Pontifex die geistlichen Interessen weit über den weltlichen standen, so klagte er auch mit Sanftmuth aber aus kummervoller Brust über die wohlbekannten organischen Artikel. Nachdem der erste Consul die allgemeinen Bedingungen der Wiederaufrichtung der Altäre in einem Vertrage mit Rom unter dem Namen Concordat zusammengefaßt hatte, behielt er bekanntlich alles, was sich auf die gottesdienstliche Polizei bezog, einem Gesetze vor,

welches von ihm nach den Grundsätzen der alten französischen Monarchie abgefaßt wurde. Daß keine Bulle oder sonstige Schrift ohne die Erlaubniß der Staatsgewalt veröffentlicht werden sollte; daß es jedem Legaten des päpstlichen Stuhls untersagt war ohne vorgängige Anerkennung seiner Vollmachten von Seiten der französischen Regierung seine Functionen auszuüben; daß dem Staatsrathe die Gerichtsbarkeit in Betreff des Mißbrauchs der Kirchengewalt zustehe, die Errichtung von Priesterseminarien strengen Regeln unterworfen sein und man sich darin zur Erklärung von **1682** bekennen sollte; daß die Ehescheidung in unsre Gesetzgebung eingeführt war; daß die kirchliche Vermählung nicht vor der bürgerlichen stattfinden durfte; daß die Civilstandesregister vollständig und definitiv den Municipalitäten übertragen werden sollten: dies waren lauter Gegenstände worüber der Papst Vorstellungen machte und welche der erste Consul mit anhörte, ohne darauf Rücksicht nehmen zu wollen, denn er meinte diese Dinge wären durch die organischen Artikel weislich und für immer geordnet. Der Papst ließ mit seinen Reclamationen nicht nach, ohne sie eben bis zu einem Bruche treiben zu wollen. Die religiösen Angelegenheiten der italiänischen Republik endlich sowie die Secularisationen in Deutschland, wodurch die Kirche einen Theil des germanischen Bodens verlieren mußte, machten das Maß seines Herzeleides voll, und ohne die Freude, welche er über die Wiederherstellung der katholischen Religion in Frankreich empfand, wäre sein Leben seinem eignen Ausdrucke nach nur ein langes Märtyrerthum gewesen. Uebrigens athmete seine Sprache die innigste Zuneigung zur Person des ersten Consuls.

Dieser ließ mit außerordentlicher Geduld, wie sie sonst gänzlich wider seine Natur war, den heiligen Vater reden was er wollte.

An den Verlust der Legationen und die Verarmung des päpstlichen Stuhls dachte er oft und es kam ihm wohl auch ein das Besitzthum des heiligen Petrus zu erweitern; nur wußte er nicht wie er dies anfangen sollte, da auf einer Seite die italiänische Republik stand, welche nicht nur nicht die Legationen wieder herausgeben sondern vielmehr das Herzogthum Parma noch dazu haben wollte, auf einer andern Seite Spanien, welches nach demselben Herzogthum angelte, und auf einer noch andern die hohen Beschützer des Hauses Sardinien, welche dieses mit ebendemselben schadlos zu halten wünschten. Bis das Gebiet des Papstes vergrößert werden könnte, sollte dieser mit Geld unterstützt werden, und er würde es auch angenommen haben, wenn es die Würde der Kirche gelitten hätte. Da ihm nun Napoleon auf diese Weise nicht hülfreich beispringen konnte, ließ er wenigstens die durch die römischen Staaten marschirenden Truppen sehr sorgfältig besolden und zugleich mit Otranto und dem ganzen südlichen Italien auch Ancona räumen, sowie er von der neapolitanischen Regierung die Räumung

von Ponte-Corvo und Benevent verlangte; in Bezug auf die deutschen Angelegenheiten endlich zeigte er sich geneigt die kirchliche Partei einigermaßen in Schutz zu nehmen, welche von der protestantischen, d. h. von Preußen bis zur Vernichtung geschwächt werden sollte.

Mit solchen Bemühungen, den päpstlichen Stuhl zufrieden zu stellen, verband der erste Consul Handlungen der größten Artigkeit. Er hatte alle in Algier gefangen gehaltenen Unterthanen des Kirchenstaats freigeben lassen und sie dem Papste zugeschickt. Da dieser souveräne Fürst nicht einmal ein Fahrzeug besaß, die afrikanischen Seeräuber von seinen Küsten entfernt zu halten, so hatte der erste Consul im See-Arsenal von Toulon zwei schöne Brigs ausgewählt, sie vollständig armiren und mit Luxus ausschmücken lassen; diesen legte er die Namen St. Peter und St. Paul bei und machte Pius VII. ein Geschenk damit. Auch war er so aufmerksam ihnen eine Corvette bis Cività-Vecchia folgen zu lassen, welche die Mannschaften derselben nach Toulon zurückführen und so dem päpstlichen Schatze jeden Aufwand ersparen sollte. Indessen wünschte der ehrwürdige Pontifex die französischen Seeleute in Rom zu bewillkommnen, zeigte ihnen den ganzen Pomp des katholischen Cultus in der großen St. Peterskirche und entließ sie überhäuft mit bescheidenen Geschenken, wie sie ihm der Zustand seines Vermögens zu machen gestattete.

Durch einen Wunsch des ersten Consuls, der gleich allen seinen Wünschen feurig und rasch war, hatte sich beim päpstlichen Stuhle eine glücklicherweise nur vorübergehende und bald beseitigte Schwierigkeit gezeigt. Er wünschte nämlich, daß die neue französische Kirche ebenso wie die alte ihre Cardinäle haben sollte. Ehedem waren in Frankreich deren 8, 9 und auch wohl gar 10 gewesen. Nun hätte der erste Consul gewünscht eben so viele Cardinalshüte zur Verfügung zu haben, und sogar noch mehr wenn sie zu erlangen wären, denn so hatte er ein treffliches Mittel in Händen auf den französischen Klerus zu influiren, welcher begierig nach diesen hohen Würden strebte, sowie ein noch wünschenswertheres Mittel zum Einfluß auf das Cardinalscollegium, dem die Papstwahl und die Regulirung der wichtigsten Kirchenangelegenheiten zusteht. Im Jahre 1789 zählte Frankreich folgende fünf Cardinäle: Bernis, La Rochefoucauld, Loménie, Rohan und Montmorency. Die drei ersten (Bernis, La Rochefoucauld und Loménie) waren todt. Rohan war nicht mehr Franzos, da sein Erzbisthum jetzt zu Deutschland gehörte. Montmorency war einer von denen, welche dem päpstlichen Stuhle die Amtsentsagung verweigert hatten. Der Cardinal Maury, erst nach 1789 ernannt, war ein Emigrant und wurde damals als Feind betrachtet. In Belgien und Savoyen waren deren zwei, nämlich der Cardinal Frankemberg, früher Erzbischof von Mecheln, und der gelehrte

Gerdil. Der ehemalige Erzbischof von Mecheln war fern von seinem Erzbisthum und gedachte auch nicht wieder dahin zurückzukehren. In seine theologischen Studien vertieft hatte der Cardinal Gerdil stets in Rom gelebt und gehörte gar keinem Lande an. Keiner von beiden konnte als Franzos betrachtet werden. Der erste Consul wünschte, daß man Frankreich ohne weitern Verzug sieben Cardinäle gewährte. Dies war weit mehr als der Papst für den Augenblick bewilligen konnte. Wohl waren mehrere Cardinalshüte zu vergeben, indessen nahte die Ernennung von Seiten der Kronen, und darauf mußte Rücksicht genommen werden. Die Ernennung von Seiten der Kronen war ein fast zum Gesetz gewordenes altes Herkommen, kraft dessen der Papst sechs katholische Mächte autorisirte ihm einen Mann vorzuschlagen, welchem er dann auf ihre Empfehlung den Cardinalshut verlieh. Diese Mächte waren Oestreich, Polen, die Republik Venedig, Frankreich, Spanien und Portugal. Zwei davon existirten nicht mehr, nämlich Polen und Venedig; vier davon mit Einschluß von Frankreich waren jedoch noch vorhanden, und es gab nicht genug vacante Cardinalshüte, weder um diesen Mächten noch um den Wünschen des ersten Consuls zu genügen. Diesen Grund machte der Papst geltend um abzulehnen was man ihm zumuthete. Da aber der erste Consul dachte es stäke hinter der Ablehnung seiner Wünsche neben der wirklich vorhandenen Schwierigkeit wegen einer zu geringen Anzahl der zu vergebenden Cardinalshüte auch noch die Besorgniß eine allzu große Nachgiebigkeit gegen Frankreich zu zeigen, so brauf'te er heftig auf und erklärte, wenn man ihm die verlangteu Cardinalshüte verweigere, so werde er sie zu entbehren wissen, aber dann wollte er auch nicht einen einzigen, indem er nie dulden werde, daß die französische Kirche, wenn sie einmal Cardinäle habe, deren weniger besitze als die übrigen Kirchen der Christenheit. Der Papst wollte es nicht gern mit dem ersten Consul verderben, knüpfte Unterhandlungen an und willigte endlich ein ihm fünf Cardinäle zu gewähren. Da es jedoch an Cardinalshüten fehlte, um dieser außerordentlichen Ernennung so wie der von Seiten der Kronen zu genügen, so bat man die Höfe von Oestreich, Spanien und Portugal in eine Vertagung ihrer gerechten Ansprüche zu willigen. Alle drei waren so artig dies mit großer Zuvorkommenheit zu thun. Man machte sich's damals zum Vergnügen freiwillig Wünsche zu erfüllen, die bald als Befehle befolgt werden mußten.

Der erste Consul hatte nichts dawider Bayanne mit dem Cardinalshut zu bekleiden, welcher seit langer Zeit Auditeur der Rota für Frankreich und Decan dieses Tribunals gewesen war. Hierauf schlug er dem Papste zunächst den Erzbischof von Paris Belloy vor, dann den Erzbischof von Lyon Fesch, seinen Oheim, sowie den Bruder des zweiten Consuls Cambacérès, Erzbischof von Rouen, und endlich Boisgelin, Erzbischof von Tours. Gern hätte er diesen

fünf Wahlen noch eine sechste hinzugefügt, nämlich die des Abbé Bernier, Bischofs von Orléans, welcher die Vendée beruhigt und bei der Unterhandlung über das Concordat eine Hauptrolle gespielt hatte. Indessen beklemmte den ersten Consul der Gedanke, an einer so glänzenden Beförderung einen Mann theilnehmen zu lassen, welcher sich im Bürgerkriege so bemerklich gemacht hatte. Er theilte sich dem ersten Consul mit und bat ihn gleich jetzt die Bestimmung zu treffen, daß der erste vacante Cardinalshut dem Abbé Bernier ertheilt würde, daß aber der römische Hof diesen Entschluß (seinem eignen Ausdrucke gemäß) in petto behalten und dem Abbé Bernier den Grund dieses Aufschubs schriftlich mittheilen sollte. Dies geschah auch zum großen Leidwesen dieses Prälaten, dem seine Dienste noch wenig Lohn eingetragen hatten. Wohl kannte der Abbé Bernier den guten Willen des ersten Consuls in Bezug auf ihn, aber es that ihm doch unendlich weh, daß man sich scheute ihn öffentlich anzuerkennen. Dies war eine gerechte Strafe für seine Theilnahme am Bürgerkriege, welche übrigens auf einen Mann fiel der mehr als ein andrer die Nachsicht der Regierung und des Landes verdiente.

Der Papst schickte das Barett an die neuerdings erwählten Cardinäle durch einen Fürsten Doria. Von diesem Zeitpunkte an gehörte die französische Kirche, die so reichlich mit dem römischen Purpur bekleidet war, zu den begünstigtsten und glänzendsten Kirchen der Christenheit.

Jetzt war noch übrig in Uebereinstimmung mit dem Papste die italiänische Kirche zu organisiren. Der erste Consul verlangte für die italiänische Republik ein Concordat. Aber in dieser Sache war mit dem Papste nichts anzufangen. Zur italiänischen Republik gehörten auch die Legationen, deren Aufgebung er seiner Ansicht zufolge anerkannt hätte, wenn er mit der Republik, wozu sie gehörten, in Unterhandlung getreten wäre. Man einigte sich das Concordat durch eine Reihe von Breven zu ersetzen, wodurch jede Angelegenheit speciell regulirt werden sollte. In Bezug auf die definitive Constitution des Malteserordens endlich verließ sich Pius VII. ganz auf die Rathschläge des ersten Consuls. Die Prioreien in den verschiedenen Theilen Europa's waren wegen der Wahl eines neuen Großmeisters zusammengetreten und diesmal, um diese Wahl zu erleichtern, übereingekommen sie dem Papste zu überlassen. Auf den Rath des ersten Consuls, welcher den Orden so bald als möglich organisirt zu sehen wünschte, um ihm nächstens die Insel Malta zu überweisen, wählte der Papst einen Italiäner, nämlich den Bailli Ruspoli, einen römischen Fürsten aus vornehmer Familie. Dem ersten Consul war ein Römer lieber als ein Deutscher oder Neapolitaner. Der Erwählte, ein besonnener und aufgeklärter Mann, war übrigens der Ehre würdig die man ihm zu Theil werden ließ. Nur war es ni

sehr wahrscheinlich daß er sie annehmen würde. Man meldete es ihm eiligst nach England, wohin er sich schon früher zurückgezogen hatte.

Die französischen Truppen hatten Ancona und den Meerbusen von Tarent geräumt. Sie waren in die italiänische Republik zurückgekehrt, welche sie besetzt halten sollten, bis sie selbst mit einer Armee versehen wäre. Sie arbeiteten mit an den Straßen über die Alpen und an den Festungswerken von Alessandria, Mantua, Legnago, Verona und Peschiera. Sechstausend Mann sollten bis zur Ankunft eines spanischen Corps Hetrurien bewachen. Demnach waren in Bezug auf Italien von Seiten Frankreichs alle Bedingungen des Vertrags von Amiens erfüllt.

Während sich die Gemüther in den meisten europäischen Staaten unter dem wohlthätigen Einfluß des Friedens zu beruhigen anfingen, waren sie in der Schweiz noch weit davon entfernt. Dieses Gebirgsvolk war das letzte welches sich noch in Aufregung befand, und seine Aufregung war heftig. Man hätte meinen sollen, die vom General Bonaparte aus Frankreich und Italien verjagte Zwietracht habe sich in die unzugänglichen Schlupfwinkel der Alpen geflüchtet. Unter den Namen der Unitarier und Oligarchen lagen dort einander zwei Parteien in den Haaren, nämlich die der Revolution und die der alten Regierung. Diese beiden Parteien, die einander an Stärke so ziemlich gleich waren, kamen doch nie in's Gleichgewicht, sondern schwankten leider beständig hin und her. Anderthalb Jahre lang hatten sie sich wechselsweise der Gewalt bemächtigt und sie nicht mit Verstand, Gerechtigkeit und Menschlichkeit ausgeübt. Hier ist der Ort den Ursprung dieser Parteien und deren Benehmen seit dem Beginn der helvetischen Revolution kürzlich zu erwähnen.

Vor 1789 bestand die Schweiz aus dreizehn Cantons, nämlich aus den sechs demokratischen Schwytz, Uri, Unterwalden, Zug, Glarus und Appenzell, und aus den sieben oligarchischen Bern, Solothurn, Zürich, Luzern, Freiburg, Basel und Schaffhausen. Der Canton Neufchâtel war ein von Preußen abhängiges Fürstenthum. Graubünden, Wallis und Genf bildeten drei Republiken für sich, die mit der Schweiz verbündet waren und wovon jede unter einer besondern und unabhängigen Regierung lebte; der erste (Graubünden) neigte sich wegen seiner geographischen Lage mehr gegen Oestreich und die beiden andern (Wallis und Genf) aus demselben Grunde mehr gegen Frankreich.

Die französische Republik brachte zuerst eine Veränderung in diesen Zustand der Dinge. Um sich für den Krieg zu entschädigen, bemächtigte sie sich des Landes Biel sowie des vormaligen Fürstenthums Pruntrut, fügte noch einen Theil des alten Bisthums Basel bei und bildete daraus das Departement des Mont-Terrible. Auch nahm sie Genf weg, woraus sie das Departement Léman

machte, die Schweiz entschädigte sie dadurch daß sie Graubünden und Wallis damit vereinigte, jedoch behielt sie sich durch Wallis eine Militärstraße vor, die von der Spitze des Genfersee's bei Villeneuve ausgehen, durch das Rhonethal über Martigny und Sitten nach Brigg, an welchem letztern Puncte die berühmte Straße über den Simplon ihren Anfang nahm, und bis an den Lago Maggiore führen sollte. Zu diesen Territorial-Veränderungen, welche die französische Republik vorgenommen hatte, kamen noch diejenigen, die eine Folge der Gerechtigkeits- und Gleichheitsideen waren, welche die revolutionäre Partei nach dem Muster dessen, was im Jahre 1789 in Frankreich geschehen war, in der Schweiz geltend machen wollte.

Die revolutionäre Partei bestand in der Schweiz aus allen den Leuten, welchen die oligarchische Herrschaft mißbehagte, und diese waren sowohl in den demokratischen als aristokratischen Cantons verbreitet, denn sie hatten in beiden gleichviel zu ertragen. So war z. B. in den kleinen Cantons Uri, Schwytz und Unterwalden, wo das ganze Volk sich jährlich einmal versammelte und binnen einigen Stunden seine Beamten wählte sowie deren Geschäftsführung prüfte, dieses allgemeine Stimmenrecht, welches nur dazu bestimmt schien der unwissenden und verdorbenen Menge einen Augenblick zu schmeicheln, weiter nichts als eine Verhöhnung. Eine kleine Anzahl mächtiger Familien, die sich im Laufe der Zeit durch Bestechung aller Geschäfte bemächtigt hatte, verfügte unumschränkt über dieselbe und über die Staatsämter. So verlieh z. B. in Schwytz die Familie Reding die Officierstellen eines in spanischen Diensten stehenden Schweizerregiments ganz nach Willkühr, und einzig und allein damit beschäftigte sich das Land, denn diese Officierstellen waren bei allem, was nicht Hirt oder Ackersmann bleiben wollte, der einzige Gegenstand des Ehrgeizes. Außerdem waren von den kleinen Cantons die italiänischen Vogteien abhängig und wurden von ihnen als unterthänige Länder auf die willkührlichste Weise regiert. Also waren diese Demokratien, wie es jede reine Demokratie mit der Zeit zu werden pflegt, unter popularen Formen nichts als verkappte Oligarchien. Daraus kann man abnehmen, wie es kam daß es selbst in den demokratischen Cantons vom gegenwärtigen Zustand der Dinge tief verletzte Gemüther gab. Unterthänige Provinzen gleich den italiänischen Vogteien befanden sich in mehr als einem Canton. So regierte Bern mit Härte das Wadtland und den Aargau. In den aristokratischen Cantons endlich war der niedre Bürgerstand von den Aemtern ausgeschlossen. Sobald aber das Einrücken der französischen Armeen im Jahre 1798 das Signal gegeben hatte, war auch der Aufstand allgemein. In den Cantons mit unterthänigen Provinzen erhoben sich die unterdrückten Vogteien gegen die unterdrückenden Hauptstädte; im Innern der souveränen Städte stand die Mittelclasse

gegen die Oligarchie auf. Aus den 13 Cantons wollte man 19 machen, die alle gleich sein, alle gleichmäßig verwaltet werden und unter einer einzigen Centralbehörde stehen sollten, welche der Einheit der französischen Regierung entspräche. Zu einer solchen Handlungsweise wurde man durch das Bedürfniß der distributiven Gerechtigkeit und besonders durch den Ehrgeiz angetrieben. Aus dem Zustand der Nullität zu kommen, wie er Föderativregierungen eigen ist, und die Hoffnung etwas thätiger auf der Weltbühne zu figuriren, bewegte damals sehr lebhaft das Herz der Schweizer, welche stolz waren auf ihre alte Tapferkeit und auf die Rolle, die sie ehedem in Europa hatten spielen können und welche die beständige Neutralität überdrüssig waren, welche sie dazu verurtheilte ihr Blut fremden Mächten zu verkaufen.

Indem man so die Ideen der französischen Revolution, welche eben sowohl durch die Gleichförmigkeit der Bedürfnisse als durch den Nachahmungstrieb geweckt worden waren, auf die Schweiz anwendete, zerstückelte man einige Cantons um mehrere daraus zu machen, sowie man auch mehrere getrennte Districte zusammenlegte um einen einzigen Canton daraus zu bilden. Man theilte das Gebiet von Bern, welches mit dem Aargau und dem Wadtlande den vierten Theil der Schweiz ausmachte, und formirte aus den beiden letztern zwei abgesonderte Cantons. Von Uri trennte man die italiänischen Vogteien, um aus ihnen den Canton Tessin zu machen. Den Canton Appenzell vergrößerte man durch den Anschluß von St. Gallen, Toggenburg und dem Rheinthal; zum Canton Glarus wurden die Vogteien Sarganz, Werdenberg, Gaster, Uznach und Rapperschwyl geschlagen. Die Vergrößerungen der Cantons Appenzell und Glarus hatten zum Zweck dort die alte demokratische Regierung auf immer zu vernichten, indem man sie soweit ausdehnte, daß diese Regierungsform unmöglich wurde. Die auf diese Art entstandenen 19 Cantons constituirte man so, daß sie unter einer gesetzgebenden Körperschaft standen, welche ihnen gleichförmige Gesetze gab, und unter einer Executivgewalt, welche diese Gesetze für alle und in allen zur Ausführung brachte. Es gab in der Schweiz Minister, Präfecten und Unterpräfecten.

Die andre Partei, gegen welche diese ganze Gleichmäßigkeit gerichtet war, nahm den entgegengesetzten Grundsatz an und wollte die Föderativregierung in ihrer größten Uebertreibung mit ihren wunderlichsten Unregelmäßigkeiten und mit völliger Isolirung der Föderativstaaten unter einander, und dies wollte sie darum, weil eben vermittelst dieser Unregelmäßigkeiten und dieser Isolirung jede kleine Oligarchie die Zügel der Herrschaft wieder ergreifen konnte. Die Aristokratien Bern, Zürich und Basel schlossen einen Bund mit den Demokratien Schwyz, Uri und Unterwalden und waren vollkommen mit einander einverstanden, denn

im Grunde wollten Alle ein und dasselbe, nämlich die Herrschaft einiger mächtiger Familien ebensowohl in den kleinen Gebirgscantons wie in den wohlhabendsten Städten. Die einen hießen Oligarchen, die andern aber, welche die Gerechtigkeit und Gleichheit in der Einförmigkeit der Regierung suchten, erhielten den Namen Unitarier. Beide Parteien lagen seit mehrern Jahren mit einander im Kampfe, ohne jemals die unglückliche Schweiz mit einiger Mäßigung und auf die Dauer regieren zu können. Die Constitutionen waren einander dort ebenso schnell als in Frankreich auf einander gefolgt, und eben jetzt war man darüber her eine neue zu machen.

Die Wirren in der Schweiz wurden noch durch einen Umstand erhöht, nämlich durch die Neigung der Parteien ihren Stützpunkt im Auslande zu suchen, wie dies immer in einem Lande der Fall sein wird, das zu schwach ist um auf eignen Füßen stehen zu können und das wegen seiner geographischen Lage zu wichtig ist um von seinen Nachbarn mit gleichgültigem Auge betrachtet zu werden. Da die oligarchische Partei viel Verbindungen in Wien, London und sogar in Petersburg besaß, wo ein Schweizer, der Oberst Laharpe, Geist und Herz des jungen Kaisers gebildet hatte, so belagerte sie alle Höfe mit den dringendsten Bitten, sie möchten doch nicht dulden daß Frankreich die revolutionäre Regierung in der Schweiz befestige und dadurch seinem Einflusse ein Land unterwerfe, welches in militärischer Rücksicht das wichtigste auf dem ganzen Festlande sei. Auch mit England unterhielt sie große Verbindungen. Die Bürger von Bern und mehreren andern souveränen Städten hatten die Capitale von ihren ersparten Gemeindeanlagen der englischen Bank anvertraut, und dies gereichte ihnen übrigens zur Ehre; denn während die Städte in Europa und namentlich in ganz Deutschland vor Schulden nicht wußten wo aus oder ein, hatten die Städte der Schweiz beträchtliche Summen gesammelt. Unter dem Vorwande daß Frankreich das Land besetzt habe, hatte sich die englische Regierung dieser deponirten Gelder ohne weiteres bemächtigt und nach Abschluß des Friedens dieselben noch nicht zurückgegeben. Jetzt ward sie von den Berner Oligarchen gebeten, wenn sie ihnen nicht zu Hülfe kommen wolle, doch wenigstens die Capitale zurückzubehalten, welche sie der Londoner Bank übergeben hätten. Dieser hatten sie ungefähr 10 Millionen, der Wiener Bank aber 2 Millionen anvertraut.

Die revolutionäre Partei suchte sich natürlich auf Frankreich zu stützen, was ihr auch leicht gelang, indem die französischen Armeen das helvetische Gebiet immer noch besetzt hielten. Indessen konnte eine solche Besetzung nicht lange mehr dauern, da die Schweiz wie nächstens Italien geräumt werden mußte; denn obgleich die Verpflichtung das erstere Land zu räumen nicht so ausdrücklich festgestellt war als die der Räumung Italiens, so konnte man doch, da der Vertrag von Lunevill

die Unabhängigkeit der Schweiz gewährleistete, die Ausführung der Verträge als unvollständig und den Frieden als unsicher betrachten, so lange als sich unsre Truppen noch nicht zurückgezogen hatten. Auch waren die Blicke der politischen Beobachter besonders auf die unruhige Schweiz und dann auf Deutschland gerichtet, wo man die geistlichen Gebiete vertheilte, denn man wollte sehen, ob der Versuch einer allgemeinen Friedensstiftung, welchen man jetzt eben machte, auch von Dauer sein möchte. Der erste Consul hatte sich fest vorgenommen den Frieden nicht zu gefährden, was auch in einem dieser beiden Länder vorgehen möge, sobald sich nur nicht etwa die Contrerevolution, wovon er an irgend einer von den französischen Grenzen nichts wissen wollte, in den Alpen festzusetzen suche. Es würde ihm nicht schwer gefallen sein sich zu Helvetiens Gesetzgeber aufzuwerfen, wie er es in Bezug auf die italiänische Republik gewesen war, aber die Consulta in Lyon hatte in Europa und namentlich in England so große Sensation gemacht, daß er kein solches Schauspiel wieder zu geben wagte. Er begnügte sich also damit guten Rath zu ertheilen, den man auch wohl anhörte, aber trotz der Anwesenheit unsrer Truppen wenig befolgte. Er rieth den Schweizern auf das Hirngespinnst einer absoluten Einheit zu verzichten, da eine solche in einem so durchschnittenen Lande wie dem ihrigen unmöglich und außerdem den kleinen Cantons, die weder wie Bern und Basel hohe Abgaben bezahlen noch sich unter das Joch einer allgemeinen Regel beugen könnten, unerträglich sei. Auch empfahl er ihnen eine Centralbehörde für die auswärtigen Angelegenheiten des Bundes zu errichten, und es in Betreff der innern Angelegenheiten den Localbehörden zu überlassen sich je nach dem Boden, den Sitten und dem Geiste der Einwohner zu organisiren. Ferner empfahl er ihnen der französischen Revolution zu entnehmen was sie Gutes und unbestreitbar Nützliches enthielt, wie die Gleichheit aller Bürgerclassen und die Gleichstellung aller Theile schweizerischen Gebiets; die nicht zu einander passenden Landestheile, wie z. B. Bern und das Wadtland, sowie Uri und die italiänischen Vogteien von einander getrennt zu lassen, dagegen auf gewisse Zusammenlegungen zu verzichten, wodurch einige kleine Cantons wie Appenzell und Glarus ihre Eigenthümlichkeit verlieren würden; in den Hauptstädten die wechselnde Herrschaft der Oligarchen und des Pöbels abzustellen und dieser durch die Regierung des mittlern Bürgerstandes ohne systematische Ausschließung irgend einer Volksclasse ein Ende zu machen; kurz jene Politik der Einigung aller Parteien nachzuahmen, wodurch die Ruhe in Frankreich wiederhergestellt worden war. Wohl wurden diese Ansichten von den aufgeklärten Männern begriffen, von den leidenschaftlichen aber, welche immer die große Mehrzahl bilden, verkannt und blieben daher ohne Wirkung. Da sie indessen bezweckten die Revolution einigermaßen zurückzudrängen, so wurden sie von der damals unterdrückten oligarchischen

Faction mit Freuden angenommen, indem sich diese gleich einigen französischen Emigranten zu Paris mit der Illusion wiegte, der erste Consul, den sie so gemäßigt sah, wolle die alte Regierung wiederherstellen.

Durch eine Gebietsfrage, welche noch hinzukam, ward diese Lage der Dinge auf ziemlich ernste Weise verwickelt. Die Schweiz und Frankreich hatten sich während der Revolution gewissermaßen mit einander verschmolzen und waren vom Systeme der Neutralität zu dem einer Offensiv- und Defensiv-Allianz übergegangen. Bei einem solchen Systeme hatte man kein Bedenken getragen, durch den Vertrag von 1798 Frankreich die durch Wallis an den Fuß des Simplon führende Militärstraße einzuräumen. Beim Abschluß der letzten Verträge hatte Europa gegen diesen aus einem langen Kriege hervorgegangenen Zustand der Dinge keinen Einwand zu machen gewagt, sondern sich damit begnügt die Unabhängigkeit der Schweiz zu stipuliren. Der erste Consul zog seinem Systeme zufolge die Neutralität der Schweiz einem Bündnisse mit ihr vor, meinte aber die Straße über den Simplon benutzen zu können, ohne eben helvetisches Gebiet in Anspruch zu nehmen, was sich mit dessen Neutralität nicht vereinigen ließ. So war er auf den Gedanken gekommen sich Wallis abtreten zu lassen. Es war dies keine große Forderung, indem die Schweiz das früher unabhängige Wallis erst von Frankreich erhalten hatte. Indessen verlangte es der erste Consul auch nicht ohne Entschädigung, sondern bot der Schweiz dafür eine Provinz an, die ihm Oestreich im Vertrage von Luneville abgetreten hatte, nämlich das Frickthal, ein sehr wichtiges Grenzländchen, durch welches die Straße nach den Waldstätten führt und das sich von der Mündung der Aar in den Rhein bis zur Grenze des Cantons Basel erstreckt und diesen folglich mit der Schweiz verbindet. Außer seinem eigenthümlichen Werthe hatte dieses dem Schwarzwalde gegenüber liegende Ländchen auch einen sehr beachtenswerthen Nebenwerth; wenn Frankreich durch diesen Tausch in den Besitz von Wallis kam, so brauchte es für seine Armeen das helvetische Gebiet nicht mehr und konnte vom System der Allianz wieder zu dem der Neutralität übergehen. Die Schweizer, Unitarier wie Oligarchen, declamirten um die Wette über diesen Gegenstand. Sie wollten Wallis um keinen Preis für das Frickthal abtreten, verlangten noch mehr Gebiet am Jura hin, namentlich Biel, Erguel und einige getrennte Theile von Pruntrut. Dann hätte man ihnen aber einen Theil vom Departement Mont-Terrible preisgeben müssen. Aber auch unter diesen Bedingungen wollten sie noch nicht daran, Wallis abzutreten, und wie hinter den vorgeblichen allgemeinen Interessen oft Sonderinteressen stecken, so trieben die kleinen Cantons, welche nicht wollten daß die Straße über den Simplon mit der über den St. Gotthard rivalisirte, zur Verweigerung des beantragten Tausches an. Der erste Consul hatte Wallis vorläufig durch drei Bataillone besetzen lassen, da er in dieser Be-

ziehung vor der allgemeinen Erledigung der helvetischen Angelegenheiten keinen Entschluß fassen wollte.

Bis zur definitiven Organisation der Schweiz bestand die Regierung einstweilen aus einem Vollziehungsrath und einer wenig zahlreichen legislativen Körperschaft. Man hatte verschiedene Constitutionsentwürfe abgefaßt und insgeheim dem ersten Consul vorgelegt. Dieser hatte einem von diesen verschiedenen Entwürfen den Vorzug gegeben, da er ihm aus verständigern Ansichten hervorgegangen schien, und denselben mit einer Art von Empfehlung nach Bern geschickt. Die provisorische Regierung, welche eben aus den gemäßigtsten Patrioten bestand, hatte diese Constitution angenommen und der großen Tagsatzung zur Annahme vorgelegt. In dieser Versammlung zählte die überspannte Partei der Unitarier eine beträchtliche Majorität, nämlich unter **80** Stimmen **50**. Diese erklärte bald die Tagsatzung für eine constituirende, faßte einen neuen Entwurf nach den Ideen der absoluten Einheit ab, nahm selbst die Miene an, Frankreich Trotz bieten zu wollen, und proclamirte Wallis zum integrirenden Theile des Gebiets der helvetischen Eidgenossenschaft. Da entfernten sich die Repräsentanten der kleinen Cantons mit der Erklärung, daß sie sich einer solchen Constitution nie unterwerfen würden. Sowie die gemäßigten Patrioten, in deren Händen die provisorische Regierung war, diese Vorgänge sahen, verfügten sie im Einverständniß mit dem französischen Gesandten Verninac die Auflösung der Tagsatzung, weil sie ihre Befugnisse überschritten und sich zu einer constituirenden Versammlung aufgeworfen habe, da sie doch nicht zu einer solchen berufen gewesen sei. Auch setzten sie die neue Constitution vom **29.** Mai **1801** in Kraft und schritten zur Wahl der von ihr angeordneten Behörden. Diese waren der Senat, der kleine Rath und der Landamman. Der Senat bestand aus **25** Mitgliedern; er ernannte den kleinen Rath, der aus **7** Mitgliedern bestand, und den Landammann, das Oberhaupt der Republik. Diese beiden Staatsgewalten ernannte der Senat nicht bloß sondern war auch deren Rathgeber. Da die gemäßigten Patrioten die exaltirten Unitarier auf dem Halse hatten, welche eben durch die Auflösung der Tagsatzung zersprengt worden waren, so mußten sie mit der entgegengesetzten Partei, nämlich mit der oligarchischen, säuberlich verfahren. Sie wählten die verständigsten Männer aus ihrer Mitte, gesellten sich dieselben zu, nahmen sie in den Senat auf und vermischten sie mit den Revolutionären so, daß diese die Majorität behalten mußten. Allein fünf derselben nahmen die Wahl nicht an. Auf diese Art erlitt die Majorität eine um so schlimmere Veränderung, da der Senat, wenn er einmal gebildet war, sich selbst zu ergänzen hatte. Auch vervollständigte er sich wirklich im Sinne der Oligarchen. Als man nun den Landamman ernennen und zwischen zwei Candidaten wählen mußte (es war das Oberhaupt der Oligarchen Reding

und das der gemäßigten Revolutionäre Dolder), trug Reding um eine Stimme den Sieg davon. Dolder war ein verständiger und fähiger Mann, hatte aber nur eine mittelmäßige Energie. Reding war Officier gewesen und wenig einsichtsvoll, aber energisch, hatte im Solde der fremden Mächte bei den Schweizertruppen gedient und im Jahre 1798 den Gebirgskrieg gegen die französische Armee mit Sachkenntniß geleitet. Er stammte aus dem kleinen Canton Schwyz und war das Haupt jener privilegirten Familie, welche über alle Grade im Regiment Reding verfügte. Die Oligarchen der ganzen Schweiz hatten ihn gleichsam zum Clan-Häuptling angenommen und ihm ihr Vertrauen geschenkt. Mochte Reding auch nicht sonderlich gebildet sein, so fehlte es ihm doch nicht an einer gewissen Schlauheit; er fühlte sich durch seine neue Würde geschmeichelt und strebte sie zu behaupten. Daß er dies nicht lange gegen den Willen Frankreichs vermochte, wußte er wohl. Im Einverständniß mit den Seinigen wollte er sich plötzlich nach Paris begeben, um den ersten Consul, wenn es sich irgend thun ließe, zu überzeugen, daß die Partei der Oligarchen die der ehrlichen Leute sei, der man das Staatsruder überlassen und dessen beliebige Handhabung gestatten müsse, wenn man eine Frankreich ergebene Schweiz haben wolle. Der erste Consul empfing Reding mit Achtung und hörte ihn aufmerksam an. Reding nahm die Miene an als sei er von Vorurtheilen frei und mehr Militär als Oligarch; er schien entzückt dem ersten General der neuern Zeiten zu nahen und gleich ihm geneigt sich über die Parteileidenschaften zu erheben. Er machte mancherlei Vergleichsvorschläge, die auch annehmlich waren, wenn man nur erst wußte, ob auch die Handlungen den Verheißungen ensprächen. Nach diesen Vorschlägen sollte der Senat auf 30 Mitglieder gebracht werden und die Wahl der fünf neuen Mitglieder ausschließlich unter den Patrioten stattfinden. Ebenfalls unter diesen sollte man einen zweiten Landamman wählen, welcher mit dem ersten in der Ausübung der Gewalt abwechselte. Cantonscommissionen, zur Hälfte vom Senat, zur Hälfte von den Cantons selbst zusammengesetzt, sollten den Auftrag erhalten jedem derselben eine ihm angemessene Constitution zu geben. Außerdem wurde festgesetzt, daß der Aargau und das Wadtland von Bern getrennt blieben, sowie dagegen die Zusammenlegungen der Gebiete, wodurch einige kleine Cantons umgestaltet waren, rückgängig gemacht werden sollten. Unter einem Vorbehalt so verschiedener Art versprach der erste Consul die Schweiz anzuerkennen, sie wieder in den Zustand beständiger Neutralität zu versetzen und von den französischen Truppen zu befreien. Um ihm die Militärstraße zu sichern, die er begehrte, trennte man Wallis und trat den Theil am rechten Ufer der Rhône an Frankreich ab. Dagegen verpflichtete sich Frankreich das Frickthal abzutreten sowie einen Bezirk am Jura. Voll guter Hoffnnng reis'te Reding wieder ab, da er sich die Gunst des ersten Consuls

erworben zu haben und von jetzt an in der Schweiz beliebig schalten und walten zu können glaubte.

Kaum war jedoch dieses Haupt der Oligarchen in Bern eingetroffen, so ward es von den Seinigen mit fortgerissen und ließ sich zu allem brauchen, wie es bei den auf ihn wirkenden Einflüssen und bei seinen so unbestimmten Regierungsansichten nicht anders kommen konnte. Man schickte fünf neue der patriotischen Partei entnommene Mitglieder in den Senat und gab Reding einen Collegen, der mit ihm in den Geschäften des Landammans abwechseln sollte; indessen war dieser sein College nicht sowohl Dolder als ein gewisser Rugger, ein angesehener Mann unter den gemäßigten Revolutionären. Diese neuen Wahlen, welche in dem mit der Executivgewalt bekleideten kleinen Rathe der revolutionären Partei die Majorität verschafften, ließen sie im Senate der oligarchischen Partei. Ueberdies setzte Reding, welcher für dieses Jahr Landamman war, die Behörden im Interesse seiner Partei zusammen. Nach Wien wie auch an die übrigen Höfe sandte er Agenten, welche eine Contre-Revolution herbeizuführen trachteten, und versah sie mit Instructionen, welche Frankreich feindselig und ihm bald bekannt wurden. Namentlich verlangte Reding man solle bei ihm Repräsentanten aller Mächte beglaubigen, um ihn in seinem Wirken gegen den Einfluß des französischen Geschäftsträgers Verninac zu unterstützen. Der einzige Agent im Auslande, den er nicht zu wechseln wagte, war Stapfer, Gesandter in Paris, ein achtungswerther seinem Vaterlande ergebener Mann, welcher das Vertrauen der französischen Regierung zu gewinnen gewußt hatte und daher nicht gut abberufen werden konnte. Reding hatte versprochen das Wadtland und den Aargau selbstständig zu lassen, und doch circulirten überall Bittschriften, welche zur Rückgabe dieser Provinzen an den Canton Bern aufforderten. Trotz dem Versprechen die italiänischen Vogteien frei zu machen, forderte Uri laut und drohend das Levantiner Thal zurück. Die Cantonscommissionen, welche die besondern Constitutionen jedes Cantons abfassen sollten, waren mit Ausnahme von zweien oder dreien in einem den Neuerungen widerstrebenden und der Wiederherstellung der alten Ordnung der Dinge günstigen Geiste zusammengesetzt. Von Wallis und der Frankreich zugesagten Straße war gar nicht mehr die Rede. Die Wadtländer endlich, welche die Contre-Revolution hereinbrechen sahen, hatten sich empört und statt sich Reding's Regierung zu unterwerfen, suchten sie vielmehr um ihre Vereinigung mit Frankreich nach.

So war denn das unglückliche Helvetien, nachdem es im vorigen Jahre die Uebergriffe der Unitarier erduldet hatte, dieses Jahr den contrerevolutionären Angriffen der Oligarchen preisgegeben. Da faßte der erste Consul in Bezug auf Wallis seinen Entschluß, indem er erklärte, es von der Conföderation zu trennen

und ihm seine frühere Unabhängigkeit zurückzugeben. Dies war ohne Frage das beste Auskunftsmittel; denn wollte er dieses große Thal zertheilen und das eine Ufer zur Schweiz, das andre zu Frankreich schlagen, so wäre dies gegen die wahre Lage der Dinge gewesen; wollte er es der Schweiz ganz lassen, indem er eine Militärstraße und französische Militäranstalten dort errichtete, so wäre die helvetische Neutralität unmöglich geworden. Sowie Reding diesen Entschluß erfuhr, kam er außer sich und behauptete der erste Consul habe sein Versprechen nicht gehalten (und dies war eine falsche Beschuldigung), beantragte auch beim kleinen Rath ein so heftiges Schreiben, daß dieser erschrocken zurückfuhr. Die Stellung zwischen den Oligarchen der großen und kleinen Cantons, welche die alte Regierung wieder herzustellen strebten, und zwischen den Revolutionären, welche sich im Wadtlande erhoben hatten, um den Anschluß an Frankreich durchzusetzen, war jetzt nicht mehr haltbar. Dolder und seine Freunde im kleinen Rathe traten zusammen. Sie waren ihrer im kleinen Rathe, welcher die Executivgewalt hatte, sechs gegen drei, benutzten Reding's Abwesenheit, welcher sich auf einige Tage in die kleinen Cantons begeben hatte, alles was von ihm ausgegangen war für ungültig zu erklären, die Cantonscommissionen zu annulliren und eine Versammlung von Notabeln nach Bern zu berufen, die aus 47 Individuen bestand, welche aus den achtbarsten und gemäßigtsten Männern aller Meinung ausgesucht waren. Man sollte ihnen die von Frankreich empfohlene Constitution vom 29. Mai vorlegen, die für erläßlich geachteten Modificationen darin anbringen und dieser Staatsverfassung gemäß sofort die öffentlichen Gewalten organisiren.

Um den Oligarchen die Unterstützung des Senats zu entziehen, worin sie die Majorität hatten, wurde die Suspension dieser Staatskörperschaft ausgesprochen. Auf diese Nachricht eilte Reding herbei und protestirte gegen die gefaßten Beschlüsse. Da ihm jedoch jetzt die Unterstützung des nunmehr suspendirten Senats fehlte, so entfernte er sich mit der Erklärung, er verzichte nicht auf die Würde eines ersten Staatsbeamten, und begab sich in die kleinen Cantons, um dort einen Aufstand zu erregen. Man nahm an als habe er sein Amt niedergelegt und vertraute die Würde eines ersten Landamman dem Bürger Rüttimann. So wurde die Schweiz wechselsweise den absoluten Unitariern und den Oligarchen aus den Händen gerissen und war durch eine Reihe kleiner Staatsstreiche wieder in die Hände der Revolutionäre gekommen. Zum Unglück hatten letztere nicht gleich den Gemäßigten in Frankreich, als sie den 18. Brumaire machten, ein mächtiges Haupt an ihrer Spitze, in welchem sich Kraft mit Staatsklugheit vereinigt hätte. Indessen waren die durch die Ereignisse aufgeklärten Anhänger der Revolution, welcher Art sie auch sein mochten, nicht abgeneigt zu einer Verständigung die Hand zu bieten und die Constitution vom 29. Mai für gut anzunehmen, wenn sonst nur

einige Aenderungen darin angebracht würden. Aber Reding arbeitete daran die kleinen Cantons zu insurgiren, und so wurde die Nothwendigkeit, einen mächtigen Arm außerhalb der Schweiz zu suchen, da er ihr fehlte, beinahe unvermeidlich. Wie augenfällig auch diese Nothwendigkeit war, so wagte sie doch niemand zu gestehen. Die Oligarchen, welche in einer Intervention Frankreichs ihren Untergang erblickten, machten den Revolutionären ein Verbrechen daraus, daß sie ein solches Einschreiten herbeizuführen trachteten. Diese nun, um ihren Gegnern keinen Grund zu einer solchen Anschuldigung zu geben, wiesen eine Intervention laut zurück. Der erste Consul endlich wünschte selbst in Europa keine neuen Besorgnisse zu erregen und war entschlossen, wenn sich nicht etwas Außerordentliches begebe, die französischen Truppen bei den Schweizerwirren nicht zu compromittiren. Auch hatten unsre Generale, obgleich 30,000 Franzosen in den Alpen zerstreut lagen, den Aufforderungen der verschiedenen Parteien niemals entsprochen und unsre Soldaten sahen allen diesen Unordnungen Gewehr im Arm zu. Ihre Unbeweglichkeit wurde sogar eine Veranlassung zu Vorwürfen und die Patrioten schienen beinahe Recht zu haben, wenn sie sagten daß die französische Armee, da in Europa ein allgemeiner Friede herrsche und dieselbe sie nicht gegen die Oestreicher zu vertreten habe, gegen innere Aufstände aber nicht vertheidigen wolle, ihnen durch ihre Anwesenheit keinen andern Nutzen bringe, als daß man sie ernähren und das Land eine fremde Besatzung dulden müsse. Der Abzug unsrer Truppen wurde bald zu einer Art patriotischem Feldgeschrei, indem die Gemäßigten in dieser Hinsicht allen Parteien nachsehen zu müssen glaubten. Sie sprachen daher ihre Forderungen gegen den ersten Consul aus, während Reding in den Gebirgen von Schwytz, Uri und Unterwalden das Feuer der Insurrection schürte. Diesem Verlangen nachzugeben schien um so nothwendiger, als die definitiv beschlossene Absonderung von Wallis den patriotischen Schweizern herzlich mißbehagte. Der erste Consul wollte der gemäßigten Partei die vollständigste moralische Unterstützung gewähren und willigte in die Räumung, fürchtete aber doch im Grunde die Folgen von dem, was man eben vorhatte. Sofort wurden die Räumungsbefehle ausgefertigt und der neuen Regierung 3000 Mann Schweizertruppen zur Verfügung gestellt. Außerdem ließ man ganz nahe an der Grenze die in französischen Diensten stehenden helvetischen Halbbrigaden und hoffte auf diese Art ohne weitere Concurrenz unsrer Armee durchzukommen. An die Stelle dieser Aufregung trat eine augenblickliche Ruhe. Die Constitution vom 29. Mai wurde mit einigen Modificationen überall angenommen. Nur die kleinen Cantons weigerten sich sie bei sich in Kraft zu setzen. Indessen schienen sie doch für den Augenblick Ruhe halten zu wollen.

Die Separation von Wallis ging ohne Schwierigkeit vor sich. Dieses Land

wurde wieder zu einem kleinen unabhängigen Staate unter dem Schutze Frankreichs und der italiänischen Republik constituirt. Als einziges Zeichen der Oberherrlichkeit behielt sich Frankreich eine Militärstraße darin vor, die es auf seine Kosten unterhalten sowie mit Magazinen und Kasernen versehen mußte. Es ward erklärt, daß diese Straße von jedem Zoll frei sein sollte und dies war eine unermeßliche Wohlthat für das Land. Durch die Eröffnung des Simplon und die Anlegung einer Landstraße darüber hin machte Frankreich dem Walliser Lande ein herrliches Geschenk, welches doch gewiß den Preis werth war, den man dafür verlangte.

So blieben denn die Angelegenheiten der Schweiz noch unentschieden. Anfangs waren zwar die Oligarchen über den Abzug der französischen Truppen erfreut, geriethen aber bald in große Besorgniß darüber, indem sie fürchteten mit dem Verluste unbequemer Herren wider den wahrscheinlich eintretenden Geist neuer revolutionärer Zuckungen auch nützliche Beschützer verloren zu haben. Freilich war dies nur das Urtheil der Verständigsten, indem sich die Andern mit der Hoffnung schmeichelten die Regierung der gemäßigten Patrioten nochmals zu stürzen und sehnlich wünschten, daß die Räumung definitiv sein möge; daher ließen sie auch die verschiedenen Höfe durch ihre geheimen Agenten angelegentlichst bitten, den französischen Truppen die Rückkehr in die Schweiz nicht mehr zu verstatten. Wohl mochte man, wie sie sagten, die Fortdauer ihrer Anwesenheit als Folge des Kriegs ertragen, ihre Rückkehr aber müßte, wenn sie stattfände, als Verletzung eines unabhängigen von ganz Europa garantirten Gebietes betrachtet werden.

Der erste Consul kannte ihre Umtriebe, indem die Briefschaften des Landammans Reding entdeckt und nach Paris geschafft worden waren. Indessen schien er sich wenig daraus zu machen, sprach sich vielmehr freimüthig und unbefangen darüber aus, wie er dies bei jeder Gelegenheit zu thun pflegte. Seinen Reden nach wollte er die Schweiz gar nicht haben, indem er den allgemeinen Frieden der Eroberung eines solchen Landes vorzöge, aber eine Frankreich feindselig gesinnte Regierung werde er auch nicht darin dulden, und in dieser Beziehung wäre sein Entschluß unwiderruflich gefaßt.

In England brachten die Gesuche der schweizer Oligarchen einige Wirkung hervor, nicht sowohl auf das Cabinet als vielmehr auf die Partei Grenville und Windham, die sich überall nach neuen Beschwerdepunkten gegen Frankreich umsahen. In Oestreich und Preußen war man viel zu sehr mit den deutschen Gebietsvertheilungen beschäftigt, als daß man sich in die Angelegenheiten der Schweiz mischen sollte. Auch bedurfte man der Gunst des ersten Consuls zu sehr um sich einfallen zu lassen, sein Mißvergnügen zu erregen. Cobentzl in Wien trieb die Vorsicht so weit, daß er unserm Gesandten Champagny alles vorlegte was ihm Reding schrieb, sowie auch die entmuthigenden Antworten, welche er

auf die dringenden Bitten dieser Partei ertheilte. Rußland durchschaute die Absichten des ersten Consuls vollkommen und sah ein, daß die schweizer Wirren für ihn eher eine Verlegenheit waren, aus der er sich gern befreit gesehen hätte, als eine künstlich herbeigeführte Gelegenheit sich ein Land oder einen Einfluß mehr zu verschaffen.

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Napoleon leitet die Secularisationen in Deutschland (August 1802—Februar 1803).

Wie wichtig die schweizer Angelegenheiten auch an sich sein mochten und wie wichtig sie besonders werden konnten, wenn unsre Truppen auf den helvetischen Boden zurückgeführt werden sollten, so vermochten sie vor der Hand doch nicht die Aufmerksamkeit der Mächte von den deutschen Angelegenheiten abzulenken. Man hat schon früher gesehen, daß die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich eine Menge Fürsten ihrer Länder beraubt hatte und daß man in Luneville übereingekommen war sie dadurch schadlos zu halten, daß man die geistlichen Fürstenthümer secularisirte, wovon das alte Deutschland wimmelte. Dies war eine unvermeidliche Veranlassung zu einer allgemeinen Umgestaltung des germanischen Gebiets. Eine solche Frage ließ bei den nordischen Höfen keine Aufmerksamkeit für etwas Andres aufkommen.

Das durch einen langen Kampf erschöpfte Oestreich suchte seine Finanzen wieder herzustellen und den gesunkenen Credit seines Papiergeldes zu heben. Der Erzherzog Karl hatte allen Einfluß gewonnen, welcher dem Minister Thugut entgangen war. Dieser Prinz, welcher den Krieg gut geführt hatte, war ein erklärter Anhänger des Friedens. Er hatte den Ruhm, welchen er sich am Rhein in dem Kampfe gegen die Generale Jourdan und Moreau erworben, an den Ufern des Tagliamento im Streite gegen den General Bonaparte in einem Augenblicke erlöschen sehen und fühlte sich eben nicht versucht ihn gegen diesen furchtbaren Gegner auf's neue zu beginnen. Auch höhere Beweggründe äußerten ihren Einfluß auf seine politischen Gesinnungen. Durch zwei langwierige und blutige Kriege, woran die Leidenschaft mehr Antheil gehabt hatte als die Vernunft, sah er sein Haus zu Grunde gerichtet, sagte sich selbst daß Oestreich, welches nach seiner Niederlage glücklich genug war durch die Erwerbung der venetianischen Staaten eine Entschädigung für den Verlust der Niederlande und des mailändischen Gebiets erlangt zu haben, in einem dritten Kriege vielleicht auch das Gebiet von Venedig und zwar ganz ohne Ersatz verlieren werde. Dieser Prinz, der Minister

geworden war, gab sich alle Mühe eine Armee auf die Beine zu bringen, die besser organisirt und weniger kostspielig wäre als alle die, welche man seit zehn Jahren der französischen Armee erfolglos entgegengestellt hatte. Der Kaiser, ein verständiger, mehr gründlicher als geistreicher Mann, theilte die Ansichten des Erzherzogs und dachte nur darauf von der Entschädigungsangelegenheit so viel Nutzen als möglich zu ziehen. Er hoffte dabei eine günstige Gelegenheit zu finden die jüngsten Ereignisse seines Hauses wieder gut zu machen.

Preußen, das sich im Jahre 1795 von der Coalition getrennt hatte, um mit der französischen Republik den Frieden zu Basel zu schließen, welches seitdem vermöge seiner Neutralität die Finanzen in Ordnung gebracht und in Folge des letzten Aufstandes der Polen neue Provinzen gewonnen hatte, suchte jetzt bei der Vertheilung der deutschen Kirchengüter eine Gelegenheit sich in Deutschland zu vergrößern, denn eine solche Vergrößerung zog es jeder andern vor. Es saß auf dem preußischen Throne ein sehr junger und verständiger König, welcher großen Werth darauf legte für redlich zu gelten und es auch war, der aber nach Gebietserweiterungen brannte, wenn er sie nur nicht durch Krieg erkaufen mußte. Man bediente sich in Preußen übrigens eines sonderbaren Mittels, um alles auf eine ehrenhafte Weise zu erklären. Zweideutige Maßregeln, deren Ehrenhaftigkeit bestritten werden konnte, wurden dem Minister Haugwitz zugeschrieben, dem man alles das Schuld zu geben pflegte was man nicht zu rechtfertigen wußte und welcher sich gutmüthig dem Rufe seines Königs opfern ließ. Dieser Hof, an dem viel Einsicht und wenig Vorurtheile herrschten, hatte schon mit dem Convent und Directorium ganz erträglich gelebt, mit dem ersten Consul wußte er aber vortrefflich auszukommen. Als dieser zur Regierung gelangte, war der preußische Hof einen Augenblick Willens gewesen zwischen die kriegführenden Parteien zu treten, um sie zum Frieden zu zwingen, und nachdem sie der erste Consul ganz allein dazu gezwungen hatte, machte er bei ihm wenigstens seine guten Absichten geltend, schmeichelte ihm fortwährend und stellte ihm eine völlige Offensive und Defensive in Aussicht, wofern man ihn bei der Vertheilung der deutschen Kirchengüter begünstigen wolle.

Rußland war bei der in Deutschland obschwebenden Territorialfrage nicht betheiligt und wurde durch den Vertrag von Luneville zur Einmischung weder berufen noch ermächtigt, hätte aber doch gern eine Rolle dabei gespielt; zum Schiedsrichter gewählt zu werden, würde der Eitelkeit des jungen Kaisers geschmeichelt haben, die neben der anscheinenden Bescheidenheit und Arglosigkeit hervorzutreten begann. Anfangs hatte sich dieser Fürst den beiden Männern ganz hingegeben, welche ihn durch eine gräßliche Katastrophe auf den Thron erhoben hatten, nämlich die Grafen Pahlen und Panin. Aber sowohl seine Redlichkeit als sein Stolz

empörten sich gegen ein solches Joch. Es kam ihm schwer an Männer um sich zu haben, die ihm schreckliche Erinnerungen in's Gedächtniß zurückriefen, und er fühlte sich gedemüthigt mit Ministern zu arbeiten, die ihn als einen Minderjährigen behandelten. Wir haben bereits gesagt, daß er, umgeben von seinen Jugendgenossen Strogonoff, Nowosiltzoff und Czartorisky sowie von seinem reiferen Freunde Kotschubey, sehnlich wünschte sich mit ihnen der Staatsgeschäfte zu bemächtigen. Er hatte eine Gelegenheit, die ihm der herrische Charakter des Grafen Pahlen darbot, dazu benutzt, um ihn nach Kurland zu beordern. Ebenso hatte er es mit dem Grafen Panin gemacht und dafür Kotschubey in's Cabinet gerufen. Zum Vicekanzler hatte er eben den Fürsten Kurakin gewählt, einen geschmeidigen Staatsmann, welcher den Glanz der Macht liebte, schon lange der russischen Regierung gedient hatte und sich ein Vergnügen daraus machte den vier bis fünf jungen Leuten, welche insgeheim anfingen das Reich zu regieren, seinen europäischen Namen zu leihen. In diesem wunderlichen Verein eines 24jährigen Czars und einiger vornehmen Russen und Polen von gleichem Alter sah man die Welt, wie wir bereits oben sagten, in einem ganz eigenthümlichen Lichte. Paul I., ja auch Katharina wurden dort für rohe und einsichtslose Herrscher gehalten. Die Theilung Polens galt für ein Attentat, der Krieg gegen die französische Revolution als das Resultat blinder Vorurtheile. In Zukunft sollte Rußland eine ganz andre Mission haben, nämlich die Schwachen zu beschützen, die Starken im Zaum zu halten, Frankreich und England zu nöthigen in den Grenzen der Gerechtigkeit zu bleiben und alle beide zu zwingen bei ihrem Kampfe die Interessen der Nation zu achten. Dies waren herrliche Vorsätze, edle Gedanken. Wären sie nur ernst gewesen, hätten sie nur nicht den liberalen Aufwallungen des französischen Adels geglichen, der in Voltaire's und Rousseau's Schule aufgewachsen von Humanität und Freiheit sprach, bis die französische Revolution kam und ihn aufforderte seinen Theorien gemäß zu handeln! Da wurden aus diesen vornehmen Philosophen die Coblenzer Emigranten. Wie es indessen in Frankreich eine Minorität des Adels gab, welche ihren ersten Gesinnungen bis an's Ende treu blieb, so zeichneten sich auch zwei von diesen jungen Regenten Rußlands durch bestimmtere Ansichten und einen ernstern Charakter aus, nämlich Strogonoff und der Fürst Adam Czartorisky. Strogonoff versprach einen gründlichen und aufrichtigen Sinn zu entwickeln, der Fürst Czartorisky, thätig, wohlunterrichtet und erst 25 Jahre alt, übte eine Art von Gewalt über Alexander aus, glühte von der in seiner Familie erblichen Gesinnung, d. h. von dem Wunsche Polen wieder zu erheben, und gab sich Mühe, wie sich bald zeigen wird, die Combinationen der russischen Politik diesem Ziele entgegenzuführen. Da diese jungen Leute von solchen Neigungen beseelt waren, so mußte es sie sehr spornen in Deutschland

dieses so lockende höchste Schiedsrichteramt nach billigen Grundsätzen auszuüben. Diese ihre Stimmung hatte das geschickte Oestreich recht wohl zu durchschauen vermocht und darauf gedacht Nutzen daraus zu ziehen. Da es die Vorliebe des ersten Consuls deutlich sah, so wendete es sich an den Kaiser Alexander, schmeichelte ihm und bot ihm die Vermittlerrolle in den deutschen Angelegenheiten an. Es fehlte dem Czar keineswegs an Ehrgeiz eine solche Rolle zu übernehmen, es wollte sich nur gar nicht gut machen sich deren vor den Augen des Generals Bonaparte zu bemächtigen, der durch einen förmlichen Vertrag berechtigt und verpflichtet war ein Wort in der deutschen Entschädigungsfrage mitzusprechen und welcher nicht der Mann war Andre thun zu lassen was ihm selbst zu thun oblag. Auch beobachtete der Kaiser Alexander, obwohl er gar gern auf der Weltbühne figurirt hätte, eine für sein Alter und vorzüglich bei dem Ehrgeiz seines Herzens sehr verdienstliche Zurückhaltung.

Hier ist nun der Ort die dunkle und schwierige Angelegenheit der deutschen Entschädigungen zu beleuchten. Dieses Geschäft war nach dem Frieden von Campo-Formio auf dem Congreß zu Rastadt begonnen, dann in Folge des Mordes unsrer Bevollmächtigten und der zweiten Coalition ausgesetzt, seit dem Frieden von Luneville wieder aufgenommen, oft angefangen und nie vollendet worden. Freilich war es auch eine für Europa ziemlich bedenkliche Frage, deren Lösung man immer weiter hinausschob, weil man sie nicht zu finden wußte. Nur durch den festen Willen des ersten Consuls konnte sie gelöst werden, denn Deutschland allein konnte unmöglich damit zu Stande kommen.

Durch die Verträge von Campo-Formio und Luneville war das linke Rheinufer unser Eigenthum geworden, und zwar von dem Punkte an, wo dieser schöne Fluß zwischen Basel und Hüningen aus dem Schweizergebiete hervortritt, bis zu dem, wo er zwischen Emmerich und Nimwegen das holländische Gebiet erreicht. Aber eben durch Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich hatten deutsche Fürsten jeden Ranges und Standes, sowohl erbliche als geistliche, beträchtliche Verluste an Land und Einkünften erlitten: so mußte Baiern das Herzogthum Zweibrücken, die Rheinpfalz und das Herzogthum Jülich hergeben, Würtemberg und Baden waren des Fürstenthums Mümpelgard und andrer Besitzungen beraubt worden, die drei geistlichen Churfürsten von Mainz, Trier und Köln hatten fast alles ihr Land verloren, die beiden Hessen waren um mehrere Herrschaften gekommen, die Bischöfe von Lüttich und Basel hatten ihre Bisthümer ganz hergeben müssen, Preußen war genöthigt gewesen zu Frankreichs Vortheil auf das Herzogthum Geldern, einen Theil des Herzogthums Cleve und auf das kleine Fürstenthum Mörs zu verzichten, welche Landstriche sämmtlich am Niederrhein lagen, endlich hatten eine Menge Fürsten zweiten und dritten Ranges ihre Fürstenthümer und

Reichslehen eingebüßt. Dies waren noch nicht einmal alle durch den Krieg herbeigeführte Gebietsverluste. In Italien hatte sich von zwei östreichischen Erzherzögen der eine genöthigt gesehen auf Toscana und der andre auf das Herzogthum Modena Verzicht zu leisten. In Holland hatte das mit Preußen verwandte Haus Oranien-Nassau nicht nur die Statthalterschaft sondern auch eine Masse von Privatbesitzungen verloren.

Nach den Regeln der strengen Gerechtigkeit hätten eigentlich bloß die deutschen Fürsten auf deutschem Grund und Boden entschädigt werden dürfen; die Erzherzöge, Oheime oder Brüder des Kaisers, die schon lange italiänische Fürsten gewesen waren, hatten weiter keinen Anspruch auf Besitzungen in Deutschland als daß sie eben Verwandte des Kaisers waren. Nun aber hatte gerade der Kaiser das unglückliche Deutschland zum Kriege getrieben, es dadurch um vieles Land gebracht und jetzt wollte er es auch noch zwingen seine eignen Verwandten zu entschädigen, die gleichfalls wider ihren Willen zur Theilnahme an diesem thörichten und schlecht geleiteten Kriege hingerissen worden waren! Dasselbe gilt auch vom Statthalter. Wenn dieser Fürst seine Staaten verloren hatte, so brauchte doch wohl nicht Deutschland für die Fehler zu büßen, die man ihn hatte begehen lassen. Aber der Statthalter war der Schwager des Königs von Preußen, und da dieser König für seine Familie nicht weniger thun wollte als der Kaiser für die seinige, so verlangte er daß das Haus Oranien-Nassau in Deutschland entschädigt würde. Außer den deutschen Fürsten mußten demnach auch noch die ihrer italiänischen Staaten beraubten Erzherzöge und die der Statthalterschaft entsetzten Oranien-Nassauer eine Entschädigung in Deutschland erhalten. Beim Abschluß des Vertrags von Luneville und schon vorher bei dem des Tractats von Campo-Formio hatte man Frankreich um seine Einwilligung ersucht die Erzherzöge mit Besitzungen in Deutschland schadlos zu halten. Preußen hatte auf dem Congreß zu Basel und England auf dem zu Amiens im allgemeinen eine Entschädigung des Statthalters verlangt, ohne eben einen Ort namhaft zu machen, obwohl die Absicht deutlich genug ausgesprochen war diesen Ort im Bereich des germanischen Gebiets zu wählen. Frankreich hatte die Entschädigungsfrage nur aus dem Gesichtspunkte des allgemeinen Gleichgewichts zu betrachten und es konnte ihm daher nichts verschlagen ob in Fulda ein Bischof oder ein Fürst von Nassau saß, ob Salzburg einem Erzbischof oder einem Erzherzog gehöre. Es konnte dies alles gut heißen.

Da der deutsche Reichstag den Vertrag von Luneville ratificirt hatte, so war die Bürde, welche der Kaiser dem deutschen Gebiete auferlegen wollte, mit Widerstreben aber doch auf's rechtsgültigste angenommen worden. Die Verträge von Basel und Amiens, worin eine Entschädigung für den Statthalter stipulirt war, gingen zwar dem deutschen Reiche nichts an, aber England mit seinem Einflusse den ihm

der Besitz Hannovers verschaffte, Preußen mit seiner Gewalt über den Reichstag und beide Staaten mit der Ueberzeugung daß ihnen Frankreich beistehen werde, hatten keine abschlägliche Antwort zu fürchten, indem sie eine Gebietsentschädigung für den Statthalter verlangten. Man war also fast einstimmig dahin übereingekommen, daß der Statthalter sowie die beiden italiänischen Erzherzöge an den secularisirten Bisthümern ihren Antheil haben sollten. Um die deutschen, italiänischen und holländischen Fürsten zu entschädigen, fehlte es in Deutschland allerdings nicht an schönen Besitzungen. Es waren deren sehr viele und schöne vorhanden, welche unter geistlicher Herrschaft standen. Wenn man nun diese secularisirte, so konnte man weitläufige, wohlbevölkerte und einträgliche Landstriche erhalten, um alle durch den Krieg herbeigeführte Verluste der Staaten auszugleichen.

Es würde schwer sein, den Werth sämmtlicher zur Secularisation geeigneter deutscher Fürstenthümer nach Gebietsgröße, Einwohnerzahl und Einkünften genau zu ermitteln. Schon durch den westphälischen Frieden waren deren eine große Menge secularisirt worden; indessen betrugen doch die noch übrigen ihrem Umfange und ihrer Bevölkerung nach ungefähr den sechsten Theil vom eigentlichen Deutschland. Was die Einkünfte betrifft, so mochten sie sich, wenn man sich auf die damaligen, freilich sehr unvollständigen und hart angefochtenen Abschätzungen verläßt, auf **13** bis **14** Millionen Gulden belaufen. Man würde sich aber irren wenn man diese Summe als den Gesammtertrag der Fürstenthümer ansehen wollte, von denen hier die Rede ist. Es war dies der Ertrag nach Abzug der Erhebungs- und Verwaltungskosten, sowie einer Menge geistlicher Pfründen, wie Abteien, Canonicate u. s. w., die in dem eben angegebenen Reinertrage nicht mit in Anschlag gebracht sind und durch die Secularisation dem neuen Besitzer zufallen mußten, so daß nämlich, wenn man die Einkünfte dieser Länder so berechnen wollte, wie man es im Jahre **1803** in Frankreich that und wie man es jetzt noch mehr heraussuchte, man zu einer drei bis viermal beträchtlichern Abschätzung und folglich zu **40** bis **50** Millionen Gulden (**100** bis **120** Mill. Francs) gelangen würde.

Es ist also unmöglich, den Werth dieser Staaten auf eine andre Weise genau anzugeben, als daß man versichert sie umfaßten ein Sechstel des eigentlichen Deutschlands. Man braucht sie übrigens bloß anzuführen, um zu zeigen daß mehrere derselben jetzt blühende Provinzen bilden und einige zu den schönsten in den deutschen Gauen gehören. Wenn man im Osten und Süden Deutschlands begann, so hatte man in Tyrol die Bisthümer Trient und Brixen zu nennen, welche Oestreich als ihm angehörig betrachtete und die es eben deshalb nicht gern in der Masse der deutschen Entschädigungen hätte figuriren sehen mögen, die aber trotzdem unter den verfügbaren Gütern mit aufgeführt worden waren. Bei der Abschätzung ihrer Einkünfte schwankte man zwischen **200,000** und **900,000** Gulden. Ging m

aus Tyrol nach Baiern über, so zeigte sich das schöne Bisthum Salzburg, jetzt eine der schönsten und wichtigsten Provinzen der östreichischen Monarchie, welche das Thal der Salza umfaßte, nach Einigen 1,200,000, nach Andern 2,700,000 Gulden einbrachte und einen vortrefflichen Schlag Soldaten lieferte, die fast ebenso gute Schützen waren als die Tyroler. Zum Bisthum Salzburg gehörte auch die Probstei Berchtolsgaden, die wegen ihres Salzes so werthvoll ist. Kam man weiter nach Baiern hinein, so stieß man am Lech auf das Bisthum Augsburg, an der Isar an das Bisthum Freisingen und endlich bei der Mündung des Inn in die Donau auf das Bisthum Passau, welche alle drei Baiern sehr in die Augen stachen, weil sie dessen Gebiet vortheilhaft abgerundet hätten; sie trugen zusammen 800,000 fl. ein, wurden aber von denen, welche sie begehrten, wie gewöhnlich sehr verschieden abgeschätzt. Auf der andern Seite der Donau, d. h. in Franken, lag das reiche Bisthum Würzburg, dessen Bischöfe sich ehedem in dem Titel „Herzöge von Franken" gefielen und wohlhabend genug waren, um in Würzburg einen fast ebenso schönen Palast zu bauen als der in Versailles war. Man schätzte den Ertrag dieser Pfründe auf 1,400,000 Gulden und mit dem daranstoßenden Bisthum Bamberg auf mehr als 2 Millionen. Hierdurch konnte Baiern sein Gebiet in Franken am besten abrunden und für seine unermeßlichen Verluste entschädigt werden. Preußen sah mit verlangendem Auge nach diesen Besitzthümern, weil sie an sich von hohem Werth waren und an die Markgrafschaften Anspach und Baireuth grenzten. In derselben Provinz lag auch noch das Bisthum Aichstedt, das freilich den beiden vorhergehenden bei weitem nicht gleich, aber dennoch sehr bedeutend war.

Hierzu kam noch der auf dem rechten Rheinufer gelegene Theil der Erzbisthümer Mainz, Trier und Köln, die als Erzbisthümer und Churfürstenthümer zugleich einen schwer abzuschätzenden Ertrag lieferten; ferner die als Enclaven in Thüringen liegenden Theile des Churfürstenthums Mainz, wie Erfurt und das Gebiet von Eichsfeld, weiter nach Westphalen hinab das Herzogthum Westphalen selbst, dessen Ertrag auf 4 — 500,000 Gulden geschätzt wurde, die Bisthümer Paderborn, Osnabrück und Hildesheim, von denen jedes angenommenermaßen 400,000 Gulden einbringen mochte, und endlich das weite Bisthum Münster in Deutschland, an Ertrag das dritte und an Umfang das größte, welches damals angeblich einen Ertrag von 1,200,000 Gulden lieferte.

Rechnet man zu diesen 14 Erzbisthümern, Bisthümern und Herzogthümern und zu diesen Ueberbleibseln der vormaligen geistlichen Churfürstenthümer die Reste der Bisthümer Speier, Worms, Straßburg, Basel und Kostnitz eine Menge reicher Abteien und endlich noch 49 freie Reichsstädte, die man nicht secularisiren sondern den benachbarten Staaten einverleiben wollte (dies nannte man damals mediatisiren),

so hat man eine so ziemlich richtige Vorstellung von allen den Gütern, worüber verfügt werden konnte, um die weltlichen Fürsten über die Leiden des Kriegs zu trösten. Noch ist zu bemerken, daß wenn man die Erzherzöge und den Statthalter nicht zu entschädigen gedacht hätte (welche wenigstens auf ein Viertel der verfügbaren Besitzungen Anspruch machten), es gar nicht nöthig gewesen wäre, alle geistlichen Fürstenthümer abzuschaffen und daß man der deutschen Verfassung den vernichtenden Stoß hätte ersparen können, welchem sie bald darauf unterlag.

Alle geistlichen Staaten auf einmal zu secularisiren hieß allerdings dieser Constitution eine tiefe Wunde schlagen, indem sie eine bedeutende Rolle darin spielten. Es müssen hier einige Einzelnheiten angeführt werden, um diese alte Verfassung kennen zu lernen; es war die älteste in Europa und nach der englischen die ehrwürdigste, welche aber durch die Habgier der deutschen Fürsten selbst bald zu Grunde gehen sollte.

Deutschland war ein Wahlreich. Obgleich seit langer Zeit die Kaiserkrone nicht vom Hause Oestreich gewichen war, so mußte sie doch bei jedem Thronwechsel durch eine förmliche Wahl dem Erben dieses Hauses übertragen werden, welcher **eo ipso** König von Ungarn und Böhmen, Erzherzog von Oestreich, Herzog von Mailand, Kärnthen, Steiermark u. s. w., aber nicht Oberhaupt des deutschen Reiches war. Die Wahl geschah ehedem durch sieben, aber in der Epoche, womit wir es hier zu thun haben, durch acht Wahlfürsten, die aus fünf weltlichen und drei geistlichen Fürsten bestanden. Die fünf weltlichen waren: das Haus Oestreich für Böhmen; der Churfürst von der Pfalz für Baiern und die Pfalz; der Herzog von Sachsen für Sachsen; der König von Preußen für Brandenburg und der König von England für Hannover. Die drei geistlichen Wahlfürsten waren: der Erzbischof von Mainz, welcher einen Theil der beiden Rheinufer um Mainz, ferner diese Stadt selbst und die Mainufer bis unter Aschaffenburg besaß; der Erzbischof von Trier, welchem das Land Trier gehörte, d. h. das Moselthal von der Grenze des alten Frankreichs bis an die Einmündung dieses Flusses in den Rhein bei Coblenz; endlich der Erzbischof von Köln, welcher das linke Rheinufer von Bonn bis in die Nähe von Holland besaß. Diese drei Erzbischöfe wurden nach dem alten Gebrauche der Kirche überall, wo nicht das Königthum die Wahl der Geistlichen an sich gerissen hatte, mit Vorbehalt der kanonischen Einsetzung, welche immer nur dem Papste zukam, von ihren Capiteln ernannt. Die Domherren, Mitglieder dieser Capitel und Wähler ihrer Erzbischöfe, wurden aus dem höchsten deutschen Adel gewählt. So mußten sie für Mainz dem reichsunmittelbaren Adel angehören, d. h. dem Adel, welcher direct unter dem Reiche und nicht unter dem Landesfürsten stand, in dessen Gebiet seine Besitzungen lagen. Auf diese Weise konnten weder der Erzbischof noch die zu dessen Erwählung berechtigte

Domherren von irgend einem Fürsten, den Kaiser ausgenommen, abhängige Unterthanen sein. Bei einem so wichtigen Manne, wie dem Churerzbischof von Mainz, dem Kanzler des Reichs, war auch eine solche Vorsicht nöthig. Er führte den Vorsitz auf den deutschen Reichstagen. Die Churerzbischöfe von Trier und Köln besaßen nur noch den Titel von ihrer ehemaligen seit Jahrhunderten nicht mehr zur Anwendung gekommenen Function. Der Erzbischof von Köln war vor alten Zeiten Kanzler des Königreichs Italien und der von Trier Kanzler des Königreichs Gallien.

Diese acht Wahlfürsten hatten die Kaiserkrone zu vergeben. Zur Zeit des östreichischen Erbfolgekriegs in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hatte man sie nöthigen wollen einen baierischen Fürsten zu wählen; indessen waren sie aus alter Gewohnheit und angestammter Ehrfurcht bald wieder zur Nachkommenschaft Rudolph's von Habsburg zurückgekehrt. Uebrigens waren hier die katholischen Churfürsten in der Majorität, nämlich fünf gegen drei, und daher die Bevorzugung Oestreichs durch die Katholiken natürlich und althergebracht. Deutschland war aber nicht bloß ein Wahlreich, sondern auch, wenn man sich in Bezug auf eine Zeit, die mit der unsrigen gar keine Aehnlichkeit hat, so ausdrücken darf, ein Repräsentativstaat. Man berieth die Bundesangelegenheiten auf einem allgemeinen Reichstag zu Regensburg unter der Leitung des Erzbischofs von Mainz in der Eigenschaft des Kanzlers.

Dieser Reichstag bestand aus drei Collegien, nämlich dem Churfürstencollegium, worin die oben angeführten acht Churfürsten ihre Sitzungen hielten; dem Fürstencollegium, worin alle weltlichen und geistlichen Fürsten saßen, jeder von ihnen für das Gebiet, dessen unmittelbarer Oberherr er war (einige Häuser hatten mehrere Stimmen je nach der Wichtigkeit der von ihnen auf dem Reichstage vertretenen Fürstenthümer, einige andre dagegen nicht eine ganze Stimme, wie z. B. die westphälischen Grafen); endlich das Städtecollegium, worin die 49 Vertreter der freien Reichsstädte saßen, die fast alle in Verfall gerathen waren und nur noch sehr geringen Einfluß in dieser berathenden Regierung des alten Deutschlands hatten.

Die Formen der Abstimmung waren überaus verwickelt. Sowie das Protocoll eröffnet war, stimmte jedes der drei Collegien für sich besonders ab. Die Churfürsten hatten außer ihren Repräsentanten im Churfürstencollegium deren auch noch in dem der Fürsten und saßen also in zwei Collegien zugleich. Für Böhmen saß Oestreich im Churfürstencollegium und für das Erzherzogthum Oestreich im Fürstencollegium, Preußen für Brandenburg im erstern und für Anspach und Baireuth u. s. w. im letztern. Desgleichen votirte Baiern für das Land gleiches Namens im Churfürstencollegium, für Zweibrücken, Jülich u. s. w. im Fürsten-

collegium; so war es auch mit den übrigen. Es fand eigentlich gar keine wirkliche Berathung statt, sondern jeder Staat wurde nach der Rangordnung aufgerufen und gab durch einen Gesandten mündlich sein Gutachten ab. Es wurde mehrmals Umfrage gehalten und auf diese Art gewann jeder die nöthige Zeit seine Abstimmung zu modificiren. Herrschte eine Meinungsverschiedenheit in den Collegien, so conferirten sie mit einander und suchten sich zu verständigen. Dies nannte man Relation und Correlation unter den Collegien. Sie gaben einander in dem und jenem nach und endeten mit einem gemeinsamen Gutachten, welches Conclusum hieß.

Diese drei Collegien waren nicht von gleicher Wichtigkeit. Das der Städte wurde kaum gerechnet. Im Mittelalter, als aller Reichthum in den freien Reichsstädten concentrirt war, hatten sie ein Mittel in den Händen sich Gehör zu verschaffen, indem sie ihr Geld hergeben oder zurückhalten konnten. So war es jetzt nicht mehr, seitdem Nürnberg, Augsburg und Köln aufgehört hatten Mittelpunkte der Geld- und Handelsmacht zu sein. Man begnügte sich nicht damit gegen sie verletzende Formen zu beobachten, sondern kümmerte sich auch nicht sonderlich um ihr Gutachten. Die Churfürsten, nämlich die großen Häuser, trugen durch ihre Stimmen im Churfürstencollegium sowie durch ihre Stimmen und ihren Anhang im Fürstencollegium in fast allen Berathungen den Sieg davon.

Man würde diese Verfassung immer noch nicht ganz kennen, wenn man nicht wüßte daß es, abgesehen von dieser allgemeinen Regierung, noch eine Localregierung zum Schutze der Sonderinteressen und zur gemeinsamen Vertheilung der Bundeslasten gab. Diese Localregierung war die der Kreisdirectionen. Ganz Deutschland war in **10** Kreise getheilt, deren letzter, nämlich der burgundische Kreis, nur noch ein leerer Name war, indem er aus Provinzen bestand, welche schon lange nicht mehr zum Reiche gehörten. Immer war der mächtigste Fürst eines Kreises auch dessen Director. Dieser berief die Stände, woraus der Kreis bestand, zur Berathung ein, vollzog deren Beschlüsse und kam den Ständen zu Hülfe, welchen Gewalt drohte. Zwei Reichsgerichte, das eine in Wetzlar, das andre in Wien, sprachen Recht zwischen diesen so verschiedenen Bundesgliedern, zwischen Königen, Fürsten, Bischöfen, Aebten und Republiken.

Mochte diese Verfassung also auch sein wie sie wollte, so war sie doch ein ehrwürdiges Denkmal der Jahrhunderte. Sie enthielt einige Charakterzüge der Freiheit, zwar nicht derjenigen, welche in den modernen Staatsgesellschaften die Individuen schützt, sondern vielmehr derjenigen, welche die schwachen Staaten gegen die mächtigen in Schutz nimmt, indem sie ersteren verstattet, mitten in einem Bunde ihre Existenz, ihr Eigenthum und ihre Privatrechte zu vertheidigen und

gegen die Tyrannei des Stärkern an die Gerechtigkeit Aller zu appelliren. Hieraus folgte eine gewisse Geistesentwickelung, ein gründliches Studium des Völkerrechts und eine gar nicht unbedeutende Geschicklichkeit, Menschen und Versammlungen zu behandeln, gar nicht unähnlich derjenigen, welche, wenn auch unter ganz anderm Anschein, bei den Repräsentativregierungen unsrer Tage geübt wird.

Bei einer solchen Verfassung mußten die Secularisationen eine bedeutende Veränderung hervorbringen. Zunächst verschwanden dadurch die drei geistlichen Churfürsten aus dem Churfürstencollegium und eine Anzahl katholischer Mitglieder aus dem Fürstencollegium. Die katholische Majorität, welche im letztern Collegium 54 gegen 43 Stimmen betragen hatte, mußte sich in eine Minorität verwandeln, indem diejenigen Fürsten, welche die geistlichen Stimmen erben sollten, fast sämmtlich Protestanten waren. Dadurch wurde die Verfassung und das Gleichgewicht der Kräfte tief erschüttert. Wohl hatte die aus dem Zeitgeist hervorgegangene Toleranz den Bezeichnungen „protestantische und katholische Partei“ ihre ehemalige religiöse Bedeutung genommen, aber diese Ausdrücke hatten eine höchst ernste politische Bedeutung erhalten, indem man unter protestantischer Partei die preußische und unter katholischer Partei die östreichische verstand. Nun war aber Deutschland seit langer Zeit zwischen diesem doppelten Einfluß getheilt. Man kann wohl sagen, daß im deutschen Reiche Preußen an der Spitze der Opposition und Oestreich an der Spitze der Regierungspartei stand. Als Friedrich der Große durch seine glücklichen Kriege gegen Oestreich Preußen zu einer Macht ersten Ranges erhob, hatte er zwischen den beiden größten deutschen Häusern einen heftigen Haß entflammt, welcher zwar der französischen Revolution gegenüber einen Augenblick in den Hintergrund trat, bald aber wieder zum Vorschein kam, als Preußen sich von der Coalition trennte, mit Frankreich Frieden schloß und sich bei seiner Neutralität bereicherte, Oestreich aber durch die alleinige Fortführung des gemeinsam unternommenen Krieges erschöpfte. Jetzt hatte nun besonders nach beendigtem Kriege, als es an die Theilung des Kirchengutes ging, die Ländergier beider Höfe der herrschenden, feindseligen Leidenschaft neue Nahrung gegeben.

Natürlich wünschte Preußen bei Gelegenheit der Secularisationen Oestreich auf immer zu schwächen. Dieser letztere Staat war zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts, wie im 30jährigen Kriege und in den Kriegen Karl's V. die Stütze der katholischen Partei, nicht als ob die Protestanten in allen Stücken für Preußen und die Katholiken für Oestreich gewesen wären, indem diese Verhältnisse vielmehr oft durch nachbarliche Eifersucht eine Aenderung erlitten. So stimmte das eifrig katholische Baiern, welches immer gegen die Absichten Oestreichs auf sein Gebiet auf der Hut war, gewöhnlich mit Preußen. Das pro-

testantische Sachsen *) trat nicht selten Preußen aus nachbarlichem Mißtrauen entgegen und stimmte mit Oestreich. Aber im allgemeinen hielten doch die katholischen Fürsten und vorzugsweise die geistlichen Staaten zu Oestreich. Diese stimmten zu Gunsten des letztern Staates, wenn es galt den Kaiserthron zu besetzen und richteten sich in den Versammlungen, wo allgemeine Angelegenheiten verhandelt wurden, nach dessen Gutachten. Da sie keine Armeen unterhielten, so ließen sie in ihren Landen durch östreichische Werber Soldaten ausheben und lieferten den jüngern Prinzen des Kaiserhauses Apanagen. So hatte z. B. der Erzherzog Karl mit dem ihm neuerdings übertragenen Großmeisterthum des deutschen Ordens eine reiche Pfründe erhalten. Nach dem Tode des Bischofs von Münster und des Erzbischofs von Köln hatten die Capitel dieser beiden Kirchensprengel den Erzherzog Anton zum Nachfolger der verstorbenen Prälaten gewählt. So lieferte denn die Kirche, wie in allen aristokratischen Ländern, Dotationen für die nachgebornen Söhne vornehmer Familien. Natürlich sah Preußen scheel dazu, wenn die geistlichen Staaten Oestreich Soldaten, Apanagen und Stimmen auf dem Reichstage gaben.

Da die deutschen Fürsten sich einmal in Verfassungsreformen eingelassen hatten, wurden sie auch nothwendig auf weitere Veränderungen geführt, namentlich auf die Abschaffung der freien Reichsstädte und des reichsunmittelbaren Adels.

Die freien Reichsstädte verdankten ihren Ursprung den Kaisern. Sowie die Könige von Frankreich ehedem die Gemeinden von der Tyrannei der Grundherren befreiten, so hatten die Kaiser den Städten in Deutschland, welche durch Industrie und Handel bestanden, eine unabhängige Existenz, anerkannte Rechte und nicht selten auch Privilegien verliehen. So waren in diesem weiten deutschen Feudalstaate neben den Lehnsherren und den souveränen Priestern mit Grafen- und Herzogswürden demokratische Republiken aufgekommen, welche durch ihren Reichthum eben so berühmt waren als durch ihren genialen Geist. Augsburg, Nürnberg und Köln hatten sich ehedem in Bezug auf Künste, Industrie und Handel um Deutschland und die ganze Menschheit wohlverdient gemacht. Indessen waren alle diese Städte unter das Joch kleiner Localaristokratien gerathen und die meisten seufzten unter einer kläglichen Verwaltung. Diejenigen, deren Handel sich erhalten hatte, entgingen dem allgemeinen Verfall und bildeten sogar ziemlich gedeihliche Republiken. Aber auf diese fiel ein neidischer Blick der benachbarten Fürsten, welche sie zu ihrem Gebiete zu schlagen trachteten. Besonders hätte

---

*) Hier ist jedoch zu bemerken, daß zu dieser Zeit der Churfürst von Sachsen katholisch, sein Land protestantisch war und als solches galt.

Preußen Nürnberg, und Baiern Augsburg gern gehabt, obgleich diese Städte sehr viel von ihrem alten Glanze verloren hatten.

Der reichsunmittelbare Adel hatte fast denselben Ursprung wie die freien Reichsstädte, denn sein Titel schrieb sich von dem kaiserlichen Schutze her, welcher den Grundherren verliehen worden, indem sie zu schwach waren sich selbst zu vertheidigen. Auch war er besonders in Franken und Schwaben verbreitet, weil die Grundherren dieser Gegend, da sie zur Zeit der Vernichtung des schwäbischen Hauses keinen Oberherrn hatten, dem Kaiser ganz ergeben waren. Reichsunmittelbar hieß dieser Adel, weil er direct vom Kaiser abhing und nicht von den Fürsten, in deren Gebiet seine Besitzungen lagen. Auch hießen alle Staaten, Städte, Lehen und Abteien, welche direct vom Reiche abhingen, reichsunmittelbar. Dagegen hieß jeder Staat mittelbar, welcher direct unter dem Fürsten stand, von dessen Gebiet er eine Enclave bildete. Der reichsunmittelbare Adel, dessen Gehorsam sich zwischen dem localen Lehnsherrn und dem Kaiser theilte, welchen er als seinen einzigen Oberherrn anerkannte, war stolz auf dieses höhere Vasallenthum, diente in den kaiserlichen Heeren und Kanzleien und überließ die Bevölkerung der ihm angehörigen Flecken und Dörfer östreichischen Werbern.

Welcher Partei die Landesfürsten auch anhingen, alle wünschten die Einverleibung des reichsunmittelbaren Adels und der freien Reichsstädte in ihre Staaten. Die Erhaltung der freien Reichsstädte ging Oestreich nicht nur nicht zu Herzen, sondern es sehnte sich selbst nach einer Anzahl derselben; dagegen suchte es mit großem Eifer den reichsunmittelbaren Adel aufrecht zu halten, den es ganz besonders in's Herz geschlossen hatte. Es wünschte indessen überhaupt doch alles zu erhalten, was erhalten werden konnte.

Von unserm modernen Standpunkte aus kann nichts natürlicher und rechtmäßiger erscheinen als die Vereinigung aller dieser Ländereien, Städte und reichsunmittelbaren Herrschaften mit dem Ganzen eines jeden Staates. Jedenfalls wäre es besser gewesen, wenn man, wie 1789 in Frankreich, auch in Deutschland diese Localfreiheiten in eine allgemeine Freiheit verwandelt hätte, wodurch auf einmal jede Existenz und jedes Recht gewährleistet worden wäre. Indessen mußte durch jene Einverleibungen die absolute Macht der Könige von Preußen, der Churfürsten von Baiern und der Herzöge von Würtemberg vergrößert werden. Unter so bewandten Umständen durfte man sie doch zu erhalten wünschen.

In der Geschichte der europäischen Monarchien giebt es zwei nach Zeit und Zweck ganz verschiedene Revolutionen. Die erste bestand darin, daß das Königthum dem Feudalwesen die kleinen Localsouveränitäten entriß und auf diese Weise viel einzelne Existenzen absorbirte, um einen einzigen Staat daraus zu bilden; die zweite aber darin, daß das Königthum, nachdem es diesen einzigen Staat

gebildet hatte, genöthigt war, mit der Nation Abrechnung zu halten und eine allgemeine, gleichförmige und regelmäßige Freiheit zu bewilligen, die jedenfalls den einzelnen Freiheiten des Feudalwesens weit vorzuziehen war. Im J. 1789 hatte Frankreich diese erste Revolution vollendet und begann hierauf die zweite. Deutschland war im Jahre 1803 immer noch bei der ersten und ist bis auf den heutigen Tag noch nicht damit zu Stande gekommen. Oestreich hatte keine andre Absicht als seinen Einfluß im deutschen Reiche zu behaupten, vertheidigte daher die alte deutsche Verfassung und mit ihr die Freiheiten des Feudalwesens in Deutschland. Dagegen wurde Preußen durch die Begierde nach Einverleibungen, indem es die freien Städte und den reichsunmittelbaren Adel absorbiren wollte, zu Neuerungen angetrieben und hatte sein Absehen darauf gerichtet, Deutschland die Formen der modernen Staatsgesellschaft anzubequemen, d. h. wider Wissen und Willen im alten deutschen Reiche das Werk der französischen Revolution zu beginnen.

Nicht minder als die Ansichten dieser beiden Mächte über die Verfassung waren auch ihre Ansprüche auf Ländereien verschieden.

Oestreich wollte seine beiden Erzherzöge reichlich entschädigen lassen und unter diesem Vorwande die Grenzen seiner eignen Staaten ausdehnen und abrunden. Es kümmerte sich nur wenig um den Erzherzog von Modena, welchem die Verträge von Campo-Formio und Luneville schon längst den Breisgau zugesprochen hatten (eine kleine Provinz in Baden), mit welchem dieser sich nur wenig zu schaffen machte, sondern lieber ruhig in Venedig seine zusammengescharrten Reichthümer genoß. Aber ernstlich beschäftigte es sich mit dem Erzherzog Ferdinand, dem vormaligen Souverän von Toscana. Für ihn begehrte es das schöne Erzbisthum Salzburg, wodurch Tyrol mit der Ländermasse der östreichischen Monarchie verbunden wurde, sowie auch die Probstei Berchtolsgaden, eine Enclave des Erzbisthums Salzburg. Diese beiden Ländereien waren ihm mit Bestimmtheit zugesagt, aber es wünschte mehr zu haben. Für denselben Erzherzog wünschte es auch noch das Bisthum Passau, wodurch die wichtige an der Mündung des Inn in die Donau gelegene Festung Passau an das Kaiserhaus gefallen wäre; das schöne Bisthum Augsburg, welches am Lech hin mitten in Baiern lag; endlich die Grafschaft Werdenfels *) und die Abtei Kempten, zwei am Abhange der tyroler Alpen gelegene Besitzungen, welche alle beide die Quellen der durch Baiern strömenden Flüsse beherrschten, wie z. B. die des Inn, der Isar, der Loisach und des Lech. Rechnet man hierzu noch neunzehn freie Reichsstädte in Schwaben,

*) Diese gehörte zum Bisthum Freisingen.

sowie zwölf große reichsunmittelbare Abteien, und bedenkt man, daß Oestreich außer dem, was es in Schwaben für den Erzherzog verlangte, in dieser Gegend noch eine Menge alter Besitzungen hatte, so wird man leicht einsehen, worauf es unter den obwaltenden Umständen ausging. Es wollte vermittelst der beanspruchten Entschädigung für den Erzherzog Ferdinand durch Augsburg, weiter oben durch Werdenfels und Kempten und jenseits durch seine schwäbischen Besitzungen in der Mitte von Baiern festen Fuß fassen, es mit den Krallen des kaiserlichen Adlers packen und es nöthigen, ihm den Theil seiner Besitzungen abzutreten, wonach es sich schon so lange gesehnt hatte, nämlich das Strombett des Inn, ja sogar das der Isar.

Es war eine der ältesten Bestrebungen Oestreichs sich in Baiern auszudehnen, um sich dadurch eine bessere Grenze zu verschaffen und zugleich seine Militärposten in den tyroler Alpen bis an die Grenze der Schweiz aufstellen zu können. Der Besitz der Isarlinie war sein sehnlichster Wunsch und würde nicht sein letzter gewesen sein, wenn man ihn befriedigt hätte. Um das Land bis an die Isar zu erlangen, hätte es dem Hause Baiern Augsburg (Bisthum und Stadt), sowie alle östreichischen Besitzungen in Schwaben überlassen. Nach diesem Plane hätte man, da die an der Isar gelegene Stadt München an die Grenze gekommen wäre und nicht mehr der Sitz der baierischen Regierung hätte bleiben können, Augsburg dem Churfürsten von der Pfalz zu seiner neuen Residenz geboten. Dadurch wäre freilich fast die Hälfte dieses Churfürstenthums absorbirt und das pfälzische Haus ganz nach Schwaben zurückgedrängt worden. Da dieser allzuschöne Traum dem Hause Oestreich nicht leicht ausgehen konnte, so hätte es sich auch mit dem Flußbette des Inn wegen seiner Verluste getröstet. Es besaß nur den untern Theil des Inn von Braunau bis nach Passau. Aber weiter oben zwischen Braunau und den tyroler Alpen gehörten beide Ufer dieses Flusses zu Baiern. Oestreich hätte gern den ganzen Lauf des Inn von seinem Eintritt in Baiern bei Kufstein bis zu seiner Einmündung in die Donau gehabt. Wohl hätte diese Linie weniger Land umfaßt als die der Isar, aber sie war doch immer noch sehr hübsch und militärisch haltbarer. Es kam Oestreich nie aus dem Sinn, sich die eine oder andre dieser Grenzen durch Austausch zu verschaffen; auch ließ es seit den Verhandlungen der Cabinette über die Entschädigungsfrage gar nicht ab mit seinen Anerbietungen und, wofern es kein Gehör fand, mit seinen Drohungen, den armen Churfürsten von Baiern zu bestürmen, der sich in seiner Angst an Preußen und Frankreich, seine natürlichen Beschützer wendete.

Einen solchen Antheil wünschte Oestreich an der Vertheilung der Entschädigungen zu nehmen. Ueber die andern Mächte hatte es Folgendes im Sinne.

Baiern hatte auf dem linken Ufer des Rheins mehr verloren als alle

übrigen deutschen Fürsten, nämlich das Herzogthum Zweibrücken, die Rheinpfalz, das Herzogthum Jülich, das Markgrafthum Bergen-op-Zoom und eine Menge Ländereien im Elsaß; ihm bestimmte Oestreich die fränkischen Bisthümer Würzburg und Bamberg, die zwar für Baiern sehr günstig lagen, da sie an die Oberpfalz grenzten, aber kaum $^2/_3$ von dem betrugen was ihm gebührte. Vielleicht hätte Oestreich diesem Besitzthum noch das an der Isar ganz nahe bei München gelegene Bisthum Freisingen beigefügt. Preußen sollte nach Oestreichs Ansicht ein ansehnliches Bisthum im Norden bekommen, wie z. B. Paderborn, vielleicht auch zwei bis drei Abteien, wie Essen und Werden, der Statthalter aber irgend ein Gebiet in Westphalen, d. h. höchstens ein Viertel von dem, was das Haus Brandenburg für sich und seine Verwandtschaft an sich nehmen wollte. Endlich gestand Oestreich den beiden Hessen, Baden und Würtemberg einige Güter des niedern Klerus zu, und der Menge kleiner Erbfürsten, welche seinem Ausdruck zufolge sich glücklich schätzen würden zu nehmen was man ihnen geben würde, eine Anzahl Abteien, wollte jedoch neben den großen Gebieten in Nord- und Mitteldeutschland, wie Münster, Osnabrück, Hildesheim und Fulda und neben den Ueberbleibseln der Churfürstenthümer Cöln, Mainz und Trier auch die drei geistlichen Churfürsten beibehalten, um dadurch seinen Einfluß im deutschen Reiche zu retten.

Von den drei geistlichen Churfürstenthümern war das erste, nämlich das von Mainz, vor kurzem an den Coadjutor des letzten Erzbischofs übergegangen. Dieser neue Prälat, ein Glied des Hauses Dalberg, war unterrichtet, geistreich und ein Mann von Welt. Das Churfürstenthum Trier gehörte einem sächsischen Fürsten, der noch lebte, sich aber in das Bisthum Augsburg zurückgezogen hatte, welches er neben dem von Trier besessen hatte; dort vergaß er in fleißiger Religionsübung und in dem Wohlstande, worein ihn seine Familienapanagen versetzten, seine churfürstliche Größe. Das Churfürstenthum Köln war durch den Tod seines Inhabers erledigt worden. Auch die Bisthümer Münster, Freisingen und Regensburg sowie die Propstei Berchtolsgaden waren vacant. Mochte sich Oestreich nun mit den Capiteln einverstanden haben oder nicht, es hatte in Gegenwart eines kaiserlichen Commissars den Erzherzog Anton zum Bischof von Münster und zum Erzbischof von Köln ernennen lassen. Heftig zürnend that Preußen hiergegen Einspruch und äußerte, durch die Ernennung neuer Bisthumsinhaber wolle man nur den Secularisationen Hindernisse in den Weg legen und die freie Ausführung des Vertrags von Luneville hintertreiben. Es bezweckte mit seinen Reclamationen, daß man nicht etwa die noch vacanten Pfründen Freisingen, Regensburg und Berchtolsgaden auf die nämliche Art besetze.

Von Preußens Plänen kann man sich eine ziemlich richtige Vorstellung machen, wenn man von denen Oestreichs gerade das Gegentheil nimmt. Zunächst

hielt es, und zwar mit Recht, die Verluste des Großherzogs von Toscana höchstens für halb so gering als sie angegeben wurden. In Wien behauptete man, er habe 4 Millionen Gulden Einkünfte verloren. Diese Angabe war sehr übertrieben; sie beruhte auf einer Verwechselung des Reinertrags mit dem Rohertrage. Der dem Großherzog verloren gegangene Reinertrag betrug höchstens 2,500,000 fl. Preußen behauptete, daß Salzburg, Passau und Berchtolsgaden ebenso viel, wo nicht mehr Einkünfte hätte als Toscana; dazu habe Toscana, von der östreichischen Monarchie getrennt wie es gewesen, für diese gar keinen Werth gehabt, während Salzburg, Berchtolsgaden und Passau, da sie mit der Ländermasse dieser Monarchie selbst verbunden seien, ihr eine vortreffliche Abgrenzung und in den salzburger Gebirgen eine zahlreiche und kriegerische Bevölkerung verschafften. Man glaubte, Oestreich könne dort 25,000 Mann ausheben. Demnach habe Oestreich keinen Grund dem Besitzthum des Erzherzogs noch die Bisthümer Augsburg und Aichstedt, die Abtei Kempten und die Grafschaft Werdenfels sowie alle die in Schwaben begehrten freien Städte und Abteien beizufügen. Indessen legte Preußen weniger Werth auf das Uebertriebene der Anforderungen Oestreichs als auf die Rechtmäßigkeit der seinigen. Es schätzte das, was es verloren haben wollte, auf das Doppelte seines wahren Werthes, aber das, womit es entschädigt werden sollte, schlug es um die Hälfte geringer an. Vor allen Dingen wollte es ebenso wie Oestreich gern in Mittel- und Süd-Deutschland vordringen. Es wollte in Franken thun was Oestreich in Schwaben zu vollbringen trachtete; nämlich es wollte dort sein Gebiet wenigstens verdoppeln. Diese beiden großen Höfe strebten fortwährend mitten in Deutschland vorgerückte Stellungen einzunehmen, theils gegen einander, theils gegen Frankreich und auch zum Theil um die Staaten in der Mitte der Conföderation unter ihrem Einflusse zu haben. In der ersten Hitze seiner Länderliebe hatte Preußen nicht weniger verlangt als die Bisthümer Würzburg und Bamberg, welche an die Markgrafschaften Anspach und Baireuth grenzten und womit nach jedermanns Ansicht Baiern entschädigt werden sollte. Dieser Anspruch war, vorzüglich in Paris, auf solchen Widerspruch gestoßen, daß man hatte darauf verzichten müssen.

Preußen konnte sonach Würzburg und Bamberg nicht erlangen. Verloren hatte es nur das Herzogthum Geldern, einen Theil des Herzogthums Cleve, das kleine Fürstenthum Mörs, einige aufgehobene Rheinzölle nebst den an Holland abgetretenen Enclaven Savenaer, Huissen und Marburg, welche zusammen nach russischen Angaben 700,000 und nach französischen 1,200,000 Gulden Einkünfte gewährten. Dennoch verlangte es nichts Geringeres als einen Theil des nördlichen Deutschlands, nämlich die Bisthümer Münster, Paderborn, Osnabrück und Hildesheim sowie die Ueberreste des Churfürstenthums Mainz in Thüringen,

wie Eichsfeld und Erfurt, und endlich auch noch in Franken, wo es seine Ansprüche nicht aufgab, das Bisthum Aichstedt und die berühmte Stadt Nürnberg.

In Betreff der Entschädigung des Statthalters rechnete Preußen ebenso wie Oestreich auf die Schadloshaltung des Großherzogs von Toscana und verlangte für das Haus Oranien-Nassau eine an das preußische Gebiet grenzende Besitzung, welche folgende Landestheile umfassen sollte: das Herzogthum Westphalen, das Land Recklinghausen nebst den Ueberresten der Churfürstenthümer Köln und Trier auf dem rechten Rheinufer. Auf diese Art hatte der Statthalter außer dem Vortheile sich an Preußen zu lehnen auch noch den für dieses und für ihn gar nicht unbedeutenden, Holland nahe zu sein und einen etwaigen dort eintretenden Glückswechsel benutzen zu können. Wenn man nun bedenkt, wie unrichtig Preußen abschätzte, daß es nämlich seine Verluste doppelt und dreifach zu hoch und die von ihm beanspruchten Gegenstände um ebenso viel zu niedrig anschlug, daß es z. B. das Bisthum Münster, welches in Paris nach völlig unparteiischen Berechnungen auf 1,200,000 fl. abgeschätzt wurde, nur zu 350,000 anschlug, das Bisthum Osnabrück aber, welches man in Paris zu 369,000 fl. würderte, nur zu 150,000 taxirte und so fort, dann wird man einen Begriff von den argen Uebertreibungen seiner Ansprüche haben.

Gegen die Fürsten zweiten und dritten Ranges zeigte sich Preußen etwas freigebiger als Oestreich, denn durch sie kamen eine Menge protestantischer Stimmen auf den Reichstag. Es gedachte die geistlichen Churfürsten von Köln und Trier zu beseitigen und höchstens den von Mainz mit den Ueberresten seines auf dem rechten Rheinufer gelegenen Churfürstenthums bestehen zu lassen, die beiden beseitigten geistlichen Churfürsten aber durch zwei protestantische Churfürsten zu ersetzen, die unter den Fürsten von Hessen, Würtemberg, Baden und wo möglich selbst unter denen von Oranien-Nassau gewählt werden sollten. Sowie Oestreich bei Rußland, so suchte Preußen bei Frankreich Unterstützung. Es erbot sich, wenn man ihm bei seinen Reclamationen behülflich sein wolle, seine Politik der des ersten Consuls anzubequemen, sich ihm durch ein förmliches Bündniß zu verpflichten und alle in Italien getroffenen Anordnungen zu garantiren, wie z. B. die Errichtung des Königreichs Hetrurien, die der italiänischen Republik gegebene neue Constitution und die Vereinigung Piemonts mit Frankreich. Zugleich gab es sich große Mühe die Verhandlungen nach Paris zu verlegen, während Oestreich sie gern in St. Petersburg gesehen hätte. Preußen wußte wohl daß es außerhalb Paris nicht gut angeschrieben stand, daß man ihm an allen Höfen bittere Vorwürfe machte die Sache Europa's für die der französischen Revolution aufgegeben zu haben, daß man, während die Ansprüche des Kaisers wohl auf Tadel stießen, die seinigen weit strenger beurtheilte, indem diese nicht so große

Verluste zur Entschuldigung hatten wie das Haus Oestreich im letzten Kriege. Auch wußte es sehr wohl daß es nur von Frankreich eine Unterstützung zu hoffen habe und daß es endlich, wenn es die Unterhandlung verlegen lassen wollte, dem ersten Consul mißfällig und übelgestimmten Schiedsrichtern unterworfen werden würde. Es lehnte daher alle Anträge Oestreichs geradezu ab, als dieses jede Hoffnung aufgegeben und bei ihm den Vorschlag gemacht hatte, sie wollten sich doch unter einander allein verständigen, die Fürsten zweiten und dritten Ranges aufopfern und einander gegenseitig das Löwenantheil zugestehen, indem sie sich dann nach Petersburg wenden könnten, um eine Bestätigung der von ihnen vorgenommenen Theilung zu bewirken, und zwar dies besonders zu dem Zwecke, Deutschland dem Joche der Franzosen zu entziehen.

Nach dem Beispiele Preußens wendeten sich alle Höfe nach Frankreich. Statt in London, Petersburg, Wien oder Berlin erschien man in Paris als Bittsteller. Das von Oestreich geplagte Baiern, die auf einander eifersüchtigen Herzöge von Baden, Würtemberg und Hessen, die über die Ländergier der großen erschrockenen kleinen Familien, die mit einer Einverleibung bedrohten freien Reichsstädte, der einer gleichen Gefahr wie diese ausgesetzte reichsunmittelbare Adel, alle Großen und Kleinen, Republiken und Erbfürsten führten ihre Sache in Paris, die einen vermittelst ihrer Gesandten und die andern direct und persönlich. Der vormalige Statthalter hatte seinen Sohn hingeschickt, den Prinzen von Oranien, nachherigen König der Niederlande, einen ausgezeichneten Fürsten, welchen der erste Consul sehr günstig aufgenommen hatte. Auch mehrere andre Prinzen waren dahin gereis't. Alle suchten mit Eifer den Palast von St. Cloud auf, wo sie einem General der Republik den Hof machten wie einem König.

Es war ein sonderbarer Anblick, welchen Europa damals gewährte und welcher die Wandelberkeit der menschlichen Leidenschaften sowie die Unergründlichkeit der Plane der Vorsehung deutlich vor Augen stellt.

Preußen und Oestreich hatten Deutschland zu einem ungerechten Kriege gegen die französische Revolution verleitet und waren besiegt worden. Nach dem Rechte des Sieges, das nicht bestritten werden kann wenn die siegende Macht herausgefordert worden ist, hatte Frankreich das linke Rheinufer erobert. Dadurch war ein Theil der deutschen Fürsten länderlos geworden. Es war natürlich sie, aber auch nur sie in Deutschland zu entschädigen. Indessen wollten Preußen und Oestreich, von denen sie doch compromittirt worden waren, ihre eignen Verwandten, Italiäner wie die Erzherzöge oder Holländer wie den Statthalter, auf Kosten des unglücklichen Deutschlands entschädigen, und was noch seltsamer ist, sie wollten im Namen ihrer Verwandten sich selbst schadlos halten und zwar auch

wieder auf Kosten Deutschlands, das ein Opfer ihrer Mißgriffe geworden war. Und wo suchten sie die Entschädigungsmasse? Gerade in den Kirchengütern, was soviel sagen will als die Vertheidiger des Throns und Altars, sowie sie von ihren Niederlagen wieder nach Hause gekommen waren, gedachten sich für einen unglücklichen Krieg dadurch zu entschädigen, daß sie den Altar beraubten zu dessen Vertheidigung sie doch ausgezogen waren, sowie dadurch, daß sie die französische Revolution nachahmten welche sie doch hatten austilgen wollen! Ja wo möglich noch außerordentlicher war es, daß sie den siegreichen Repräsentanten dieser Revolution ersuchten diesen Raub der Altäre unter sie zu vertheilen, da sie ihn nicht selbst zu vertheilen verstanden!

Der erste Consul kümmerte sich wenig darum, welche Mühe man sich um ihn her geben mochte, die Unterhandlung bald dahin bald dorthin zu verlegen. Wußte er doch daß sie nur in Paris stattfinden konnte, weil er es so wollte und weil es auch gewiß am besten gethan war. Da er sich seit der Unterzeichnung des allgemeinen Friedens frei bewegen konnte, hörte er die dabei interessirten Parteien der Reihe nach an; Preußen, welches nur durch ihn und mit ihm zu handeln wünschte; Oestreich, welches zwar das Schiedsrichteramt gern in Petersburg gesehen hätte, dabei aber doch nichts versäumte ihn zu seinen Gunsten zu stimmen; Baiern, welches ihn um Rath und Hülfe gegen die drohenden Anerbietungen Oestreichs ersuchte; das Haus Oranien, welches den eignen Fürstensohn nach Paris geschickt hatte; die Häuser Würtemberg, Baden und Hessen, welche ihm die vollkommenste Ergebenheit zusagten, wenn er ihnen günstig sein wolle, und endlich die Schaar der kleinen Fürsten, welche sich auf ihr Bündniß mit Frankreich beriefen. Nachdem der erste Consul die verschiedenen Bittsteller mit angehört hatte, sah er bald ein, daß ohne die Intervention eines mächtigen Willens die Ruhe Deutschlands und folglich die des ganzen Festlandes gar sehr gefährdet sein werde. Daher beschloß er seine Vermittelung anzubieten oder vielmehr sie aufzunöthigen, indem er zugleich auf Anordnungen antrüge, welche der Gerechtigkeit Frankreichs und seiner Politik Ehre machten.

Nichts war verständiger und bewunderungswürdiger als die Entwürfe des ersten Consuls in dieser glücklichen Epoche seines Lebens, indem er ebenso sehr mit Ruhm bedeckt, als er es je gewesen, doch nicht materielle Macht genug besaß, um Europa zu verachten und sich über die Befolgung einer gründlichen Politik wegzusetzen. Er sah wohl ein, daß er bei der unsichern Stimmung Englands darauf bedacht sein müsse der Gefahr eines allgemeinen Kriegs vorzubeugen, daß es eben deshalb dringend nöthig sei, auf dem Festlande eine Dauer versprechende Allianz festzuhalten, daß ein Bündniß mit Preußen am passendsten sei, daß dieser von Natur Neuerungen nicht abholde Hof wegen seines Ursprungs und seines

Interesses mit der französischen Revolution in solcher Berührung stehe wie kein andrer Hof, daß wenn man diesen ernstlich gewinne, die Coalitionen unmöglich würden, da man bei dem Grade der Macht, zu dem Frankreich gelangt sei, es höchstens dann anzugreifen wagen würde, wenn alle Mächte gegen dasselbe zusammengetreten wären, daß man aber, wenn auch nur eine Macht der Coalition nicht beitrete sondern sich zu Frankreich hielte, sich niemals den Wechselfällen eines neuen Kriegs aussetzen möchte. Gedachte indessen auch der erste Consul sich mit Preußen zu verbinden, so entging es doch seinem Scharfblick durchaus nicht, daß dieser Staat keineswegs so stark gemacht werden dürfe um Oestreich erdrücken zu können, weil es sonst statt ein nützlicher Bundesgenosse zu sein selbst zur gefahrdrohenden Macht werden würde; ferner daß man ihm weder die kleinen Fürsten, Frankreichs alte Freunde, noch auch die geistlichen Staaten ohne Ausnahme opfern dürfe, da diese wenig Festigkeit besäßen, nicht militärisch seien und als Nachbarn den weltlichen und kriegerischen Fürsten vorgezogen werden müßten, sowie endlich auch nicht die freien Reichsstädte, achtungswerth wegen der Erinnerung die sie in's Gedächtniß zurückriefen und besonders als Republiken für die französische Republik; daß wenn man Preußen diese kleinen Staaten auf einmal zum Opfer bringen wollte, sowohl die erblichen, geistlichen als republikanischen, dies auf nichts Andres hinausliefe als die Verwirklichung jener deutschen Einheit zu begünstigen, welche wenn sie jemals in's Leben trete, für das europäische Gleichgewicht gefährlicher sein würde, als es die ganze östreichische Macht ehedem sein mochte; kurz daß man, wenn man die Wage zu Gunsten der protestantischen und Neuerungen nicht abholden Partei sinken lasse, sie auch nur sinken und nicht niederfallen lassen dürfe, indem man sonst Oestreich zur Verzweiflung, vielleicht gar zu seinem Untergange treiben, einen Feind durch einen andern ersetzen und Frankreich für die Zukunft eine Nebenbuhlerschaft mit dem Hause Brandenburg bereiten würde, eine ebenso gefährliche als die, wodurch es mehrere Jahrhunderte hindurch mit dem Hause Oestreich in Kriege gerathen war.

Voll von diesen staatsklugen Gedanken unternahm es der erste Consul zunächst Preußen zu gemäßigten Ansichten zu bringen. Sowie es ihm gelungen wäre sich mit diesem zu verständigen, wollte er mit den Betheiligten zweiten Ranges unterhandeln und sie durch einen billigen Antheil an der Entschädigungsmasse zufrieden stellen; dann gedachte er in Petersburg eine Unterhandlung aus reiner Artigkeit zu eröffnen, um dem Stolze des jungen Kaisers zu schmeicheln, dessen erheuchelte Bescheidenheit er vollkommen durchschaute, so daß er ihn durch Höflichkeiten für die Ländertheilungen einnehme die eben im Werke waren. Sobald Preußen befriedigt und Rußland durch Schmeicheleien gewonnen wäre, hoffte er mit Hülfe dieser beiden Höfe Oestreichs Resignation unvermeidlich zu machen,

wenn man sonst vorsichtig genug zu Werke gegangen sei es durch die getroffenen Anordnungen nicht allzu sehr zu erbittern.

Bei so verwickelten Combinationen mußte man darauf gefaßt sein erst durch mehrere Entwürfe zu einem definitiven Plane zu gelangen. Der erste Gedanke Napoleon's in Bezug auf die Gebietsvertheilung in Deutschland war darauf hinausgelaufen die drei Großmächte in der Mitte des Continents (Oestreich, Preußen und Frankreich) von einander entfernt zu halten und die ganze Masse des deutschen Bundes dazwischen zu legen. Um dies zu erreichen hätte der erste Consul zwar Oestreich nicht seine ganzen Ansprüche, nämlich den Lauf der Isar bewilligt, weil er in diesem Falle das pfälzer Haus nach Schwaben und Franken hätte versetzen müssen, indessen würde er ihm doch den ganzen Lauf des Inn zugestanden haben, sonach das Bisthum Salzburg, die Probstei Berchtolsgaden, den Landstrich zwischen der Salza und dem Inn sowie die in Tyrol liegenden Bisthümer Brixen und Trient. Hätte nun Oestreich auf diese Weise für sich und die beiden Erzherzöge Entschädigung erhalten, so würde es auf jede Besitzung in Schwaben haben verzichten müssen, wäre gänzlich hinter den Inn versetzt worden, dort aber zusammenhängend und von einer vortrefflichen Grenze gedeckt gewesen, wäre auch endlich durch die Lösung der alten Frage über den Inn selbst zur Ruhe gekommen und hätte Baiern Ruhe gelassen.

Sowie man Oestreich zur Verzichtleistung auf seine Ländereien in Schwaben, so würde man Preußen zur Aufgebung seiner Besitzthümer in Franken, nämlich der Markgrafschaften Anspach und Baireuth aufgefordert haben. Aus diesen Markgrafschaften sowie den daran stoßenden Bisthümern Würzburg und Bamberg, ferner aus den Besitzthümern welche Oestreich in Schwaben hätte opfern müssen, endlich aus den baierschen Enclaven den Bisthümern Freisingen und Aichstedt wäre für das pfälzer Haus ein wohlabgerundetes Besitzthum gebildet worden, das in Baiern, Schwaben und Franken zugleich gelegen und als Scheidewand zwischen Frankreich und Oestreich gedient hätte. Um diesen Preis hätte das pfälzer Haus auf die Ueberreste der Rheinpfalz sowie auf das schöne Herzogthum Berg verzichten mögen, welches am andern Ende Deutschlands, nämlich nach Westphalen hin lag. So würde Preußen, nachdem man es aus Franken entfernt gehabt hätte wie Oestreich aus Schwaben, ganz und gar im Norden zurückgehalten worden sein. Um es aber ganz dorthin zu versetzen, hätte man ein Hinderniß beseitigen müssen, welches ihm dort im Wege stand, nämlich die beiden Zweige des Hauses Mecklenburg, welche man nach den erledigten Gebieten in Mittel-Deutschland hätte verpflanzen können. So würde sich Preußen an den Gestaden des baltischen Meeres befunden und überdies noch die Bisthümer Münster, Osnabrück und Hildesheim erhalten haben. Auf diese Weise für alte und neue

Verluste entschädigt hätte es das ganze Herzogthum Cleve abtreten können, von welchem der auf dem linken Rheinufer gelegene Theil an Frankreich übergegangen war, der auf dem rechten gelegene aber zur Entschädigungsmasse gekommen wäre. Von Oestreich war es schon durch die Aufgebung Frankens getrennt und nun wäre es durch die Entfernung von den Ufern des Rheins auch von Frankreich geschieden gewesen.

Man hätte noch genug gehabt an den erledigten Herzogthümern Cleve, Berg und Westphalen, den Ueberresten der Churfürstenthümer Köln, Trier und Mainz, den Mainzer Enclaven Erfurt und Eichsfeld, dem Bisthum Fulda nebst den andern geistlichen Besitzungen, an den Ueberresten der Rheinpfalz sowie an der großen Menge in ganz Deutschland zerstreuter reichsunmittelbarer oder mittelbarer Abteien, um für die Häuser Mecklenburg und Oranien einen Staat zu bilden sowie die Häuser Hannover, Baden und Würtemberg nebst einer Schaar kleinerer Fürsten zu entschädigen. Endlich würden noch die Bischofssitze Aichstedt, Augsburg, Regensburg und Passau genug hergegeben haben, daß man zwei von den drei geistlichen Churfürsten hätte beibehalten können, und dies war ganz nach dem Sinn des ersten Consuls, da er die deutsche Verfassung nicht allzu sehr ändern wollte und es ihm übrigens gefiel in jedem Lande die Kirche zu beschützen.

Nach diesem tief durchdachten Plane wurden Oestreich, Preußen und Frankreich sehr weit von einander entfernt, der deutsche Bund ward zu einer einzigen Masse vereinigt und mitten unter die großen Continentalmächte versetzt, indem er so die nützliche, wichtige und ehrenvolle Aufgabe hatte sie auseinander zu halten und Collisionen unter ihnen zu verhindern; die deutschen Staaten erhielten eine vollkommene Abgrenzung und die deutsche Verfassung wurde zweckmäßig verbessert, keineswegs aber vernichtet.

Der Plan des ersten Consuls wurde zunächst Preußen vorgelegt und nicht gleich abgelehnt. Es behagte dieser Macht sich zu einer einzigen Ländermasse zu gestalten, das baltische Meer zu begrenzen und ganz Norddeutschland inne zu haben. Ihre definitive Einwilligung hing noch davon ab, was man ihr anbieten würde, wenn man die Einzelnheiten der Theilung regelte. Wenn aber auch die Fürsten Mittel-Deutschlands, deren Staaten für den Augenblick nur von dem wandelbaren Willen der Unterhändler abhingen, leicht nach allen vier Winden verpflanzt werden konnten, so war es doch eine ganz andre Sache um zwei Fürsten, welche wie die Fürsten von Mecklenburg an der Nordgrenze des Reichs hauf'ten, umgeben von Unterthanen, deren Liebe sie seit Jahrhunderten besaßen, eine feste Stellung einnahmen, jedem durch den Krieg herbeigeführten Gebietswechsel fremd geblieben und schwer zu überreden waren, wenn man ihnen eine so bedeutende Versetzung vorschlagen wollte. Uebrigens brauchten sie nur England einen Wink

zu geben, welches gewiß nicht ermangelt hätte einen Plan zu hintertreiben wodurch die Gestade der Ostsee Preußen zugefallen wären.

Mochte es nun aus freien Stücken geschehen oder nicht, sie verweigerten peremptorisch was man ihnen antrug. Indessen hatte Preußen, welches mit dieser Eröffnung beauftragt war, ihnen deutlich zu verstehen gegeben, daß sie Frankreich nicht nur zu seinen Nachbarn, sondern auch zu seinen Freunden zu machen Willens sei und sich bei der Vertheilung der Entschädigungen liberal gegen sie beweisen werde.

War auch der Theil des Planes welchen man abgelehnt hatte von großer Bedeutung, so blieb es doch noch der Mühe werth die Realisirung des Restes zu versuchen. Es war doch gewiß noch eine hübsche Sache Oestreich hinter den Inn zu versetzen und ihm diesen ewigen Gegenstand seiner Wünsche ein für allemal zu gewähren; auch war es immer noch gut Preußen nach Nord-Deutschland hin zu concentriren und es von Franken auszuschließen, wo seine Gegenwart niemandem etwas half, wohl aber im Falle eines Kriegs ihm selbst gefährlich werden konnte, da die Provinzen Anspach und Baireuth an der Straße der französischen und östreichischen Armeen lagen, so daß es sehr schwer gehalten haben würde ihre Neutralität zu achten. Wir werden im Verlauf dieser Geschichte sehen, welche bedenklichen Uebelstände eine solche Lage mit sich führt.

Aber Preußen und Oestreich nahmen in allem was sie selbst betraf den Mund sehr voll. Obgleich Oestreich die Inn-Grenze außerordentlich annehmlich fand, so wollte es doch in Schwaben nichts hergeben, sondern machte selbst nach Erwerbung des Inn immer noch Ansprüche auf dortige Besitzungen. Es verlangte außer Salzburg, Berchtolsgaden und dem Landstrich zwischen der Salza und dem Inn auch noch das Bisthum Passau. Die Bisthümer Brixen und Trient welche man ihm überließ sah es keineswegs als ein Geschenk an, da sie in Tyrol lagen, denn alles was sich dort befand hielt es ohnehin für sein Eigenthum, so daß es beim Empfang desselben nichts neues zu erhalten glaubte. Preußen wollte wieder keinen seiner Ansprüche in Franken aufgeben. Unter so bewandten Umständen beschloß der erste Consul das Gute dem Möglichen aufzuopfern, was zwar eine peinliche aber bei Staatsangelegenheiten häufig vorkommende Nothwendigkeit ist. Er strebte sich mit Preußen definitiv zu verständigen, um sich nachher mit Rußland zu einigen und behielt sich die Unterhandlung zum Einverständniß mit Oestreich bis zuletzt vor, da dieses eine verzweifelte Hartnäckigkeit zeigte, die wohl nur durch die Gesammtheit der bereits erlangten Zustimmungen besiegt werden mochte.

Er sprach zunächst seinen festen Entschluß aus, daß er durchaus kein Interesse aufopfern, den großen Fürstenhäusern nicht alles auf Kosten der kleinen

geben, nicht alle freien Reichsstädte aufheben und die katholische Partei nicht völlig vernichten werde. Der General Beurnonville, französischer Gesandter in Berlin, war in diesem Augenblick auf Urlaub in Paris. Er ward in Laufe des Monats Mai **1802** (im Floréal des Jahres **X**) beauftragt, sich mit dem preußischen Gesandten Lucchesini zu besprechen und einen Vertrag zu unterzeichnen, worin alle Bestimmungen in Bezug auf die Häuser Brandenburg und Oranien aufgenommen werden sollten.

Preußen brachte alle seine Ansprüche wieder vor, hatte aber bei niemandem eine so große Aussicht auf einen vortheilhaften Vertrag wie bei Frankreich. Es sah sich also genöthigt sich bei einer Anordnung zu beruhigen, die zwar seinen Wünschen nicht so ganz entsprach, aber in den Augen von ganz Deutschland als eine für dasselbe sehr parteiische Maßregel erscheinen mußte.

Diese Macht verlor bekanntlich auf dem linken Rheinufer das Herzogthum Geldern, einen Theil des Herzogthums Cleve und das kleine Fürstenthum Mörs; einige Enclaven trat es an Holland ab; endlich ward ihm auch in Folge einer allgemeinen Anordnung rücksichtlich der Schifffahrt der Ertrag einiger Rheinzölle entzogen. Diese gesammten Verluste führten eine Verminderung seines Einkommens herbei, die es selbst auf **2** Millionen, Oestreich auf **750,000**, Rußland auf **1** Mill. und Frankreich aus besonderer Begünstigung auf **1,200,000 — 1,300,000** fl. veranschlagte. In einem am **23.** Mai **1802** (den **3.** Prairial des Jahres **X**) unterzeichneten Vertrage leistete Frankreich das Versprechen, Preußen die Bisthümer Hildesheim und Paderborn, einen Theil des Bisthums Münster, die Gebiete von Erfurt und Eichsfeld, die Ueberreste des vormaligen Churfürstenthums Mainz sowie endlich einige Abteien und freie Reichsstädte zu verschaffen. Diese Ländereien gewährten insgesammt einen Ertrag von **1,800,000** Gulden Einkünfte, also eine halbe Million mehr als der angenommene Ertrag der zu ersetzenden Verluste. In Franken erhielt Preußen nichts, und darüber empfand es ein inniges Bedauern, denn dort herum hätte es gar zu gern weiter um sich gegriffen; indessen waren doch Eichsfeld und Erfurt Zwischenpunkte, über welche hin es nach seinen fränkischen Provinzen kommen konnte. Obwohl es sich anstellte als ob es sich zu großen Opfern entschließen müsse, so unterzeichnete es doch, da es im Grunde mit den erlangten Erwerbungen zufrieden war. Am folgenden Tage schloß man mit ihm einen besondern Vertrag über die Entschädigung des Hauses Oranien-Nassau ab. Dieses Haus erhielt seinen Sitz nicht seinem Wunsche gemäß in Westphalen sondern in Ober-Hessen. Man gab ihm das Bisthum und die Abtei Corvey, welche letztere nicht weit von Fulda liegt, ferner die Abtei Weingarten und einige andre Abteien. Auf diese Weise befand es sich, ohne eben allzu nahe bei Holland und den Erinnerungen an die Statthalterschaft zu

sein, doch ziemlich nahe bei Nassau, wo alle Zweige dieser Familie ihre Entschädigung erhalten sollten.

Solche Vortheile gewährte man Preußen und seinen Verwandten, um sich seines Bündnisses zu versichern. Auch wollte der erste Consul diese Gelegenheit benutzen, um ihm eine ausdrückliche Zustimmung zu allem abzunöthigen was er in Europa vorgenommen hatte. Vom Oberhaupte des Hauses Oranien-Nassau forderte und erhielt er die Anerkennung der batavischen Republik und die Verzichtleistung auf die Statthalterschaft; von Preußen verlangte er die Anerkennung der italiänischen Republik sowie des Königreichs Hetrurien und folglich auch eine Billigung der Vereinigung Piemonts mit Frankreich. Auf diese Weise sah sich König Friedrich Wilhelm zu allem gehalten was an der Politik des ersten Consuls Europa am wenigsten behagen wollte. Er bedachte sich jedoch keineswegs und erhielt die verlangte Zustimmung in demselben Vertrage, welcher ihm seinen Antheil an den deutschen Entschädigungen anwies.

Nachdem der erste Consul mit Preußens Ansprüchen zu Stande gekommen war, unterzeichnete er, treu seinem Plane sich mit den bedeutendsten Interessenten der Reihe nach zu verständigen, noch an demselben Tage eine Uebereinkunft mit Baiern. Er behandelte es in diesem Vertrage wie einen alten Bundesgenossen Frankreichs, sicherte ihm alle geistlichen Herrschaften zu welche Enclaven seines Gebiets bildeten, ferner das Bisthum Augsburg (nur nicht die Stadt selbst, welche als freie Reichsstadt fortbestehen sollte), auch das Bisthum Freisingen, die Abhänge Tyrols welche Oestreich so gern haben wollte, wie z. B. die Abtei Kempten und die Grafschaft Werdenfels, weiter die Festung Passau, wenn auch nicht das Bisthum gleiches Namens welches eine Enclave des östreichischen Gebiets und für den Erzherzog Ferdinand bestimmt war, auch noch das an den Ufern der Donau gelegene Bisthum Aichstedt nebst den zwei großen Bisthümern Würzburg und Bamberg die einen beträchtlichen Theil von Franken ausmachten, und endlich mehrere Abteien und freie Reichsstädte in Schwaben die Oestreich in seinen ländergierigen Träumen für sich verlangt hatte, namentlich Ulm, Memmingen, Buchhorn u. s. w. Die zwischen Oestreich und Baiern obschwebende Frage über den Inn ward nicht gelöst; man überließ es den beiden betheiligten Mächten selbst sie durch Austausch zu erledigen. So concentrirte sich das pfälzische Haus in Schwaben und Franken und erhielt ein ziemlich zusammenhängendes Gebiet. Nur das an der westphälischen Grenze gelegene Herzogthum Berg war noch von seinem abgerundeten Lande entfernt. Eben um sein Gebiet abzurunden hatte man es bewogen auf die ganze Rheinpfalz zu verzichten; indessen ward es für alles was man ihm entzog vollständig entschädigt, denn wenn es 3 Mill. Gulden Einkünfte verloren hatte, so bekam es als Ersatz noch einige hunderttausend Gulden mehr.

Sowie man mit der Entschädigung Preußens und Baierns zu Stande gekommen war, hatte man das Schwierigste im Rücken. Es waren zwei Freunde Frankreichs und die beiden nächst Oestreich bedeutendsten Staaten Deutschlands zufrieden gestellt. Für's künftige war keine unüberwindliche Opposition mehr zu fürchten. Indessen mußte man sich noch mit Baden, Würtemberg und den beiden Hessen einverstehen. Baden und Würtemberg hielten zu dem mit ihnen verwandten Rußland. Mit diesem letztern Reiche hatte man also ihren Antheil zu reguliren. Es lag allerdings im Plane des ersten Consuls den Kaiser Alexander an den Anordnungen Deutschlands theilnehmen zu lassen und ihn dafür zu interessiren, indem er seine Schützlinge gut behandelte, seinem Stolz schmeichelte und großes Gewicht auf seinen Einfluß zu legen schien. Auch war man dazu durch die geheimen Artikel verpflichtet, welche man dem neuesten Friedensvertrage beigefügt und nach welchen man die Verbindlichkeit hatte, sich in Betreff der deutschen Entschädigungsangelegenheit mit dem russischen Cabinet einzuverstehen. Der erste Consul war der Ansicht gewesen, man dürfe ihm nicht Zeit lassen von seinem Rechte zur Intervention Gebrauch zu machen; daher hatte er den jungen Kaiser in seiner persönlichen Correspondenz mit ihm, worin er ihn von allen großen europäischen Angelegenheiten unterhielt, um seine Absichten in Bezug auf die Häuser Würtemberg und Baden befragt, welche die Ehre hätten mit der kaiserlichen Familie verwandt zu sein. Die Kaiserin Mutter, nämlich Paul's I. Wittwe und Alexander's Mutter, war eine würtembergische Prinzessin, die jetzige Kaiserin aber, Alexander's Gemahlin, eine Prinzessin von Baden. Letztere war eine von den drei hochstehenden Schwestern welche, an dem kleinen Hofe zu Carlsruhe geboren, damals auf den Thronen von Baiern, Schweden und Rußland saßen.

Der Czar fühlte sich durch Napoleon's zuvorkommendes Wesen geschmeichelt, nahm dessen Eröffnungen gern an und dachte nicht einen Augenblick daran auf Oestreichs Gedanken einzugehen, welches die Verhandlungen nach Petersburg zu verlegen wünschte. Freilich wäre es ihm sehr angenehm gewesen wenn man die bedeutendste Angelegenheit des Continents in seiner Nähe verhandelt hätte, aber er hatte ein zu richtiges Gefühl als daß er einen Augenblick darauf hätte Anspruch machen sollen. Daher erhielt Markoff Vollmachten über diesen Gegenstand in Paris zu unterhandeln. Würtemberg und Baden kümmerten ihn hierbei am wenigsten. Sein Hauptinteresse lief darauf hinaus an der ganzen Unterhandlung auf eine augenfällige Weise Theil zu nehmen. Was das Aeußere der zu spielenden Rolle betraf, ließ der erste Consul dem Kaiser Alexander nichts zu wünschen übrig, indem er ihm den Vorschlag machte gerade so wie das französische Cabinet dabei aufzutreten, da Frankreich und Rußland zu Vermittlern zwischen den verschiedenen Staaten des deutschen Bundes erklärt werden könnten.

Dies war ein überaus glücklicher Gedanke. Sowie man nämlich mit den bedeutendsten Intereſſenten über den Antheil einig geworden war der ihnen zukommen ſollte, mußte man ſich endlich doch mit dem in Regensburg verſammelten deutſchen Reichstage in Verbindung ſetzen, um ihn zur Ratification der von den einzelnen Mitgliedern gut geheißenen Anordnungen zu bewegen. Der erſte Conſul kam auf den Gedanken dieſe Anordnungen in einen allgemeinen Plan zu bringen und dieſen im Namen Frankreichs und Rußlands, die ſich aus freien Stücken als vermittelnde Mächte aufſtellten, dem Reichstage von Regensburg vorzulegen. Durch dieſe Form ward die Würde des deutſchen Reichs nicht verletzt, welches nun nicht mehr dictatoriſch von Frankreich organiſirt zu werden ſchien, ſondern in der Verlegenheit, worein es durch die Vergrößerungsſucht ſeiner eignen Reichsglieder gerathen war, die beiden größten und unbetheiligtſten Mächte des Feſtlandes zu Schiedsrichtern annahm. Frankreichs wirklicher Wille konnte unter keiner für Deutſchland ſchicklichern und für einen jungen erſt die Weltbühne betretenden Souverän ſchmeichelhaftern Form ausgeführt werden. Indem der erſte Conſul es ſich auf dieſe Weiſe gefallen ließ, trotzdem daß er mit Ruhm bedeckt und im Waffenhandwerk wie in der Politik ausgelernt war, eine gleiche Rolle mit einem Fürſten zu ſpielen der noch nichts geleiſtet hatte, beobachtete er ein äußerſt kluges Verfahren, denn mit einiger Behutſamkeit gewann er Europa für ſeine Abſichten. Eben darin beſteht der Charakter einer richtigen Politik, immer das wirkliche Reſultat dem äußern Eindruck vorzuziehen. Hat man nur einmal ein wirkliches Reſultat erlangt, ſo kommt der Eindruck ſchon von ſelbſt.

Sowie der Vorſchlag des erſten Conſuls vom Kaiſer Alexander angenommen war, kam man überein dem deutſchen Reichstage eine von den beiden Cabinetten unterzeichnete Note vorzulegen und ihm ihre freiwillige Vermittelung anzutragen. Noch hatte man ſich indeſſen darüber zu verſtändigen, welche Anordnungen in dieſer Note angegeben werden ſollten. Es koſtete dem erſten Conſul viel Mühe Markoff zur Annahme der Beſtimmungen zu bewegen, worüber er ſchon mit den deutſchen Hauptmächten einig war, die aber den Abſichten Oeſtreichs entgegen waren ohne ihm jedoch ernſtlich zu ſchaden. Während der junge Alexander ſich ſtellte als ob er die Leidenſchaften der europäiſchen Ariſtokratie durchaus nicht theilte, zeigten Markoff in Paris und Woronzoff in London ohne alle Zurückhaltung die Leidenſchaften, welche nur immer ein franzöſiſcher Emigrant, ein engliſcher Tory oder ein öſtreichiſcher Hochadlicher hegen mochte. Namentlich war Markoff ein ſchroffer Ruſſe, welchem die anziehende Geſchmeidigkeit fehlte, die man ſonſt bei den ausgezeichneten Männern ſeiner Nation häufig findet; er hatte wohl Geiſt, aber auch einen ungemeſſenen Stolz und hegte von der Macht ſeines Cabinets eine damals völlig übertriebene Vorſtellung. Der erſte Conſ

war nicht der Mann Markoff's lächerlichen Hochmuth zu dulden; er wies den Botschafter in seine Schranken zurück, beobachtete aber dabei alle dem Souverän gebührende Hochachtung. Er bot ihm für Würtemberg, Baden und Baiern Vortheile an, welche gewiß bedeutender waren als die von diesen drei Häusern erlittenen Verluste. Aber Markoff sah ganz von der kaiserlichen Verwandtschaft ab, ja setzte sogar die russische Politik hintan, welche doch seit dem Teschener Frieden die kleinern deutschen Mächte zu begünstigen angefangen hatte; er benahm sich in seinem Eifer für die Sache des alten Europa nicht wie ein Russe sondern wie ein Oestreicher. Oestreich schien ihn ausschließlich zu interessiren. Preußen war ihm verhaßt; er bestritt alle Angaben desselben, während er die Oestreichs insgesammt gelten ließ, und man hätte in Wien selbst nicht mehr fordern können als was er für Oestreich forderte. Das Bisthum Salzburg und die Probstei Berchtolsgaden, welche mit allgemeiner Zustimmung dem Erzherzog Ferdinand zugestanden waren, lieferten einen fast ebenso hohen Ertrag als Toscana, nämlich 2,500,000 Gulden. Indessen fügte man diesen beiden Besitzungen die Bisthümer Trient und Brixen bei. Aber Markoff, Oestreichs Sprachrohr, wollte diese Zugabe nicht mit in Anschlag gebracht wissen. Jene Bisthümer lagen nämlich in Tyrol und gehörten deshalb seiner Meinung nach ohnehin zu Oestreich; man könne sie daher doch nicht dem Kaiser nehmen, um sie einem Erzherzog zu geben. Man hielt ihm entgegen, daß Trient und Brixen zwar Enclaven des östreichischen Gebiets, aber doch ganz selbstständige geistliche Besitzungen seien und nur dann Oestreich angehören könnten, wenn man sie ihm ausdrücklich zuerkannt hätte.

Oestreich wollte außerdem noch das Bisthum Passau haben, wodurch ihm die wichtige Festung Passau zufiel, die an der Einmündung des Inn in die Donau liegt und an der baierschen Grenze einen Brückenkopf bildete. Man war es wohl zufrieden, Oestreich das Bisthum aber nicht die Festung Passau zukommen zu lassen; dies ging recht gut an, indem das Gebiet dieses Bisthums ganz innerhalb Oestreichs, die Festung Passau aber innerhalb Baierns lag. Hätte man Oestreich diese Festung geben wollen, so würde man ihm eine bedrohliche Offensivstellung gegen Baiern eingeräumt haben. Daher war nichts angemessener als das Bisthum dem Erzherzog Ferdinand und Passau dem Churfürsten von der Pfalz zuzutheilen. Oestreich aber bestand auf Passau als auf einer Hauptposition und Markoff focht in dieser Hinsicht mit der größten Wärme für Oestreich. Da man jedoch mit dieser langwierigen Unterhandlung an ein Ende zu kommen wünschte und Markoff wohl fühlte, daß man zuletzt gar ohne Rußland handeln möchte, so willigte er endlich in einen Vergleich und einigte sich über einen definitiven Plan mit Talleyrand.

Die Vortheile, welche der erste Consul trotz Markoff's heftigen Gegen=

reden Preußen und dem Hause Oranien zugestanden hatte, wurden in diesem definitiven Plan unverkürzt aufgenommen. Für Preußen waren es die Bisthümer Hildesheim, Paderborn, Münster (letzteres nur zum Theil), Eichsfeld und Erfurt sowie einige Abteien und freie Reichsstädte, für das Haus Oranien-Nassau aber Fulda und Corvey. Auch wurde in diesen Plan aufgenommen was bereits für Baiern stipulirt war, also die Bisthümer Freisingen und Augsburg, die Grafschaft Werdenfels, die Abtei Kempten, die Stadt Passau ohne das Bisthum, die Bisthümer Aichstedt, Würzburg und Bamberg sowie verschiedene freie Reichsstädte und Abteien in Schwaben.

Oestreich sollte für den Erzherzog von Toscana erhalten die Bisthümer Brixen, Trient, Salzburg, Passau (letzteres ohne die gleichnamige Festung) und die Probstei Berchtolsgaden. Diese lieferten einen Ertrag von 3,500,000 Gulden als Entschädigung für ein reines Einkommen von 2,500,000 Gulden und boten noch überdies einen Vortheil dar, welcher Toscana abging, daß sie nämlich in einem ungetrennten Gebiete bestanden. In Schwaben gewann Oestreich nichts, sondern behielt nur seine alten Besitzungen. Es war nun seine Sache sie gegen die Inngrenze auszutauschen, wenn es Lust dazu hatte. Wie in den frühern Verträgen ward auch jetzt der Breisgau dem Herzog von Modena zugesichert.

Daß dem Hause Baden eine gute Behandlung zu Theil wurde, schien Markoff sehr gleichgültig mit anzusehen. Es hatte im Elsaß und in Luxemburg verschiedene Herrschaften und Landgüter verloren, die höchstens einen Ertrag von 315,000 Gulden lieferten. Dafür sicherte man ihm in bequem gelegenen Ländereien, wie z. B. dem Bisthum Kostnitz, den Ueberresten der Bisthümer Speier, Straßburg, Basel, den Aemtern Ladenburg, Bretten und Heidelberg, außer der ihm bestimmten churfürstlichen Würde 450,000 Gulden zu.

Nicht schlechter kam das Haus Würtemberg weg. Man bedachte es mit der Probstei Ellwangen und verschiedenen Abteien, wodurch es 380,000 Gulden Einkommen erhielt, da es doch nur 250,000 verloren hatte.

Auch die Häuser Hessen und Nassau wurden in bequem gelegenen und nach ihren Verlusten abgemessenen Landstrichen entschädigt. Aufmerksam vertheidigte Frankreich die kleinern Fürsten, welche ungefähr ebenso große Einkünfte erhielten als sie eingebüßt hatten. Die Häuser Aremberg und Solms wurden nach Westphalen versetzt. Die Grafen von Westphalen erhielten das Bisthum Nieder-Münster. Um England hatte man sich nicht viel bekümmert, weil es kein sonderliches Gewicht auf die deutsche Entschädigungsfrage zu legen schien. Indessen hatte man doch nicht außer Acht gelassen, daß König Georg III. Churfürst von Hannover war und viel Werth auf die alte Krone seiner Familie legte. In den düstern Augenblicken, wo er England durch eine Revolution schon umgestürzt zu sehen glaubte, betrachtete

er dieselbe sogar als seine letzte Zuflucht. Man wünschte ihn günstig zu stimmen, und da man außerdem zu Gunsten der Städte Bremen und Hamburg die Aufgebung einiger Rechte und zu Gunsten Preußens verschiedene kleine Opfer von ihm verlangte, so gestand man ihm zum Ersatz dafür das an Hannover grenzende Bisthum Osnabrück zu, eine Entschädigung, die weit bedeutender war als was er verloren hatte, wodurch man aber bezweckte ihm für das Gelingen der Vermittelung ein lebhaftes Interesse einzuflößen. Eine gewisse Anzahl mittelbarer Abteien vergab man gar nicht, um damit die Entschädigung der Fürsten zu vervollständigen, die etwa bei dieser ersten Theilung zu kurz gekommen wären, und um den Mitgliedern des beseitigten Klerus Pensionen aussetzen zu können. Ueberhaupt sollten die Fürsten, welche geistliche Besitzungen erhielten, allen noch am Leben befindlichen Inhabern derselben (Bischöfen, Aebten, Mitgliedern der Domcapitel und den in ihrem Dienste stehenden Beamten) Pensionen zahlen; dies war die einfache Pflicht der Menschlichkeit gegen die Pfründeninhaber, deren Güter sie wegnahmen und deren fürstliche Existenz sie vernichteten. Wenn man aber auf diese Weise für die Bedürfnisse des beseitigten Klerus auf dem rechten Rheinufer gesorgt hatte, so war doch noch die besitzlos gewordene Geistlichkeit des linken Rheinufers übrig, und da diese in Folge der abgeschlossenen Verträge sich nicht an Frankreich halten konnte, so würde sie nirgends ihren Lebensunterhalt gefunden haben. Eben zu ihrem Unterhalt war der größte Theil der zurückbehaltenen mittelbaren Abteien bestimmt.

Dies waren die mit Markoff besprochenen Bestimmungen über die Gebietsvertheilungen. Man hatte für 13 Millionen Gulden Verlust gegen 14 Millionen als Entschädigung vertheilt; hiervon nahm (und dies beweis't die Habgier der großen Höfe) Oestreich gegen 4 Millionen für seine Erzherzöge; Preußen 2 Mill. für sich und eine halbe Million für den Statthalter; Baiern nahm 3 Millionen, und so hoch belief sich gerade auch sein Verlust; Würtemberg, Baden, die beiden Hessen und Nassau ungefähr 2, alle kleinen Fürsten aber zusammen $2^1/_2$ Millionen Gulden. Oestreich und Preußen erhielten also den größten Theil für sich, oder doch für Fürsten welche dem deutschen Reiche gar nicht angehörten.

Jetzt waren noch die Bestimmungen über die Verfassung übrig, worüber man doch auch einig werden mußte. Anfangs war der erste Consul geneigt gewesen zwei geistliche Churfürsten beizubehalten; da ihm jedoch dann Oestreichs Hartnäckigkeit entgegenstand und er durch die Habgier der großen Höfe in seinem Thun gehemmt ward, beschränkte er sich auf die Beibehaltung eines einzigen. Der Churfürst von Köln war todt und nur der Form nach vom Erzherzog Anton ersetzt worden, ohne daß jedoch Oestreich diese Wahl geltend zu machen getrachtet hätte. Der Churzerzbischof von Trier, ein sächsischer Fürst, der sich in seine zweite Pfründe,

das Bisthum Augsburg, zurückgezogen hatte, war nicht zu beklagen und wurde auch nicht vermißt. Man hatte ihm eine Pension von 100,000 Gulden ausgesetzt. Der gegenwärtige Churfürst von Mainz war ein Prinz aus dem Hause Dalberg, welchen wir schon erwähnt haben. Abgesehen von seinen persönlichen Vorzügen gab es noch einen Grund ihn beizubehalten, nämlich die Wichtigkeit seines Erzbisthums, mit welchem das Kanzleramt des deutschen Reichs und der Vorsitz auf dem Reichstage verbunden war. Man ließ ihm demnach die Erzkanzlerwürde des Reichs und die Präsidentschaft auf dem Reichstage und verlieh ihm das Bisthum Regensburg, in welcher Stadt der Reichstag seine Sitzungen hielt. Dazu ließ man ihm auch das Amt Aschaffenburg, einen Ueberrest des alten Churfürstenthums Mainz, und machte aus daß er aus den zurückbehaltenen Gütern 1 Million Gulden Einkünfte erhalten sollte.

Demnach sollte von den drei geistlichen Churfürsten ein einziger fortbestehen, so daß es mit den fünf weltlichen im ganzen noch sechs Churfürsten gab. Der erste Consul wollte sie vermehren und ihre Zahl ungerade machen. Er schlug vor ihre Zahl bis auf neun zu erhöhen. So wurde der Churfürstentitel dem Markgrafen von Baden zu Theil wegen seines guten Verhaltens gegen Frankreich und wegen seiner Verwandtschaft mit Rußland, dem Herzog von Würtemberg aber und dem Landgrafen von Hessen wegen ihres großen Ansehens im deutschen Reiche. Dies waren drei protestantische Churfürsten mehr, so daß sechs Protestanten drei Katholiken gegenüber standen. Auf diese Art änderte sich die Majorität im Churfürstencollegium zum Vortheil der protestantischen Partei, doch aber nicht so sehr, daß Oestreich seinen rechtmäßigen Einfluß verloren hätte, denn es hatte doch zu jeder Zeit sicher die Stimmen von Böhmen, Sachsen und Mainz, meistens auch die von Hannover und unter gewissen Umständen auch die von Baden und Würtemberg.

Es wurde ausgemacht daß die mit geistlichen Gütern entschädigten Fürsten im Fürstencollegium für die Herrschaften, die ihnen zugefallen wären, Sitz und Stimme haben sollten. Dadurch wurde auch im Fürstencollegium die Majorität zum Vortheil der protestantischen Partei verändert. Da aber das so alte Kaiserhaus große Ehrfurcht einflößte und die kleinen Fürsten ein Interesse dabei hatten, die deutsche Reichsverfassung aufrecht zu erhalten, so fielen die neugeschaffenen protestantischen Stimmen nicht alle feindselig gegen Oestreich aus. Man setzte voraus daß, wenn auch die protestantische oder preußische Partei, wie man sie auch nennen will, in Folge der Neuerungen im Fürsten- oder Churfürstencollegium die numerische Majorität erlangt hatte, Oestreich dennoch bei dem alten Ansehen, dessen es genoß, bei seinen mit der Kaiserkrone verbundenen Präroga-
tiven, bei seinem unmittelbaren Einfluß auf den Churfürsten von Regensbur

bei dem unbestrittenen Rechte alle Beschlüsse des Reichstags zu ratificiren, immer noch Mittel genug haben werde Preußen das Gleichgewicht zu halten und immer noch mächtig genug bleibe im deutschen Reiche keine Anarchie einreißen zu lassen. Man meinte dadurch, daß man ihm die numerische Majorität entzogen habe, sei ihm höchstens die Macht geraubt worden, Deutschland nach Willkühr zu beherrschen und es auf Antrieb seines Stolzes oder seiner Vergrößerungssucht zum Kriege zu verleiten. Dies war die Ansicht des neuen Erzkanzlers, welcher die deutsche Verfassung durch und durch kannte.

Endlich mußte man auch das Städtecollegium organisiren, das jederzeit wenig Einfluß gehabt hatte und auch künftig nicht mehr bekommen sollte. Obgleich im Vertrag von Luneville nicht von Beseitigung der freien Reichsstädte sondern nur der geistlichen Fürstenthümer die Rede gewesen, so war doch die Existenz vieler von diesen Ständen so illusorisch, ihre Verwaltung für sie selbst so beschwerlich und die Ausnahme, welche sie auf deutschem Boden bildeten, so lästig und so häufig, daß man doch die meisten derselben beseitigen mußte. Sie fanden den Schutz, welchen sie einst in der Eigenschaft als reichsunmittelbare d. h. nur vom Kaiser abhängige Städte gesucht hatten, jetzt in der Gerechtigkeit der Zeit und in einer weit genauern Befolgung der Gesetze, als sie früherhin stattgefunden hatte. Indessen wäre es hart gewesen sie alle zu beseitigen, und doch darf man wohl annehmen, daß die berühmtesten derselben dem Umsichgreifen der benachbarten Regierungen zum Opfer gefallen sein würden, wenn der erste Consul nicht gewesen wäre. Aber dieser machte sich eine Ehre daraus die bedeutendsten davon zu erhalten. So wünschte er Augsburg und Nürnberg wegen ihrer historischen Berühmtheit beizubehalten, Regensburg wegen des dort befindlichen Reichstags, Wetzlar wegen des Reichskammergerichts, Frankfurt und Lübeck aber wegen ihrer commerziellen Bedeutsamkeit. Er kam auf den Gedanken deren noch zwei zu creiren, welche, obwohl sie bedeutend, ja die bedeutendsten unter allen waren, doch nicht die Eigenschaft als freie Reichsstädte besaßen. Es war auf Hamburg und Bremen abgesehen. Bremen gehörte zu Hannover und wurde nun für einen Theil des Bisthums Osnabrück davon abgelös't. Zwar genoß Hamburg einer wirklichen Unabhängigkeit, hatte aber keine Stimme im Städtecollegium. Jetzt erhielt es dieselbe. Ferner ließ der erste Consul den freien Reichsstädten bei ihrem exceptionellen Dasein nützliche Privilegien verleihen. Bei etwaigen Reichskriegen sollten sie neutral und von allen Kriegslasten frei sein, wie von der Recrutirung, den Geldbeiträgen und der Einquartirung. Dieses Letztere diente dazu der ihnen zugestandenen Neutralität Anerkennung und Achtung zu verschaffen. Eine andre Wohlthat, die ihnen mehr als jedem andern deutschen Staate zu gute kommen mußte, war die Aufhebung der vexatorischen und drückenden Schiffszölle, die auf

Deutschlands Strömen erhoben wurden. Am Rhein sowie an der Weser und Elbe wurden die Feudalgefälle aufgehoben. Die daraus für die Uferstaaten erwachsenden Ausfälle waren im voraus berechnet und ersetzt worden. Einige Fürsten, welche in gewissen freien Reichsstädten, wie in Augsburg, Frankfurt und Bremen Grundeigenthum besaßen, hatte man sogar genöthigt darauf Verzicht zu leisten, indem man ihre Entschädigung erhöhte. Nur Frankreich und dessen beharrlichen Bemühungen hatte man diese Wohlthaten zu verdanken. So wurde denn die Zahl der freien Reichsstädte um alle die vermindert, welche keine Wichtigkeit mehr besaßen, dafür aber um die beiden reichsten vermehrt, welche bisher nicht dazu gehört hatten. Sie erhielten eine erweiterte und verbesserte Existenz und wurden in den Stand gesetzt der Handelsfreiheit große Dienste zu leisten und Nutzen daraus zu ziehen.

Sowie man mit dieser Arbeit fertig war, kam (den 4. Juni) eine von Markoff und dem französischen Bevollmächtigten unterzeichnete Uebereinkunft zu Stande. Zwar wurde Oestreich Tag für Tag von Markoff's Schritten in Kenntniß gesetzt, hielt sich aber im Hintergrunde. Der erste Consul hatte keine große Rücksicht auf Oestreich genommen, da er, wie dies auch gleich von vorn herein geschehen war, die meisten Zustimmungen einzeln zu erhalten wünschte, um dann die Widerstrebenden durch die Masse der erlangten Einwilligungen zu überwältigen. So wurden zur Erfüllung jenes Planes aus den directen Verhandlungen mit Würtemberg und den übrigen Staaten ebenso viele besondre Verträge zwischen Frankreich und den entschädigten Ländern.

Uebrigens wollte sich Markoff nur bedingungsweise verpflichten und darüber an seinen Hof Bericht erstatten. Es wurde ausgemacht daß, wenn sein Hof den ihm vorgelegten Plan annähme, die nach demselben abzufassende Note sofort nach Regensburg gesendet und dem Reichstage im Namen Frankreichs und Rußlands vorgelegt werden sollte, da sich diese beiden Mächte zu Vermittlern beim deutschen Reiche aufgeworfen hätten. Indem so der erste Consul Rußland an seinen Plan band und außerdem über denselben mit Preußen, Baiern und den vornehmsten Staaten zweiten und dritten Ranges einig war, konnte es ihm nicht fehlen Oestreichs Widerstand zu überwältigen. Er fürchtete aber, dieses möchte in Petersburg alles aufbieten den jungen Kaiser wankend zu machen, mit Bedenklichkeiten zu erfüllen und seiner Gerechtigkeitsliebe über seine Eitelkeit, welche sich durch die ihm übertragene Rolle sehr geschmeichelt gefühlt hatte, den Sieg zu verschaffen. Darum ertheilte er dem General Hédouville, unserm Gesandten in Petersburg, den Auftrag zu erklären, man werde auf die Zustimmung des russischen Cabinets und die Ratification der Convention vom 4. Juni nur zehn Tage warten. Diese Erklärung ließ er in rücksichtsvollen aber bestimmten Ausdrücken abgeben. Sie

hatte die sehr klare Bedeutung daß, wenn Rußland die Ehre nicht genug zu würdigen wüßte im Verein mit Frankreich den neuen Zustand der Dinge in Deutschland zu reguliren, der erste Consul ganz davon absehen und allein als Vermittler auftreten würde. War erst die dem russischen Hofe bewiesene rücksichtsvolle Behandlung klug und taktvoll gewesen, so war es die zu Ende der Unterhandlung gegen ihn gezeigte Festigkeit nicht weniger.

Zu dieser Zeit war Kaiser Alexander nicht in St. Petersburg, sondern hatte eben in Memel eine Zusammenkunft mit dem König von Preußen. Obgleich die russische Politik Oestreich günstig und Preußen ungünstig war, indem sie das Umstchgreifen und die Gefälligkeit des letztern Landes gegen Frankreich bitter tadelte, so theilte doch Kaiser Alexander solche Gesinnungen nicht. Er lebte der Ueberzeugung, ohne recht zn wissen warum, Preußen sei eine viel furchtbarere Macht als Oestreich, das große Geheimniß der Kriegskunst sei nach Friedrich's II. Tode in den Reihen der preußischen Armee geblieben, und bei dieser Ansicht blieb er auch bis zum Tage von Jena. Er hatte von dem König sprechen hören welcher Preußen regierte, von seiner Jugend, seinen Tugenden und Einsichten, sowie von seinem Widerstande gegen seine Minister, und da er zwischen der Stellung dieses Königs und seiner eignen etwas Analoges zu erblicken glaubte, so war bei ihm der Wunsch rege geworden ihn persönlich kennen zu lernen. Deshalb hatte er ihm eine Zusammenkunft in Memel vorschlagen lassen. Sehr gern war der König von Preußen auf diesen Vorschlag eingegangen, denn er konnte gar nicht von dem Plane lassen zwischen Frankreich und Rußland die Mittelsperson zu machen, indem er die Ueberzeugung festhielt, er werde auf deren gegenseitige Verhältnisse einen nützlichen Einfluß üben und deren Eintracht erhalten; hielte er aber zwischen ihnen die Wage, so würde er sie ja auch in Europa halten, und mit der Bedeutsamkeit einer solchen Rolle wäre dann auch die Gewißheit der Erhaltung des Friedens verbunden; diesen aber nicht stören zu lassen war stets seine angelegentlichste Sorge gewesen. Eine solche Rolle, worauf er schon einmal unter dem Kaiser Paul speculirte, mußte unter dem Kaiser Alexander weit leichter zu spielen sein, da dieser ihm an Alter und Neigungen näher zu stehen schien. In diesem Gedanken durch Haugwitz bestärkt, hatte er sich nach Memel begeben, von Illusionen erfüllt die ihm alle Ehre machten. Friedrich Wilhelm und Alexander, die jetzt beisammen waren, schienen einander sehr zu behagen und schwuren einander ewige Freundschaft. Der König von Preußen war gerade und etwas linkisch, der Kaiser Alexander aber keins von beiden, sondern vielmehr liebenswürdig, zuvorkommend und die Artigkeit selbst. Er scheute sich nicht, die ersten Schritte gegen den Sprößling des großen Friedrich zu thun und zeigte sich ihm überaus zugethan. Die schöne Königin von Preußen

wohnte dieser Zusammenkunft bei und ihr widmete Kaiser Alexander von dieser Zeit an eine achtungsvolle und ritterliche Huldigung. Sie trennten sich ganz entzückt über einander und liebten sich ihrer Ueberzeugung nach nicht als Könige sondern als Menschen. Kaiser Alexander hegte auch wirklich den Vorsatz, auf dem Throne Mensch zu bleiben. Nach seiner Zurückkunft hörte er nicht auf gegen seine Umgebung davon zu sprechen, daß er endlich einen Freund gefunden habe, der seiner würdig sei. Erzählte man ihm vom preußischen Cabinet, von dessen Umsichgreifen oder dessen Ländergier, so antwortete er einmal wie allemal sobald es sich um Preußen handelte, was man da sage, möge wahr sein, aber nur von Haugwitz, nicht aber von dem jungen und tugendhaften König. Es wäre ihm ganz recht gewesen, wenn man auch alle Maßregeln des russischen Hofs auf diese Weise erklärt hätte. Als sich die beiden Monarchen eben trennen wollten, kam ein Courier in Memel an und händigte dem König Friedrich Wilhelm ein Schreiben vom ersten Consul ein. Durch dieses Schreiben erhielt er die Nachricht davon, welche Gunst Preußen bewilligt und welcher Plan mit Markoff verabredet worden war. Jetzt hing alles, wie der erste Consul sich ausdrückte, von der Zustimmung des Kaisers von Rußland ab. In seiner Freude über ein solches Resultat wollte König Friedrich Wilhelm die Gelegenheit benutzen und mit seinem jungen Freunde, den er für das ganze Leben gewonnen zu haben glaubte, gleich über die deutschen Angelegenheiten sprechen. Aber dieser glatte Freund wich ihm dadurch aus daß er ihm zu antworten versprach, sobald ihm seine Minister den zu Paris entworfenen Plan mitgetheilt hätten.

Dies geschah in der Mitte des Monats Juni 1802 (zu Ende des Prairial im Jahr X). Es warteten in St. Petersburg Couriere auf den Kaiser Alexander, und der General Hédouville, ein Mann von pünktlichem Gehorsam, hatte bereits eine Note übergeben, worin die Ankündigung enthalten war, daß wenn man sich nicht binnen der festgesetzten Zeit durch ja oder nein erklärt hätte, dies als eine verneinende Antwort angesehen und nach Paris gemeldet werden sollte. Der Vize-Kanzler Kurakin, welcher gegen Frankreich besser als seine Collegen gestimmt war, bewog den General Hédouville zur Zurücknahme seiner Note, um den Kaiser Alexander nicht zu verletzen, und versprach zugleich daß die Sache diesem Monarchen unmittelbar nach seiner Zurückkunft vorgelegt und unverzüglich eine Antwort ertheilt werden sollte. Sowie der Kaiser wieder in seiner Residenz eingetroffen war, hörte er seine Minister an und ward von mehrern derselben nicht wenig gedrängt, den beantragten Plan abzulehnen. Das Cabinet schien getheilt zu sein, sich aber doch mehr auf östreichische als auf preußische Seite hinzuneigen. Obwohl nun Alexander bei der ihm frühzeitig eignen Schlauheit recht wohl einsah, daß der Gebieter über die occidentalischen

Angelegenheiten ihm nur eine Scheinrolle überließ, während er die wirkliche selbst spielte, obgleich er vor Augen sah daß die Bedingungen, welche Rußland und Frankreich gemeinschaftlich in Regensburg übergeben wollten, schon fertig aus Paris ankamen, so wußte er doch die gegen sein Reich beobachteten äußern Rücksichten gehörig zu würdigen und freute sich über einen Vorgang, welcher in Verbindung mit dem Vertrag zu Teschen Rußlands Recht zu einer künftigen Einmischung in die deutschen Angelegenheiten begründete. Er war überzeugt daß, wenn das russische Cabinet noch länger säume, der erste Consul gar keine Rücksicht auf dasselbe nehmen würde. Auch kamen ihm die Ansprüche Oestreichs, das sich jetzt in Petersburg auf's äußerste abmühte, ganz unverständig vor. Endlich trafen alle Tage dringendere Mahnungen des Königs von Preußen ein. Aus allen diesen Gründen entschied er sich für den beantragten Plan und ratificirte die Convention vom 4. Juni gewissermaßen wider den Willen seines Ministeriums. Während er seine Zustimmung gab, erschien der Prinz Ludwig von Baden in Petersburg, um seine Verwandtschaftsrechte geltend zu machen und zur Annahme eines Planes mitzuwirken, wodurch das Vermögen und die Titel seines Hauses wachsen sollten. Als er eintraf, waren seine Wünsche schon in Erfüllung gegangen. Einige Tage später kam dieser unglückliche Prinz, als er eben seine kaiserliche Schwester von Rußland verlassen hatte, um seine königliche Schwester von Schweden zu besuchen, in Finnland beim Umsturz seines Wagens um's Leben.

War auch der Kaiser Alexander auf den ihm gemachten Antrag eingegangen, so hatte er sich doch noch zweierlei, zwar nicht ausdrücklich aber mündlich vorbehalten und es der Artigkeit des ersten Consuls überlassen, es in Erwägung zu ziehen. Der erste Vorbehalt betraf seinen Oheim den Bischof von Lübeck, Herzog von Oldenburg. Dieser Fürst verlor durch die Aufhebung des Weserzolles zu Elsfleth eine ziemlich beträchtliche Einnahme und verlangte nun eine Erhöhung seiner Entschädigung. Demnach waren einige tausend Gulden aufzubringen. Der zweite Vorbehalt des Kaisers betraf den Umstand, daß er die Churfürstenwürde gern dem Hause Mecklenburg zugewendet hätte, obgleich sich dieses nicht viel daraus zu machen schien. Letzteres war schwieriger zu bewirken, weil durch eine solche Vergünstigung die Zahl der Churfürsten auf zehn gestiegen und noch ein Protestant mehr in's Churfürstencollegium gekommen wäre. Dies mußte man später mit dem Reichstage in Ordnung zu bringen suchen.

Es war alles so eingerichtet, daß die aus St. Petersburg zurückkehrenden Couriere über Regensburg gehen und den russischen und französischen Gesandten den Befehl überbringen sollten ohne Verzug in Thätigkeit zu treten. Rußland hatte für diesen Fall zu seinem außerordentlichen Gesandten seinen gewöhnlichen Repräsentanten am baierschen Hofe, Namens Bühler, ernannt, der erste Consul aber

dem französischen Gesandten in München, Laforest, dieselbe Rolle übertragen. Laforest eignete sich wegen seiner Kenntniß der deutschen Angelegenheiten und wegen seiner Thätigkeit sehr gut zu dem ihm gewordenen schwierigen Auftrage. Die Note, welche die Vermittelung der beiden Höfe ankündigen sollte, war schon im voraus abgefaßt und den beiderseitigen Gesandten zugeschickt worden, damit sie dieselbe gleich vorlegen könnten wenn die Couriere aus St. Petersburg einträfen. Alle beide erhielten Befehl ohne Aufenthalt München zu verlassen und sich gleich nach Regensburg zu begeben. Laforest vollzog diesen Befehl auf der Stelle und forderte Bühler auf ihm unverzüglich zu folgen.

Am 16. August (den 28. Thermidor) trafen sie in Regensburg ein.

Der Reichstag hatte die Bürde der neuen Organisation Deutschlands auf die Schultern einer außerordentlichen Deputation gelegt, die aus einigen der vornehmsten deutschen Stände zusammengesetzt war. Es war dies eine Nachahmung dessen was man unter ähnlichen Umständen auch zu andern Zeiten und namentlich beim Abschlusse des westphälischen Friedens gethan hatte. Die acht ausgewählten Stände waren: Brandenburg (Preußen), Sachsen, Baiern, Böhmen (Oestreich), Würtemberg, der deutsche Orden (der Erzherzog Karl), Mainz und Hessen-Cassel. Diese acht Stände wurden in der außerordentlichen Deputation durch Gesandte repräsentirt, welche nach den Instructionen ihrer Regierungen beriethen.

Diese Gesandten waren nicht alle gegenwärtig. Laforest hatte große Noth sie nach Regensburg zu bringen, da zumal Oestreich zur Verzweiflung getrieben und entschlossen war dem französischen Ungestüm die deutsche verfassungsmäßige Langsamkeit entgegenzusetzen. Am 18. August (den 30. Thermidor) ward die Note in Form einer Erklärung dem Directorialgesandten das Reichstags, welcher bei allen officiellen Mittheilungen den Vorsitz führte, im Namen der beiden Höfe übergeben. Davon wurde dem kaiserlichen Bevollmächtigten eine Abschrift eingehändigt, denn bei der Hauptdeputation sowie beim Reichstage selbst befand sich ein Bevollmächtigter, welcher die kaiserliche Prärogative wahrzunehmen hatte, die darin bestand, von den an das Reich gerichteten Vorschlägen Mittheilung zu erhalten, dieselben zu prüfen und im Namen des Kaisers entweder zu ratificiren oder zu verwerfen.

Die Note der vermittelnden Mächte war würdevoll und freundschaftlich, aber auch in fester Sprache abgefaßt und lautete ganz einfach dahin daß, da sich die Stände Deutschlands noch nicht über die Ausführung des Vertrags von Luneville hätten verständigen können, gleichwohl aber ganz Europa dabei interessirt sei dem Friedenswerke durch Regulirung der deutschen Angelegenheiten seine letzte Vollendung geben zu sehen, Frankreich und Rußland als befreundete und unbetheiligte Mächte dem Reichstage ihre Vermittelung anböten, ihm einen Plan vorlegten

und sich dahin aussprächen, das Interesse Deutschlands, die Befestigung des Friedens und die allgemeine Ruhe Europa's erheischten es daß alles, was die Regulirung der deutschen Entschädigungen betreffe, binnen zwei Monaten vollendet sei. In der Festsetzung einer solchen Frist lag freilich etwas Befehlshaberisches, und doch war ste unerläßlich, wenn der Schritt der beiden Höfe anders ein ernstlicher sein sollte.

Wie es beabsichtigt war, machte diese Erklärung den größten Eindruck. Der Directorialgesandte, d. h. der Präsident, ließ sie unverzüglich der außerordentlichen Deputation übergeben.

Während man in Regensburg mit solcher Entschiedenheit auftrat, hatte der französische Gesandte in Wien einen officiellen Schritt gethan, nämlich dem östreichischen Hofe den Vermittelungsplan mitgetheilt und ihm erklärt, man habe ihn durchaus nicht verletzen wollen und wolle es auch jetzt nicht; da es indessen ganz unmöglich gewesen sei zu einer Verständigung mit ihm zu gelangen, so habe man sich genöthigt gesehen einen definitiven Entschluß zu fassen, wie ihn die Ruhe Europa's gebieterisch erheischt habe. Daneben gab man ihm zu verstehen, daß der Plan nicht alles unwiderruflich ordne und noch viel Mittel vorhanden seien dem Wiener Hofe zu nützen, möchte dies nun bei seinen Unterhandlungen mit Baiern oder bei seinen Bestrebungen geschehen seinen Erzherzögen die Nachfolge im deutschen Orden und in dem noch übrigen geistlichen Churfürstenthume zu sichern, und daß bei allen diesen Dingen die Gefälligkeit des ersten Consuls der des Kaisers entsprechen werde. Uebrigens hatte unser Gesandter Champagny Befehl in kein Detail einzugehen und darauf hinzuweisen, daß eine ernstliche Discussion einzig und allein in Regensburg stattfinden könne.

Bei diesen unvermeidlichen diplomatischen Zögerungen wurde den entschädigten Fürsten die Zeit lang, indem sie die ihnen zugewiesenen Ländereien lieber sofort in Besitz genommen hätten. Sie hielten darum an, und Frankreich willigte ein um den vorgeschlagenen Plan so gut als unwiderruflich zu machen. Da besetzte Preußen sogleich Hildesheim, Paderborn, Münster, Eichsfeld und Erfurt. Würtenberg und Baiern, nicht weniger ungeduldig als Preußen, schickte Truppenabtheilungen in die ihnen zugefallenen geistlichen Fürstenthümer. In diesen Fürstenthümern konnte man auf keinen großen Widerstand stoßen, denn an ihrer Spitze standen entweder betagte Prälaten oder auch Domcapitel, welche die erledigten Pfründen verwalteten und weder die Mittel noch den Willen hatten sich zu vertheidigen. Die, welche von diesen Ländereien Besitz ergriffen, verfuhren gewissermaßen mit derselben Härte wie man sie ehedem der französischen Revolution zum Vorwurf gemacht hatte. Der natürliche Beschützer dieser armen Geistlichen war Oestreich, welches die kaiserliche Gewalt zu üben hatte; die meisten

derselben befanden sich jedoch sehr fern vom östreichischen Gebiet, denen aber, welche in der Nähe waren, wie den Bischöfen von Augsburg und Freisingen, konnte man nicht hülfreich beispringen ohne das bairische Gebiet zu verletzen, und dies wäre etwas sehr Bedenkliches gewesen. Doch war eins dieser Bisthümer, auf dessen Erhaltung etwas ankam, leicht gegen die bairische Besitznahme zu sichern, und zwar das Bisthum Passau. Die Vertheidigung desselben war ein energischer Schritt, welcher Oestreichs gesunkenes Ansehen leicht wieder heben konnte.

Die geographische Lage dieses Bisthums haben wir bereits angegeben; es war eine östreichische Enclave und nur ein einziger Punkt desselben, nämlich Passau, lag auf bairischem Gebiet. Der Wiener Hof wollte bekanntlich diese Festung und auch das Bisthum selbst für den Erzherzog haben. Vor den Thoren von Passau lagen östreichische Truppen, die nur den Fuß fortzusetzen brauchten um in die Stadt zu kommen. Die Versuchung dazu mußte groß sein; auch fehlte es nicht an Vorwänden. Sowie der arme Bischof die bairischen Truppen anrücken sah, wendete er sich an den Kaiser als den natürlichen Beschützer jedes Reichsgliedes das von Gewaltthätigkeiten bedroht wurde. War doch der Plan, wonach sein Bisthum theils an Baiern theils an den Erzherzog fallen sollte, vor der Hand erst entworfen und noch nicht zum Reichsgesetze geworden, so daß dessen Ausführung bis dahin als eine gesetzwidrige Handlung betrachtet werden konnte. Zwar kamen solche Dinge in ganz Deutschland vor, aber wenn es wie hier möglich war sie zu verhindern, warum sollte man es nicht thun, warum sollte man nicht ein Zeichen des Lebens und der Energie von sich geben?

Oestreich war im höchsten Grade erbittert. Es beschwerte sich über alle Welt: Frankreich hatte, ohne ihm ein Wort davon zu sagen, mit Rußland einen Plan geschmiedet, wodurch die Gestalt von Deutschland verändert wurde; Rußland selbst hatte vor ihm in St. Petersburg die Annahme des Vermittelungs-Entwurfs geheim gehalten; Preußen und seine Mitstände hatten sich zum völligen Umsturz des Reichs mit fremden Regierungen verbunden. Es beschwerte sich mit Unrecht, denn wurde es jetzt von jedermann im Stiche gelassen, so hatte es diese Erscheinung nur sich selbst, seinen ungemessenen Ansprüchen und seiner übelverstandenen Finesse zuzuschreiben. Es hatte hinter Frankreichs Rücken mit Rußland unterhandeln wollen und statt dessen hatte nun Frankreich hinter Oestreichs Rücken mit jenem Reiche unterhandelt. Es hatte sich an den Kaiser Alexander gewendet um Ausländer in's Reich zu rufen, und nun hatten Preußen und Baiern sein Beispiel nachgeahmt und sich an Frankreich gewendet, wobei noch obendrein der Unterschied obwaltete, daß die beiden genannten Mächte eine dem deutschen Reich befreundete und durch die Verträge selbst zur Intervention verpflichtete Macht zum Einschreiten einluden. Freilich waren die vorläufigen Besitzergreifungen vor-

eilige und nach dem strengen Recht gesetzwidrige Handlungen, aber leider wurde die östreichische Logik daran zu schanden, daß es selbst so eben Salzburg und Berchtolsgaden besetzt hatte.

Wie dem auch sei, Oestreich war erbittert und wollte nun zeigen, daß es durch ein Zusammentreffen unglücklicher Ereignisse seinen Muth nicht verloren habe. Es that einen Schritt, welcher seiner gewöhnlichen Umsicht nicht entsprach, indem es an seine Truppen den bestimmten Befehl erließ durch die Vorstädte von Passau zu marschiren, um die Festung gleiches Namens in Besitz zu nehmen. Diesen Schritt begleitete es mit Erklärungen, welche den dadurch hervorgebrachten Eindruck mildern sollten. Es erklärte nämlich, durch eine solche Handlungsweise entspreche es nur dem ausdrücklichen Verlangen des Bischofs von Passau; es gedenke keineswegs eine dem deutschen Reichstage vorliegende Streitfrage mit Waffengewalt zu entscheiden; was es gethan, sei nichts mehr und nichts weniger als eine conservative Maßregel; gleich nach der Entscheidung des Reichstages werde es seine Truppen zurückziehen und die bestrittene Stadt dem Eigenthümer überantworten, welchem sie nach dem definitiven Entschädigungsplan gesetzmäßig würde verliehen worden sein.

Seine Truppen hielten am 18. August ihren Einzug in Passau. Zu gleicher Zeit rückten auch die bairischen Truppen heran. Es hätte bald eine ernste Collision stattgefunden, die ganz Europa in Feuer und Flammen gesetzt haben würde. Einem solchen Unglück beugte jedoch die Klugheit der mit der Ausführung beauftragten Officiere vor. Die Oestreicher blieben Herren der Festung.

Dieses Verfahren war kühn, ja kühner als es Oestreich eigentlich hätte beobachten dürfen, denn dadurch setzte es ja der Erklärung der vermittelnden Mächte in einem wichtigen Punkte einen thatsächlichen Widerstand entgegen. Auch machte der Vorgang auf das in Regensburg versammelte zahlreiche deutsche Publicum einen sehr bedeutenden Eindruck. Es befanden sich dort nämlich Repräsentanten aller Reichsstände, der beibehaltenen wie der beseitigten, der zufriedengestellten wie der mißvergnügten, von denen die einen den vorgelegten Plan zur Annahme gebracht und die andern zu ihren Gunsten abgeändert zu sehen wünschten. Da wimmelte es von Magistratspersonen aus den freien Reichsstädten, von Aebten, Prälaten und reichsunmittelbarem Adel. Besonders figurirten die reichsunmittelbaren Adlichen, welche in den Armeen und Kanzleien der deutschen Höfe so häufig waren, dort zahlreich als Reichstagsgesandte. Auch sogar die, welche bevorzugte Höfe vertraten und sich deshalb hätten zufrieden zeigen müssen, hegten doch ihre persönlichen Leidenschaften und fühlten sich als deutsche Adliche durchaus nicht zufrieden. So war z. B. Görtz als preußischer Gesandter in Regensburg im Namen seines Hofs ein Anhänger des Entschädigungsplanes, als Mitglied des

reichsunmittelbaren Adels aber sehnte er die alte Ordnung der Dinge zurück. Derselbe Fall war es mit mehreren andern Gesandten deutscher Höfe. Diese Leute bildeten unter sich ein leidenschaftliches und sehr für Oestreich eingenommenes Publicum. Nicht auf Frankreich waren sie am meisten aufgebracht, denn sie sahen wohl, daß dieses bei alle dem keinen Vortheil erstrebte und lediglich die deutschen Angelegenheiten zu erledigen bezweckte, sondern Preußen und Baiern traf ihr härtester Tadel. Die Habgier dieser Höfe, ihre Verbindungen mit Frankreich, ihr ungestümes Rütteln an der alten Verfassung wurde mit der größten Bitterkeit durchgenommen. Die Nachricht von der Besetzung Passau's machte in jenen Kreisen die angenehmste Sensation. Es hieß darin, nur einiger Energie bedürfe es; Frankreich habe keine Truppen am Rhein; sein Friede mit England sei nicht so dauerhaft daß es sich ohne weiteres in die deutschen Angelegenheiten verwickeln könne; übrigens sei dem ersten Consul vor kurzem erst eine Art monarchischer Gewalt zum Lohn dafür übertragen worden, daß er der Welt den Frieden verschafft habe, und eine so theuer bezahlte Wohlthat könne er nicht so mir nichts dir nichts zurücknehmen; demnach brauche man nur Energie zu entfalten, über den Inn zu gehen und Baiern eine Lection zu geben; auf diese Art werde es schon dahin kommen daß man die zahlreichen Hände wieder sinken lasse, die sich jetzt auf einmal wider die deutsche Verfassung erhoben hätten.

Der in Regensburg gemachte Eindruck wurde bald in ganz Europa gefühlt. Der erste Consul, welcher dem Gange der Unterhandlungen aufmerksam folgte, war darüber betroffen. Bisher hatte er sich sorgfältig jedes Schrittes enthalten, welcher den allgemeinen Frieden hätte erschüttern können. Diesen zu befestigen, nicht aber zu gefährden war sein Zweck gewesen. Indessen ging es wider seine Natur sich öffentlich trotzen oder gar ein Resultat in Frage stellen zu lassen, um dessen Erlangung er sich so sehr und in so trefflicher Absicht bemühte. Er fühlte wohl, welche Wirkung Oestreichs kühner Schritt in Regensburg hervorbringen konnte, wenn er nicht dagegen aufträte und vorzüglich wenn er zu schwanken schiene. Sogleich ließ er den preußischen und den bairischen Gesandten Lucchesini und Cetto zu sich kommen, machte ihnen bemerklich, wie wichtig es sei einen schnellen und energischen Entschluß zu fassen, da Oestreich eine ganz andre Stellung eingenommen habe und der ganze Entschädigungsplan Gefahr laufe, wenn man unter diesen Umständen die geringste Unschlüssigkeit blicken lasse. Das fühlten die beiden Gesandten so gut wie irgend jemand, denn schon das Interesse ihrer Höfe klärte sie hinlänglich darüber auf. Sie schwankten daher gar nicht den Ideen des ersten Consuls Beifall zu geben. Dieser machte ihnen den Vorschlag zu einer ausdrücklichen Convention, worin von neuem erklärt würde, daß man entschlossen sei alle nöthigen Mittel zur Ausführung des Vermittelungsplanes

anzuwenden, daß ferner, wofern binnen der 60 Tage, welche zu den Arbeiten des Reichstages bestimmt waren, die Stadt Passau nicht geräumt sei, Frankreich und Preußen ihre Streitkräfte mit denen von Baiern vereinigen würden, um diesem die Ländereien zu sichern, welche ihm der Entschädigungsplan anweise. Diese Convention ward schon am Abend desselben Tages unterzeichnet, an welchem sie in Vorschlag gebracht worden war, d. h. am 5. Sept. 1802 (den 18. Fructidor des Jahres X). Markoff wurde vom ersten Consul nicht dazu genommen, weil dieser voraussah, daß er im Interesse Oestreichs tausenderlei Schwierigkeiten machen würde. Brauchte doch Napoleon auch Rußland nicht dazu, wenn er sich energisch zeigen wollte. Die Convention ward dadurch um so drohender, daß sie von zwei Mächten unterzeichnet war, die alle beide zu deren Ausführung in allem Ernst entschlossen waren. Man begnügte sich damit sie dem russischen Gesandten Markoff mitzutheilen und ihn zu ihrer Uebersendung nach Petersburg aufzufordern, damit ihr sein Cabinet beitreten könnte, wenn es dies für gut fände.

Am folgenden Tage ließ der erste Consul seinen Adjutanten Lauriston mit der eben unterzeichneten Convention und einem Briefe an den Churfürsten von Baiern abgehen. In diesem Briefe sprach er dem Churfürsten Muth ein, garantirte ihm nochmals die ganze ihm zugesagte Entschädigung und kündigte ihm an, daß zur bestimmten Frist eine französische Armee in Deutschland einrücken werde, um Frankreichs und Preußens Wort zu lösen. Der Adjutant Lauriston hatte Befehl sich in Passau zu zeigen und mit eignen Augen zu sehen wie viel Oestreicher an der bairischen Grenze stünden. Dann sollte er über Regensburg nach Berlin gehen und über Holland zurückkehren. An die meisten deutschen Fürsten hatte er Briefe bei sich.

Dies war mehr als zuviel um in Deutschland einen gewaltigen Eindruck auf die Gemüther zu machen. Der Oberst Lauriston reis'te augenblicklich ab und war in möglichst kurzer Frist zu München. Er machte durch sein Erscheinen dem armen Churfürsten eine außerordentliche Freude. Alle im Briefe des ersten Consuls enthaltenen Ausdrücke gingen von Mund zu Mund. Der Oberst Lauriston setzte ohne Aufschub seine Rundreise fort, überzeugte sich durch eigne Anschauung, daß zu wenig Oestreicher am Inn stünden um mehr als eine Bravade auszuführen, begab sich hierauf nach Regensburg und von da nach Berlin.

Ein so rasches Handeln hatte Oestreich nicht erwartet und Bangigkeit befiel alle Opponenten am Reichstage, weil sie nun wohl einsahen, daß eine Macht wie Frankreich sich jedenfalls nicht mit einer andern Macht wie Preußen öffentlich verbunden hätte, wenn es ihm mit der Ausführung des von ihm entworfenen Planes nicht Ernst gewesen wäre. Uebrigens war auch die Absicht der vermittelnden Mächte so augenfällig, ihr Zweck durch Schlichtung der deutschen Händel

die Ruhe des Continents zu sichern lag so sehr auf der Hand, daß die Vernunft und die Scheu vor einer überlegenen Macht zuletzt jedem Widerstande ein Ende machen mußte. Es blieben freilich auch so noch Schwierigkeiten zu beseitigen, die Oestreich über die Form erheben mochte um die Annahme des Planes zu verzögern, wenn man ihm nicht irgend ein Zugeständniß machte, wodurch sein Aerger gelindert und das bei dieser Gelegenheit sehr gesunkene Ansehen des Reichsoberhauptes gerettet würde.

Nun war die außerordentliche Deputation beisammen, welche der Reichstag beauftragt hatte ein Conclusum abzufassen und es ihm vorzulegen. Die acht Stände, woraus sie zusammengesetzt war (Brandenburg, Sachsen, Baiern, Böhmen, Würtemberg, der deutsche Orden, Mainz und Hessen-Cassel) wurden durch ihre anwesenden Gesandten vertreten. Das Protocoll war eröffnet und die Abstimmung hatte begonnen. Von den acht Ständen nahmen vier den Plan der Vermittler ohne weiteres an. Brandenburg, Baiern, Hessen-Cassel und Würtemberg sprachen gegen die hohen Mächte ihren Dank aus, daß sie dem deutschen Reiche so gütig zu Hülfe gekommen wären und es durch ihre uneigennützige Vermittelung einer so großen Verlegenheit entrissen hätten, erklärten ferner den Plan für weise und seinem ganzen Inhalte nach für annehmbar, wenn man einige Nebendinge abrechne, worüber die Hauptdeputation ihr Gutachten abgeben und nützliche Modificationen in Vorschlag bringen möge; in Betreff der festgesetzten Zeit endlich äußerten sie sich dahin, daß es für die Ruhe von Deutschland und ganz Europa dringend nothwendig sei, so schnell als möglich mit der Sache an ein Ende zu kommen. Indessen sprachen sich die vier beistimmenden Stände nicht mit Bestimmtheit über die Frist von zwei Monaten aus. Es war gegen ihre Würde an diese strenge Zeitbestimmung zu erinnern und zu beantragen, daß man sich ihr füge; aber sie wollten durchaus dasselbe sagen, indem sie ihren Mitständen empfahlen so schnell als möglich an ein Ende zu kommen.

Daß Mainz beistimme, hätte man denken sollen, da dieses alte geistliche Churfürstenthum allein beibehalten und mit einem Einkommen von 1 Mill. Gulden versehen worden war. Auch wünschte Baron Albini, der Vertreter des Churerzbischofs, ein geistvoller und sehr gewandter Mann, im Grunde seines Herzens daß aus der Vermittelung etwas werden möge, er fühlte sich aber beklemmt, daß er im Angesicht der ganzen Klerisei einen Plan billigen sollte, welcher die alte Feudalkirche Deutschlands vernichtete, und zwar daß er ihn einzig und allein darum billigen sollte, weil das Churfürstenthum seines Erzbischofs nicht auch mit secularisirt worden war. Dieser Erzbischof war übrigens mit den ihn betreffenden Bestimmungen auch nicht ganz zufrieden. Das Amt Aschaffenburg, das letzte Ueberbleibsel des Churfürstenthums Mainz, war der einzige ihm zugesicherte Land-

besitz, von dem er Revenüen beziehen konnte. Der Rest sollte ihm in verschiedenen Anweisungen auf die zurückbehaltenen Kirchengüter gewährt werden, und eben für diesen Theil der ihm zugesagten Million, welcher der beträchtlichste war (denn das Amt Aschaffenburg brachte kaum 300,000 Gulden ein) schwebte er in einiger Besorgniß.

Albini gab daher für Mainz ein ziemlich zweideutiges Gutachten ab, dankte den hohen vermittelnden Mächten verbindlichst für ihre freundschaftliche Intervention, beklagte lang und breit das Unglück der deutschen Kirche und theilte endlich den Plan in zwei Theile, nämlich den welcher die Vertheilung der Ländereien umfaßte, und den welcher die allgemeinen Bestimmungen enthielt, die dem Entwurfe beigefügt waren. Was die Gebietsvertheilungen betraf, so billigte der Mainzer Gesandte die Vorschläge der vermittelnden Mächte mit Ausnahme der kleinen Entschädigungen. Was die allgemeinen Bestimmungen anlangte, worin die wegen der Vollziehung zu erlassenden Verordnungen angegeben waren, so fand er diese ungenügend und namentlich schienen ihm die Pensionen des Klerus nicht deutlich genug zugesichert. Hierin waren die Bemerkungen des Repräsentanten von Mainz offenbar nicht ohne Grund.

Sein Gutachten enthielt also keine ausdrückliche Billigung.

Sachsen wollte sich seine Abstimmung noch vorbehalten, wie dies bei den Berathungen auf dem deutschen Reichstage sehr gewöhnlich war. Da man die Stimmen mehrmals sammelte, so konnte man sein Votum auf eine spätere Sitzung verschieben. Dieser Stand, welcher ganz unbetheiligt und sehr umsichtig war, gewöhnlich preußischem Einfluß unterlag, obwohl er im Stillen Oestreich den Vorzug gab, übrigens seinem Fürsten nach katholisch und seinem Volke nach protestantisch war, quälte sich mit Bedenklichkeiten ab, da sein Verstand mit seinen Neigungen in Zwiespalt war, indem letztere für das alte Deutschland und ersterer für den Plan der Vermittler sprach.

Böhmen und der deutsche Orden waren durchaus östreichische Stände. In Betreff des erstern war es ausgemacht, da der Kaiser auch König von Böhmen war, rücksichtlich des zweiten litt es ebenso wenig einen Zweifel, da der Erzherzog Karl, des Kaisers Bruder sowie sein Generalissimus und Kriegsminister, Hochmeister des deutschen Ordens war. Indessen nahm man zu Wien und Regensburg die Miene an als mache man zwischen dem Gesandten, z. B. von Böhmen und dem kaiserlichen Gesandten einen Unterschied. Der Gesandte von Böhmen, welcher das Haus Oestreich speciell repräsentirte, konnte sich gestatten, die Familiengesinnungen auszusprechen; auch ließ man ihn in der That überaus herbe Dinge sagen. Der kaiserliche Gesandte, welcher im Namen des Kaisers sprach, stellte sich an als ob er bei seinen Reden ganz ernstlich die allgemeinen Reichs-

interessen im Auge hätte; er war weniger wahrheitsliebend und mehr pedantisch. Gesandter von Böhmen war Schraut, kaiserlicher Gesandter aber Hügel. Letzterer war voller Förmlichkeiten, dabei aber doch sehr geschmeidig, wie man dies bei vielen Deutschen fand, die am Reichstage ergraut waren und unter allerhand pedantischen Förmlichkeiten alle Verschlagenheit von Höflingen verbargen. Gesandter des Hochmeisters des deutschen Ordens war Rabenau, der völlig von der östreichischen Gesandtschaft abhing, welche ihm unter den Augen des Reichstags sogar seine Noten abfaßte, so daß dieser achtbare Gesandte eine Rolle spielen mußte, die ihm sehr weh that und worüber er sich selbst beschwerte. Der kaiserliche Gesandte Hügel leitete die Stimmgebung der östreichischen Partei und hatte den Auftrag, mit allerhand Ränken und Zögerungen gegen die preußische Partei und die vermittelnden Mächte anzukämpfen.

Gleich in der ersten Sitzung beklagte sich der böhmische Gesandte Schraut heftig über das gegen Oestreich beobachtete Verfahren und gab eine bittere Antwort auf den diesem Hofe gemachten Vorwurf (worauf gerade die vermittelnden Mächte ihre Intervention hauptsächlich gründeten), daß man nämlich mit ihm niemals zu einem Ende habe kommen können. Dieser Gesandte erklärte, seit $^3/_4$ Jahren habe das kaiserliche Cabinet auf seine Eröffnungen von Seiten der französischen Regierung auch nicht eine einzige Antwort zu erhalten vermocht; man habe es über den Inhalt der Pariser Verhandlungen in der vollständigsten Unkunde gelassen; nie habe sein Botschafter in das Geheimniß der Vermittelung eingeweiht werden können und der Plan dieser Vermittelung sei ihm erst dann bekannt geworden, als man ihn in Regensburg vorgelegt habe. Ferner beklagte sich Schraut über die dem Erzherzog Ferdinand zugewiesene Entschädigung und stellte die Behauptung auf, der Vertrag von Luneville sei verletzt, indem dieser dem Erzherzog eine vollständige Schadloshaltung für seine Verluste zusichere, man gebe ihm aber als Ersatz für 4 Millionen Gulden, die er verloren, höchstens 1,350,000. Nach Schraut's Angabe brachte Salzburg nur 900,000, Berchtolsgaden 200,000 und Passau 250,000 Gulden ein. Das war eine reine Lüge; übrigens stellte Böhmen keinen Schlußantrag.

Eine gemäßigtere Sprache führte der deutsche Orden, wollte aber den Plan nur als ein Document gelten lassen, das man zu Rathe ziehen könne.

Demnach waren vier billigende Stimmen vorhanden und zwar Brandenburg, Baiern, Hessen-Cassel und Würtemberg; eine Stimme, nämlich Mainz, war im Grunde auch billigend, mußte aber noch bewogen werden es ganz vollständig zu sein. Eine andre, und zwar Sachsen, wollte der Majorität folgen, sobald sich eine solche gefunden hätte; zwei Stimmen endlich, Böhmen und der deutsche Orden, waren ganz und gar dagegen, bis Oestreich befriedigt sein würde.

Dieses Resultat wurde sofort dem ersten Consul mitgetheilt. Als er das Gutachten Böhmens sah, worin die Unmöglichkeit mit den Unterhandlungen über die deutschen Angelegenheiten an ein Ende zu kommen dem hartnäckigen Stillschweigen Frankreichs beigemessen wurde, wollte er diese Beschuldigung nicht auf sich sitzen lassen. Er erwiderte sogleich durch eine Note darauf, welche Laforest dem Reichstage mittheilen sollte. In dieser Note sprach er sein Bedauern darüber aus, daß er sich genöthigt sehe Unterhandlungen zu veröffentlichen, die ihrer Natur nach hätten geheim bleiben sollen; da man ihn aber dazu nöthige, indem man ihn wegen seiner Absichten öffentlich verleumde, so erkläre er daß die angeblichen Eröffnungen, welche Oestreich dem französischen Cabinet gemacht haben wolle, nicht die Erledigung der allgemeinen Entschädigungsangelegenheit bezweckt hätten, sondern vielmehr die Ausdehnung der östreichischen Grenze bis an die Isar und den Lech, d. h. die Ausstreichung Baierns aus der Zahl der deutschen Mächte; daß die Ansprüche Oestreichs, die man in Paris, wo sie nicht gewährt worden, dann in Petersburg, wo es ihnen nicht besser ging, und endlich in München durchzufechten meinte, wo sie selbst in Drohungen ausarteten, die vermittelnden Mächte zur Intervention genöthigt hätten, um die Ruhe Deutschlands und mit ihr die des Continents zu sichern.

Diese vollkommen verdiente Erwiderung, die freilich in dem Punkte übertrieben war daß Oestreich sich habe bis an den Lech ausdehnen wollen, da es doch nur von der Isar gesprochen hatte, brachte eine sehr niederschlagende Wirkung auf das kaiserliche Cabinet hervor, welches nun wohl einsah daß es mit einem Gegner zu thun habe, der in der Politik ebenso entschlossen wie im Kriege war.

Indessen mußte man mit der Unterhandlung weiter kommen. Laforest wendete nach Ermächtigung von Seiten seines Cabinets die erforderlichen Mittel an, um das Votum von Mainz bestimmter zu machen. Man versprach dem Repräsentanten des Churfürsten von Mainz (Albini), dem Erzkanzler sein Einkommen nicht in Renten sondern in reichsunmittelbaren, von keinem Fürsten abhängigen Ländereien zu gewähren. Dieses Versprechen ertheilte man ihm in aller Form, fügte aber für den Fall daß der Plan scheitern sollte einige sehr verständliche Drohungen hinzu. So wurde Albini's Votum bestimmt. Indessen war es doch unmöglich den Plan ganz ohne Abänderungen zur Annahme zu bringen. Schon die Ehre des deutschen Reichs erforderte, daß die außerordentliche Deputation, welcher er bei ihrer Arbeit als Basis diente, wenigstens einige geringfügige Abänderungen darin anbringe. Das Interesse einiger kleiner Fürsten erforderte mehrere Modificationen in Nebenpunkten und Preußen stimmte übrigens aus nicht sehr löblichen Beweggründen Mainz darin bei, daß die allgemeinen Bestimmungen vom Plane selbst getrennt und in einer neuen Form abgefaßt werden müßten.

Unter diesen Bestimmungen bezog sich nämlich eine auf die mittelbaren Kirchengüter, die man zurückbehalten hatte und welche theils zur Vervollständigung mancher Entschädigungen theils zur Pensionirung der Geistlichen dienen sollten. Viele von diesen Gütern waren Enclaven des preußischen Gebiets, und diese schon so begünstigte Macht hegte die Hoffnung sie vor jeder neuen Zutheilung zu bewahren, um sich dieselben ausschließlich zuzueignen. Es ging also auf die Ideen des Mainzer Repräsentanten ein und verabredete mit diesem Stande den Theil des Planes umzuarbeiten, welcher die allgemeinen Bestimmungen enthielt; zugleich kam es aber auch mit ihm überein die Hauptgrundlagen der Gebietsvertheilung in einem vorläufigen Conclusum anzunehmen, indem dabei bestimmt wurde, daß die Abänderungen, welche darin gemacht werden müßten, in Uebereinstimmung mit den Gesandten der vermittelnden Mächte stattfinden sollten. Ueberdies hatte man ausgemacht, daß diese ganze Arbeit am 24. October 1802 (den 2. Brumaire des Jahres XI) vollendet sein sollte; dies betrug 2 Monate, wenn man nicht von dem Tage der Erklärung der Mächte sondern von dem Tage an rechnet, wo ihre Note der Deputation „dictirt" d. h. verlesen und in's Protokoll des Reichstages aufgenommen worden war.

Am 8. September (den 21. Fructidor) wurde dieses vorläufige Conclusum trotz allen Gegenbemühungen des kaiserlichen Ministers Hügel angenommen. Brandenburg, Baiern, Würtemberg, Hessen-Cassel und Mainz, also unter acht Ständen fünf sprachen sich für das vorläufige Conclusum aus, welches den Plan nach seiner ganzen Vollständigkeit enthielt, wenn man einige Modificationen von untergeordneter Bedeutung nicht in Anschlag bringt, die im Verein mit den vermittelnden Gesandten darin angebracht werden sollten. In dieser Sitzung that Sachsen einen Schritt, indem es ein in der Mitte liegendes Gutachten abgab. Dieser Stand wollte, daß man in dem Labyrinth der Entschädigungsangelegenheit den Plan als Leitfaden nehmen sollte.

Böhmen und der deutsche Orden widersetzten sich der Annahme. Nach den verfassungsmäßigen Formen hätte der kaiserliche Gesandte das votirte Conclusum den vermittelnden Gesandten mittheilen sollen. Dazu war aber Hügel durchaus nicht zu bringen. Uebrigens entschuldigte er sich unabläßig wegen der Hindernisse, die er der Unterhandlung in den Weg legte, und bemühte sich so viel er konnte eine freundschaftliche Eröffnung von Seiten des französischen und des russischen Gesandten zu veranlassen, indem er ihnen tagtäglich anzuhören gab, auch der geringste Vortheil welchen man dem Hause Oestreich zugestehe, werde es, da es auf diese Art wenigstens seine Ehre retten könne, dazu bestimmen die Arbeit gelten zu lassen. Seine ganze Politik bestand gegenwärtig darin die beiden Gesandten zu ermüden, um den ersten Consul dahin zu bringen, daß er entweder ein Stück

Land am Inn hergäbe oder in den drei Collegien die Stimmen so vertheilte, daß Oestreich fortdauernd seinen Einfluß im Reiche üben könne. Das Verfahren, welches Laforest, ein Meister in dieser Art von Taktik, beobachtete und von seinem Cabinet beobachten ließ, bestand darin, trotz der östreichischen Gesandtschaft unverrückt auf's Ziel loszugehen, in Regensburg nichts zuzugestehen und die östreichischen Unterhändler nach Paris zu weisen und ihnen bemerklich zu machen, dort dürften sie eher etwas ausrichten, freilich aber auch nicht eher als bis sie selbst im Lauf der Unterhandlungen sich gefällig bewiesen hätten.

Die kaiserliche Gesandtschaft wünschte zu einer Unterhandlung in Paris Zeit zu gewinnen und bemühte sich daher ein modificirtes Conclusum zur Annahme zu bringen, welches den vermittelnden Gesandten zugeschickt werden sollte, damit man sich mit ihnen über die Abänderungen verständige, deren Annahme passend erschiene. Durch diesen Versuch bewirkte sie aber weiter nichts als daß die sächsische Gesandtschaft, dieses Glied der Hauptdeputation, ihre gute Laune verlor und sich der Majorität von fünf Stimmen anschloß, die sich bereits ausgesprochen hatte.

Obgleich sich die kaiserliche Gesandtschaft nach Laforest's Ausdruck zwischen der außerordentlichen Deputation und den vermittelnden Gesandten wie eine Mauer aufstellte, indem sie nicht zu bewegen war diesen die Actenstücke der außerordentlichen Deputation mitzutheilen, so kam man doch überein, daß die von den kleinen Fürsten an den Reichstag gerichteten Reclamationen diesen beiden Gesandten im Vertrauen mitgetheilt würden, daß dies immer durch einfache Noten geschehen und daß die in Folge dieser Reclamationen zugelassenen Abänderungen als Beschlüsse gölten, deren Gesammtheit dann das definitive Conclusum bilden sollte.

Sobald den Reclamationen ein Weg offen stand, ließen sie, wie man leicht denken kann, nicht auf sich warten; indessen gingen sie nur von den kleinen Häusern aus, da die meisten großen Häuser bereits bei der allgemeinen Unterhandlung zu Paris die ihrigen angebracht hatten. Um sich irgend eine Protection zu verschaffen, trieben sich diese kleinen Fürsten überall umher. Leider ließen sich hier (und dies war der einzige bedauerliche Umstand bei dieser denkwürdigen Unterhandlung) französische Beamte, Leute welche unter den Mißbräuchen der Directorialregierung aufgewachsen waren, die Hände durch Geldgeschenke besudeln, welche die nach Verbesserung ihres Schicksals begierigen deutschen Fürsten ohne Wahl verschwendeten. Die jämmerlichen Agenten, welche diese Geschenke erhielten, verkauften meistens einen Einfluß, den sie gar nicht besaßen. Laforest freilich, ein durchaus unbescholtener Mann und Frankreichs Hauptvertreter in Regensburg, achtete keineswegs auf die Empfehlungen, welche ihm zu Gunsten dieses oder jenes Hauses gemacht wurden, ja er zeigte sie sogar bei seiner Regierung an. Sowie der erste Consul Nachricht davon erhielt, schrieb er mehrere Briefe an den Polizeiminister, um diesem

häßlichen Schleichhandel ein Ende zu machen, der nur auf Leutebetrug ausging, denn die angeblichen Empfehlungen, die sofort bezahlt wurden, hatten nicht den geringsten Einfluß auf die Regensburger Beschlüsse.

Die größte Schwierigkeit bestand nun nicht darin die Entschädigungszuschüsse festzustellen, sondern sie auf die zurückbehaltenen Besitzungen anzuweisen, welche außerdem noch die Pensionen des Klerus hergeben sollten. Die Bemühungen Preußens, die in seinen Staaten gelegenen Besitzungen vor dieser doppelten Belastung zu bewahren, verursachten große Streitigkeiten und schadeten dem Ansehen dieses Hofes nicht wenig. Zunächst mußte man die dem Churfürsten von Mainz als Prinzen Erzkanzler zugesagte Ergänzung seiner Einnahme schaffen. Man sann auf Mittel ihn zufrieden zu stellen. Unter den beibehaltenen freien Reichsstädten befanden sich auch Regensburg und Wetzlar, indem letzteres wegen des dort befindlichen Reichskammergerichts in jener Eigenschaft fortbestand. Beide wurden gleich den meisten freien Reichsstädten schlecht verwaltet und konnten die Fortdauer ihrer Existenz als freie Reichsstädte nicht sonderlich wünschenswerth finden. Sie wies man dem Fürsten Erzkanzler zu. Dies paßte sehr gut, denn in Regensburg hatte der Reichstag und in Wetzlar das oberste Reichsgericht seinen Sitz. Daher war es sehr passend sie dem Fürsten zu verleihen, welchem die Leitung der deutschen Angelegenheiten oblag. Diese beiden Städte, und besonders Regensburg, waren über ihre neue Bestimmung sehr erfreut. Der Fürst Erzkanzler besaß Aschaffenburg, Regensburg und Wetzlar und bezog 650,000 Gulden Einkünfte, die ihm in Ländereien gesichert waren. Nun mußten noch 350,000 Gulden für ihn ausfindig gemacht werden. Ferner brauchte man auch 53,000 Gulden für die Häuser Stolberg und Isenburg sowie 10,000 für den Herzog von Oldenburg, einen Oheim und Schützling des Kaisers Alexander. Dies waren zusammen 413,000 Gulden, womit die zurückbehaltenen Kirchengüter, abgesehen von den Pensionen für die Geistlichen, belastet werden mußten. Baden und Würtemberg hatten bereits den Antheil übernommen, welcher auf die zurückbehaltenen Güter fiel die in ihren Staaten lagen. Preußen und Baiern sollten jedes die Hälfte von den 413,000 Gulden tragen, die man noch schaffen mußte. Baiern war finanziell sehr belastet, nicht nur durch die Menge der ihm überwiesenen Pensionen, sondern auch durch die Schulden, die von seinen alten Besitzungen auf die neuen übertragen worden waren. Preußen wollte von den noch fehlenden 413,000 Gulden nicht einmal 200,000 übernehmen. Es hatte auf ein Mittel gedacht sich dieselben zu verschaffen, nämlich sie von den freien Reichsstädten Hamburg, Bremen und Lübeck bezahlen zu lassen, auf die es sehr eifersüchtig war. Dieser schroffe Geiz gab in Regensburg Anstoß und der preußische Gesandte Görtz gerieth dadurch so in Verwirrung, daß er einen Augenblick bereit war seine

Entlassung einzureichen. Laforest hatte ihn im Interesse der Unterhandlung selbst noch davon abgehalten.

Die den kleinen Fürsten ertheilte Befugniß zu reclamiren hatte eine Menge erloschener Ansprüche wieder in's Leben gerufen. Eine andre Ursache hatte noch dazu beigetragen, nämlich das in Regensburg schon sehr verbreitete Gerücht, Oestreich sei fast schon dahin gelangt in Paris eine Ergänzung der Entschädigung für den Erzherzog Ferdinand zu erlangen. Hessen-Cassel war eifersüchtig auf das was man für Baden gethan hatte, Hessen-Darmstadt auf das was für Hessen-Cassel geschehen war, Oranien-Nassau auf das was man für den ehemaligen Großherzog von Toscana thun wollte und alle diese verlangten nun Ergänzungen, die übrigens nirgends zu finden waren. Die gewaltsamen Besitzergreifungen, welche ununterbrochen fortdauerten, vermehrten noch die allgemeine Verwirrung. Das deutsche Reich befand sich gerade in demselben Zustande, worin Frankreich unter der constituirenden Versammlung zur Zeit der Abschaffung des Feudalsystems gewesen war. Der Markgraf von Baden, welchem Manheim zufiel, ein ehemaliges Besitzthum des Hauses Baiern, stritt sich mit diesem letztern Hause über eine Gemäldesammlung herum. Fast wären Truppenabtheilungen dieser beiden Fürsten darüber handgemein geworden. Um dieses klägliche Schauspiel vollkommen zu machen, ließ Oestreich, welches auf eine Menge Ländereien in Schwaben Ansprüche feudalen Ursprungs hatte, die Pfähle mit den Wappen von Baden, Würtemberg und Baiern in verschiedenen Städten und Abteien ausreißen, welche durch den Entschädigungsplan den genannten Staaten zufallen sollten. Preußen endlich hatte sich des Bisthums Münster bemächtigt und verwehrte den Reichsgrafen die Besitznahme, obgleich sie sich mit ihm in dieses Bisthum theilen sollten.

Mitten unter diesem Unwesen machte Oestreich, das jetzt wohl fühlte daß ein Vergleich nothwendig sei, das Anerbieten dem Plane der vermittelnden Mächte unverzüglich beizutreten, sobald man ihm dafür, daß es Baiern einige Besitzungen in Schwaben überlasse, das Ufer des Inn abtrete. Es trug diesem Hause auf's neue die Stadt Augsburg an, die es zu seiner Residenz machen sollte. Ueberdies verlangte es die Ernennung von noch zwei Churfürsten, von denen einer der Erzherzog von Toscana, welcher Souverän von Salzburg werden, der andre aber der Erzherzog Karl sein sollte, welcher gegenwärtig Großmeister des deutschen Ordens war. Unter diesen Bedingungen war Oestreich bereit seine Erzherzöge als hinlänglich entschädigt zu betrachten und sich dem Wunsche der vermittelnden Mächte zu fügen.

Der erste Consul konnte nach allem was mit Passau vorgegangen war Baiern nicht mehr zumuthen die Grenze des Inn abzutreten. Insbesondre aber fiel es ihm schwer Deutschland auf einmal zur Annahme dreier Churfürsten aus dem

einzigen Hause Oestreich zu bewegen, nämlich der von Böhmen, Salzburg und dem deutschen Orden. Endlich hätte er auch die freie Reichsstadt Salzburg nicht gern aufgeopfert. Er antwortete daher daß, wie sehr er auch geneigt sei von Baiern einige Opfer zu verlangen, er ihm doch unmöglich die Abtretung der Grenze des Inn ansinnen könne. Er ließ merken, daß er vielleicht soweit gehen werde Baiern die Abtretung eines Bisthums vorzuschlagen, wie etwa Aichstedts, daß er aber doch unmöglich noch weiter gehen könne.

Die Zeit verging; man hatte schon Vendémiaire (October) und der auf den 2. Brumaire (den 24. October) anberaumte Schlußtermin nahte heran. Die Vermittler suchten nun schleunigst an ein Ende zu kommen. Sie hatten alle Reclamationen der kleinen Fürsten angehört und davon diejenigen gelten lassen, welche Beachtung verdienten, und die Anordnungen getroffen, welche die Gebietsvertheilung begleiten sollten. Die vom Kaiser Alexander für Mecklenburg reclamirte Churfürstenwürde zu bewilligen hatte niemand für möglich gehalten, denn dadurch wäre zu den sechs protestantischen Churfürsten, die in dem Collegium der neun Churfürsten saßen, noch einer hinzugekommen. Das Mißverhältniß war schon groß genug, man durfte es nicht noch auffälliger machen. Daher wurde diese Reclamation bei Seite gelegt. Man hatte eine neue Vertheilung der Viril-stimmen vorgenommen (so hießen nämlich die Stimmen im Fürstencollegium), und die Stimmen der auf dem linken Rheinufer länderlos gewordenen Fürsten waren auf ihre neuen Besitzungen übertragen worden. Daraus ging wie im Churfürstencollegium so auch in dem der Fürsten eine beträchtliche Veränderung zu Gunsten der Protestanten hervor, indem an die Stelle der Prälaten und Aebte weltliche der Reformation anhangende Fürsten traten. Um eine Art Gegengewicht zu schaffen hatte man Oestreich neue Stimmen für Salzburg, Steiermark, Kärnthen und Krain verliehen. Indessen fehlte es den katholischen Fürsten an Besitzthümern, welche bei der Verleihung von Stimmen am Reichstage hätten zum Vorwande dienen können. Trotz allem was man gethan hatte war das Verhältniß, welches ehedem bekanntlich 54 katholische gegen 43 protestantische Stimmen dargeboten hatte, gegenwärtig 31 katholische gegen 62 protestantische Stimmen. Daraus durfte man jedoch nicht schließen, daß die östreichische Partei in einer diesen Zahlen entsprechenden Minorität gewesen sei, indem nicht alle protestantische Stimmen, wie wir bereits früher sagten, zu Preußen hielten und bei den kaiserlichen Prärogativen sowie bei der Ehrfurcht, die man noch fortwährend gegen das Haus Oestreich hegte, und bei den Besorgnissen, welche das Haus Brandenburg einzuflößen begann, zwischen den beiden rivalisirenden Häusern das Gleichgewicht erhalten werden konnte.

Das Städtecollegium hatte man unabhängig gemacht und es den andern Collegien etwas mehr gleich zu machen gesucht. Die acht freien Reichsstädte waren

auf sechs herabgesunken, da man Wetzlar und Regensburg dem Erzkanzler zugetheilt hatte. Preußen wollte dieses dritte Collegium beseitigen und jeder von den sechs Städten eine Stimme im Fürstencollegium ertheilt wissen. Auf diese Art hätte man noch eine oder zwei davon beseitigen mögen, namentlich Nürnberg, nach dem es verlangende Blicke warf. Dagegen aber stemmte sich die französische Gesandtschaft.

Gar nichts wurde gesagt über die Stellung des reichsunmittelbaren Adels, dem sehr bange war, da er von Preußen und Baiern offen bedroht wurde.

Da nun der Schlußtermin (der 2. Brumaire) herannahte, wurde der neue Plan endlich der außerordentlichen Deputation zur Berathung übergeben. Gebilligt ward er von Brandenburg, Baiern, Hessen-Cassel, Würtemberg und Mainz. Sachsen, Böhmen und der deutsche Orden gaben die Erklärung ab, sie zögen ihn eben in Erwägung, würden aber, bevor sie sich definitiv darüber aussprächen, das Ende der von Oestreich in Paris angeknüpften Unterhandlung abwarten, indem sie sonst wie sie sagten leicht einen Plan annehmen könnten, den sie hernach wieder abändern müßten.

Die außerordentliche Deputation hatte ihr definitives Votum abzugeben und bis zum Ablauf der festgesetzten Frist von zwei Monaten war es nur noch drei bis vier Tage. Es war Ehrensache der großen vermittelnden Mächte die Annahme des Planes binnen der bestimmten Zeit durchzusetzen. Laforest und Bühler, welche aufrichtig Hand in Hand gingen, gaben sich die größte Mühe die definitive Annahme des Conclusums am 29. Vendémiaire (den 21. October) auszuwirken. Sie stießen auf unendliche Schwierigkeiten, indem Hügel überall das Gerücht verbreitete man erwarte jeden Augenblick einen Courier aus Paris, der bedeutende Abänderungen überbringe, und in Paris selbst wünsche man einen Aufschub. Er hatte sich sogar bis zu Drohungen gegen Albini verstiegen, indem er ihm sagte nach einer zuverlässigen Nachricht müßten ihm Befehle des Churfürsten von Mainz zukommen, welche sein Verfahren desavouirten und ihn mit Bestimmtheit veranlaßten gar kein Votum abzugeben. Dadurch sollte eine von den fünf günstigen Stimmen wankend gemacht werden, welche bisher am treusten mit ausgehalten hatte. Diese Drohungen wurden aber freilich so weit getrieben, daß sie Albini am Ende übel nahm und seinem Entschlusse nur um so mehr treu blieb. Um die Verwirrung noch größer zu machen kam Preußen im letzten Augenblick und bereitete neue Hindernisse; es verlangte nämlich eine Fassung, wodurch ihm erspart würde die Zahlung seines Antheils zu den noch ausfindig zu machenden 413,000 fl. von den zurückbehaltenen Kirchengütern zu leisten. Es strebte selbst darnach sich einige Kirchengüter anzueignen, die als Enclaven in seinen Staaten lagen und im Entschädigungsplane verschiedenen andern Fürsten zugewiesen waren. Kurz es erhob

tausenderlei Ansprüche von denen immer einer vexatorischer und unzeitiger war als der andre und welche, da sie ganz unvermuthet am Schlusse der Unterhandlung auftauchten, wohl im Stande sein konnten diese selbst zum Scheitern zu bringen. Diese Schwierigkeiten wurden nicht von dem preußischen Gesandten Görtz hervorgerufen, welcher ein höchst würdiger Mann war und sich der Rolle schämte die man ihn spielen ließ, sondern vielmehr von einem ihm beigegebenen Finanzbeamten. Jetzt machten Laforest und Bühler noch eine Anstrengung, so daß zuletzt wirklich am 19. Vendémiaire (den 21. October) das definitive Conclusum von der aus acht Ständen bestehenden außerordentlichen Deputation angenommen und die Vermittelung innerhalb der von den vermittelnden Mächten festgesetzten Zeit gewissermaßen ihre Vollendung erreichte. Am letzten Tage votirte Sachsen wie die fünf Stände woraus die gewöhnliche Majorität bestand, eben aus Achtung vor dieser Majorität.

Indessen waren nun noch viele Nebenpunkte zu ordnen. Die Gebietsvertheilungen und die organischen Anordnungen befanden sich nicht in einem und demselben Actenstücke. Man hatte darauf angetragen, daß sie in einen einzigen Beschluß zusammengefaßt würden und dieser die im deutschen Reichstagsprotocolle übliche Benennung „Receß" erhalten sollte. Sowie die Arbeit der außerordentlichen Deputation vollendet war, mußte sie dem deutschen Reichstage vorgelegt werden, von welchem die außerordentliche Deputation nichts als ein Ausschuß war. Man hatte bei der Abfassung des definitiven Conclusums aus Vorsicht die Bestimmung getroffen, daß der Receß den vermittelnden Gesandten direct mitgetheilt werden sollte. Auf diese Art wollte man dem Uebelstande vorbeugen, daß die kaiserlichen Gesandten diese Mittheilungen an die vermittelnden Gesandten etwa verweigerten, indem dadurch bereits verdrießliche Weiterungen entstanden waren.

Man legte sogleich Hand an's Werk das Hauptactenstück und die Anordnungen in ein einziges Document zu verschmelzen. Dadurch erhielt Hügel wieder Gelegenheit neue verwickelte Fragen auf's Tapet zu bringen. So verlangte er z. B. bei dieser definitiven Fassung hartnäckig zu wissen, ob man nicht eine Anweisung der 413,000 Gulden, welche dem Erzkanzler, dem Herzog von Oldenburg sowie den Häusern Isenburg und Stolberg zukämen, auf irgend ein Unterpfand in den Receß aufnehmen wolle; ob es nicht jetzt eben an der Zeit wäre für die Pensionen des Erzbischofs von Trier sowie der Bischöfe von Lüttich, Speier und Straßburg Sorge zu tragen, da deren Besitzthümer mit dem linken Rheinufer an Frankreich übergegangen wären und die nun nicht wüßten an wen sie sich wegen ihrer Alimente zu wenden hätten; ob man nicht den reichsunmittelbaren Adel für den Verlust seiner Feudalrechte, wofür man ihn doch früher zu entschädigen versprochen hätte, eine Entschädigung zukommen lassen wolle.

Auf alle diese Forderungen neuer Geldbewilligungen antwortete Preußen durch eine Weigerung oder durch eine Hinweisung auf die freien Reichsstädte. Baiern sagte mit Recht, es sei sehr verschuldet und müsse erwarten, daß seine Hülfsquellen durch das, was bei der in Paris angeknüpften Unterhandlung Oestreich bewilligt werde, noch mehr zusammenschwänden. Hügel erwiderte, auf diese Art pflege man Ehrenschulden nicht abzutragen.

Diese Streitigkeiten brachten in Regensburg einen sehr schlimmen Eindruck hervor. Vorzüglich klagte man über die Habgier Preußens und über Frankreichs Gefälligkeit für dasselbe. Man erkennt den erhabenen Charakter des ersten Consuls gar nicht wieder, hieß es, da er es zugiebt, daß man seinen Namen und seine Gunst auf solche Weise mißbraucht. Alle Gemüther fielen Oestreich wieder zu, auch die welche sonst nicht für dasselbe eingenommen zu sein pflegten. Wenn man einmal im Reiche einen überwiegenden Einfluß dulden müsse, so meinte man besser zu fahren den des alten Oestreichs zu ertragen, das freilich vordem sein Uebergewicht gemißbraucht, aber die Deutschen doch ebenso oft beschützt als bedrückt habe. In den Staaten zweiten Ranges wie Baiern, Würtenberg, den beiden Hessen und Baden kam der Gedanke auf in der Mitte von Deutschland einen Bund zu bilden, welcher ebenso gut Preußen als Oestreich Widerstand leisten könnte.

Trotz aller Kunst die man zur Ausbeutung dieser Schwierigkeit aufbot wurde doch endlich der Receß abgefaßt und am 2. Frimaire des Jahres XI (den 23. November 1802) von der außerordentlichen Deputation angenommen. Für die Zahlung der ohne Anweisung gebliebenen 413,000 Gulden war keine Quelle namhaft gemacht. Ehe man die letzte Hand an's Werk legte, hieß es, wolle man das Resultat der Unterhandlungen zwischen Oestreich und Frankreich kennen.

So sah sich denn die kaiserliche Gesandtschaft definitiv besiegt durch die Thätigkeit und Standhaftigkeit der vermittelnden Gesandten, die unwandelbar auf ihr Ziel losschritten, indem sie sich auf eine Majorität von fünf und zuweilen, wie Sachsen sich durch Oestreichs hartnäckigen Widerstand zu dieser Majorität gedrungen fühlte, selbst auf sechs unter den acht Stimmen stützten. Hügel mußte sich darein ergeben. Nun war der Receß von der speciellen Commission, welche den Namen einer außerordentlichen Deputation hatte, an den Reichstag selbst zu bringen. Um von jener an diesen zu gelangen war man entschlossen von der Vermittelung der kaiserlichen Gesandten ganz abzusehen, wofern sie die Uebergabe verweigern sollten. Indessen waren selbst diejenigen Deutschen, welche den Entschädigungsplan am meisten begünstigten, zu einer treuen Beobachtung der verfassungsmäßigen Formen geneigt. Sah man doch das Reich schon erschüttert genug, erblickte man doch bei dem Umsturze der Verfassung schon eine neue Herrschaft, welche man ebenso fürchtete als die alte. Daher schlossen sich auch die, welche

es anfangs mit Preußen gehalten hatten, denjenigen an, die Oestreich stets als das vollkommenste Bild der alten Ordnung der Dinge verehrt hatten. Es war jetzt so weit gekommen, wohin es bei Revolutionen bald kommt, daß man den neuen Gebietern mißtraute und die alten etwas weniger haßte. Daher wünschte man nicht die kaiserlichen Gesandten umgehen zu müssen, und die Nachricht, daß Oestreich sich zu Paris mit dem ersten Consul bespräche, weckte die Hoffnung auf eine Annäherung die von jedermann freudig begrüßt wurde.

Endlich war Hügel zum System der Nachgiebigkeit gebracht worden und willigte ein, die Documente der außerordentlichen Deputation den vermittelnden Gesandten mitzutheilen, damit diese sich an den Reichstag wenden und die Annahme des Recesses als eines Reichsgesetzes beantragen könnten. Indessen weigerte sich Hügel mit der kleinlichen Pedanterie angewöhnter Förmlichkeit, ihnen den Receß selbst mit dem kaiserlichen Siegel versehen zuzusenden; er ließ ihnen nur einen Abdruck nebst einer Depesche zukommen, welche dessen Authenticität verbürgte.

Ohne Zeitverlust theilten der französische und der russische Gesandte (am 4. December oder 13. Frimaire) den Receß dem Reichstage mit und erklärten zugleich, daß sie im Namen ihrer betreffenden Höfe ihn seinem ganzen Inhalte nach gut hießen und daß sie darauf antrügen denselben sofort in Betracht zu ziehen und sobald als möglich in ein Reichsgesetz zu verwandeln. Daß der Reichstag so rasch aufgerufen wurde mußte die Wirkung haben, daß sowohl die deutschen Reichstagsgesandten, die noch abwesend waren, als auch die Instructionen für diejenigen, welche noch keine hatten, baldigst einträfen.

Hier wurden auch neue Vorsichtsmaßregeln in Betreff der Zusammensetzung des Reichstags nöthig. Wollte man alle Stände, die auf dem linken Rheinufer durch Frankreichs Eroberungen und auf dem rechten durch das Secularisationssystem beseitigt worden waren, mitstimmen lassen, so hieß dies nichts Andres als sich einem unüberwindlichen Widerstande von ihrer Seite aussetzen oder vielmehr sie verurtheilen ihre eigne Beseitigung auszusprechen. Man wurde mit dem Directorialgesandten d. h. mit dem Erzkanzler einig, ausschließlich die im Reiche beibehaltenen Stände einzuberufen, ihre Titel mochten verändert sein oder nicht. So wurde im Churfürstencollegium weder Trier noch Köln einberufen, wohl aber Mainz, dessen Titel ex jure novo bestand. Im Fürstencollegium beseitigte man die, deren Gebiet der französischen oder helvetischen Republik einverleibt worden war, z. B. die weltlichen und geistlichen Fürsten von Zweibrücken, Mümpelgard, Lüttich, Worms, Speier, Basel und Straßburg. Die Fürsten, welche neue Ländereien erhalten hatten, ließ man provisorisch darin und behielt sich vor ihre Titel später zu reguliren und sie auf die secularisirten Besitzungen übertragen zu lassen die ihnen zugewiesen waren. Im Städtecollegium beseitigte man die ganze

Menge der einverleibten freien Reichsstädte und behielt nur die sechs noch als solche bestehenden Städte bei, nämlich Augsburg, Nürnberg, Frankfurt, Bremen, Hamburg und Lübeck.

Diese Vorsichtsmaßregeln waren unerläßlich und lieferten das gehoffte Resultat. Es erschien keiner von den beseitigten Ständen und in den ersten Tagen des Januar begann der Reichstag seine Berathungen. Das Protocoll ward eröffnet. Man rief in den drei Collegien die Stände der Reihe nach auf. Einige gaben ihr Gutachten auf der Stelle ab, andre behielten sich vor, es später abzugeben, wie dies auf dem Reichstage üblich war. Um den definitiven Beschluß auszusprechen, wollte man noch auf die letzte Umgestaltung warten, welche das beantragte Conclusum in Folge der zu Paris zwischen Frankreich und dem Wiener Hof angeknüpften Unterhandlung erleiden möchte.

Nun waren die Dinge dahin gediehen, wohin sie der erste Consul haben wollte, um endlich Oestreich zu befriedigen. Streng genommen hätte man sich aus seiner Geneigtheit nichts zu machen gebraucht und in drei Collegien trotz seinem Widerstande immer abstimmen lassen können. Selbst die verstimmtesten Deutschen fühlten wohl, daß man an ein Ende kommen müsse, und waren entschlossen für den Receß zu stimmen, worauf dann die bereits vollzogenen Besitzergreifungen mit einer Art von Gesetzlichkeit bekleidet gewesen wären und die Verweigerung der Sanction von Seiten des Kaisers die Entschädigten nicht abgehalten haben würde, ihre neuen Besitzungen in Ruhe und Frieden zu genießen. Indessen hätte der Widerstand des Kaisers gegen die Verfassung, wie unverständig er auch sein mochte, das Reich in eine falsche, unsichere Stellung gebracht, welche den friedlichen Absichten der vermittelnden Mächte durchaus nicht gemäß gewesen wäre. Darum war es besser einen Vergleich einzugehen und die Zustimmung des Wiener Hofes zu erlangen. Dies war die Absicht des ersten Consuls, welcher nur darum so lange damit gewartet hatte, damit er Oestreich weniger Opfer zuzugestehen und von Baiern deren weniger zu verlangen hätte, da man von diesem alles fordern mußte was man jenem bewilligte.

In den letzten Tagen des Decembers hatte sich Napoleon auch wirklich entschlossen sich mit Cobentzl zu besprechen und war endlich mit ihm über einige Zugeständnisse zu Gunsten des Hauses Oestreich einig geworden. Da Baiern einen unüberwindlichen Widerwillen zeigte die Linie des Inn abzutreten, sei es nun wegen der sehr werthvollen Salinen, die sich zwischen dem Inn und der Salza befinden, oder wegen der Lage von München, welches dann der neuen Grenze zu nahe gekommen wäre, hatte man von einer solchen Uebereinkunft absehen müssen. Daher beschränkte sich der erste Consul auf die Abtretung des Bisthums Aichstedt, das an der Donau lag, 70,000 Einwohner zählte, ein

Einkommen von 350,000 Gulden gewährte und ursprünglich dem Hause Pfalz bestimmt gewesen war. Für diese dem Erzherzog Ferdinand zugestandene Vergrößerung nahm man von seinem Antheile die Bisthümer Brixen und Trient zurück und secularisirte dieselben zu Gunsten Oestreichs. Auf solche Art gestand dieses offenbar, welches Interesse sich hinter seinem verwandtschaftlichen Eifer verbarg. Für diese Secularisation entnahm es freilich seinen eignen Besitzungen das Aemtchen Ortenau um dadurch den Antheil des Herzogs von Modena zu vergrößern, welcher bekanntlich aus dem Breisgau bestand. Die Ortenau lag nicht weit vom Breisgau in Baden.

Oestreich hatte verlangt, daß noch zwei Churfürsten aus seinem Hause ernannt würden; man bewilligte ihm einen und dies war der Großherzog Ferdinand, welcher also Churfürst von Salzburg werden sollte. So hatte man zehn Churfürsten statt der neun welche im Plane der Vermittler angegeben waren, und statt der acht welche die deutsche Verfassung zuletzt gezählt hatte Auf diese Art erhielt Oestreich eine bessere Stellung im Churfürstencollegium, indem nun darin vier katholische Churfürsten saßen, nämlich Böhmen, Baiern, Mainz und Salzburg gegenüber den sechs protestantischen Brandenburg, Hannover, Sachsen, Hessen-Cassel, Würtemberg und Baden.

Diese Bedingungen wurden in eine am 26. December 1802 (den 5. Nivôse des Jahres XI) zu Paris von Cobentzl und Joseph Bonaparte unterzeichnete Convention aufgenommen. Markoff wurde eingeladen derselben im Namen Rußlands beizutreten, und Oestreich ergeben, wie er es war, ließ er sich auch nicht lange bitten. Preußen zeigte sich dabei kalt, leistete aber keinen Widerstand. Baiern ergab sich darein, verlangte aber für das Opfer das man von ihm forderte entschädigt zu werden und besonders keinen Beitrag zu den 413,000 Gulden zu zahlen die niemand liefern wollte.

Oestreich hatte sein Wort gegeben dem Vermittelungswerke keinen Widerstand mehr entgegenzusetzen und hielt auch so ziemlich Wort. Es wollte außer den in Paris erlangten Zugeständnissen nur noch ein einziges haben, worüber es bloß mit den Redactoren des Recesses in Regensburg selbst unterhandeln konnte. Diese Concession betraf die Anzahl der Virilstimmen im Fürstencollegium. Während das Protocoll auf dem Reichstage offen lag und eine Meinung nach der andern aufnahm, hielt zugleich die außerordentliche Deputation Sitzungen und gestaltete der Pariser Convention gemäß den Vermittlungsplan noch einmal um. Also stimmte der Reichstag über einen Entwurf ab, welchen die Hauptdeputation noch alle Tage veränderte. Man hatte die Gebietsveränderungen darin aufgenommen, worüber man in Paris einig geworden war; ferner hatte man die Ernennung des neuen Churfürsten von Salzburg und endlich auch noch neue Virilstimmen beige-

fügt, wodurch das Verhältniß der protestantischen und katholischen Stimmen im Fürstencollegium verändert und auf 54 katholische gegen 77 protestantische Stimmen (statt 31 gegen 62) gebracht wurde. Mit allen diesen Fragen mußte man jedoch an ein Ende kommen, vorzugsweise aber mit der welche die 413,000 Gulden betraf. Baiern hatte mit Aichstedt 350,000 Gulden verloren und konnte nicht genöthigt werden noch 200,000 herzugeben. Es hatte eine abschlägliche Antwort ertheilt und dies hatte man ganz natürlich gefunden. Preußen hatte gar nichts verloren und wollte doch seinen Antheil an einer so geringen Bürde nicht tragen. „Wegen 200,000 Gulden wird man keinen Krieg anfangen!“ hatte Haugwitz gesagt, eine elende Aeußerung die in Regensburg jedermann verletzte und Preußens Rolle tief unter die Oestreichs stellte, welches bei all seinem Widerstande doch wenigstens Gebiets- und Verfassungsgrundsätze vertheidigte.

Streng genommen hätte der erste Consul wohl über diesen Geiz Herr werden können; da er indessen, wenn sein Plan gelingen sollte, Preußen bis zuletzt bedurfte, so war er genöthigt es zu schonen. Man wußte nicht wovon man den Erzkanzler, die Pensionen der Geistlichkeit und mehrere andre schon früher auf die zurückbehaltenen Besitzungen angewiesene Schulden bezahlen sollte. Diese Last auf den ganzen deutschen Reichskörper in Form der Römermonate*) zu vertheilen war unmöglich, denn es hatte jederzeit unüberwindliche Schwierigkeiten gemacht, gemeinsame Ausgaben vom ganzen Reiche bezahlen zu lassen. Dies bewies schon der Verfall der Bundesfestungen. Man mußte daher auf ein Mittel denken, wodurch die Liberalität des ersten französischen Planes in Betreff der Flußschifffahrt etwas vermindert würde. An der Elbe, an der Weser sowie am Rheine hatte man alle Zölle abgeschafft. Indessen mußte man doch für einige unerläßliche Unterhaltungskosten sorgen, wie z. B. für die Wege an den Flüssen zum Schiffsziehen, widrigenfalls die Schifffahrt bald in's Stocken gerathen sein würde. Man faßte den Entschluß am Rhein eine mäßige Abgabe einzuführen, die weit unter den Feudalzöllen wäre womit dieser Fluß ehedem belastet war, und von dem Ueberschusse welchen diese Abgabe gewährte wollte man die 350,000 Gulden an den Fürsten Erzkanzler, die 10,000 an den Herzog von Oldenburg sowie die 53,000 an die Häuser Isenburg und Stolberg bezahlen, auch noch einige tausend Gulden in Verwahrung behalten um verschiedene Fürsten zufrieden zu stellen, die einander in ihrer Kargheit Anweisungen zurückschickten, welche sie nicht annehmen wollten. So stellte man das geizige Preußen zufrieden, überhob Baiern der Zahlung von 200,000 Gulden die auf seinen Antheil gekommen wären, vermin-

*) So hießen die gemeinsamen Ausgaben, welche nach den seit dem grauen Alterthume bestehenden Verhältnissen auf den ganzen Bund vertheilt wurden.

derte den Verlust welchen es durch die Abtretung Aichstedts erlitten hatte und erfüllte das dem Erzkanzler geleistete Versprechen ihm ein unabhängiges Einkommen zu sichern. Alle Deutschen wünschten das so, denn sie fanden eine Million Gulden Einkünfte gerade ausreichend für einen Fürsten, welcher die Ehre hatte auf dem deutschen Reichstage zu präsidiren und der letzte Repräsentant der drei geistlichen Churfürsten des heiligen römischen Reichs gewesen war. Er wurde zum einzigen Verwalter jener Abgabe von den Schiffen gemacht, und zwar im Verein mit Frankreich, welchem das Recht zustehen sollte über die auf dem linken Ufer vorkommenden Ausgaben zu wachen. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet hatte sich Frankreich über eine solche Anordnung nicht zu beklagen, denn von diesem Augenblick an lag es im eignen Interesse des Fürsten Erzkanzlers ein gutes Einvernehmen mit der Nachbar-Republik zu unterhalten.

Endlich (am 25. Februar 1803 oder den 6. Ventôse des Jahres XI) wurde der zum letzten Male umgestaltete Plan von der außerordentlichen Deputation als Schlußacte angenommen und unverzüglich dem Reichstage übersendet, wo ihn die drei Collegien fast einstimmig gut hießen. Er stieß nur von Seiten Schwedens auf Widerstand, an dessen Monarchen man bereits die Geistesstörungen wahrnehmen konnte die ihn später vom Throne stürzten und Europa in Erstaunen setzten. Er sprach einen heftigen Tadel wider die vermittelnden und die deutschen Mächte aus, welche zu einer so bedeutungsvollen Verletzung der uralten deutschen Verfassung beigetragen hätten. Dieser lächerliche Ausfall eines Fürsten, auf den kein Mensch in Europa achtete, trübte die Freude nicht welche man darüber empfand, daß die lange Bedrängniß des Reichs endlich einmal aufhören sollte.

Unter den Deutschen erkannten selbst diejenigen, welche die alte Ordnung der Dinge nicht gern verschwinden sahen, die aber doch in ihren Urtheilen noch einige Billigkeit bewahrten, daß man eben die unvermeidlichen Früchte eines unklugerweise begonnenen Kriegs ernte, daß der deutsche Boden, nachdem in Folge des Kriegs das linke Ufer des Rheins verloren gegangen sei, nothwendigerweise auf's neue vertheilt werden mußte, daß diese Vertheilung für die großen Häuser natürlich vortheilhafter ausfalle als für die kleinen, daß aber diese Ungleichheit, wenn Frankreich nicht wäre, noch weit verderblicher geworden sein würde, daß die Verfassung zwar in mehrfacher Hinsicht modificirt, im wesentlichen aber doch erhalten worden sei und eine einsichtsvollere Reform im conservativen Sinne gar nicht habe erleiden können. Sie erkannten an, um es kurz zu sagen, daß Deutschland ohne die Energie des ersten Consuls durch die allerhand auftauchenden Ansprüche in Anarchie gerathen wäre. Besser als man mit Worten ausdrücken kann geht die Gesinnung, welche man für das Oberhaupt der französischen Regierung hegte, daraus hervor, daß man in Betreff mehrerer unentschieden gebliebenen Fragen den

Wunsch äußerte, er möchte seine mächtige Hand nicht sogleich von den deutschen Angelegenheiten abziehen. Man wollte, Frankreich möge die Verpflichtung über sich nehmen über sein Werk als gewährleistende Macht zu wachen.

Es war allerdings noch mehr als eine besondre Streitfrage übrig, welche durch die Vermittelung nicht hatte gelöst werden können. Preußen zankte öffentlich mit der Stadt Nürnberg und erlaubte sich ein tyrannisches Verfahren gegen dieselbe. Auch hatte dieselbe Macht den Grafen von Westphalen ihren Antheil am Bisthum Münster bisher noch nicht zukommen lassen wollen. Frankfurt rechtete mit seinen Nachbarfürsten über eine Abgabe, die man ihm zum Ersatz für einige von ihnen abgetretene Besitzungen zu deren Gunsten auferlegt hatte. Preußen und Baiern wollten das Stillschweigen des Recesses über den reichsunmittelbaren Adel dazu benutzen, denselben ihren Staaten einzuverleiben. Oestreich machte in Schwaben eine Menge Feudalrechte geltend, welche dunkeln Ursprungs waren und die Souveränität der Herzöge von Würtemberg, Baden und Baiern antasteten. Es hatte sich namentlich vor kurzem eine beispiellose Verletzung des Eigenthums zu Schulden kommen lassen. Die neuerdings secularisirten geistlichen Fürstenthümer hatten in der Wiener Bank Gelder niedergelegt, die ihnen gehörten und an die entschädigten Fürsten übergehen sollten. Diese Gelder, eine Summe von 30 Millionen Gulden, waren von der östreichischen Verwaltung mit Beschlag belegt worden, wodurch einige Fürsten fast in Verzweiflung geriethen. Alle diese Gewaltthätigkeiten erzeugten den Wunsch nach Errichtung einer Autorität, welche sich, wie es auch nach dem westphälischen Frieden geschehen war, mit der Vollziehung des Recesses beschäftigte. Auch wünschte man eine Umformung der alten Kreise, denen die Vertheidigung der einzelnen Interessen oblag. Endlich mußte man sich auch noch mit der deutschen Kirche beschäftigen, welche, nachdem sie ihrer fürstlichen Existenz beraubt worden war, einer neuen Organisation bedurfte.

Die Lösung dieser letztern Schwierigkeiten hatte der erste Consul nicht übernehmen können, weil er sich sonst zum beständigen Gesetzgeber Deutschlands hätte aufwerfen müssen. Er hatte sich damit begnügen müssen das Gleichgewicht des deutschen Reichs als eines Theils vom europäischen Gleichgewicht zu erhalten, indem er feststellte wie viel jedem Reichsstande an Land und Leuten oder an Einfluß beim Reichstage zukomme. Das Uebrige war Sache des Reichstags selbst, welcher allein mit der gesetzgebenden Gewalt bekleidet war. Dazu reichte er unter dem Beistande Frankreichs auch aus, welches die neue deutsche Verfassung ebenso gewährleistete, wie es die alte garantirt hatte. Da die Schwachen von den Starken bedroht wurden, so riefen sie diese Garantie bereits an. Nun lag es den mächtigsten deutschen Höfen ob durch ihre Mäßigung der abermaligen Intervention einer fremden Hand vorzubeugen. Darauf durfte man sich aber nach dem gegen-

wärtigen Verfahren Preußens und Oestreichs zu urtheilen zum Unglück nur wenig Rechnung machen.

Der Kaiser hatte auf seine Ratification warten lassen, sie aber doch endlich unter einem doppelten Vorbehalte ertheilt. Einmal bezweckte er alle Privilegien des reichsunmittelbaren Adels zu erhalten und dann eine neue Vertheilung der katholischen und protestantischen Stimmen am Reichstage vornehmen zu lassen. Auf diese Art hielt er das dem ersten Consul in der Convention vom 26. Dec. gegebene Wort nur halb.

Uebrigens waren die wahrhaft europäischen Schwierigkeiten, nämlich die welche das Gebiet betrafen, durch die energische und staatskluge Intervention des Generals Bonaparte überwunden. Wenn irgend etwas seine Gewalt über Europa augenfällig gemacht hatte, so war es diese geschickt geleitete Unterhandlung, wobei er mit der Gewandtheit und Festigkeit die Gerechtigkeit vereinte, sich wechselsweise der preußischen Ländergier und des russischen Stolzes bediente um Oestreich zu widerstehen, dieses niederdrückte ohne es zur Verzweiflung zu treiben und zuletzt Deutschland seinem Willen unterwarf, und zwar nur um des eignen Vortheils für Deutschland und um der Ruhe der Welt willen: der einzige Fall, wo es erlaubt und nützlich ist, sich in die Angelegenheiten andrer Staaten einzumischen.

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Napoleon's Verwaltung bis zur Ankunft des Lord Withworth in Paris (Februar—November 1802).

Während der erste Consul die Angelegenheiten des europäischen Continents als oberster Schiedsrichter ordnete, erstreckte sich seine glühende Thätigkeit, beide Welten umfassend, auch bis nach Amerika und Ostindien, um Frankreichs frühere Colonialgröße wiederherzustellen.

Heutiges Tags sind die europäischen Nationen weit mehr fabricirend als handeltreibend geworden, ahmen nach oder übertreffen sogar was sie sonst jenseit der Meere holten und haben ihre großen Colonien verloren, welche in die Reihe der unabhängigen Staaten eingetreten sind; durch alles dies ist das Gemälde der Welt auf eine Weise verändert, daß man sie kaum wiedererkennt. Neue Bestrebungen sind an die Stelle derer getreten, wodurch sie damals entzweit wurde, und kaum begreift man warum vor hundert Jahren Menschenblut floß. Eine Colonie Englands war Nordamerika, Spanien war das Mutterland von Süd-

amerika, und Frankreich besaß die bedeutendsten Antillen, namentlich auch die schönste von allen, St. Domingo. Ueber Ostindien lagen England und Frankreich noch mit einander im Streit. Jede von diesen Mächten legte ihren Colonien die Verpflichtung auf nur ihr die tropischen Erzeugnisse zukommen zu lassen, nur von ihr europäische Waaren anzunehmen, nur ihre Schiffe zuzulassen und nur für ihre Marine Matrosen anzulernen. So war denn jede Colonie als Pflanzung, Markt und Hafen geschlossen. Ausschließlich wollte England aus seinen amerikanischen Provinzen an Rohstoffen Zucker, Bauholz und Baumwolle ziehen und Spanien ganz allein aus Mexico und Peru die ihm von allen Nationen so beneideten Metalle holen, England und Frankreich wollten Ostindien beherrschen um allgemein begehrte Gegenstände wie Baumwollengarn, Musselin und Indienne dort auszuführen, wollten ihre eignen Producte dagegen austauschen und diesen Handel einzig und allein unter ihrer Flagge treiben. An die Stelle dieser heißen Begierden der Nationen sind jetzt andre getreten. Gewann man früher den Zucker nur aus einer unter der glühendsten Sonne aufsprießenden und gepflegten Pflanze, so bereitet man ihn jetzt auch aus einer an der Elbe und Schelde wachsenden Staude. Die einst mit so viel Zartheit und Geduld von indischen Händen gesponnenen Baumwollengarne werden nun in Europa von Maschinen gefertigt, die man durch Steinkohlenheizung in Bewegung setzt. Musselin wird in den Gebirgen der Schweiz und des Forez gewebt. Indienne webt man in Schottland, Irland, in der Normandie und in Flandern, färbt ihn im Elsaß, überschwemmt damit Amerika und vertreibt ihn bis nach Ostindien. Mit Ausnahme des Kaffees und Thees, welche die Kunst nicht nachzumachen versteht, hat man alles erreicht oder gar übertroffen. Die Farbstoffe, welche man sonst zwischen den Wendekreisen aufsuchte, hat die europäische Chemie meistens ersetzt. Die Metalladern europäischer Gebirge werden ausgebeutet. Der Ural liefert Gold, Silber findet Spanien bereits in seinem eignen Schoße. Zu diesen industriellen Umwälzungen hat sich auch noch eine große politische Revolution gesellt. Frankreich begünstigte den Aufstand der englichen Colonien in Nordamerika, und dafür trug England wieder zur Insurrection der südamerikanischen Colonien bei. Beide sind schon jetzt große Nationen oder werden es doch in Zukunft sein. Aus denselben Ursachen ist auf St. Domingo ein Negerstaat entstanden, über dessen Zukunft man noch nichts sagen kann. Ostindien endlich ist unter Englands Scepter nur noch eine durch die Fortschritte der europäischen Industrie verarmte Eroberung, welche dazu dient einige Officiere, Kaufleute und Beamte des Mutterlandes zu unterhalten. In unsern Tagen wollen die Nationen alles selbst erzeugen, den Ueberschuß ihrer Producte bei ihren weniger geschickten Nachbarn absetzen, lassen sich nur gefallen einander Rohstoffe zu entlehnen und auch diese suchen sie noch

so nahe als möglich an ihren Wohnsitzen anbauen zu lassen, wofür die wiederholten Versuche zeugen die Baumwollenstaude in Aegypten und Algier heimisch zu machen. So ist auf das große Schauspiel des Strebens nach Colonien das nicht minder große des Strebens nach Manufacturen gefolgt. Die Welt verändert sich einmal ohne Unterlaß und jedes Jahrhundert muß Gedächtniß und Einsicht zusammennehmen, um das vorhergehende zu begreifen.

Diese unermeßliche industrielle und commercielle Umwälzung begann mit dem amerikanischen Kriege unter Ludwig XVI. und erhielt seine Vollendung mit der Continentalsperre unter Napoleon. Deren Hauptursache war der lange Kampf zwischen England und Frankreich, denn während ersteres die exotischen Producte zu seinem Monopol machen wollte, rächte sich letzteres dadurch daß es sie nachmachte. Zu einer solchen Nachahmung stachelte Napoleon, welcher demnach berufen schien die Welt in jeder Beziehung umzugestalten. Bevor er jedoch Frankreich zu jenem Continental- und Fabriksystem trieb, wie er es später that, machte Napoleon, als Consul noch erfüllt von den Ideen des verflossenen Jahrhunderts und der französischen Marine noch mehr Vertrauen schenkend als nachher, großartige Versuche zur Wiederherstellung des Gedeihens unsrer Colonien.

Und ehedem hatten sie in der That in solcher Blüthe gestanden, daß die Sehnsucht und die Versuche sie wieder zu heben sehr wohl gerechtfertigt erschienen. Im J. 1789 zog Frankreich an Zucker, Kaffee, Baumwolle, Indigo u. s. w. aus seinen Colonien alljährlich einen Werth von 250 Millionen Francs, verbrauchte davon für 80 bis 100 Millionen und führte für 150 Millionen wieder aus, die es besonders als Raffinat über ganz Europa verbreitete. Man müßte diese Werthe wenigstens verdoppeln, wenn sie den gegenwärtigen entsprechen sollten, und gewiß würden wir Colonien, die uns Stoff zu einem Handel von 500 Millionen lieferten, sehr hoch schätzen und zu unsern ersten Interessen zählen. In diesem Handel fand Frankreich ein Mittel einen Theil der klingenden Münze Spaniens an sich zu ziehen, indem uns dasselbe unsre Colonial- und Manufacturproducte mit seinen Piastern bezahlte. Zu der Zeit wovon hier die Rede ist, d. h. im Jahre 1802, mangelten Frankreich die Colonialwaaren, vorzüglich Zucker und Kaffee, ja es hatte sie nicht einmal für den eignen Bedarf, sondern holte sie aus Amerika, den Hansestädten, Holland, Genua und seit dem Abschluß des Friedens auch aus England. Es bezahlte sie mit baarem Gelde, da es in seiner eben erst wieder auflebenden Industrie noch nicht die Mittel fand sie mit seinen Manufacturproducten zu bezahlen. Da seit den Assignaten das Metallgeld niemals wieder in seiner alten Fülle erschienen war, so fehlte es nicht selten daran; dies sah man an den fortwährenden Bemühungen der neuen Bank sich die durch den Schleichhandel aus Spanien kommenden Piaster zu verschaffen. Auch war in

der Handelswelt nichts gewöhnlicher als Klagen über die Seltenheit der klingenden Münze und über den Uebelstand Zucker und Kaffee, die wir ehedem aus französischen Besitzungen bezogen, für baares Geld kaufen zu müssen. Freilich sind solche Aeußerungen zum Theil falschen Begriffen über die Bildungsweise der Handelsbilanz, oft aber auch einer wirklichen Thatsache zuzuschreiben, nämlich der Schwierigkeit sich Colonialwaaren zu verschaffen und der noch größern sie entweder in baarem Gelde zu bezahlen, das seit den Assignaten immer noch selten war, oder in Erzeugnissen unsrer Industrie, die noch gar nicht häufig waren.

Nimmt man noch hinzu, daß Paris mit einer Menge ehemals reicher und jetzt verarmter Colonisten angefüllt war, welche mit den Emigranten um die Wette klagten, so wird man einen vollständigen Begriff davon haben, was den ersten Consul zu großen Colonialunternehmungen verleiten mußte. Aus diesen mächtigen Gründen hatte er schon Karl IV. Hetrurien gegeben, um Louisiana dafür zu erhalten. Von seiner Seite waren die Bedingungen des Contracts erfüllt, denn die Infanten saßen auf dem hetrurischen Throne und waren von allen Continentalmächten anerkannt; nun wollte er auch daß die Bedingungen von Seiten Karl's IV. erfüllt würden und verlangte die sofortige Uebergabe von Louisiana. Es befand sich ein Geschwader von zwei Linienschiffen und einigen Fregatten in den holländischen Gewässern von Helvoetsluis, um Truppen nach der Mündung des Mississippi überzusetzen und diesen schönen Landstrich unter französische Botmäßigkeit zu bringen. Der erste Consul hatte das Herzogthum Parma zur Verfügung und war bereit es gegen Florida und einen kleinen Theil von Toscana (nämlich gegen das Gebiet von Siena, womit er den König von Piemont zu entschädigen gedachte) an Spanien abzutreten. Indessen war die spanische Regierung indiscret genug gewesen, einzelne Punkte dieser Unterhandlung zur Kunde des englischen Gesandten kommen zu lassen, so daß nun das eifersüchtige England dem Abschlusse des neuen Contracts tausenderlei Hindernisse in den Weg legte. Zugleich dachte der erste Consul auch an Ostindien und hatte die Verwaltung unsrer Comptoirs zu Pondichéry und Chandernagor einem der tüchtigsten Officiere des Rheinheeres, nämlich dem General Decaen anvertraut. Diesen ebenso einsichtsvollen als muthigen Officier, welcher den größten Unternehmungen gewachsen war, hatte er in fernliegenden aber tief berechneten Absichten ausgewählt und nach Ostindien gesandt. In den bewundernswürdigen Instructionen, welche der erste Consul dem General Decaen mitgab, hieß es unter andern: „Die Engländer, Herren des ostindischen Festlandes, sind dort unruhig und eifersüchtig; man darf ihr Mißtrauen nicht rege machen sondern muß sich still und arglos benehmen, in diesen Gegenden alles dulden, soweit es die Ehre gestattet, und mit den benachbarten Fürsten nichts weiter zu schaffen haben, als es die

Unterhaltung der französischen Truppen und Comptoirs unumgänglich nöthig macht; indessen muß man doch diese Fürsten und Völker beobachten die sich mit Unwillen unter das brittische Joch schmiegen, ihre Sitten, ihre Hülfsquellen und die Mittel mit ihnen in Verbindung zu treten erforschen, um dies im Falle eines Krieges benutzen zu können; ferner muß man Untersuchungen anstellen, eine wie starke europäische Armee erforderlich sein würde, um ihnen bei der Vertreibung der Engländer beizustehen, mit welchem Material eine solche Armee auszurüsten wäre und besonders auf welche Weise sie sich ernähren ließe; auch einen Hafen muß man ausfindig machen, der für eine mit Truppen besetzte Flotte zum Landungspunkte dienen könnte; die Zeit und die Mittel berechnen, welche zur Wegnahme dieses Hafens durch einen Handstreich erforderlich wären; nach einem halbjährigen Aufenthalte eine erste Denkschrift über diese verschiedenen Fragen abfassen, dieselbe durch einen einsichtsvollen und zuverlässigen Officier einsenden, der alles selbst gesehen hat und im Stande ist zu den schriftlichen Bemerkungen mündliche Erläuterungen zu geben; ein halbes Jahr später dieselben Fragen nach den neuerdings gemachten Erfahrungen weiter durchnehmen und diese zweite Denkschrift gleichfalls wieder durch einen zuverlässigen und einsichtsvollen Officier einsenden; dieselbe Arbeit und Einsendung alle halbe Jahre wiederholen, bei der Abfassung dieser Denkschriften die Bedeutung jedes Ausdrucks wohl erwägen, indem ein einziges Wort die folgenreichsten Entschlüsse hervorrufen könnte; endlich im Falle eines Kriegs je nach den Umständen handeln, entweder in Hindostan bleiben, oder sich nach Isle de France zurückzuziehen und viele leichte Fahrzeuge nach dem Mutterlande senden, um es mit den vom Generalcapitän gefaßten Entschlüssen bekannt zu machen. Diese Instructionen wurden dem General Decaen nicht in der Absicht gegeben den Krieg wieder zu entzünden, sondern nur um sie geschickt zu benutzen, wenn er etwa von neuem ausbrechen sollte.

Am meisten beschäftigte sich der erste Consul mit den Antillen, dem Hauptpunkte der französischen Colonialmacht. Mit Martinique, Guadeloupe und St. Domingo unterhielt früher der französische Handelsstand die vortheilhaftesten Verbindungen. Namentlich figurirte St. Domingo mit wenigstens drei Fünfteln unter den Waaren, im Betrage von 250 Millionen Francs, welche Frankreich ehedem aus seinen Colonien bezog. Damals war St. Domingo die schönste und am meisten beneidete aller überseeischen Besitzungen. Martinique war glücklich genug gewesen den Folgen des Negeraufstandes zu entgehen, aber Guadeloupe und St. Domingo waren von Grund aus ruinirt, und es bedurfte nicht weniger als einer ganzen Armee, um dort nicht etwa die Sklaverei, die wenigstens auf St. Domingo unmöglich geworden war, sondern die rechtmäßige Herrschaft des Mutterlandes wieder herzustellen.

der Handelswelt nichts gewöhnlicher als Klagen über die Seltenheit der klingenden Münze und über den Uebelstand Zucker und Kaffee, die wir ehedem aus französischen Besitzungen bezogen, für baares Geld kaufen zu müssen. Freilich sind solche Aeußerungen zum Theil falschen Begriffen über die Bildungsweise der Handelsbilanz, oft aber auch einer wirklichen Thatsache zuzuschreiben, nämlich der Schwierigkeit sich Colonialwaaren zu verschaffen und der noch größern sie entweder in baarem Gelde zu bezahlen, das seit den Assignaten immer noch selten war, oder in Erzeugnissen unsrer Industrie, die noch gar nicht häufig waren.

Nimmt man noch hinzu, daß Paris mit einer Menge ehemals reicher und jetzt verarmter Colonisten angefüllt war, welche mit den Emigranten um die Wette klagten, so wird man einen vollständigen Begriff davon haben, was den ersten Consul zu großen Colonialunternehmungen verleiten mußte. Aus diesen mächtigen Gründen hatte er schon Karl IV. Hetrurien gegeben, um Louisiana dafür zu erhalten. Von seiner Seite waren die Bedingungen des Contracts erfüllt, denn die Infanten saßen auf dem hetrurischen Throne und waren von allen Continentalmächten anerkannt; nun wollte er auch daß die Bedingungen von Seiten Karl's IV. erfüllt würden und verlangte die sofortige Uebergabe von Louisiana. Es befand sich ein Geschwader von zwei Linienschiffen und einigen Fregatten in den holländischen Gewässern von Helvoetsluis, um Truppen nach der Mündung des Mississippi überzusetzen und diesen schönen Landstrich unter französische Botmäßigkeit zu bringen. Der erste Consul hatte das Herzogthum Parma zur Verfügung und war bereit es gegen Florida und einen kleinen Theil von Toscana (nämlich gegen das Gebiet von Siena, womit er den König von Piemont zu entschädigen gedachte) an Spanien abzutreten. Indessen war die spanische Regierung indiscret genug gewesen, einzelne Punkte dieser Unterhandlung zur Kunde des englischen Gesandten kommen zu lassen, so daß nun das eifersüchtige England dem Abschlusse des neuen Contracts tausenderlei Hindernisse in den Weg legte. Zugleich dachte der erste Consul auch an Ostindien und hatte die Verwaltung unsrer Comptoirs zu Pondichéry und Chandernagor einem der tüchtigsten Officiere des Rheinheeres, nämlich dem General Decaen anvertraut. Diesen ebenso einsichtsvollen als muthigen Officier, welcher den größten Unternehmungen gewachsen war, hatte er in fernliegenden aber tief berechneten Absichten ausgewählt und nach Ostindien gesandt. In den bewundernswürdigen Instructionen, welche der erste Consul dem General Decaen mitgab, hieß es unter andern: „Die Engländer, Herren des ostindischen Festlandes, sind dort unruhig und eifersüchtig; man darf ihr Mißtrauen nicht rege machen sondern muß sich still und arglos benehmen, in diesen Gegenden alles dulden, soweit es die Ehre gestattet, und mit den benachbarten Fürsten nichts weiter zu schaffen haben, als es die

Unterhaltung der französischen Truppen und Comptoirs unumgänglich nöthig macht; indessen muß man doch diese Fürsten und Völker beobachten die sich mit Unwillen unter das brittische Joch schmiegen, ihre Sitten, ihre Hülfsquellen und die Mittel mit ihnen in Verbindung zu treten erforschen, um dies im Falle eines Krieges benutzen zu können; ferner muß man Untersuchungen anstellen, eine wie starke europäische Armee erforderlich sein würde, um ihnen bei der Vertreibung der Engländer beizustehen, mit welchem Material eine solche Armee auszurüsten wäre und besonders auf welche Weise sie sich ernähren ließe; auch einen Hafen muß man ausfindig machen, der für eine mit Truppen besetzte Flotte zum Landungspunkte dienen könnte; die Zeit und die Mittel berechnen, welche zur Wegnahme dieses Hafens durch einen Handstreich erforderlich wären; nach einem halbjährigen Aufenthalte eine erste Denkschrift über diese verschiedenen Fragen abfassen, dieselbe durch einen einsichtsvollen und zuverlässigen Officier einsenden, der alles selbst gesehen hat und im Stande ist zu den schriftlichen Bemerkungen mündliche Erläuterungen zu geben; ein halbes Jahr später dieselben Fragen nach den neuerdings gemachten Erfahrungen weiter durchnehmen und diese zweite Denkschrift gleichfalls wieder durch einen zuverlässigen und einsichtsvollen Officier einsenden; dieselbe Arbeit und Einsendung alle halbe Jahre wiederholen, bei der Abfassung dieser Denkschriften die Bedeutung jedes Ausdrucks wohl erwägen, indem ein einziges Wort die folgenreichsten Entschlüsse hervorrufen könnte; endlich im Falle eines Kriegs je nach den Umständen handeln, entweder in Hindostan bleiben, oder sich nach Isle de France zurückzuziehen und viele leichte Fahrzeuge nach dem Mutterlande senden, um es mit den vom Generalcapitän gefaßten Entschlüssen bekannt zu machen. Diese Instructionen wurden dem General Decaen nicht in der Absicht gegeben den Krieg wieder zu entzünden, sondern nur um sie geschickt zu benutzen, wenn er etwa von neuem ausbrechen sollte.

Am meisten beschäftigte sich der erste Consul mit den Antillen, dem Hauptpunkte der französischen Colonialmacht. Mit Martinique, Guadeloupe und St. Domingo unterhielt früher der französische Handelsstand die vortheilhaftesten Verbindungen. Namentlich figurirte St. Domingo mit wenigstens drei Fünfteln unter den Waaren, im Betrage von 250 Millionen Francs, welche Frankreich ehedem aus seinen Colonien bezog. Damals war St. Domingo die schönste und am meisten beneidete aller überseeischen Besitzungen. Martinique war glücklich genug gewesen den Folgen des Negeraufstandes zu entgehen, aber Guadeloupe und St. Domingo waren von Grund aus ruinirt, und es bedurfte nicht weniger als einer ganzen Armee, um dort nicht etwa die Sklaverei, die wenigstens auf St. Domingo unmöglich geworden war, sondern die rechtmäßige Herrschaft des Mutterlandes wieder herzustellen.

Diese Insel ist 50 Meilen lang und 15 Meilen breit, hat eine günstige Lage am Eingange des mexicanischen Meerbusens, strotzt von Fruchtbarkeit und ist zum Anbau von Zucker, Kaffee und Indigo geeignet. Auf dieser herrlichen Insel bebauten über 20,000 Grundeigenthümer, ebenso viele Freigelassene von verschiedenen Farben und 400,000 Negersklaven den Boden und gewannen ihm einen unermeßlichen Ueberfluß von Colonialwaaren ab, an Werth ungefähr 150 Mill. Francs, zu deren Verschiffung nach Europa 30,000 französische Matrosen verwendet wurden, um sie gegen einen gleichen Ertrag von Nationalerzeugnissen auszutauschen. Was würden wir heutigen Tages von einer Colonie sagen, die uns für 300 Millionen Francs Producte lieferte und für eine gleiche Summe Absatz darböte, da doch 150 Millionen im Jahre 1789 mindestens 300 Millionen im Jahre 1845 entsprechen? Zum Unglück gährten unter diesen Weißen, Mulatten und Schwarzen heftige Leidenschaften, die vom Klima und einem gesellschaftlichen Zustande herkamen, worin die beiden socialen Extreme einander begegneten, nämlich der Hochmuth des Reichthums und die innere Wuth der Sklaverei. In keiner Colonie sah man so wohlhabende und so trotzige Weiße, auf die Ueberlegenheit der weißen Race so eifersüchtige Mulatten und zur Abschüttelung des Joches dieser beiden so geneigte Schwarze. So wie die Ansichten der constituirenden Versammlung unter dieser leidenschaftlichen Bevölkerung, wie sie einem solchen Lande natürlich ist, laut wurden, mußten sie unter ihr einen furchtbaren Sturm erregen, den Orkanen vergleichbar, welche das Wüthen zweier entgegengesetzten Winde auf jenen Meeren zu erzeugen pflegt. Die Weißen und die Mulatten, von denen kaum genug vorhanden waren um sich zu vertheidigen wenn sie vereint gewesen wären, hatten sich entzweit, und nachdem von ihren Leidenschaften auch die Neger angesteckt worden waren, hatten sich diese gegen jene erhoben. Zuerst hatten sie ihre Grausamkeit, dann ihren Triumph und endlich ihre Herrschaft erduldet. Es war dort geschehen was in jeder Staatsgesellschaft geschieht, wo ein Krieg zwischen den verschiedenen Volksclassen ausbricht; die erste Classe war nämlich von der zweiten, die erste und zweite aber von der dritten besiegt worden. Zum Unterschied jedoch von dem was man anderwärts sieht trugen diese das Zeichen ihres verschiedenen Ursprungs im Gesicht; ihr Haß hatte etwas von der Heftigkeit eines physischen Instincts an sich und ihre Wuth war so brutal wie die der wilden Thiere. Die Greuel dieser Revolution übertrafen alles, was man im Jahre 1793 in Frankreich erlebt hatte, und trotz der Entfernung, welche doch stets den Eindruck schwächt, war Europa, das sich von den Vorgängen auf dem Continent bereits so ergriffen fühlte, doch tief erschüttert über die beispiellosen Greuel, wozu unvorsichtige und zuweilen grausame Herren wilde Sklaven getrieben hatten. Die überall gleichen Gesetze der menschlichen

Gesellschaft ließen dort wie anderwärts nach langen Stürmen die Ermattung eintreten, welche sich einen Gebieter wünscht und sich nach einem überlegenen Manne umsieht, der es zu werden geeignet ist. Dieser Gebieter war von der Farbe der triumphirenden Race, also ein Schwarzer. Er hieß Toussaint Louverture. Es war ein ehemaliger Sklave, welcher zwar nicht die hochherzige Kühnheit des Spartacus besaß, dafür aber eine tiefe Verstellungskunst und ein ganz außerordentliches Regierungsgenie. Ein mittelmäßiger Kriegsmann, verstand er höchstens die Kunst in schwer zugänglichen Landstrichen Hinterhalte zu legen und wurde selbst in dieser Hinsicht von einigen seiner Unterbefehlshaber übertroffen, stand jedoch wegen seiner Einsicht, womit er alle Geschäfte leitete, in wunderbarem Ansehen. Diese barbarische Race, welche den Europäern zu Leibe wollte, weil sie von ihnen verachtet wurde, war stolz darauf einen Mann in ihren Reihen zu haben, dessen hohe Talente selbst von den Weißen anerkannt wurden. Sie sah in ihm gleichsam ihr lebendiges Anrecht auf die Freiheit und auf die Achtung andrer Menschen. Auch hatte sie sein eisernes Joch auf sich genommen, welches hundertmal drückender war als das der frühern Colonisten, und sich der harten Verpflichtung zur Arbeit unterworfen, welche sie in der Sklaverei mehr als alles Andre verabscheut hatte. Dieser Negersklave, welcher sich auf St. Domingo zum Dictator aufgeworfen, hatte einen erträglichen Gesellschaftszustand wieder hergestellt und Dinge ausgeführt, die man groß zu nennen versucht sein könnte, wenn sie auf einem andern Schauplatze vorgegangen und nicht so ephemer gewesen wären.

Auf Domingo wie in jedem Lande, das einem langwierigen Bürgerkriege zur Beute wird, hatte eine Theilung stattgefunden zwischen der kriegerischen Race, die zum Waffenhandwerk taugte und Geschmack daran fand, und zwischen der arbeitenden Race, die weniger zu kämpfen geneigt und leicht wieder an die Arbeit zu bringen war, doch aber, sobald ihre Freiheit bedroht wurde, den Gefahren auf's neue trotzen mochte. Natürlicherweise war die erste zehnmal weniger zahlreich als die letzte.

Aus der erstern hatte Toussaint Louverture eine stehende Armee von ungefähr 20,000 Mann gebildet, die nach dem Muster der französischen Armeen aus Halbbrigaden bestand und zu Officieren Neger nebst einigen Mulatten und Weißen hatte. Dieses Heer, welches gut bezahlt und genährt wurde, war ziemlich furchtbar in einem Klima, welches nur von ihm ertragen wurde und auf einem zerrissenen Boden voll harter und dorniger Gebüsche. In mehrere Divisionen getheilt stand es unter Generalen von seiner Farbe, die ziemlich einsichtsvoll aber doch noch mehr wild als einsichtsvoll waren, wie z. B. Christoph, Dessalines, Moses, Maurepas und Laplume. Alle waren Toussaint ergeben, erkannten sein Genie an und fügten sich seiner Autorität. Die übrige

Bevölkerung, die aus Landbauern bestand, war an die Arbeit gewiesen. Doch hatte man ihnen Flinten gelassen, deren sie sich im Nothfall bedienen sollten, wenn es etwa dem Mutterlande einfiel ihre Freiheit anzutasten, aber man hatte sie gezwungen auf die von den Colonisten verlassenen Plantagen zurückzukehren. Toussaint hatte eine Proclamation erlassen daß sie frei wären, aber noch fünf Jahre auf den Ländereien ihrer alten Herren arbeiten müßten, wofür ihnen ein Viertel des Rohertrags zukommen sollte. Die weißen Grundeigenthümer waren zur Rückkehr ermuthigt worden, auch die nicht ausgenommen, welche sich in einem Augenblick der Verzweiflung dem Unternehmen der Engländer gegen St. Domingo angeschlossen hatten. Sie waren gut aufgenommen worden und hatten ihre Besitzungen mit den sogenannten freien Negern zurück erhalten, denen sie nach Toussaint's Anordnung ein Viertel des Rohertrags überließen, welches freilich in der Praxis auf die willkührlichste Weise bestimmt wurde. Eine ziemlich bedeutende Anzahl ehemaliger reicher Plantagenbesitzer, welche theils bei den Unruhen in der Colonie umgekommen und theils mit dem alten französischen Adel, dem sie angehörten, ausgewandert waren, hatte sich weder selbst wieder eingefunden, noch auch Stellvertreter geschickt. Ihre Güter wurden gleich den französischen Nationalgütern sequestrirt und an Negerofficiere zu einem Preise verpachtet, wobei sie sich leicht bereichern konnten. Auf diese Art hatten sich einige Generale, z. B. Christoph und Dessalines, über 1 Million jährlicher Einkünfte verschafft. Diese schwarzen Officiere versahen in dem Districte, welcher ihrem Commando übergeben war, das Amt von Inspectoren über den Landbau. Sie reis'ten dort immerfort umher und behandelten die Neger mit einer Härte, wie sie neuen Herren eigenthümlich ist. Zuweilen richteten sie wohl ihr Augenmerk darauf, daß ihnen die Colonisten Gerechtigkeit widerfahren lassen mußten, gewöhnlich aber verurtheilten sie dieselben wegen Faulheit oder Widerspenstigkeit zu Ruthenstreichen und hielten immerwährend gewissermaßen große Jagden um die, welche sich gern herumtrieben, wieder zur Landarbeit zu treiben. Häufige Umschau in den Kirchspielen verschaffte ihnen Kenntniß davon, welche Landbauern ihre ursprünglichen Plantagen verlassen hatten, und machte es möglich, sie wieder dahin zurückzuführen. Nicht selten ließen Dessalines und Christoph sie gleich vor ihren Augen aufhängen. Auch hatte die Arbeit unter diesen neuen Oberhäuptern, welche die Unterwürfigkeit der angeblich freien Schwarzen zu ihrem Vortheile ausbeuteten, mit unglaublicher Thätigkeit wieder ihren Anfang genommen. Wir sind weit entfernt ein solches Schauspiel mit verächtlichen Augen anzusehen, denn diese Oberhäupter, welche sich darauf verstanden ihres Gleichen und zwar nur ihres ausschließlichen Vortheils wegen zur Arbeit zu nöthigen; ferner diese Neger, welche im Stande waren sich ohne großen Nutzen für sich

und einzig und allein von dem Gedanken an die Freiheit gehoben derselben zu unterwerfen, flößen uns mehr Achtung ein als das Schauspiel einer niedrigen und barbarischen Trägheit, wie es die in den neuerdings freigegebenen Colonien sich selbst überlassenen Neger darbieten.

Unter der von Toussaint geleiteten Verwaltung waren die meisten verlassenen Besitzungen wieder bebaut worden. Auch sah es auf der blutbespritzten Insel St. Domingo im Jahr 1801 nach zehnjährigen Unruhen wieder fast ebenso fruchtbar aus als im J. 1789. Von Frankreich unabhängig hatte Toussaint der Colonie eine fast uneingeschränkte Handelsfreiheit gewährt. Eine solche Freiheit ist für Colonien von geringerer Fruchtbarkeit nachtheilig, weil es bei ihrer spärlichen und kostspieligen Production in ihrem Interesse liegt dem Mutterlande seine Erzeugnisse abzunehmen um die ihrigen dort anzubringen, vortrefflich dagegen für eine reiche und fruchtbare Colonie, die zum Absatz ihrer Waaren keine Begünstigung braucht und eben darum am besten wegkommt wenn sie mit allen Nationen frei verkehrt und die ihr unentbehrlichen oder Luxusartikel da holt, wo sie dieselben am besten und billigsten bekommen kann. Letzteres war mit St. Domingo der Fall. Für diese Insel war das freie Einlaufen fremder Flaggen und namentlich der nordamerikanischen überaus vortheilhaft gewesen. Es gab da Lebensmittel in Ueberfluß, die europäischen Waaren konnte man billig kaufen und ihre eignen Erzeugnisse fanden Absatz sobald sie auf den Markt kamen. Hierzu kam noch ein Umstand; die neuen Colonisten, zum Theil durch den Aufstand emporgekommene Schwarze und zum Theil wiedereingesetzte Weiße, waren aller Verbindlichkeiten gegen die Capitalisten des Mutterlandes quitt und nicht gleich den alten Plantagenbesitzern vom Jahre 1789 mit Schulden belastet und dadurch genöthigt von ihrem reinen Gewinn noch die enormen Interessen aufgenommener Capitale in Abzug zu bringen. Bei geringerem Ertrage waren sie doch wohlhabender. Die Capstadt, Port-au-Prince, St. Marc und Cayes hatten wieder eine Art Glanz gewonnen. Hier waren die Spuren des Kriegs beinahe ganz verwischt; in den meisten derselben sah man elegante Wohnungen, die für Negerofficiere gebaut und von ihnen bewohnt waren; sie konnten es mit den schönen Häusern der frühern weißen Grundeigenthümer aufnehmen, welche sich von jeher so sehr durch ihren Stolz, ihren Luxus und ihre Sittenlosigkeit ausgezeichnet hatten.

Der schwarze Häuptling der Colonie hatte dadurch, daß er auch den spanischen Theil von St. Domingo wegnahm, das Aufblühen derselben sehr befördert. Diese Insel war früher der Länge nach in zwei Hälften getheilt, von denen die östliche, welche man bei einer Seefahrt von Europa aus zuerst zu Gesicht bekommt, den Spaniern, die westliche aber, die nach Cuba und dem Innern des

mexicanischen Meerbusens hin liegt, den Franzosen gehörte. Der westliche Theil bestand aus zwei weit in die See hinausragenden Vorgebirgen, wodurch ein weiter Golf sowie eine Masse Rheden und kleiner Häfen gebildet werden, und war zu Plantagen geeigneter als der andre, weil diese nicht weit von Einschiffungspunkten liegen dürfen. Auch war dieser Theil mit reichen Anpflanzungen bedeckt. Das weniger gebirgige spanische Gebiet dagegen enthielt weniger Buchten und daher auch weniger Zucker- und Kaffeeplantagen; hier wurde dafür eine bedeutende Rindvieh-, Pferde- und Mauleselzucht getrieben. Waren diese beiden Theile vereinigt, so konnten sie einander große Dienste leisten; waren sie dagegen durch ein ausschließendes Colonialsystem getrennt, so waren sie zwei weit von einander entfernten Inseln ähnlich, von denen die eine besitzt was der andern fehlt, die es aber einander wegen der zu großen Entfernung nicht mittheilen können. Sobald Toussaint die Engländer vertrieben hatte, dachte er auch gleich auf die Besitznahme des spanischen Theils. Er heuchelte die gewissenhafteste Unterwürfigkeit gegen das Mutterland, während er ganz willkührlich handelte, steckte sich hinter den Vertrag von Basel wonach Spanien St. Domingo ganz an Frankreich abtrat und forderte die spanischen Behörden auf ihm die Provinz zu überantworten welche sie noch inne hatten. Eben war ein französischer Commissar auf St. Domingo, denn seit der Revolution wurde das Mutterland nur durch kaum beachtete Commissare auf der Insel vertreten. Dieser Agent besorgte, es möchten aus einem solchen Unternehmen allerhand Verwickelungen in Europa hervorgehen, hatte auch keinen Befehl aus Frankreich bekommen und bekämpfte daher, obwohl vergeblich, Toussaint's Entschluß. Dieser achtete nicht auf die ihm gemachten Einwendungen, setzte alle Divisionen seiner Armee in Bewegung und forderte von den spanischen Behörden, die keinen Widerstand zu leisten vermochten, die Schlüssel von St. Domingo. Diese wurden ihm eingehändigt und nun besuchte er alle Städte unter keinem andern Titel als dem eines Repräsentanten Frankreichs, während er doch in der That nicht anders auftrat denn als Souverän und sich in den Kirchen mit Weihwasser und unter dem Thronhimmel empfangen ließ.

Die Vereinigung beider Theile der Insel unter eine und dieselbe Herrschaft äußerte auf den Handel und die innere Ordnung die vortrefflichste Wirkung. Der vormals französische Antheil hatte Ueberfluß an Erzeugnissen der alten und neuen Welt und eine beträchtliche Menge derselben den spanischen Colonisten überlassen, dafür aber die ihm sehr nöthigen Rinder, Maulesel und Pferde eingetauscht. Nun fanden auch die Neger, welche sich lieber im Lande herumtrieben als arbeiteten, im spanischen Antheile kein Asyl mehr vor den unablässigen Nachforschungen der schwarzen Polizei.

Durch alle diese Mittel, welche Toussaint zwei Jahre lang in Anwendung

brachte, blühte die Colonie wieder auf. Man würde sich keinen vollständigen Begriff von seiner Politik machen können, wenn man nicht auch sein Benehmen gegen Frankreich und England kennte. Dieser freigewordene und zur Souveränität emporgestiegene Sklav bewahrte im Herzen eine unwillkührliche Sympathie für die Nation, in deren Fesseln er geschmachtet hatte, und es war ihm zuwider die Engländer auf St. Domingo zu sehen. Auch hatte er sich gehörige Mühe gegeben sie von der Insel zu vertreiben, und es war ihm gelungen. In diesem seinen natürlichen Gefühl bestärkte ihn übrigens seine wenn auch nicht auf Schulen erworbene doch tiefe politische Einsicht und ließ ihm in den Engländern die gefährlichsten Herren ahnen, indem sie eine Seemacht besaßen wodurch ihre Botmäßigkeit über die Insel von absoluter Wirksamkeit werden mußte. Als die Engländer Port-au-Prince räumten, boten sie ihm die Königswürde über St. Domingo und die sofortige Anerkennung derselben an, wenn er ihnen den Handel mit der Colonie zusichern wollte. Er ging nicht darauf ein, mochte er nun noch am Mutterlande hängen oder über den neuerdings abgeschlossenen Frieden erschrocken sein, indem eine französische Expedition sein Königthum gleich wieder hätte vernichten können. Uebrigens hatte bei Toussaint über alle Anerbietungen Englands die Eitelkeit den Sieg davon getragen der ersten Nation der Welt anzugehören, sowie die heimliche Freude General im Dienste Frankreichs und zwar noch obendrein vom ersten Consul selbst ernannt zu sein. Demnach wollte er Franzos bleiben. Die Politik dieses merkwürdigen Mannes bestand also darin sich die Engländer vom Leibe zu halten, aber in Frieden mit ihnen zu leben; Frankreichs Autorität dem Namen nach anzuerkennen uud ihm gerade genug Gehorsam zu leisten um nicht eine Entfaltung seiner Streitkräfte hervorzurufen. So hatte er die Commissare des Directoriums angenommen und sie dann nach und nach wieder nach Hause geschickt, u. a. auch den General Hédouville, indem er behauptet hatte sie verkennten die Interessen des Mutterlandes und verlangten von ihm unausführbare oder demselben verderbliche Dinge.

Nicht minder beachtenswerth als seine äußere ist seine innere Politik. Wie er mit allen Classen der Bevölkerung, mit Schwarzen, Weißen und Mulatten umsprang, dies entsprach dem was wir so eben über ihn gesagt haben. Er verabscheute die Mulatten, weil sie seiner Race näher standen, und hielt es desto mehr mit den Weißen, weil diese ihm hier und da wieder ihre Achtung bezeigten und doch also über seinem Genie seine Farbe vergessen haben mußten. In dieser Beziehung bewies dieser schwarze Emporkömmling eine Eitelkeit wovon die der weißen Emporkömmlinge in der alten Welt keinen Begriff giebt. Die Schwarzen behandelte er zwar gerecht aber äußerst streng; bei ihnen bediente er sich der Religion, womit er immer geflissentlich hervortrat, und besonders der

Freiheit, die er bis zum Tode zu vertheidigen versprach und deren glorreiches Sinnbild er selbst für die Leute seiner Farbe war, weil sie an ihm sahen wozu es ein Neger bringen konnte. Sie waren von seiner wilden Beredtsamkeit bezaubert. Von der Kanzel herab, die er nicht selten bestieg, sprach er zu ihnen von Gott, von der Gleichheit der Menschenracen und that dies in den wunderlichsten und treffendsten Gleichnissen. Als er ihnen einst z. B. Selbstvertrauen einflößen wollte, füllte er ein Glas mit schwarzen Maiskörnern und that einige weiße darunter, schüttelte dann das Glas und machte seinen Zuhörern bemerklich wie schnell die weißen Körner unter den schwarzen verschwanden. „Dieß sind die Weißen unter euch!“ rief er aus. „Arbeitet! Sichert durch eure Thätigkeit euern Wohlstand! Wollen uns die Weißen des Mutterlandes einst die Freiheit wiedernehmen, so werden wir wieder zu unsrer Flinte greifen und sie abermals besiegen!“ Aus diesen Gründen genoß er eine wahrhafte Verehrung, war aber auch wegen seiner seltenen Wachsamkeit zugleich gefürchtet. Für sein Alter war er überaus thätig, hatte im Innern der Insel Stationen für äußerst schnellfüßige Pferde angelegt und eilte in Begleitung einiger Garden mit bewundernswerther Schnelligkeit von einem Punkte des Eilandes zum andern; oft ritt er zwanzig Meilen in einem Tage und kam wie der Blitz ein ihm bekannt gewordenes Verbrechen zu bestrafen. Bei seiner Voraussicht und Sparsamkeit vergrub er im Innern der Gebirge Geld und Waffen, und zwar an einem Orte, welcher Mornes du Chaos hieß und in der Nähe einer Wohnung lag wo er sich gewöhnlich aufhielt. Er wollte etwas für künftige Kriege haben, die er fortwährend für wahrscheinlich und für nahe bevorstehend hielt. Immer suchte er den ersten Consul nachzuahmen und hatte sich deshalb auch eine Garde, ein Gefolge und eine fürstliche Wohnung zugelegt. In dieser Wohnung empfing er die Grundeigenthümer aller Farben, besonders die Weißen, und fuhr die Schwarzen an, wenn sie sich nicht nett genug gekleidet hatten. Er selbst sah auch in seiner Generallieutenants-Uniform scheußlich aus und dennoch fehlte es ihm nicht an Schmeichlern und Augendienern und, leider müssen wir es sagen, mehrmals warfen sich Weiße aus alten und reichen Familien der Insel gegen ihn so weit weg ihn demüthig um seinen Schutz anzuflehen. Seine Höflinge redeten ihm ein, er wäre in Amerika das was der erste Consul in Europa sei und müsse sich eine eben solche Stellung zu verschaffen suchen. Als er nun den Abschluß des Friedens erfuhr und die Wiederherstellung der Autorität des Mutterlandes voraussehen konnte, rief er eiligst einen Colonialrath zur Abfassung einer Constitution zusammen. Dieser Rath versammelte sich auch wirklich und förderte eine ziemlich lächerliche Constitution zu Tage. Nach den Bestimmungen dieses monstruösen Werkes gab der Colonialrath die Gesetze, der Generalgouverneur sanctionirte dieselben und übte die Executivgewalt in ihrem

ganzen Umfange aus. Natürlicherweise wurde Toussaint zum Gouverneur ernannt, und zwar zum Gouverneur auf Lebenszeit mit der Befugniß seinen Nachfolger zu ernennen. Die Nachahmung französischer Zustände konnte nicht vollständiger und nicht kindischer sein. Von der Autorität des Mutterlandes war gar nicht die Rede. Nur die Constitution sollte ihm zur Genehmigung vorgelegt werden; sobald aber diese einmal ertheilt war, hatte es nichts mehr in die Angelegenheiten der Colonie zu reden, denn der Colonialrath gab die Gesetze, Toussaint vollzog sie und konnte, wenn es ihm beliebte, den französischen Handelsstand aller seiner Vortheile berauben; diese hatte er zwar jetzt auch nicht (und dies ließ sich durch den Krieg entschuldigen), aber länger durfte so etwas nicht geduldet werden. Wenn man Toussaint fragte, in welchem Verhältnisse St. Domingo zu Frankreich stünde, so antwortete er: „Der erste Consul wird Commissare herschicken, um sich mit mir zu besprechen.“ Einige seiner einsichtsvollern Freunde, namentlich der französische Oberst Vincent, unter dessen Oberleitung die Festungsbauten standen, machten ihn auf die Gefahr aufmerksam worein ihn ein solches Benehmen stürze, und sagten ihm er müsse sich vor seinen Schmeichlern aller Farben in Acht nehmen, sonst werde er eine französische Expedition hervorrufen, wobei er leicht zu Grunde gehen könne. Aber diese Warnungen prallten an der Eigenliebe des zum Dictator gewordenen Sklaven ab. Er wollte seinen eignen Aeußerungen zufolge, daß der Erste der Schwarzen auf St. Domingo thatsächlich und gesetzlich das sei was der Erste der Weißen in Frankreich wäre, nämlich Staatsoberhaupt auf Lebenszeit mit der Befugniß seinen Nachfolger zu ernennen. Er sandte den Obersten Vincent mit dem Auftrage nach Europa die nun auf der Insel eingeführte constitutionelle Einrichtung dem ersten Consul auseinanderzusetzen und annehmlich zu machen. Außerdem bat er um Bestätigung aller den Negerofficieren ertheilten Militärgrade.

Der erste Consul mußte lächeln über eine solche Nachahmung seiner Größe und über die Anmaßung sich mit ihm zu vergleichen. Dies hatte natürlich nicht den geringsten Einfluß auf seine Entschließungen. Er ließ sich von dem, welcher sich den Titel eines Ersten der Schwarzen gab, gern den Ersten der Weißen nennen, wenn nur Gehorsam die Colonie mit dem Mutterlande verbinde und dieses ein seit Jahrhunderten französisches Eiland wirklich und nicht bloß dem Namen nach besitze. Die Militärgrade zu bestätigen, welche sich die Schwarzen beigelegt hatten, war in seinen Augen sehr wohl thunlich. Er bestätigte sie alle und machte Toussaint zum Generallieutenant und Oberbefehlshaber Frankreichs auf St. Domingo. Indessen wollte er dort einen französischen Generalcapitän haben, dessen erster Unterbefehlshaber Toussaint wäre. Ohne eine solche Bedingung hätte Frankreich St. Domingo nicht mehr besessen. Daher beschloß er einen General mit

einer Armee hinzuschicken. Die Colonie war wieder aufgeblüht und hatte ihren frühern Werth wiedererlangt. Die in Paris gebliebenen Plantagenbesitzer schrien nach der Rückgabe ihrer Besitzungen. Man war, wenn auch vielleicht nur auf kurze Zeit, im Genuß des Friedens. Es gab müssige Truppen und kampflustige Officiere, die nach Diensten verlangten, in welchem Theile der Erde es auch sein möchte. Wenn nun eine solche Besitzung Frankreich entschlüpfen wollte, so konnte man das nicht ruhig mit ansehen, ohne zu deren Behauptung die verfügbaren Streitkräfte aufzubieten. Aus diesen Gründen war die Expedition ausgerüstet worden, deren Abgang wir bereits berichtet haben. Der General Leclerc, ein Schwager des ersten Consuls, hatte die Instruction mit Toussaint säuberlich zu verfahren, ihm die Rolle eines französischen Unterbefehlshabers sowie die Bestätigung aller von seinen Officieren erworbenen Grade und Besitzungen anzubieten und ihm endlich die Freiheit der Neger zu garantiren, nur sollte freilich die Autorität des Mutterlandes ungeschmälert fortbestehen und durch einen Generalcapitän repräsentirt werden. Zum Beweis des Wohlwollens der Regierung gegen Toussaint schickte sie ihm seine beiden in Frankreich erzogenen Söhne mit ihrem Lehrer Coisnon wieder zu. Auch schrieb der erste Consul noch einen edeln und schmeichelhaften Brief an Toussaint, worin er ihn als den ersten Mann seiner Race behandelte und sich als Friedensstifter von Frankreich mit dem von St. Domingo bereitwillig vergleichen zu lassen schien.

Allein er hatte sich auch auf Widerstand gefaßt gemacht und alle Maßregeln zu dessen Ueberwältigung getroffen. Wäre man weniger ungeduldig gewesen die Unterzeichnung der Friedenspräliminarien gleich zur Befahruug des frei gewordenen Meeres zu benutzen, so würde man den verschiedenen Geschwadern den Befehl ertheilt haben an einem bestimmten Punkte auf einander zu warten, um sie alle auf einmal nach St. Domingo zu dirigiren und Toussaint zu überrumpeln, ehe er Zeit gehabt hätte Vertheidigungsmaßregeln zu treffen. Leider aber war man zur Zeit der Expedition noch in Ungewißheit über die Unterzeichnung des Definitivfriedens und mußte sie aus den Häfen von Brest, Rochefort, Cadix und Toulon ohne die Verpflichtung auf einander zu warten und nur mit dem Befehl absegeln zu lassen sobald als möglich am Orte ihrer Bestimmung einzutreffen. Der Admiral Villaret-Joyeuse, der mit 16 Schiffen und einer Streitmacht von etwa 7—8000 Mann von Brest und Lorient auslief, hatte Befehl einige Zeit im Meerbusen von Gascogne zu kreuzen, um wo möglich zum Admiral Latouche-Tréville zu stoßen, welcher mit 6 Linienschiffen, 6 Fregatten und 3—4000 Mann von Rochefort kommen sollte. Fände der Admiral Villaret diesen seinen Collegen nicht auf, so sollte er nach den Canarischen Inseln segeln, um dort die von Cadix und Toulon kommenden und mit Truppen besetzten Divi-

stionen der Admirale Linois und Ganteaume aufzusuchen. Endlich sollte er seinen Lauf nach der Bucht von Samana richten, der ersten welche sich einem aus Europa kommenden Geschwader darbietet. Den ihnen ertheilten Befehlen gemäß suchten diese verschiedenen Geschwader einander auf, verloren jedoch keine Zeit damit sich zu vereinigen, sondern trafen zu verschiedenen Zeiten an dem gemeinschaftlichen Sammelpunkte Samana ein. Am 29. Januar 1802 (den 9. Pluviöse des Jahres X) kam der Admiral Villaret hin und bald darauf auch sein College Latouche. Weit später trafen die Geschwader von Cadix und Toulon bei St. Domingo ein. Indessen hatten die Admirale Villaret und Latouche-Tréville auf ihren Geschwadern (von Brest und Lorient sowie von Rochefort) nicht weniger als 11—12,000 Mann. Nach einer Conferenz mit den Flottenführern meinte der Generalcapitän Leclerc keine Zeit verlieren zu dürfen sondern vor allen Häfen zugleich erscheinen und sich der Colonie bemächtigen zu müssen, bevor Toussaint Zeit gewönne zur Besinnung zu kommen. Uebrigens ließen manche Nachrichten von den Antillen keinen sehr freundschaftlichen Empfang fürchten. Darum sollte sich der General Kerversau mit Fregatten und 2000 Mann nach St. Domingo (der Hauptstadt des spanischen Antheils) begeben, der Admiral Latouche-Tréville mit seinem Geschwader, worauf sich die Division Boudet befand, bei Port-au-Prince landen und endlich der Generalcapitän selbst wollte mit dem Geschwader des Admirals Villaret nach der Capstadt segeln und sich ihrer bemächtigen. Der französische Theil umfaßte eine beträchtliche Strecke der Insel mit den beiden Vorgebirgen, welche sich nach Westen hinzogen, und zerfiel in die Departements des Nordens, Westens und Südens. Im Departement des Nordens war die Capstadt der bedeutendste Hafen und zugleich die Hauptstadt, im Departement des Westens aber war dies Port-au-Prince. Im Süden wetteiferten Cayes und Jacmel an Reichthum und Einfluß. Wenn man auf dem spanischen Theile St. Domingo und auf dem französischen die Capstadt nebst Port-au-Prince besetzte, so hatte man fast die ganze Insel, indem bloß noch die Gebirge im Innern übrig waren, deren Eroberung nur mit der Zeit vollendet werden konnte.

In den ersten Tagen des Februar verließen diese Flottenabtheilungen die Bucht, worin sie vor Anker gegangen waren, um sich von da nach ihren verschiedenen Bestimmungsorten zu begeben. Sowie Toussaint von der Anwesenheit einer großen Anzahl Schiffe bei Samana Kunde erhielt, eilte er persönlich an Ort und Stelle, um sich mit eignen Augen von der ihm drohenden Gefahr zu überzeugen. Beim Anblick des französischen Geschwaders war er nicht mehr in Zweifel, welches Loos ihm bevorstand, und er wollte lieber das Aeußerste versuchen als sich der Autorität des Mutterlandes unterwerfen. Wenn er auch

nicht gewiß wußte ob man die Neger wieder zu Sklaven machen wollte, ja wenn er auch nicht einmal daran glauben konnte, so meinte er doch zu wissen, daß man ihn unter französische Botmäßigkeit zu bringen denke, und dies reichte hin ihn zum Widerstande zu bestimmen. Er beschloß den Negern einzureden ihre Freiheit schwebe in Gefahr, sie auf diese Art von ihren Aeckern wieder in den Krieg zu führen, die Küstenstädte einzuäschern, die Plantagen in Brand zu stecken, die Weißen niederzumachen, sich dann in die Mornes zurückzuziehen (so heißen die wunderlich gestalteten Berge womit der französische Theil bedeckt ist) und es in diesen Schlupfwinkeln abzuwarten, bis das Klima die Weißen so weit aufgerieben hätte daß man sie überfallen und vollends vertilgen könne. Da er jedoch die Hoffnung nährte die französische Armee durch bloße Drohungen aufzuhalten und vielleicht auch besorgte daß, wenn er mit der Anordnung von Grausamkeiten zu zeitig hervorträte, die schwarzen Häuptlinge, welche gleich ihm selbst mit den Weißen gern Verbindungen unterhielten, ihm keinen pünktlichen Gehorsam leisten möchten, so schrieb er seinen Officieren vor, auf die ersten Aufforderungen des Geschwaders die Antwort zu ertheilen, sie hätten zu dessen Empfange keinen Befehl; werde es dann dringend, ihm im Fall einer Landung mit der gänzlichen Einäscherung der Städte zu drohen, und endlich, wenn es wirklich lande, alles zu verwüsten und niederzumachen und sich hierauf in's Innere der Insel zurückzuziehen. Solche Befehle erhielt Christoph, welcher das Departement des Nordens verwaltete, ferner der wilde Dessalines, Oberhaupt im Westen, und der im Süd-Departement commandirende menschlichere Neger Laplume.

Als Villaret's Geschwader bei Monte-Christ angekommen war, fiel es ihm schwer Lootsen zu bekommen, um sich auf die Rheden beim Fort Dauphin und bei der Capstadt geleiten zu lassen; es detaschirte im Vorübersegeln die Division Magon nach dem Fort Dauphin und langte am 3. Februar (den 14. Pluviôse) vor der Capstadt an. Alle Bojen waren weggenommen, die Forts armirt und die Anstalten zum Widerstande waren nicht zu verkennen. Es ward eine Fregatte zu einer Besprechung an's Land gesendet und erhielt die von Toussaint vorgeschriebene Antwort. „Ich habe keine Instructionen," sagte Christoph, „und muß eine Antwort vom Oberbefehlshaber abwarten, welcher eben nicht da ist, aber auf jede gewaltsam versuchte Landung werde ich mit Feuer und Schwert antworten." Die Municipalität der Capstadt, die aus angesehenen Weißen und Farbigen bestand, kam in ihrer Angst zum Generalcapitän Leclerc gelaufen; wohl war sie froh Soldaten aus dem Mutterlande ankommen zu sehen, aber auch mit Entsetzen erfüllt wenn sie der gräßlichen Drohung Christoph's gedachte. Ihre Unruhe befiel bald auch die Seele des Generalcapitäns, welcher einerseits verpflichtet war seine Mission zu vollziehen und andrerseits sich scheute die franzö-

fische weiße Bevölkerung der Wuth der Neger auszusetzen. Landen aber mußte er doch. Unter solchen Umständen verhieß er den Bewohnern der Capstadt so rasch und energisch zu verfahren, daß er Christoph überraschte und ihm nicht Zeit ließe seine gräßlichen Instructionen auszuführen. Er legte ihnen dringend an's Herz sich zur Vertheidigung ihrer Personen und ihres Eigenthums zu bewaffnen und ließ ihnen eine Proclamation des ersten Consuls einhändigen, welche die Schwarzen über den Zweck der Expedition beruhigen sollte. Nun war er aber der Winde wegen, die in jener Gegend regelmäßig wehen, wieder auf die hohe See zu gehen genöthigt. Sowie der Generalcapitän das hohe Meer wieder gewonnen hatte, entwarf er mit dem Admiral Villaret-Joyeuse einen Landungsplan. Nach diesem Plane wollte man die Truppen auf die Fregatten gehen lassen und sie in der Nähe der Capstadt an's Land setzen, und zwar jenseit der Anhöhen welche dieselben beherrschen, nahe an einer Stelle die Limbé's Landungsplatz heißt; während diese nun die Capstadt zu umgehen versuchten, wollte man mit dem Geschwader in die Pässe eindringen und auf diese Art zugleich einen Angriff zu Wasser und zu Lande machen. Wenn man dies alles nur schnell ausführte, so hoffte man die Stadt einzunehmen bevor Christoph zur Ausführung seiner unheimlichen Drohungen Zeit gefunden hätte. Die Bewegung des Generalcapitäns sollte der Capitän Magon nebst dem General Rochambeau unterstützen, sobald es ihnen gelungen wäre das Fort Dauphin zu besetzen.

Am folgenden Tage ließ man die Truppen auf Fregatten und leichte Fahrzeuge gehen und schiffte sie dann bei Limbé's Landungsplatze aus. Dazu brauchte man einen ganzen Tag. Den folgenden Tag setzten sich die Truppen in Marsch um die Stadt zu umgehen und das Geschwader lief in die Pässe ein. Die beiden Linienschiffe Patriote und Scipion legten sich quer vor das Fort Picolet, das mit glühenden Kugeln schoß, und hatten es bald zum Schweigen gebracht. Schon neigte sich der Tag. Der Landwind, welcher des Abends an die Stelle des Seewindes tritt, nöthigte das Geschwader abermals sich zu entfernen und den weitern Kampf auf den andern Morgen zu verschieben. Während man das hohe Meer gewann, sah man einen nöthlichen Schein über die Fluthen emporsteigen. Man bemerkte mit Schmerzen daß die Capstadt in Feuer stand. War auch Christoph nicht so wild als sein Chef, so hatte er doch dessen Befehle vollzogen, die Haupttheile der Stadt in Brand gesteckt und wenn auch nur wenige Weiße niedermachen lassen, doch viele derselben mit in die Gebirge geschleppt. Während ein Theil dieser unglücklichen Weißen unter dem Eisen der Neger starb oder wenigstens von ihnen fortgeschleppt wurde, war der übrige Haufe mit der Municipalität dem schwarzen Häuptlinge entwischt und suchte sein Heil in den Armen der französischen Armee. Groß war die Bangigkeit in dieser furchtbaren

Nacht nicht nur bei den Unglücklichen, die so vielen Gefahren ausgesetzt waren, sondern auch bei unsern Land= und Seetruppen, welche die brennende Stadt und die furchtbare Lage ihrer Landsleute sahen ohne ihnen hülfreich beispringen zu können.

Während am folgenden 6. Februar der Generalcapitän Leclerc die Anhöhen umging und eiligst gegen die Capstadt anrückte, segelte der Admiral nach dem Hafen und legte sich dort vor Anker. Mit dem Rückzuge der Neger hatte der Widerstand aufgehört. Sogleich setzte der Admiral 1200 Matrosen unter dem Commando des Generals Humbert an's Land, um der Stadt schleunigst Hülfe zu leisten, ihre Reste der Wuth der Neger zu entreißen und dem Generalcapitän die Hand zu reichen. Dieser traf ebenfalls ein, konnte aber den bereits auf der Flucht befindlichen Christoph nicht mehr einholen. Man sah den Theil der Einwohnerschaft, welcher der Municipalität gefolgt war, trostlos umherirren. Wie freuten sich die Armen so rasche Hülfe erscheinen und sich der Gefahr gänzlich entrissen zu sehen! Sie liefen nach ihren brennenden Wohnungen. Die Marine=soldaten halfen ihnen das Feuer löschen und die Landtruppen zogen zur Verfolgung Christoph's aus. Durch die thätigen Verfolger wurden die Schwarzen verhin=dert die reichen Plantagen in der Ebene der Capstadt zu zerstören, auch entriß man ihnen eine Menge Weißer die sie nun aus Mangel an Zeit nicht mit fort=schleppen konnten.

Während dieser Begebenheiten in und bei der Capstadt hatte der wackre Capitän Magon die Division Rochambeau am Eingange der Bucht von Man=cenille ausgeschifft und dann seine Schiffe in diese Bucht selbst geführt um die Bewegung der Truppen zu unterstützen. Sein lebensfrisches Auftreten, woraus man bereits ahnen mochte was er einst bei Trafalgar thun könne, unterstützte den Angriff der Division Rochambeau so gut, daß man das Fort Dauphin in seine Gewalt bekam, bevor die Neger zu Verwüstungen kommen konnten. Diese zweite Landung machte die Umgebungen der Capstadt vollends frei und nöthigte Chri=stoph sich völlig in die Mornes zurückzuziehen.

Sowie der Generalcapitän Leclerc die Capstadt in seiner Gewalt hatte, ließ er die Feuersbrunst löschen. Zum Glück war das Unheil nicht so groß als man nach den häßlichen Drohungen des Unterbefehlshabers von Toussaint hatte fürchten müssen. Nur die Dächer der Häuser waren abgebrannt. Auch die Zahl der erwürgten Weißen war weniger groß als man anfangs gefürchtet hatte. Viele von ihnen kamen mit den ihnen treu gebliebenen Dienern wieder zum Vorschein. Die schwarzen Horden hatten ihre Wuth vorzüglich an den reichen Magazinen der Capstadt ausgelassen. Truppen und Einwohnerschaft thaten alles Mögliche um die Spuren des Brandes zu vertilgen. Man ließ einen Aufruf an die ackerbauenden Neger ergehen, welche jenes wüste und blutbefleckte Leben auch überdrüssig waren,

wozu man sie abermals verleiten wollte, und viele derselben sah man zu ihren alten Herren und an ihre Arbeiten zurückkehren. Nach einigen Tagen gewährte die Stadt wieder einigermaßen den Anblick von Ordnung und Thätigkeit. Der Generalcapitän sandte einen Theil seiner Fahrzeuge nach dem amerikanischen Continent, um dort Lebensmittel zu holen und die eben vernichteten Vorräthe wieder zu ersetzen.

In diesem Zwischenraume hatte das westwärts steuernde Geschwader des Admirals Latouche-Tréville die Spitze der Insel umsegelt und sich vor der Bucht von Port-au-Prince gezeigt, um dort seine Landung zu bewerkstelligen. Ein im Dienste der Schwarzen stehender Weißer Namens Agé, ein wohlgesinnter Officier, commandirte hier in Dessalines' Abwesenheit, der in St. Marc wohnte. Sein Widerwille die ihm ertheilten Befehle zu vollziehen, das kräftige Auftreten des Admirals Latouche-Tréville, die Raschheit des Generals Boudet und endlich auch das Glück, welches diesen Theil der Operationen begünstigte, rettete die Stadt Port-au-Prince vor dem Mißgeschick, welches die Capstadt betroffen hatte. Der Admiral Latouche ließ Flöße vorrichten und mit Artillerie besetzen, schiffte von diesen die Truppen ebenso glücklich als unvermuthet auf der Uferspitze von Lamentine aus und ging dann eiligst nach Port-au-Prince unter Segel. Während dieser schnellen Bewegung der Schiffe rückten auch die Truppen gegen die Stadt an. Sie mußten vor dem Fort Bizoton vorbei und näherten sich ihm ohne einen Schuß zu thun. „Wir wollen uns lieber tödten lassen als Feuer geben," rief der General Boudet aus, „um eine Collision zu vermeiden und unsre unglücklichen Landsleute wo möglich vor der Wuth der Schwarzen zu retten." Dies war auch wirklich das einzige Mittel dem Blutbade vorzubeugen, welches den Weißen drohte. Als die schwarze Besatzung des Fortes Bizoton die freundschaftliche und entschlossene Haltung der französischen Truppen gewahrte, ergab sie sich und stellte sich in die Reihen der Division Boudet. Man kam gerade zu der Zeit nach Port-au-Prince, als der Admiral Latouche-Tréville mit seinen Schiffen dort eintraf. Es garnisonirten 4000 Schwarze in der Stadt. Von den Anhöhen aus, auf welchen die Armee anrückte, sah man diese Neger auf den Hauptplätzen und vor den Stadtmauern postirt. Der General Boudet ließ zwei Bataillone die Stadt umgehen und marschirte mit dem Gros seiner Armee auf die Redouten los, von denen sie gedeckt wurde. „Wir sind Freunde," riefen die ersten schwarzen Truppen, „schießt nicht!" Im Vertrauen auf diese Worte avancirten unsre Truppen Gewehr im Arm. Aber eine ganz in der Nähe abgefeuerte Musketen- und Kartätschensalve streckte zweihundert Mann todt oder verwundet zu Boden. Unter den letztern befand sich auch der tapfre General Pamphile-Lacroix. Nun stürzte man sich mit dem Bajonett auf diese nichtswürdigen

Schwarzen und machte nieder was nicht schnell genug fliehen konnte. Der Admiral Latouche, welcher schon während der Ueberfahrt öfters gegen die Generale der Armee geäußert hatte, ein Geschwader sei durch sein Feuer jeder Position auf dem Lande überlegen (und das werde er bald zeigen), legte sich vor die Batterien der Schwarzen und brachte sie nach ein paar Augenblicken glücklich zum Schweigen. Als die Neger sich aus solcher Nähe beschossen und auf den Straßen von den Truppen der Division Boudet angefallen sahen, entflohen sie in Unordnung ohne Feuer anzulegen, die öffentlichen Kassen voll Geld und die unermeßlichen Magazine voll Colonialwaaren zurücklassend. Leider brachten sie Schaaren von Weißen mit fort, die von ihnen auf ihrer übereilten Flucht erbarmungslos behandelt wurden. Sie bezeichneten ihren Weg durch Brandstiftung und Verwüstung der Plantagen. Weithin sah man ihren Rückzug an den emporwirbelnden Rauchsäulen.

Jetzt hatte der wilde Dessalines die Landung der Franzosen erfahren. Gleich verließ er St. Marc, umging Port-au-Prince im Rücken und besetzte nach einem Geschwindmarsch Léogane, um den Franzosen das Departement des Südens streitig zu machen. Der General Boudet schickte eine Truppenabtheilung ab, von welcher Dessalines aus Léogane vertrieben wurde. Da erscholl die Kunde, der General Laplume sei nicht abgeneigt sich zu unterwerfen; er war weniger barbarisch als seine Collegen und hegte überdies Mißtrauen gegen einen Landstrich der ganz mit Mulatten, den unversöhnlichen Feinden der Neger, angefüllt war. Sogleich schickte der General Boudet Emissäre an ihn ab. Laplume ergab sich und überlieferte unsern Truppen unversehrt dieses reiche Departement, wozu Léogane, Groß- und Klein-Goave, Tiburon, Cayes und Jacmel gehörten. Diese Unterwerfung des Negers Laplume war ein glückliches Ereigniß, indem dadurch ein Drittel der Colonie den Verheerungen der Barbarei entrissen wurde. Unterdessen fiel auch der spanische Theil in die Gewalt unsrer Truppen. Der General Kerversau, welcher mit einigen Fregatten und 2000 Mann Landungstruppen nach St. Domingo abgegangen war, nahm mit Hülfe der Einwohner und durch den Einfluß des französischen Bischofs Mauvielle diejenige Hälfte des spanischen Theils in Besitz, wo Toussaint's Bruder Paul Louverture regierte. Ferner gelang es dem Capitän Magon, der sich im Fort Dauphin festgesetzt hatte, durch geschickte Unterhandlungen und den Einfluß desselben Bischofs Mauvielle den Mulattengeneral Clervaux für sich einzunehmen und die Ebene von St. Yago von ihm zu gewinnen. So besetzten die französischen Truppen in den ersten Tagen des Februar die Küsten, die Häfen, die Hauptstädte der Insel und den größten Theil des angebauten Landes. Toussaint behielt nichts übrig als 3—4 schwarze Halbbrigaden nebst den Generalen Maurepas, Christoph und Dessalines sowie seine in den Mornes du Chaos vergrabenen Schätze und Waffenvorräthe.

Leider blieben ihm jedoch auch eine Menge Weiße, die er als Geißeln mit fortnahm und grausam behandelte, dann aber je nach den Umständen zurückzugeben oder niederzumachen gedachte. Um das Eiland vollends zu unterwerfen, mußte man die günstige Jahreszeit benutzen.

Die gebirgige und schwierige Gegend, worin sich Toussaint eingeschlossen hatte, lag im Westen zwischen dem Meer und dem Berg Cibao, welcher den Centralknoten bildet, an den sich alle Bergketten der Insel anschließen. Die sparsamen Gewässer dieser Gegend ergießen sich als Nebenflüsse in den Artibonite, welcher zwischen Gonaives und Port-au-Prince ganz in der Nähe von St. Marc in's Meer fällt. Man mußte dahin von allen Seiten zugleich marschiren, vom Cap, von Port-au-Prince und St. Marc aus um die Neger zwischen zwei Feuer zu bringen, sie auf Gonaives zurückzuwerfen und dort zu umzingeln. Um aber in diese Mornes zu gelangen, mußte man mehrere enge Schluchten passiren, welche wegen der tropischen Vegetation fast ungangbar und von tiraillirenden Negern besetzt waren, so daß sie einen schwer zu besiegenden Widerstand darboten. Jedoch hatten die alten Soldaten vom Rhein jenseit des atlantischen Meeres nichts als das Klima zu fürchten. Nur diesem konnten sie erliegen; auch sind sie in diesem Heldenjahrhundert nur durch die Sonne von St. Domingo und das Eis Moskau's besiegt worden!

Der Generalcapitän Leclerc war entschlossen die Monate Februar, März und April zur Vollendung der Besitznahme zu benutzen, weil später wegen des Regens und der Hitze militärische Operationen unmöglich wurden. Seit der Ankunft der Flottenabtheilungen aus dem mittelländischen Meere unter dem Commando der Admirale Ganteaume und Linois war die Zahl der Landtruppen auf **17** bis **18,000** Mann gestiegen. Zwar lagen einige Soldaten krank, es blieben ihrer aber doch noch **15,000** dienstfähig. Demnach hatte der Generalcapitän Mittel genug in den Händen seine Aufgabe zu lösen.

Bevor er weiter ging, wollte er noch eine Aufforderung an Toussaint richten. Mochte dieser Schwarze zu den ärgsten Greueln fähig sein wenn es die Erreichung seiner Absichten galt, so war er doch nicht ohne natürliches Gefühl. Auf Befehl des ersten Consuls hatte der Generalcapitän Toussaint's beide in Frankreich erzogene Söhne mitgebracht, um zu sehen ob sein Herz nicht durch kindliche Bitten gerührt werden könne. Der Lehrer, welcher deren Erziehung geleitet hatte, sollte sie ihrem Vater zuführen, ihm den Brief des ersten Consuls einhändigen und ihn dadurch an Frankreich zu knüpfen suchen, daß er ihm die zweite Stelle auf der Insel verspräche.

Toussaint empfing seine beiden Söhne und ihren Lehrer auf seiner Pflanzung Ennery, seinem gewöhnlichen Aufenthalte. Lange hielt er sie umschlungen

und schien einen Augenblick gerührt zu sein. Das alte ehrgeizige Herz war erschüttert. Nun schilderten ihm seine Söhne und ihr ehrwürdiger Erzieher die Macht und Humanität der französischen Nation sowie die Vortheile, die mit seiner Unterwerfung verbunden sein würden, da ihm noch eine sehr bedeutende Stellung auf St. Domingo und seinen Kindern eine glänzende Zukunft gesichert bleibe, verschwiegen ihm aber auch nicht die Gefahr eines fortgesetzten Kampfes, der fast sicher zum Untergang führen müßte. Die Mutter des einen dieser beiden Jünglinge vereinigte sich mit ihnen und suchte Toussaint gleichfalls zu bewegen. Von diesen Bitten gerührt nahm er sich einige Tage Bedenkzeit und schien während dieser paar Tage sehr mit sich zu kämpfen, bald vor der Gefahr eines so ungleichen Kampfes zurückbebend, bald von dem Ehrgeiz überwältigt der einzige Gebieter des schönen Reiches Haiti zu sein, bald wieder empört bei dem Gedanken, daß die Neger von den Weißen vielleicht wieder in die Sklaverei zurückgestürzt würden. Ehrgeiz und Freiheitsliebe trugen über die väterliche Zärtlichkeit den Sieg davon. Er ließ seine beiden Söhne rufen, schloß sie von neuem in die Arme, ließ ihnen die Wahl zwischen Frankreich das sie zu civilisirten Menschen gemacht, und ihm der ihnen das Leben gegeben hatte und erklärte ihnen, daß er sie immer lieben würde, wenn sie auch in den Reihen seiner Feinde föchten. Diese unglücklichen Kinder empfanden dieselbe Aufregung wie ihr Vater und schwankten gleich ihm. Doch fiel ihm der eine um den Hals und erklärte als freier Neger an seiner Seite sterben zu wollen. Der andre konnte zu keinem Entschluß kommen und ging mit seiner Mutter auf eins von den Landgütern des Dictators.

Toussaint's Antwort ließ keinen Zweifel mehr übrig, daß die Feindseligkeiten nothwendig sogleich wieder ihren Anfang nehmen mußten. Der Generalcapitän Leclerc traf seine Vorbereitungen und begann am 17. Februar die Operationen.

Sein Plan war, die waldige und fast unzugängliche Gegend, wohin sich Toussaint mit seinen Generalen zurückgezogen hatte, im Norden und Westen gleichzeitig anzugreifen. Maurepas hielt eine enge Schlucht besetzt, welche Trois-Rivières heißt und bei Port-de-Paix nach dem Meere hin ausläuft. Christoph stand auf den Abhängen der Mornes nach der Ebene der Capstadt zu; Dessalines befand sich zu St. Marc an der Mündung des Artibonite und hatte Befehl St. Marc niederzubrennen sowie die Mornes du Chaos im Westen und Süden zu vertheidigen. Er hatte ein gut gebautes und vertheidigtes Fort zum Stützpunkt, worin der vorsichtige Toussaint eine Menge Munition aufgehäuft hatte. Dieses Fort hieß Crête-à-Pierrot und lag in dem flachen Landstriche, welchen der Artibonite durchströmt und überschwemmt und wo er, bevor er sich in's Meer ergießt,

tausendfache Windungen bildet. In der Mitte dieses Landstrichs lag Toussaint mit Kerntruppen zwischen Christoph, Maurepas und Dessalines in Reserve.

Am 17. Februar setzte sich der Generalcapitän Leclerc mit seinem in drei Divisionen getheilten Heere in Marsch. Links sollte die vom Fort Dauphin ausmarschirende Division Rochambeau gegen St. Raphael und St. Michel anrücken, die Division Hardy nördlich über die Ebene nach Marmelade gehen und die Division Desfourneaux über Limbé nach Plaisance marschiren. Diese drei Divisionen mußten durch enge Schluchten und über steile Anhöhen, um in die gebirgige Gegend einzudringen und sich dort der Nebenflüsse zu bemächtigen, welche sich oben am Artibonite befinden. Der General Humbert hatte den Auftrag mit einem Detachement in Port-au-Prince zu landen, aufwärts in die Schlucht der Trois-Rivières einzudringen und den Neger Maurepas auf den Gros-Morne zurückzuwerfen. Der General Boudet hatte Befehl, während diese vier Corps von Norden nach Süden marschirten, von Port-au-Prince aus in umgekehrter Richtung hinaufzuziehen, um Mirebalais, Verrettes und St. Marc zu besetzen. Auf diese Weise von allen Seiten angegriffen, hatten die Neger keine andre Zuflucht mehr als nach Gonaives hin, wo man sie einzuschließen hoffen durfte. Einem Feinde gegenüber den man nur umzingeln und vor sich hertreiben, nicht aber schulgerecht bekämpfen konnte, waren diese Dispositionen sehr klug. Jedes französische Corps war nämlich stark genug, um nirgends ernstliche Nachtheile befürchten zu müssen. Freilich wäre der Plan mangelhaft gewesen, wenn es einem erfahrenen Anführer europäischer Truppen gegolten hätte, welcher diese ohne Zweifel plötzlich gegen ein einzelnes dieser angreifenden Corps concentrirt haben würde.

Die drei Divisionen Rochambeau, Hardy und Desfourneaux, welche am 17. Februar aufgebrochen waren, erfüllten wacker ihre Aufgabe, erklommen schreckliche Anhöhen, drängten sich durch abscheuliches Gestrüpp und erfüllten die Neger durch ihren kühnen Marsch, fast ohne daß sie einen Schuß auf den von allen Seiten feuernden Feind thaten, mit Staunen und Verwunderung. Am 18. Februar stand die Division Desfourneaux in der Gegend von Plaisance, die Division Hardy bei Dondon und die Division Rochambeau bei St. Raphael.

Am 19. Februar besetzte die Division Desfourneaux Plaisance, das ihm von Jean Pierre du Mesnil überantwortet ward, einem ziemlich menschlichen Neger, welcher sich den Franzosen mit seiner Schaar ergab. Die Division Hardy erstürmte Marmelade und warf Christoph zurück, welcher sich dort an der Spitze von 2400 Negern befand, die zum Theil aus Linientruppen, zum Theil aus aufgewiegelten Ackerbauern bestanden. Die Division Rochambeau nahm St. Michel weg. Die Schwarzen waren über so gewaltige Angriffe ganz erstaunt, indem sie

unter den Weißen noch keine solchen Truppen gesehen hatten. Nur einer von ihnen leistete herzhaften Widerstand, nämlich Maurepas, welcher die Schlucht der Trois-Rivières gegen den General Humbert vertheidigte. Da dieser nicht Truppen genug unter seinem Commando hatte, so wurde der General Debelle zu Wasser mit einer Verstärkung von 12—1500 Mann zu Hülfe geschickt, konnte aber erst etwas spät seine Landung bei Port-de-Paix bewerkstelligen und nur wenig Terrain gewinnen, da er seine Angriffe bei einem schrecklichen Regenwetter ausführen mußte.

Nachdem der Generalcapitän zwei Tage auf einer Stelle geblieben war, um das schlechte Wetter vorübergehen zu lassen, sandte er die Division Desfourneaux gegen Gonaives, die Division Hardy nach Ennery und die Division Rochambeau nach einer furchtbaren Position, welche die Natterschlucht hieß. Am 23. Februar hielt die Division Desfourneaux ihren Einzug in Gonaives, welches in Flammen stand, die Division Hardy nahm Ennery weg, Toussaint's vornehmsten Wohnsitz, und die tapfre Division Rochambeau bemächtigte sich der Natterschlucht. Um letztere Position erstürmen zu können, mußte man in eine enge, von senkrechten Felswänden eingeschlossene, mit riesenhaften Bäumen und Dorngebüsch besetzte und durch schwarze Scharfschützen vertheidigte Schlucht eindringen. Dann mußte man auf einer Hochebene debouchiren, welche Toussaint mit 3000 Grenadieren seiner Farbe und mit seiner ganzen Artillerie besetzt hielt. Der unerschrockene Rochambeau drang trotz einem sehr lästigen Tirailleurfeuer kühn in die Schlucht ein, erklomm beide Felswände derselben, tödtete die nicht schnell genug entfliehenden Neger mit dem Bajonett und debouchirte auf die Hochebene. Da die alten Soldaten vom Rhein nur erst so weit waren, machten sie auch der Sache mit einem Schlage ein Ende. Achthundert Neger blieben auf dem Platze und Toussaint's ganze Artillerie wurde erobert.

Unterdessen hatte der General Boudet den Befehlen des Generalcapitäns gemäß den General Pamphile-la-Croix mit 6—800 Mann Besatzung in Port-au-Prince zurückgelassen und sich mit dem Reste seiner Streitkräfte nach St. Marc begeben. Dort erwartete Dessalines die Franzosen und war zu den ärgsten Greueln aufgelegt. Mit einer Fackel in der Hand lief er an seine reiche Wohnung zu St. Marc, steckte sie in Brand und wurde von den Seinigen nachgeahmt. Dann ließ er einen Theil der Weißen erwürgen und schleppte die übrigen auf seinem Rückzuge mit sich nach seinem schrecklichen Zufluchtsorte in den Mornes. So konnte der General Boudet nur von Menschenblut triefende Ruinen besetzen. Der verfolgte Dessalines hatte sich durch einen Geschwindmarsch nach Port-au-Prince begeben, das er nur schwach vertheidigt glaubte und wo sich in der That auch nur eine geringe Garnison befand. Doch der wackere General Pamphile-

la=Croix versammelte seine wenig zahlreiche Schaar und hielt eine feurige Anrede an dieselbe. Auf die Nachricht von der drohenden Gefahr stieg der Admiral Latouche mit seinen Matrosen an's Land und sagte zum General La=Croix: „Zur See standen Sie unter meinem Befehl, zu Lande stelle ich mich unter den Ihrigen; lassen Sie uns in Gemeinschaft das Leben und Eigenthum unsrer Mitbürger vertheidigen!" Dessalines wurde zurückgetrieben, konnte also seine Wuth nicht auslassen, sondern mußte sich in die Mornes=du=Chaos zurückziehen. Der General Boudet, welcher in der Eile nach Port=au=Prince zurückgekehrt war, fand es durch die vereinte Anstrengung der Land= und Seetruppen gerettet. Aber bei diesem Hin= und Hermarschiren war es ihm freilich unmöglich gewesen die Bewegungen des Obergenerals zu unterstützen. Man hatte die Neger nicht zu umzingeln und nicht nach Gonaives zurückzudrängen vermocht.

Dennoch waren sie überall geschlagen worden. Daß die Natterschlucht Toussaint selbst abgenommen worden war, hatte sie ganz entmuthigt. Um die Entmuthigung derselben auf den Gipfel zu treiben, wollte der Generalcapitän Leclerc den Neger Maurepas vernichten, welcher sich den Generalen Humbert und Debelle gegenüber im Innern der Schlucht der Trois=Rivières behauptete. In dieser Absicht detaschirte er die Division Desfourneaux nach dem Gros=Morne, an dessen Fuß die Schlucht der Trois=Rivières ausläuft. Von allen Seiten angefallen blieb dem Neger Maurepas nichts übrig als sich zu ergeben. Er unterwarf sich mit 2000 der tapfersten Neger. Dies war ein tödtlicher Stoß für Toussaint's moralische Macht.

Nun waren bloß noch das Fort Crête=à=Pierrot und die Mornes=du=Chaos einzunehmen, wenn Toussaint seiner letzten Zuflucht beraubt sein sollte, er hätte sich denn in die Gebirge im Innern des Eilandes zurückziehen und dort aller Mittel zum Handeln und alles Ansehens los und ledig als Parteigänger leben müssen. Der Generalcapitän ließ die Divisionen Hardy und Rochambeau gegen das Fort und die Division Boudet gegen die Mornes anrücken. Da man mit zu großer Zuversichtlichkeit auf die Werke des Crête=à=Pierrot losging, die besser vertheidigt wurden als man gedacht hatte, verlor man einige hundert Mann. Man mußte gewissermaßen eine regelmäßige Belagerung beginnen, Laufgräben eröffnen, Batterien errichten ꝛc. Toussaint's Vorräthe wurden von 2000 Negern bewacht, die gute Soldaten und von weniger unwissenden Officieren angeführt waren als ihre Kameraden. Von Dessalines unterstützt suchte Toussaint die Belagerungsarbeiten durch nächtliche Ueberfälle zu stören; indessen gelang es ihm nicht, und das Fort war bald so nahe eingeschlossen daß ein Sturm möglich wurde. In ihrer Verzweiflung faßte nun die Besatzung den Entschluß bei einem nächtlichen Ausfall die Linien der Belagerer zu durchbrechen und sich durch die Flucht zu

retten. Für den ersten Augenblick gelang es ihnen auch wirklich die Wachsamkeit unsrer Truppen zu täuschen; sie kamen glücklich durch die vordersten Linien, wurden aber bald erkannt, von allen Seiten angefallen und zum Theil in's Fort zurückgeworfen, zum Theil von unsern Truppen niedergemacht. Man bemächtigte sich nun dieser Art von Arsenal und fand da beträchtliche Vorräthe an Waffen und Munition, aber auch viele grausam ermordete Weiße.

Hierauf ließ der Generalcapitän die benachbarten Mornes nach allen Richtungen durchstreifen, um Toussaint's flüchtigen Banden keine Ruhestätte zu lassen und sie vor der heißen Jahreszeit vollends zu überwältigen. Ein gräßliches Schauspiel bot sich der Armee zu Verrettes dar. Lange schon hatten die Neger Haufen Weiße mit sich geschleppt, welche von ihnen durch Schläge gezwungen wurden ebenso schnell zu marschiren als sie. Da sie keine Hoffnung mehr vor sich sahen ihre Gefangenen vor der ihnen auf dem Fuße folgenden Armee zu retten, so metzelten sie 800 derselben nieder, Männer, Weiber, Kinder und Greise. Mit einem so gräßlichen Opfer fand man die Erde bedeckt, und unsre hochherzigen Soldaten, die in allen Welttheilen so vielfach gekämpft und so manchem Gemetzel beigewohnt, aber noch nie Weiber und Kinder hatten morden sehen, wurden vom tiefsten Abscheu erfüllt, von der Entrüstung der Humanität ergriffen, welche den Schwarzen verderblich wurde, deren sie habhaft werden konnten. Sie verfolgten dieselben auf's äußerste und gaben keinem von ihnen Pardon der sich erwischen ließ.

Es war April. Die Schwarzen wußten, wenigstens vor der Hand, nicht wo aus noch ein. Es herrschte unter ihnen die größte Entmuthigung. Den Häuptlingen war es zu Herzen gegangen, daß der Generalcapitän Leclerc denjenigen, welche sich ergeben hatten, ihre Militärgrade und ihre Landgüter ließ, und sie dachten darauf die Waffen niederzulegen. Durch bereits unterworfene Schwarze wendete sich Christoph an den Generalcapitän mit dem Anerbieten sich gleichfalls zu unterwerfen, wofern man ihm dieselbe Behandlung zusage wie sie den Generalen Laplume, Maurepas und Clervaux zu Theil geworden wäre. Der ebenso menschenfreundliche als verständige Generalcapitän nahm Christoph's Bedingungen und Anträge sehr gern an. Christoph's Ergebung führte bald die des wilden Dessalines und endlich auch die Toussaint's selbst herbei. Dieser war fast allein, so daß ihn nur einige ihm persönlich dienende Neger begleiteten. Sein Umherstreifen im Innern des Eilandes ohne etwas Bedeutendes zu unternehmen, wodurch sein Ansehen bei den Negern wieder gehoben würde, schien ihm ganz nutzlos zu sein und höchstens dahin zu führen den Eifer auch seiner letzten Anhänger abzukühlen. Uebrigens war er niedergeschlagen und hegte keine andre Hoffnung mehr als die ihm das Klima seiner Heimath einzuflößen vermochte. Er war nämlich lange gewohnt die Europäer und besonders die

Kriegsleute dem Einflusse dieses mörderischen Klima's erliegen zu sehen und schmeichelte sich am gelben Fieber bald einen furchtbaren Bundesgenossen zu haben. Er dachte daher bei sich selbst, daß der günstige Augenblick ruhig abzuwarten und dann eine neue Schilderhebung besser als jetzt angebracht sei. Darum wünschte er in Unterhandlung zu treten. Da der Generalcapitän wenig Hoffnung mehr hatte ihn zu erreichen, selbst wenn er ihn durch alle die zahlreichen und fernegelegenen Schlupfwinkel des Eilandes verfolgte, gestand er ihm eine eben solche Capitulation zu wie er sie seinen Unterbefehlshabern bewilligt hatte. Man gab ihm seinen Militärrang sowie seine Besitzungen unter der Bedingung zurück, daß er an einem ihm vorgeschriebenen Punkte lebe und seinen Aufenthaltsort nur mit Bewilligung des Generalcapitäns verändere. Der ihm angewiesene Wohnsitz war seine Pflanzung Ennery. Zwar vermuthete der Generalcapitän Leclerc, daß Toussaint's Unterwerfung nicht von Dauer sein werde, doch ließ er ihn scharf bewachen uud hatte sich vorgenommen ihn bei der ersten treulosen Handlung verhaften zu lassen.

Von jetzt an (Ende April und Anfang Mai) kehrte die Ordnung in die Colonie zurück und man sah sie wieder so wie unter ihrem Dictator blühen. Die von ihm erlassenen Verordnungen wurden wieder in Kraft gesetzt. Fast alle Landbauern waren wieder auf die Pflanzungen zurückgekehrt. Eine schwarze Gendarmerie verfolgte die Umherschweifenden und brachte sie wieder auf die Plantagen, wohin sie nach frühern Zählungen gehörten. Toussaint's sehr zusammengeschmolzenen und der französischen Autorität unterworfenen Truppen hielten sich ruhig und schienen an keine Empörung zu denken, wenn man sie nur in ihrem gegenwärtigen Zustande ließe. Christoph, Maurepas, Dessalines und Clervaux suchten sich der französischen Botmäßigkeit ebenso gut als der Toussaint's zu fügen. Dazu gehörte weiter nichts als daß man sie über die Erhaltung ihrer Habe und Freiheit beruhigte.

Der Generalcapitän Leclerc, ein tapfrer aber auch milder und umsichtiger Soldat, bemühte sich in der Colonie Ordnung und Sicherheit wieder herzustellen. Zur Begünstigung der Einfuhr von Lebensmitteln hatte er fortwährend die fremden Flaggen zugelassen, ihnen aber auch, damit sie nicht heimlich an den Küsten hin Waffen einbrächten, zum Anlegen einzig und allein die vier Haupthäfen angewiesen, nämlich die Capstadt, Port-au-Prince, Cayes und St. Domingo. Nur die Einfuhr europäischer Producte hatte er nicht zugegeben um sie ausschließlich den französischen Kaufleuten des Mutterlandes vorzubehalten. Auch war schon eine große Menge Kauffahrteischiffe von Havre, Nantes und Bordeaux angekommen und man durfte wohl hoffen, daß auf St. Domingo der Wohlstand sobald nicht zu Gunsten der Engländer oder Amerikaner, wie unter Toussaint's Regierung,

sondern zu Frankreichs Vortheil auf's neue erblühen werde, ohne daß die Colonie selbst dabei etwas einbüßte.

Indessen schwebte man doch noch in einer doppelten Gefahr; einmal war das Klima den europäischen Truppen von jeher verderblich gewesen und dann hegten die Neger ein unheilbares Mißtrauen, indem letztere sich der Furcht nicht entschlagen konnten, daß über kurz oder lang die Sklaverei wieder eingeführt werden möchte. Zu den 17—18,000 Mann, die sich bereits in der Colonie befanden, waren neuerdings wieder Geschwader aus Holland und Frankreich gekommen, so daß sich die Truppenzahl der Expedition gegenwärtig auf 21—22,000 Mann belief. Allein 4—5000 Mann waren bereits kampfunfähig und ebenso viele lagen in den Hospitälern, so daß für einen neuen Kampf, welchen die Neger etwa beginnen mochten, höchstens noch 12,000 Mann vorhanden waren. Der Generalcapitän ließ es sich sehr angelegen sein ihnen Ruhe, Erquickungen und gesunde Cantonnements zu verschaffen und versäumte nichts den Erfolg der ihm übertragenen Expedition vollständig und dauernd zu machen.

Auf Guadeloupe war der tapfre Richepanse mit 3—4,000 Mann gelandet, hatte die schwarzen Insurgenten bezwungen und nach Vernichtung ihrer Häuptlinge wieder zu Sklaven gemacht. Auf einer Insel von so geringem Umfang wie Guadeloupe konnte man wohl eine solche Contrerevolution versuchen, indessen erwuchs daraus doch der große Uebelstand, daß die Neger auf St. Domingo darüber erschraken, indem sie daraus einen Schluß auf das ihnen selbst drohende Schicksal machten. Uebrigens war der Zustand unsrer Angelegenheiten auf den Antillen so gedeihlich als es sich in so kurzer Zeit nur irgend erwarten ließ. In unsern Handelshäfen sah man überall Schiffsrüstungen, um den reichen Handel auf's neue zu beginnen, welchen Frankreich einst mit Westindien trieb.

Der erste Consul, der seinen Zweck beharrlich verfolgte, hatte die Depots der in den Colonien dienenden Halbbrigaden an die Küsten verlegt. Dorthin sandte er beständig Recruten und benutzte jedes absegelnde Kauffahrtei- oder Kriegsschiff, neue Detachements dahin abgehen zu lassen. Er hatte die der Marine bewilligten Credite erhöht und das Budget dieses Ministerialdepartements zu 130 Mill. angesetzt, und dies war gewiß nicht wenig bei einem Staatsbudget von 589 Mill. (oder von 720, wenn man nach jetzt üblicher Weise rechnet). Er hatte jährlich 20 Millionen dazu bestimmt, um Marinebedürfnisse in allen Ländern anzukaufen. Außerdem hatte er noch befohlen jährlich zwölf neue Linienschiffe vom Stapel laufen zu lassen. Er pflegte zu sagen die Marine müsse man in Friedenszeiten schaffen, denn da sei das Feld zum Manoeuvriren (d. h. das Meer) frei und der Weg zu den Ausrüstungsgegenständen nicht verlegt. „Das erste Jahr eines Ministeriums," schrieb er an den Admiral Decrès, „ist ein Lehrlingsjahr. Jetzt beginnt das

zweite Jahr Ihres Ministeriums. Sie haben die französische Marine wieder herzustellen; welch eine schöne Laufbahn haben Sie vor sich als ein Mann in seinem Blüthenalter, eine um so schönere Laufbahn, je augenfälliger unser früheres Mißgeschick gewesen ist! Arbeiten Sie rastlos an der Erfüllung Ihrer Aufgabe. Jede verlorne Stunde ist in unsrer Zeit ein unersetzlicher Verlust." (Vom 14. Februar 1803.)

Von Ostindien und Amerika war der thätige Geist des ersten Consuls wieder auf die ottomanische Pforte zurückgekommen, deren Sturz seiner Ansicht zufolge nahe bevorstand und deren Trümmer er nicht zur Erweiterung der russischen oder englischen Besitzungen verwenden lassen wollte. Auf Aegypten hatte er Verzicht geleistet, so lange die Engländer den Friedensschluß achten würden; sollten sie aber den Frieden brechen, so dachte er seine frühern Plane auf dieses Land wieder aufnehmen zu dürfen, das er immer noch als eine Straße nach Ostindien betrachtete. Uebrigens hatte er für den Augenblick nichts weiter im Sinne; er wollte nur die Engländer verhindern, daß sie den Frieden nicht etwa dazu benutzten sich an den Nilmündungen festzusetzen. Sie hatten sich ausdrücklich verpflichtet Aegypten binnen drei Monaten zu räumen; nun waren aber seit der Unterzeichnung der Londoner Präliminarien 12 bis 13 und seit dem Abschluß des Friedens von Amiens auch bereits 7 bis 8 Monate verflossen, und doch schienen sie noch keine Anstalt zu machen Alexandria zu verlassen. Der erste Consul ließ daher den Obersten Sebastiani rufen, einen Officier von seltner Einsicht, und befahl ihm auf einer Fregatte die Küsten des Mittelmeeres zu beobachten, nach Tunis und Tripolis zu gehen, um dort die Flagge der italiänischen Republik anerkennen zu lassen, von da nach Aegypten zu steuern, um dort die Lage der Engländer und die Beschaffenheit ihrer Niederlassung zu prüfen, sich zu erkundigen wie lange sie noch dort zu bleiben gedächten, die Vorgänge zwischen den Türken und Mamelucken zu beobachten, die arabischen Sheiks zu besuchen und sie in seinem Namen zu begrüßen, zu den syrischen Christen zu gehen und sie wieder unter französischen Schutz zu stellen, sich mit Dschezzar-Pascha zu besprechen (demselben, welcher St. Jean d'Acre gegen uns vertheidigt hatte) und ihm Frankreichs Wohlwollen zu verheißen, wofern er schonend mit den Christen verführe und unsern Handel begünstigte. Endlich erhielt der Oberst Sebastiani noch den Befehl, seinen Rückweg über Constantinopel zu nehmen, um unserm dortigen Gesandten, dem General Brune, neue Instructionen des Cabinets zu überbringen. In diesen Instructionen war dem General Brune vorgeschrieben eine große Pracht zu entfalten, dem Sultan zu schmeicheln, ihm unsre Unterstützung gegen seine Feinde hoffen zu lassen, wer sie auch sein möchten, kurz nichts zu sparen wodurch Frankreich den Orientalen zu imponiren vermöchte.

Obwohl der erste Consul sich mit diesen Unternehmungen in entfernten Ländern nicht wenig beschäftigte, so widmete er doch dabei dem innern Gedeihen Frankreich's seine ganze Sorgfalt. Er hatte die Abfassung des bürgerlichen Gesetzbuchs wieder vornehmen lassen. Alle Tage kam eine Section des Staatsraths mit einer Abtheilung des Tribunats beim Consul Cambacérès zusammen, um die mit einem so bedeutenden Werke verknüpften Schwierigkeiten zu lösen. Mit gleicher Thätigkeit wurde die Ausbesserung der Straßen fortgesetzt. Diese hatte der erste Consul, wie bereits erwähnt wurde, in Serien zu je 20 eingetheilt und übertrug die außerordentlichen Geldmittel, welche für dieselben angewiesen waren, nach und nach von einer Serie auf die andre. Nicht einen Augenblick waren die Arbeiten am Ourcq-Canal und an dem von St. Quentin unterbrochen worden; auch den in Italien angeordneten Arbeiten an Straßen und Festungen war die Aufmerksamkeit des ersten Consuls fortwährend gewidmet. Er wollte daß Italien, wenn etwa der Seekrieg wieder ausbrechen und den Landkrieg herbeiführen sollte, mit Frankreich durch große Verbindungsstraßen und gewaltige Vertheidigungswerke verbunden wäre. Da der Besitz von Wallis die Anlage der großen Simplonstraße erleichtert hatte, so war diese staunenswürdige Schöpfung beinahe schon vollendet. Die Arbeiten an der Straße über den Mont-Cenis waren langsamer von statten gegangen, weil alle verfügbaren Mittel auf die über den Mont-Genèvre verwendet worden waren, damit er im Jahr 1803 wenigstens eine fertig hätte. Ueber die Festung Alessandria wurden alle Tage Briefe mit dem geschickten Ingenieur Chasseloup gewechselt. Man richtete dort Casernen für eine permanente Besatzung von 6000 Mann, Hospitäler für 3000 Verwundete und Magazine für eine große Armee ein. Auch hatte man angefangen das italiänische Geschütz umzugießen, um es auf das Caliber von 6-, 8- und 12-Pfündern zu bringen. Dem Vicepräsidenten Melzi empfahl der erste Consul die Anfertigung einer großen Menge Flinten. „Sie haben nur 50,000 Flinten," schrieb er an ihn, „das ist gar nichts; ich habe deren in Frankreich 500,000, ohne die, welche in den Händen der Armee sind. Ich werde keine Ruhe haben bis ich deren 1 Million habe."

Der erste Consul gedachte Militärcolonien zu schaffen, wozu er den ersten Gedanken den Römern entlehnt hatte; er befahl, Soldaten und Officiere, die lange gedient und ehrenvolle Wunden davon getragen hatten, im Heere auszuwählen, sie nach Piemont zu weisen und ihnen dort in der Umgegend von Alessandria gelegene Nationalgüter zu verleihen, wie sie dem Werthe nach ihrem Range vom gemeinen Soldaten bis zum Officier entsprächen. Auf solche Weise dotirt sollten sich diese Veteranen mit piemontesischen Frauen verheirathen, jährlich zweimal zu Manoeuvres zusammenkommen und sich bei der ersten hereinbrechenden Gefahr mit ihrer kostbarsten Habe in die Festung Alessandria werfen.

Auf diese Art mußte mit dem französischen Blut auch französische Gesinnung nach Italien kommen. Dieselbe Einrichtung sollte auch in den neuen Rheindepartements um Mainz herum getroffen werden.

Der Schöpfer dieser trefflichen Gedanken hatte etwas Aehnliches für diejenigen Provinzen der Republik im Sinne, in denen noch wie in der Vendée und Bretagne ein schlechter Geist herrschte. Außer großen Niederlassungen wollte er dort auch Städte gründen. Die Agenten von Georges gingen von England nach den Inseln Jersey und Guernsey, landeten an den Küsten der Norddepartements, durchzogen über Loudéac und Pontivy die bretagnische Halbinsel und verbreiteten sich in den Departements Morbihan und Loire-Inférieure, um dort das Mißtrauen zu unterhalten und nöthigenfalls eine Empörung anzustiften. Der erste Consul stand mit der Gendarmerie in Briefwechsel, leitete selbst deren Bewegungen und Nachforschungen und da er die Möglichkeit neuer Unruhen voraussah, war er auf den Gedanken gekommen an den bedeutendsten Wegen über Gebirge und durch Wälder Thürme zu erbauen, auf deren jedem sich eine an einem Zapfen drehbare Kanone befände, die je 50 Mann Besatzung nebst einigen Lebensmitteln und etwas Schießbedarf aufnehmen und den beweglichen Colonnen als Stützpunkte dienen könnten. Dem Gedanken nachhängend, daß man ebensowohl darauf denken müsse das Land zu civilisiren als es im Zaum zu halten, hatte er das Flußbett des Blavet zu verbessern befohlen, um diesen Fluß bis Pontivy schiffbar zu machen. So entstand der erste Entwurf zu dem schönen Canal, welcher den Küsten der Bretagne entlang von Nantes bis Brest geht, mehrere schiffbare Arme in's Innere des Landes ausstreckt und jederzeit die Verproviantirung des großen Arsenals zu Brest sicherstellt. Der erste Consul hatte beschlossen in Pontivy große Gebäude aufführen zu lassen, die da Truppen, einen zahlreichen Generalstab, Gerichtshöfe, eine Militäradministration und endlich Fabriken aufnehmen könnten, welche letzteren er auf Staatskosten zu errichten gedachte. Auch hatte er befohlen in der Bretagne und Vendée die geeignetsten Punkte zur Anlegung neuer Städte aufzusuchen. Zugleich ließ er an der Befestigung von Quiberon, Belle-Isle und Ile-Dieu arbeiten. Das Fort Boyard war nach seinen eignen Plänen begonnen worden, um aus dem zwischen Larochelle, Rochefort sowie den Inseln Ré und Oleron liegenden Bassin eine geräumige, sichere und den Engländern unzugängliche Rhede zu machen. Natürlich mußte Cherbourg seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Da er nicht hoffte den Damm zeitig genug vollenden zu können, hatte er dessen Errichtung vorzüglich an drei Punkten zu beschleunigen befohlen, um sie sobald als möglich aus dem Wasser emporsteigen zu sehen und drei Batterien dort aufzupflanzen, welche den Feind in Respect zu halten vermöchten.

Neben diesen für Frankreichs Größe in Bezug auf Seewesen, Handel und Militärmacht unternommenen Arbeiten wußte der erste Consul auch noch Zeit zu finden um sich mit den Schulen, dem Institut, dem Vorwärtsschreiten der Wissenschaften und der Verwaltung der geistlichen Angelegenheiten zu beschäftigen.

Seine Schwester Elisa und sein Bruder Lucian bildeten mit Suard, Morelles und Fontanes ein in unsrer Literaturgeschichte sogenanntes „Bureau d'Esprit." Es zeigte sich unter ihnen ein großes Gefallen an den Erinnerungen der Vergangenheit besonders in literarischer Hinsicht, und man muß zugeben daß, wenn sich der Geschmack an der Vergangenheit irgendwo rechtfertigen läßt, es in diesem Punkte ist. Aber neben diesem sehr löblichen Geschmack existirten auch recht kindische Neigungen. Man nahm die Miene an als zöge man die frühern literarischen Gesellschaften dem Institute vor und sprach laut von einem Plane, aus den Schritstellern, welche die Revolution überlebt hatten und ihr nicht sonderlich hold waren, wie Suard, Laharpe, Morellet u. s. w., die französische Akademie neu zu bilden. Die darüber umlaufenden Gerüchte machten einen fatalen Eindruck. Der Consul Cambacérès, der auf alles merkte was der Regierung nachtheilig sein konnte, zeigte dem ersten Consul diese Vorgänge zu rechter Zeit an und dieser zeigte wieder seinem Bruder und seiner Schwester ziemlich derb an wie sehr ihm eine solche Affectation mißfalle.

Bei dieser Gelegenheit nun beschäftigte er sich mit dem Institut und erklärte, daß jeder literarische Verein, welcher sich einen andern Namen als den des Instituts beilegen und sich z. B. französische Akademie nennen wollte, aufgehoben werden solle, sobald er einen öffentlichen Charakter anzunehmen Miene machte. Die zweite Classe des Instituts, welche damals der französischen Akademie entsprach, blieb den schönen Wissenschaften gewidmet. Aber er schaffte die Classe der moralischen und politischen Wissenschaften ab und zwar aus einem schon deutlich hervortretenden Widerwillen, nicht eben gegen die Philosophie selbst (wie er über diese dachte wird man später sehen), sondern gegen einige Männer welche von der Philosophie des 18ten Jahrhunderts gerade das zur Schau trugen was den religiösen Ideen am meisten zuwiderlief. Er verschmolz diese Classe mit der den schönen Wissenschaften gewidmeten, indem nach seiner Meinung ihr Gegenstand derselbe sei, denn die Philosophie, Politik, Moral und die Beobachtung der menschlichen Natur wären der Inhalt aller Literatur, die Kunst zu schreiben aber sei nur die Form; man dürfe nicht trennen was beisammen bleiben müsse, indem die den schönen Wissenschaften gewidmete Classe sehr nichtig, die den moralischen und politischen Wissenschaften gewidmete Classe aber sehr pedantisch werden müsse, wenn sie getrennt würden; ein Schriftsteller der kein Denker, und ein Denker der kein Schriftsteller sei, wäre keins von beiden, und endlich könne

selbst ein an Talenten reiches Jahrhundert kaum einer einzigen Classe Mitglieder liefern, die ihrer würdig wären, wenn man nicht bis zur Mittelmäßigkeit herabsteigen wolle. Diese Gedanken, mag man sie richtig oder falsch finden, waren beim ersten Consul nicht sowohl der wahre Grund als vielmehr der Vorwand einen literarischen Verein zu beseitigen, welcher seinen politischen Ansichten über die Wiederherstellung des Gottesdienstes im Wege stand. Er bildete also aus den beiden Classen eine einzige, machte Suard, Morelles und Fontanes zu ihren Mitgliedern und erklärte sie für eine der französischen Akademie entsprechende zweite Classe des Instituts. Während er diese Vereinigung ausführte ließ er von dem Gelehrten Hauy ein Elementarbuch der Physik schreiben, welches dem Schulunterricht noch fehlte, und antwortete Laplace, welcher ihm eben sein großes Werk über die Bewegung der Himmelskörper gewidmet hatte, mit den edeln und stolzen Worten: „Ich danke Ihnen für diese Dedication und wünsche, daß die künftigen Generationen beim Lesen Ihres Werkes der Achtung und Freundschaft gedenken möchten welche ich für dessen Verfasser hege.“ (Vom 26. November 1802.)

Aufmerksam beobachtete der erste Consul seit der Wiederherstellung des Gottesdienstes das Benehmen des Klerus. Die ernannten Bischöfe befanden sich nun fast sämmtlich in ihren Diöcesen. Die meisten benahmen sich gut, indessen waren doch einige noch vom Sectengeist erfüllt und begingen den Fehler in ihren neuen Aemtern nicht die evangelische Milde und Nachsicht zu beweisen, wodurch allein dem Schisma ein Ende gemacht werden konnte. Während sich Belloy in Paris, Boisgelin in Tours, Bernier in Orleans, Cambacérès in Rouen und Pancemont in Vannes als wahrhafte Seelenhirten fromm und weise bewiesen, hatten andre bei Verwaltung ihrer Aemter doch schlimme Bestrebungen blicken lassen. So wollte z. B. der Bischof von Besançon, ein Jansenist und früherer constitutioneller Bischof, seinen Priestern beweisen, daß die bürgerliche Verfassung der Geistlichkeit eine wahrhaft evangelische und orthodoxe und dem Geist der Urkirche entsprechende Einrichtung sei. Auch herrschte Unruhe in seiner Diöcese. Indessen muß man bemerken daß dies auch der einzige constitutionelle Bischof war, über den man sich zu beklagen hatte. Die bei der Geistlichkeit zu rügenden Fehler rührten besonders von der Unduldsamkeit der orthodoxen Bischöfe her. Mehrere derselben trugen den Stolz einer siegreichen Partei zur Schau und stießen die vereideten Priester mit Härte zurück. Die Bischöfe von Bordeaux, Avignon und Rennes entfernten solche Priester von ihren Aemtern, suchten sie zu demüthigen und verletzten dadurch den ihnen anhangenden Theil der Bevölkerung.

In dieser Hinsicht sprach sich der erste Consul höchst energisch aus. Er schrieb selbst an mehrere Bischöfe oder nöthigte den Cardinal-Legaten an sie zu

schreiben und drohte allen Prälaten, welche die neue Kirche beunruhigen würden, von ihren Bischofssitzen weg vor den Staatsrath zu führen. Er drückte sich unter andern so aus: „Wohl wollte ich die umgestürzten Altäre wieder aufrichten und den religiösen Zwistigkeiten ein Ende machen, doch aber gewiß nicht der einen Partei den Sieg über die andre verschaffen, am wenigsten einer der Revolution feindselig gesinnten. Wenn die constitutionellen Priester den Regeln ihres Standes treu geblieben sind, einen guten Lebenswandel geführt und kein Aergerniß gegeben haben, so ziehe ich dieselben ihren Gegnern vor, denn man hat sie bloß deshalb verschrien, weil sie sich der Sache der Revolution angeschlossen haben, welche wir die unsrige nennen.“ So schrieb er an die Präfecten. Da sein Oheim, der Cardinal Fesch, in der Diöcese Lyon die Instructionen der Regierung außer Acht zu lassen schien, so schrieb er an ihn folgende Worte: „Die constitutionellen Priester zu verletzen und sie zu entfernen, heißt weder die Gerechtigkeit noch das Interesse des Staates, weder mein noch Ihr Interesse, Herr Cardinal, berücksichtigen, heißt meinem ausdrücklichen Willen zuwiderhandeln, und das mißfällt mir auf's höchste.“

Gegen diejenigen Bischöfe, welche sich seiner festen und versöhnenden Politik fügten, war er auch grenzenlos freigebig. Einigen schenkte er Schmuck für die Kirchen, andern Geräth für ihre Paläste, allen aber beträchtliche Summen für die Armen. Zwei bis dreimal in einem Winter erhielt Belloy 50,000 Francs zur Vertheilung unter die Armen seiner Diöcese. Dem Bischof von Vannes, dem vollendeten Muster eines Prälaten, der so mild, fromm und wohlthätig war, schickte er 10,000 Francs zur Meublirung seines bischöflichen Palastes, eine gleiche Summe zur Belohnung der Priester deren Benehmen er billige, und 60,000 Fr. zur Vertheilung an die Armen. Im Laufe des Jahres XI übersandte er dem Bischof Bernier 200,000 Francs zur geheimen Unterstützung der Opfer des Bürgerkriegs in der Vendée, eine Summe welche dieser Prälat menschenfreundlich und umsichtig verwendete. Diese Gelder schöpfte er aus der Kasse des Ministeriums des Innern, welcher damals so manche der Staatskasse nicht berechnete Einnahmen zuflossen und deren Ursprung er dadurch veredelte, daß er sie zu so schönen Zwecken verwendete.

Es war im Herbst 1802. Man hatte herrliches Wetter und die Natur schien diesem glücklichen Jahre einen zweiten Frühling bereiten zu wollen. Bei der überaus milden Temperatur blühten die Gewächse zum zweiten Male. Es kam dem ersten Consul die Lust an eine Provinz zu besuchen, von welcher ihm sehr verschiedne Urtheile zu Ohren gekommen waren, nämlich die Normandie. Wie noch jetzt, bot auch damals diese schöne Landschaft den interessanten Anblick dar, daß sich mitten auf den grünen und trefflich angebauten Fluren Fabriken

erhoben. Theilnehmend an der allgemeinen Thätigkeit, die in ganz Frankreich zu gleicher Zeit wieder erwachte, sah diese Provinz gar belebt aus. Indessen hatten einige Leute und namentlich der Consul Lebrun dem ersten Consul einzureden gesucht es herrsche dort eine royalistische Gesinnung. Auch hätte man dies leicht befürchten mögen, wenn man bedachte mit welchem Nachdruck sie sich 1792 gegen die Ausschweifungen der Revolution erklärte. Nun wollte eben der erste Consul selbst hin, um mit eignen Augen zu sehen und die gewöhnliche Wirkung seiner Gegenwart bei den Einwohnern zu versuchen. Madame Bonaparte sollte ihn begleiten.

Der erste Consul verwendete 14 Tage zu dieser Reise. Er ging durch Rouen, Elbeuf, Havre, Dieppe, Gisors und Beauvais, besichtigte die Fluren wie die Fabriken, prüfte alles selbst und zeigte sich ohne Bedeckung einer Bevölkerung, die ihn so gern sehen wollte. Die Huldigungen, welche man ihm überall mit Eifer darbrachte, verzögerten seine Reise. Aller Augenblicke fand er an seinem Wege Landgeistliche die ihm Weihwasser reichten, oder Maires welche ihm die Schlüssel ihrer Städte darboten und an ihn und seine Gemahlin Reden hielten, wie man sie einst an die Könige und Königinnen von Frankreich richtete. Er war sehr erfreut über einen solchen Empfang und besonders über das wachsende Gedeihen das er überall wahrnahm. Ueber die Stadt Elbeuf war er entzückt weil sie sich so bedeutend vergrößert hatte. „Elbeuf," schrieb er an seinen Collegen Cambacérès, „ist seit der Revolution um ein Drittheil größer geworden, die ganze Stadt ist nur eine einzige Fabrik." Auch Havre machte einen großen Eindruck auf ihn und er ahnte schon welch eine große Rolle diese Hafenstadt einst in der Handelswelt spielen werde. „Alles ist vom besten Geiste beseelt," schrieb er weiter an den Consul Cambacérès. „Die Normandie ist nicht so wie sie mir Lebrun dargestellt hat. Sie ist der Regierung ganz ergeben. Ich finde hier die Einheit der Gesinnungen wieder, welche das Jahr 1789 so schön machte." Was er sagte war gegründet. Die Normandie war vollkommen geeignet ihm die Gesinnungen von ganz Frankreich auszudrücken. Sie vertrat recht wohl jene ehrenhafte und aufrichtige Bevölkerung von 1789, die anfangs für die Revolution schwärmte, dann vor deren Ausschweifungen zurückbebte, hierauf von den Proconsuln, deren Wuth sie nicht gut hieß, des Royalismus bezüchtigt ward und nun entzückt war, unverhoffterweise Ordnung, Gerechtigkeit, Gleichheit und Ruhm wiederzufinden, freilich aber keine Freiheit, um die sie sich aber leider auch nicht mehr kümmerte.

In der Mitte des Monats November war der erste Consul wieder in St. Cloud.

Nun denke man sich einen Neidischen, welcher das Glück eines gefürchteten Nebenbuhlers mit ansehen muß, und man wird sich ungefähr eine richtige Vor-

stellung von den Empfindungen machen können, die England dem glücklichen Frankreich gegenüber haben mußte. Und doch hätte sich diese mächtige und glorreiche Nation mit der eignen Größe über die Größe Andrer trösten können. Aber sie wurde von der größten Eifersucht verzehrt. So lange die glücklichen Erfolge des Generals Bonoparte einen Grund gegen das Ministerium Pitt gebildet hatten, waren sie in England gewissermaßen mit Beifall begrüßt worden. Seitdem aber diese Erfolge, welche immerfort dauerten und immer größer wurden, Frankreich allein zu gute kamen, seitdem man dieses ebenso sehr durch den Frieden als durch den Krieg, ebenso sehr durch die Politik als durch die Waffen emporkommen sah; seitdem man wahrnahm, daß die italiänische Republik binnen $1^1/_2$ Jahren unter der Präsidentschaft des Generals Bonaparte zu einer französischen Provinz gemacht, Piemont mit Genehmigung des Continents unserm Gebiete einverleibt, Parma und Louisiana durch die einfache Vollziehung der Verträge zur Erweiterung unsrer Besitzungen angewendet und Deutschland endlich durch unsern alleinigen Einfluß umgestaltet worden war; seitdem man alles dies ruhig vor sich gehen sah, als wäre es etwas ganz Natürliches und müsse aus einer allgemein anerkannten Lage wie von selbst hervorgehen: da bemächtigte sich ein offenbarer Verdruß aller englischen Herzen, und dieser Verdruß wurde durchaus nicht verhehlt, wie sich denn die Gesinnungen bei einem leidenschaftlichen, stolzen und freien Volke auch gar nicht verhehlen lassen.

Die Volksclassen, denen der Friede keinen sonderlichen Vortheil brachte, ließen ihre Eifersucht mehr blicken als die andern. Wir haben schon gesagt, daß die Fabrikanten von Birmingham und Manchester für die Hindernisse, die sie in unsern Häfen fanden, durch den Schleichhandel entschädigt wurden, und sich daher nicht sehr beklagten, daß aber die Großhändler, welche die Meere von rivalisirenden Flaggen bedeckt und die Quelle finanziellen Gewinns mit den Anleihen versiegt fanden, öffentlich den Krieg zurückwünschten und sich mit dem Frieden unzufriedener zeigten als selbst die Aristokratie. Dieser in der Regel so stolzen und patriotischen Aristokratie, welche keiner andern Classe der Nation die Ehre einräumt die brittische Größe mehr zu lieben und ihr besser zu dienen als sie, war es in diesem Falle doch nicht unlieb sich durch ihre höhern und großherzigen Ansichten von den Großhändlern zu unterscheiden. Pitt war ihr etwas weniger lieb, seitdem er von der Handelswelt so sehr in den Himmel gehoben wurde; sie hielt sich daher eifrig zu dem Prinzen von Wales, einem Muster aristokratischer Sitten und Ausschweifungen, und besonders an Fox, welcher ihr wegen des Adels seiner Gesinnungen und wegen seiner unvergleichlichen Beredtsamkeit behagte. Aber die in London und den Häfen allmächtigen Großhändler, deren Organe Windham, Grenville und Dundas waren, überschrien den

GESCHICHTE NAPOLEON'S.

Von

A. THIERS.

3. Band. 3. und 4. Lieferung.

Preis: 3 gGr. = $3\frac{3}{4}$ Ngr. = $13\frac{1}{2}$ Xr. rhein. = 12 Xr. C.-M.

Leipzig, 1845.

Ernst Schäfer

Gedruckt bei E. Polz in Leipzig.

GESCHICHTE NAPOLEON'S.

Von

A. THIERS.

Rest der Nation und nährten die englische Presse mit ihren Leidenschaften. Auch begannen die Londoner Zeitungen sich sehr feindselig zu gestalten, überließen jedoch das Geschäft den ersten Consul, dessen Brüder und Schwestern, dessen ganze Familie zu schmähen den von französischen Emigranten redigirten Journalen.

Zum Unglück fehlte es dem Ministerium Addington an aller Energie, so daß es sich von dem anhebenden Gewittersturme mit forttreiben ließ. Es beging aus Schwäche wahrhaft unredliche Handlungen. Es besoldete noch Georges Cadoudal, dessen fortwährende Verschwörungen bekannt waren, es stellte beträchtliche Summen zu seiner Verfügung für die Unterhaltung von Meuchelmördern, deren Schaar unaufhörlich von Portsmouth nach Jersey und von da an die Küste der Bretagne eilte. Es duldete noch fortwährend die Anwesenheit des Pamphletschreibers Peltier in London trotz den gesetzlichen Mitteln, welche die Alien-Bill ihm zu dessen Entfernung gewährte; natürlicherweise begegnete es den verbannten Prinzen mit großer Achtung, beschränkte sich aber freilich nicht auf solche Achtungsbeweise, sondern ließ sie auch zu Truppenmusterungen einladen und ihnen dort die Auszeichnungen der ehemaligen Königswürde zu Theil werden. So handelte es, wir sagen es nochmals, aus Schwäche, denn wäre Addington's Redlichkeit von den Einflüssen der Parteien frei gewesen, so würde ihm ein solches Benehmen widerstanden haben. Er wußte recht wohl, daß er in Georges einen Verschwörer besoldete, wagte aber nicht im Angesicht der Partei Windham, Dundas und Grenville diese alten Werkzeuge der englischen Politik zu entfernen und vielleicht abwendig zu machen.

Durch ein solches Benehmen fühlte sich der erste Consul im Innersten verletzt. Auf die wiederholte Forderung eines Handelsvertrags antwortete er mit dem Verlangen, daß gewisse Journale unterdrückt, Georges und Peltier ausgetrieben und die französischen Prinzen entfernt würden. „Gewähren Sie mir die mir gebührende Genugthuung" sagte er, „die man mir nicht verweigern kann, ohne sich zum Mitschuldigen meiner Feinde zu erklären, und dann werde ich mich nach Mitteln umsehen, Ihren verletzten Interessen Genugthuung zu verschaffen." Aber unter den Forderungen des ersten Consuls fand das englische Ministerium auch nicht eine, die es gelten können zu lassen meinte. In Bezug auf die Unterdrückung gewisser Journale antworteten Addington und Hawkesbury mit Recht: „In England ist die Presse frei; ahmen Sie uns nach und beachten Sie ihre Zügellosigkeiten nicht. Wenn Sie es wünschen, so sollen Klagen erhoben werden, aber auf Ihre eigne Gefahr, d. h. indem Sie riskiren Ihren Feinden einen Triumph zu bereiten." Was Georges, Peltier und die ausgewanderten Prinzen betraf, so konnte Addington keine gesetzliche Entschuldigung geltend machen, denn nach der Alien-Bill hatte er das Recht sie zu entfernen. Hier

stützte er sich bloß auf die Nothwendigkeit in England die öffentliche Meinung zu schonen, dies war aber in Bezug auf einige dieser Leute, deren Ausweisung man verlangte, gewiß ein höchst elender Grund.

Der erste Consul gab sich noch nicht gefangen. „Was zunächst," sagte er, „Ihren Rath in Bezug auf die Zügellosigkeiten der Presse betrifft, so würde er gut sein, wenn es sich bei mir darum handelte die Zügellosigkeit der französischen Presse in Frankreich zu verachten; es läßt sich recht wohl begreifen, daß man sich entschließen kann die Uebelstände der Schreibfreiheit im eignen Lande zu ertragen, weil man die Vortheile bedenkt welche sie gewährt. Das ist eine nur das Innere betreffende Angelegenheit, wobei jede Nation selbst zu beurtheilen hat was sie zu thun angemessen findet. Doch nie darf man leiden, daß die Tagespresse fremde Regierungen beleidige und dadurch das Verhältniß der Staaten zu einander beeinträchtige. Dies wäre ein arger Mißbrauch und eine zwecklose Gefahr. Der Beweis einer solchen Gefahr liegt in den gegenwärtigen Verhältnissen Frankreichs zu England. Wenn die Journale nicht wären, so lebten wir im Frieden, und so befinden wir uns fast im Kriegszustande. In Bezug auf die Presse ist also Ihre Gesetzgebung schlecht. Sie sollten gegen Ihre eigne Regierung alles, aber gegen fremde Regierungen nichts durchlassen. Doch ich will von den Beleidigungen in englischen Zeitungen schweigen. Ich achte Ihre Gesetze, selbst wo sie für andre Nationen lästig sind. Ich ergebe mich also in eine solche nachbarliche Unannehmlichkeit. Aber warum dulden Sie denn die Franzosen in England, welche in London von Ihrer Gesetzgebung einen so gehässigen Gebrauch machen und so nichtswürdiges Geschreibsel in die Welt schicken? Sie haben die Alien-Bill, die eben zu verhindern bezweckt daß Ausländer Schaden stiften; warum wenden Sie diese nicht an? Und nun gar Georges und seine Meuchelmörder, die sämmtlich erwiesenermaßen um die Höllenmaschine gewußt haben, ferner die Bischöfe von Arras und St. Pol de Leon, von denen die Bewohner der Bretagne öffentlich zur Empörung angereizt werden, warum weigern Sie sich, dieselben auszuweisen? Was wird in Ihren Händen aus dem Vertrag von Amiens, welcher ausdrücklich festsetzt, daß man in keinem der beiden Staaten Umtriebe irgend einer Art gegen den andern dulden werde? Sie gewähren den ausgewanderten Prinzen ein Asyl, und das ist allerdings sehr ehrenwerth von Ihnen. Da sich aber das Oberhaupt ihrer Familie in Warschau befindet, warum schicken Sie die andern nicht auch dorthin? Warum ist es ihnen denn gestattet Decorationen zu tragen, die in Frankreich von den Gesetzen nicht mehr anerkannt werden und die große Uebelstände veranlassen, wenn sie neben dem französischen Botschafter, vor seinen Augen und oft an derselben Tafel getragen werden? Sie verlangen," fügte er hinzu, „einen Handelstractat und ein besseres

Verhältniß zwischen beiden Ländern, ei so zeigen Sie sich doch erst weniger übelwollend gegen Frankreich und dann werde ich mich schon nach Mitteln umsehen unsre rivalisirenden Interessen in Einklang zu bringen." An diesen Raisonnements war wohl nichts zu tadeln als die Schwäche des Europa beherrschenden großen Mannes, der sich so weit herabließ sie anzustellen. Was konnte doch dem mächtigen Sieger von Marengo an Georges, Peltier und dem Grafen von Artois mit seinen königlichen Decorationen liegen? Galt ihm sein Glück nichts gegen die Dolche der Meuchelmörder, sein Ruhm nichts gegen die Schmähungen der Pasquillanten und die Liebe Frankreichs nichts gegen die Legitimität der Bourbons? Aber große Seelen haben auch ihre Schwächen; dieser Mann, der so hoch stand, quälte sich mit etwas ab was so niedrig war! Wir haben diese seine Verirrung schon beklagt und können uns nicht enthalten sie von neuem zu beklagen, da jetzt der Augenblick herannaht, wo sie verderbliche Folgen nach sich ziehen sollte.

Der erste Consul war außer sich gerathen und rächte sich durch Antworten im Moniteur, die er oft selbst geschrieben hatte, und dann erkannte man ihren Ursprung an einer unvergleichlichen Frische des Styls. Er beklagte sich über die Gefälligkeit des brittischen Ministeriums gegen den Verschwörer Georges und den Verleumder Peltier. Er fragte warum man solche Gäste dulde, weshalb man ihnen gegen eine befreundete Regierung solche Handlungen gestatte, da man doch durch vorhandene Verträge verpflichtet und durch ein bestehendes Gesetz im Stande sei dieselben zu verhindern. Der erste Consul ging noch weiter und fragte im Moniteur die englische Regierung selbst, ob sie denn so abscheuliche Umtriebe, da sie dieselben leide, nicht auch etwa billige und wünsche, oder ob sie solche vielleicht eben nicht wünsche, zu deren Verhinderung aber zu schwach sei. Der Schluß war dann, daß gar keine Regierung existire wo man die Verleumdung nicht zu unterdrücken, dem Meuchelmorde nicht vorzubeugen, kurz wo man die gesellschaftliche Ordnung Europa's nicht zu erhalten vermöge.

Nun kam die Reihe zu klagen an das englische Ministerium. „Diejenigen Journale," sagte es, „durch deren Aeußerungen Sie sich beleidigt fühlen, sind keine officiellen; wir können nicht dafür einstehen; aber eingestandenermaßen ist der Moniteur das Organ der französischen Regierung, wenn auch die Quelle, woraus er schöpft, nicht schon aus seinen Aeußerungen leicht zu erkennen wäre. Er beleidigt uns täglich; auch wir fordern Genugthuung und zwar mit mehr Grund."

Mit so jämmerlichen Anschuldigungen waren die Depeschen beider Regierungen mehrere Monate lang angefüllt. Plötzlich aber traten ernstlichere Ereig-

nisse ein, die ihrer Zornmüthigkeit zwar einen gefährlichern aber doch wenigstens würdigern Stoff darboten.

Die Schweiz war aus den Händen des Oligarchen Reding in die des Führers der gemäßigten Revolutionsmänner, des Landammans Dolder übergegangen. Die Zurückziehung der französischen Truppen war ein dieser Partei gemachtes Zugeständniß, wodurch sie populär werden sollte, und ein Beweis von der Ungeduld des ersten Consuls sich von den schweizer Angelegenheiten loszumachen. Indessen sollte er keine Frucht von seiner vortrefflichen Saat ernten. Zwar hatten fast alle Cantons die neue Verfassung angenommen und sich die Männer gefallen lassen die mit ihrer Einführung beauftragt waren; aber in den kleinen Cantons Schwytz, Uri, Unterwalden, Appenzell, Glarus und in Graubünden war das von Reding und seinen Freunden angefachte Feuer des Aufruhrs unter den Gebirgsbewohnern ausgebrochen. Die Oligarchen, welche sich schmeichelten ihren Zweck mit Gewalt zu erreichen, wenn nur einmal die französischen Truppen fort wären, hatten die Leute in die Kirchen zusammengerufen und sie zur Verwerfung der vorgelegten Constitution bewogen. Sie hatten ihnen eingeredet, Mailand sei von einer östreichisch-russischen Armee belagert und die französische Republik ihrem Falle so nahe als i. J. 1799. Zur Verwerfung der Constitution hatten sie das Volk treiben können, aber es bis zum Bürgerkriege zu treiben waren sie doch nicht im Stande gewesen. Die kleinen Cantons hatten sich darauf beschränkt Abgeordnete an den französischen Gesandten Verninac mit der Erklärung nach Bern zu schicken, sie gedächten keineswegs die neue Regierung umzustürzen, wollten sich aber von der helvetischen Conföderation absondern, in ihren Gebirgen eine selbstständige Constitution haben und zu ihrer altgewohnten Regierungsform, der reinen Demokratie zurückkehren. Sie begehrten sogar ihr neues Verhältniß zur Centralregierung in Bern unter Frankreichs Auspicien zu reguliren. Solche Mittheilungen mußte der Gesandte Verninac natürlich zurückweisen und die Erklärung geben, daß er keine andre helvetische Regierung als die zu Bern kenne.

In Graubünden fanden tumultuarische Auftritte statt, die besser als alles Andre darthaten welcher Einfluß die Schweiz damals bewegte. Mitten im Thale des Ober-Rheins, welches graubündner Bergbewohner bebauen, lag die dem Kaiser gehörige Herrschaft Bazuns, vermöge deren dieser ein Mitglied des grauen Bundes war und einen directen Einfluß auf die Zusammensetzung der Regierung hatte. Er wählte unter drei ihm vorgeschlagenen Candidaten den Landamman des Landes. Seitdem Graubünden durch Frankreich mit der helvetischen Conföderation vereinigt war, hatte der Kaiser, welcher Bazuns noch fortwährend besaß, sein Besitzthum durch einen Intendanten verwalten lassen. Dieser war an

die Spitze der graubündner Insurgenten getreten und bei allen Zusammenkünften gewesen, worin diese erklärt hatten sich von der helvetischen Conföderation absondern und zur alten Ordnung der Dinge zurückkehren zu wollen. Er hatte die Mission erhalten und angenommen dem Kaiser ihre besten Wünsche zu Füßen zu legen, und daneben auch die inständige Bitte sie unter seinen Schutz zu nehmen.

Deutlicher konnte man doch wohl nicht zu erkennen geben auf welche Partei in Europa man sich zu stützen gedachte. Zu all dieser Gemüthsaufregung kam aber noch etwas weit Aergeres; man griff nämlich zu den Waffen, setzte die von den Oestreichern und Russen im letzten Kriege zurückgelassenen Flinten wieder in Stand, bot und zahlte den alten Soldaten der aus Frankreich vertriebenen Schweizer-Regimenter täglich 18 Sous und gab ihnen dieselben Officiere zurück. Die armen Bergbewohner glaubten treuherzig, ihre Religion und Unabhängigkeit seien bedroht, und strömten tumultuarisch den Insurgentenschaaren zu. Das Geld, welches mit vollen Händen ausgestreut wurde, schossen die reichen schweizer Oligarchen auf die in London deponirten Millionen vor, die nächstens, wenn man triumphirte, disponibel werden mußten. Zum Oberhaupt des Bundes war der Landamman Reding erklärt worden. Diese neuen Märtyrer der schweizer Unabhängigkeit machten Morgarten und Sempach zu ihrem Feldgeschrei.

Es hält schwer eine solche Unklugheit zu begreifen, da die französische Armee überall an den schweizer Grenzen stand. Man hatte ihnen aber eingeredet dem ersten Consul seien die Hände gebunden, die Mächte hätten intervenirt und er könne kein Regiment wieder in die Schweiz einrücken lassen ohne sich einem allgemeinen Kriege auszusetzen, einer solchen Drohung aber würde er gewiß nicht Trotz bieten um den Landamman Dolder und dessen Collegen aufrecht zu erhalten.

Ungeachtet einer solchen Aufregung eilten die armen Bergbewohner von Uri, Schwytz und Unterwalden, welche sich am meisten in diesen traurigen Handel eingelassen hatten, doch nicht so sehr als es ihre Führer gern gesehen hätten, indem sie erklärten nicht bis über ihre Cantons hinausgehen zu wollen. Die helvetische Regierung hatte an 4—5000 Mann zur Verfügung, wovon 1000 bis 1200 zur Bewachung Berns verwendet waren, einige Hundert in verschiedenen Plätzen garnisonirten und 3000 im Canton Luzern an der Grenze von Unterwalden standen. Letztere waren zur Beobachtung der Insurgenten bestimmt. Von diesen war eine Schaar im Dorfe Herghswil postirt. Bald kam es zu Flintenschüssen und es gab auf beiden Seiten mehrere Todte und Verwundete. Während dieser Zusammenstoß auf der Grenze von Unterwalden stattfand, wollte der General Andermatt, welcher die Regierungstruppen befehligte, einige Compagnien Fußvolk in die Stadt Zürich legen, um das dortige Arsenal zu bewachen und

es den Oligarchen nicht in die Hände fallen zu lassen. Die aristokratische Bürgerschaft dieser Stadt leistete Widerstand und verschloß den Soldaten des Generals Andermatt die Thore. Vergebens warf dieser mehrere Granaten in die Stadt; ihre Bewohner ließen ihm heraussagen, sie würden sich lieber verbrennen lassen als sich ergeben und Zürich den Unterdrückern der schweizer Unabhängigkeit überliefern. Zu gleicher Zeit trieben es die Anhänger der alten Berner Aristokratie im Aargau und im Oberlande so arg daß man einen Aufstand befürchtete. Im Canton Wadt ertönte wie gewöhnlich der Ruf nach Vereinigung mit Frankreich. Die schweizer Regierung wußte nicht wie sie aus einer so gefährlichen Lage kommen sollte. Von den Oligarchen mit offner Gewalt bekämpft hatte sie auf ihrer Seite weder die feurigen Patrioten, welche die absolute Einheit wollten, noch auch die ruhigen Massen, welche zwar so leidlich für die Revolution eingenommen waren, von ihr aber nichts kannten als die Schrecken des Kriegs und die Anwesenheit fremder Truppen. Jetzt fing sie an zu spüren welch eine werthvolle Popularität ihr durch den Abzug der französischen Truppen geworden war!

In ihrer Verlegenheit wurde sie mit den Insurgenten über einen Waffenstillstand einig, wendete sich dann an den ersten Consul und ersuchte ihn dringend um Frankreichs Intervention, um welche sich auch die Insurgenten bewarben, da sie doch ihr Verhältniß zur Centralregierung unter den Auspicien des Ministers Verninac regulirt zu sehen wünschten.

Sowie dieses Verlangen nach einer Intervention zu Paris bekannt wurde, bereute es der erste Consul, daß er den Ansichten der Partei Dolder sowie seinem eignen Wunsche die schweizer Händel loszuwerden allzu leicht nachgegeben und die französischen Truppen vorschnell zurückgezogen hatte. Wie bedenklich war jetzt die Maßregel sie wieder in die Schweiz einrücken zu lassen, da sich das übelgestimmte England so schon genug über unsre allzu offenbare Einmischung in die Angelegenheiten der Continentalstaaten beklagte! Uebrigens kannte er noch nicht einmal alles was in der Schweiz vorging, wie weit die Anstifter der Aufregung in den kleinen Cantons ihre wahren Absichten kundgegeben und wie sehr sie sich bereits als das gezeigt hatten was sie wirklich waren, nämlich als Agenten der europäischen Contrerevolution, als Verbündete Oestreichs und Englands. Demnach ließ er sich nicht auf die allgemein begehrte Intervention ein, deren unvermeidliche Folge das Wiedereinrücken der französischen Truppen in die Schweiz, die militärische Besetzung eines unabhängigen von Europa garantirten Staates gewesen wäre.

Diese abschlägige Antwort setzte die helvetische Regierung in Bestürzung. Man wußte in Bern nicht was man anfangen sollte, denn man war von einem baldigen Bruch des Waffenstillstandes und von einem Aufstande der Bauern des

Oberlandes bedroht. Einige Regierungsmitglieder gedachten den Landamman Dolder aufzuopfern, der als Haupt der Gemäßigten ebenso sehr bei den patriotischen Unitariern als bei den Oligarchen verhaßt war. Beide Parteien versprachen sich unter dieser Bedingung zu beruhigen. Man begab sich zum Bürger Dolder und that ihm gewissermaßen Gewalt an, so daß er zuletzt so schwach war in seine Amtsentsagung zu willigen. Standhafter war der Senat, welcher den Austritt des Bürgers Dolder nicht genehmigte; dieser aber blieb dabei. Da griff man zu einem Mittel, das Versammlungen gewöhnlich anwenden wenn sie nicht mehr wissen wo aus noch ein, und ertheilte einer außerordentlichen Commission den Auftrag den Weg zum Heil aufzusuchen. Aber gerade in diesem Augenblicke wurde der Waffenstillstand gebrochen, die Insurgenten rückten gegen Bern an und nöthigten den General Andermatt vor ihnen zurückzuweichen. Diese Insurgenten bestanden aus 1500—2000 Bauern, die neben dem Crucifix den Carabiner trugen und vor denen die Soldaten der Schweizer-Regimenter herzogen, welche einst in französischen Diensten standen und am 10. August mit heiler Haut davongekommen waren. Bald erschienen sie vor den Thoren von Bern und feuerten ein paarmal aus schlechten Kanonen, die sie mit sich geschleppt hatten. Unter dem Vorwande die Stadt retten zu wollen legte sich die Municipalität in's Mittel und schloß eine Capitulation ab. Es wurde ausgemacht, daß sich die Regierung, um der Stadt die Schrecken eines Sturmes zu ersparen, sich nebst den Truppen des Generals Andermatt in's Wadtland zurückzöge. Diese Capitulation wurde auch sogleich vollzogen. Die Regierung begab sich nach Lausanne, wohin ihr der französische Gesandte folgte. Ihre Truppen, welche sich seit der Uebergabe des Landes 4000 Mann stark zu Payern concentrirt hatten, waren von recht gutem Geiste beseelt und wurden noch obendrein durch die im Wadtlande herrschende Stimmung ermuthigt, waren aber doch nicht im Stande Bern wiederzuerobern.

Gleich etablirte sich die oligarchische Partei in Bern und setzte, um die Sache nicht bloß halb zu thun, den Schultheißen wieder ein welcher i. J. 1798 zur Zeit der ersten Revolution dieses Amt verwaltet hatte. Dieser Schultheiß war Mülinen. So hatte man denn eine materiell und formell vollständige Contrerevolution, welche in ihrer Ueberschreitung alles gesunden Urtheils ohne die wahnsinnigen Illusionen der Parteien und ohne die lächerlichen in der Schweiz umlaufenden Gerüchte über die vermeintliche Ohnmacht der französischen Regierung ganz unbegreiflich gewesen wäre.

Da nun aber die Dinge einmal bis zu diesem Punkte gediehen waren, durfte man sich auch auf die Langmuth des ersten Consuls keine Rechnung mehr machen. Bei einer hereinbrechenden Contrerevolution, welche die Alpen den Feinden Frank-

reichs zu überliefern bezweckte, war er nicht der Mann die Hände in den Schoß zu legen. Er mochte den Agenten der oligarchischen Regierung gar nicht sehen und den Mittelspersonen, welche für diesen das Wort zu nehmen beauftragt waren, antwortete er, sein Entschluß sei gefaßt. „Von jetzt an," sagte er zu ihnen, „bleibe ich nicht mehr neutral und in Unthätigkeit. Wohl gedachte ich die Unabhängigkeit der Schweiz zu respectiren und die Empfindlichkeit Europa's zu schonen, ja ich habe die Bedenklichkeit bis zu einem wahrhaften Fehler getrieben, daß ich nämlich die französischen Truppen abziehen ließ. Wenn man aber die Frankreich feindseligen Interessen immer weiter verfolgt, kann ich die Augen nicht mehr zudrücken. So lange ich in der Schweiz nur Conflicte sah, welche zu weiter nichts führen konnten als die oder jene Partei etwas stärker zu machen denn eine andre, mochte ich sie wohl sich selbst überlassen; wenn es sich aber, wie jetzt, um eine offne Contrerevolution handelt, welche durch ehedem den Bourbons dienende und dann in Englands Sold übergegangene Soldaten ausgeführt wurde, kann ich mich gar nicht länger täuschen. Wollten mich diese Insurgenten noch in einer Illusion lassen, so mußten sie bei ihrem Verhalten mehr Verstellung beobachten und nicht die Soldaten des Regiments Bachmann an die Spitze ihrer Colonnen stellen. Nirgends werde ich eine Contrerevolution dulden, ebenso wenig in der Schweiz, in Italien und Holland als in Frankreich selbst. Ich mag nicht 1500 englischen Söldnern das furchtbare Bollwerk der Alpen preisgeben, welches die europäische Coalition unsern erschöpften Soldaten in zwei Feldzügen nicht zu entreißen vermochte. Man redet mir etwas vom Willen des Schweizervolkes vor; aber in der Stimme von 200 aristokratischen Familien kann ich den Volkswillen nicht wahrnehmen. Aus Achtung vor diesem wackern Volke kann ich mir nicht einbilden, daß es ein solches Joch wolle. Uebrigens aber giebt es auch noch etwas, worauf ich mehr Gewicht lege als auf den Willen des Schweizervolks, und das ist die Sicherheit von 40 Millionen Menschen, über die ich gebiete. Ich werde den Vermittler der schweizer Eidgenossenschaft machen und ihr eine auf Rechtsgleichheit und Bodenbeschaffenheit gegründete Constitution geben. Um meine wohlthätigen Absichten sicher in's Leben zu rufen, werde ich 30,000 Mann an der Grenze aufstellen. Sollte es mir aber wider Verhoffen nicht gelingen einem Volke, für das ich mich interessire und alles Gute thun möchte das es verdient, die Ruhe zu sichern, so ist mein Entschluß gefaßt. Alles was nach Sitten und Bodenbeschaffenheit zur Franche-Comté paßt, schlage ich zu Frankreich, den Rest überlasse ich den Bergbewohnern der kleinen Cantons, gebe diesen ihre alte Staatsverfassung aus dem vierzehnten Jahrhundert zurück und überlasse sie sich selbst. Mein gegenwärtiges Princip ist unwandelbar: entweder eine Frankreich befreundete oder gar keine Schweiz."

Der erste Consul befahl Talleyrand binnen zwölf Stunden den Berner Abgesandten von Paris abreisen zu lassen und ihm nicht zu verhehlen, daß er seinen Committenten keinen bessern Dienst leisten könne als wenn er sich in Bern selbst befände und ihnen den guten Rath gebe sich augenblicklich aufzulösen, wenn ihnen nicht eine französische Armee über den Hals kommen sollte. Er entwarf eigenhändig eine kurze und bündige Proclamation an das helvetische Volk, welche so lautete:

„Bewohner Helvetiens, seit zwei Jahren bietet ihr ein trübseliges Schauspiel dar. Entgegengesetzte Factionen bemächtigten sich nach der Reihe der Gewalt und bezeichneten ihre ephemere Herrschaft durch ein System der Parteilichkeit, woraus ihre Schwäche und Ungeschicklichkeit hervorging.

„Im Laufe des Jahres X wünschte eure Regierung das kleine französische Truppencorps, welches in Helvetien stand, entfernt zu sehen. Gern ergriff die französische Regierung diese Gelegenheit eure Selbstständigkeit zu ehren, aber bald darauf regten sich eure verschiedenen Parteien mit erneuter Wuth; Schweizerblut floß durch die Hände der Schweizer.

„Drei Jahre lang habt ihr euch herumgestritten ohne euch zu verständigen. Läßt man euch noch länger machen, so werdet ihr einander drei Jahre lang todtschlagen, ohne euch deshalb besser zu verständigen. Auch beweis't eure Geschichte, daß eure innern Kriege immer nur durch eine freundschaftliche Intervention Frankreichs haben beendigt werden können.

„Zwar hatte ich beschlossen in eure Händel mich gar nicht zu mischen, denn immer sah ich eure verschiedenen Regierungen guten Rath von mir verlangen, ihn aber nie befolgen und zuweilen je nach ihren Interessen und Leidenschaften sogar meinen Namen mißbrauchen. Aber bei dem Unheil, das über euch hereinzubrechen droht, kann und darf ich nicht gleichgültig bleiben; ich nehme meinen Entschluß zurück. Ich will eure Zwistigkeiten vermitteln; aber diese meine Vermittelung wird wirksam sein wie es dem großen Volke angemessen ist, in dessen Namen ich spreche."

An diesen großartigen Eingang reihten sich gebieterische Anordnungen. Fünf Tage nach Bekanntmachung dieser Proclamation sollte die nach Lausanne geflüchtete Regierung in Bern wieder eingetroffen sein, die insurrectionelle Regierung sich aufgelös't, alle bewaffneten Schaaren außer der Armee des Generals Andermatt sich zerstreut und die Soldaten der ehemaligen Schweizer-Regimenter in den Gemeinden, denen sie angehörten, ihre Waffen niedergelegt haben. Endlich wurden alle Männer, welche seit drei Jahren öffentliche Aemter bekleidet hatten, welcher Partei sie auch angehören möchten, nach Paris geladen, um sich dort mit dem

ersten Consul über die Mittel zur Beendigung der Unruhen ihres Vaterlandes zu berathen.

Der erste Consul ertheilte seinem Adjutanten dem Obersten Rapp den Auftrag sich sofort nach der Schweiz zu begeben, um die Proclamation allen gesetzmäßigen oder insurrectionellen Behörden einzuhändigen, zuerst nach Lausanne zu gehen, dann nach Bern, Zürich und Luzern, kurz überallhin wo es einen Widerstand zu überwinden gebe. Uebrigens sollte der Oberst Rapp über die Truppenbewegung mit dem General Ney Rücksprache nehmen, unter dessen Commando sie standen. Schon waren Befehle abgegangen um diese Truppen marschiren zu lassen. Zuerst fand eine Zusammenziehung von 7—8000 Mann in Genf statt, die man aus Wallis, Savoyen und den Rhônedepartements genommen hatte. In Pontarlier versammelten sich 6000, in Hüningen und Basel ebenfalls 6000 Mann. Eine gleich starke Division wurde in der italiänischen Republik zusammengezogen, welche durch die italiänischen Vogteien in die Schweiz einrücken sollte. Der General Ney sollte in Genf die Mittheilungen des Obersten Rapp erwarten und auf das erste Signal desselben mit der in Genf zusammengetretenen Colonne in das Wadtland einrücken, unterwegs die über Pontarlier kommende an sich ziehen und sich mit 12—15,000 Mann auf Bern werfen. Die über Basel marschirenden Truppen hatten Befehl sich in den kleinen Cantons mit den durch die italiänischen Vogteien heranziehenden Detachements zu vereinigen.

Alle diese Anordnungen waren mit außerordentlicher Raschheit getroffen worden, denn binnen 48 Stunden war der Entschluß gefaßt, die Proclamation entworfen, die Marschordre an alle Truppencorps ausgefertigt und der Oberst Rapp nach der Schweiz unterwegs. Mit ruhiger Entschlossenheit wartete der erste Consul ab, welchen Eindruck ein so kühner Entschluß in Europa hervorbringen werde, der nach allem was schon in Italien und Deutschland geschehen war eine Macht, die schon jedermann ein Dorn im Auge war, noch weiter in den Vordergrund treten ließ. Was aber auch daraus entstehen mochte, und wäre es selbst ein Krieg gewesen, sein Entschluß war eine weise Maßregel, denn es handelte sich um nichts Geringeres als der europäischen Coalition die Alpen nicht in die Hände fallen zu lassen. Steht die Energie im Dienste der Klugheit, so gewährt sie das schönste Schauspiel welches die Politik nur immer darbieten kann.

Da sich der nach Paris geschickte Agent der Berner Oligarchie so übel empfangen sah, hatte er sich an die Gesandten der Höfe von Oestreich, Rußland, Preußen und England gewendet. Obwohl Markoff beständig gegen Frankreichs Benehmen in Europa declamirte, so wagte doch auch er keine Antwort. Alle übrigen Repräsentanten der Mächte schwiegen gleichfalls, mit Ausnahme des englischen Botschafters Mery. Letzterer hörte den Berner Abgesandten an und ließ

dann sogleich einen Courier abgehen um seinen Hof von den schweizer Vorgängen zu benachrichtigen und ihm die Anzeige zu machen, daß die Berner Regierung Englands Schutz ausdrücklich anrufe.

Mery's Courier traf bei Lord Hawkesbury gleichzeitig mit den französischen Journalen in London ein. Sogleich erhob sich in England ein großes Geschrei zu Gunsten des wackern helvetischen Volks, welches angeblich seine Religion und Freiheit gegen einen barbarischen Unterdrücker vertheidige. Man stellte sich damals in England als sei man von einem Gefühl ergriffen, welches in unsern Tagen ganz Europa zu Gunsten der von den Türken niedergemetzelten Griechen hegte; von einem solchen wollten die Engländer gegen die Berner Oligarchen erfüllt sein, welche die armen Bauern für die Erhaltung ihrer Vorrechte zu den Waffen riefen. In ihrem erheuchelten Eifer eröffneten sie Subscriptionen. Indessen lag die Affectation einer solchen Aufregung zu sehr auf der Hand als daß sie hätte allgemein werden sollen; sie verbreitete sich nicht unterhalb der hochgestellten Volksclassen, welche sich allein um die politischen Angelegenheiten zu kümmern pflegten. Grenville, Windham und Dundas reis'ten im Lande umher, um die Gemüther zu erhitzen, und klagten mit erneuter Heftigkeit über die von ihnen sogenannte Schwäche des Ministeriums Addington. Eben war das Parlament erneuert worden und sollte in Folge einer allgemeinen Wahl wieder zusammentreten. Das englische Cabinet stand zwischen der Partei Pitt, welche sich vor sichtlichen Augen von ihm lossagte, und der Partei Fox, die zwar seit dem Friedensschluß milder geworden aber doch stets in der Opposition geblieben war, und wußte daher gar nicht auf welche von beiden es sich stützen sollte. Es hatte nicht wenig Angst vor den Sitzungen des neuen Parlaments und glaubte einige diplomatische Schritte thun zu müssen, deren es sich wider seine Gegner bedienen könnte.

Der erste Schritt den man zu thun gedachte war der, eine Note nach Paris zu senden, um zu Gunsten der Selbstständigkeit der Schweiz zu reclamiren und gegen jede materielle Intervention von Seiten Frankreichs zu protestiren. Dies war nicht die Art und Weise den ersten Consul aufzuhalten, sondern diente nur dazu einen Austausch unangenehmer Mittheilungen herbeizuführen. Indessen blieb das Ministerium Addington auch nicht dabei stehen. Es schickte den Agenten Moore mit dem Auftrag an Ort und Stelle, die Häupter der Insurgenten zu besuchen und anzuhören, um sich zu überzeugen ob sie zu ihrer Vertheidigung ordentlich entschlossen wären und ihnen für diesen Fall englische Subsidien zu verheißen. Er hatte Befehl Waffen in Deutschland anzukaufen und sie ihnen zukommen zu lassen. Dieser Schritt war offenbar weder redlich noch leicht zu rechtfertigen. Noch ernstere Mittheilungen wurden an den Hof von Oestreich gerichtet, um dessen alte Abneigung gegen Frankreich wieder aufzuregen, den neuen Groll

wegen der deutschen Angelegenheiten zu verstärken und ihn besonders wegen der Alpengrenze besorgt zu machen. Man ging so weit ihm eine Subsidie von 100 Millionen Gulden (225 Millionen Francs) anzubieten, wenn er die Sache der Schweiz zur seinigen machen wolle. So lautete wenigstens die Nachricht, welche Haugwitz selbst nach Paris gelangen ließ, der sich große Mühe gab stets alles das kennen zu lernen was zur Aufrechthaltung des Friedens beitragen konnte. Weniger offen trat man dem Kaiser Alexander entgegen, von dem man wußte daß er in Folge der in Regensburg bewirkten Vermittelung ziemlich tief in die französische Politik verwickelt sei. Das preußische Cabinet wurde ganz übergangen, weil es notorisch dem ersten Consul zugethan war und man es eben deshalb zurückhaltend und kalt behandelte.

Wie unangemessen die Schritte des brittischen Cabinets mitten im Frieden sein mochten, so konnten sie doch keine bedeutenden Folgen haben, weil es alle Höfe des Continents mehr oder weniger an die Politik des ersten Consuls geknüpft finden mußte und zwar einige, wie Rußland, weil sie gegenwärtig mit ihm zusammenwirkten, andre aber, wie Preußen und Oestreich, weil sie begierig waren ganz persönliche Vortheile von ihm zu erlangen. Es war gerade zur Zeit als Oestreich eine Ausdehnung der Entschädigung für den Erzherzog von Toscana haben wollte und auch am Ende bekam. Aber das englische Cabinet ergriff eine noch weit bedenklichere Maßregel, welche später unermeßliche Folgen hatte. Wohl war der Befehl zur Räumung von Aegypten expedirt, aber noch nicht der zur Räumung Malta's. Dieser Verzug war bisher leicht zu entschuldigen gewesen und fiel mehr der französischen als englischen Kanzlei zur Last. Talleyrand hatte, wie man sich erinnern wird, eine von den Stipulationen von Amiens noch nicht ausgeführt, nämlich die Bestimmung daß Preußen, Rußland, Oestreich und Spanien ersucht werden sollten die auf Malta einzuführende neue Ordnung der Dinge zu garantiren. Gleich in den ersten Tagen nach Unterzeichnung des Vertrags hatten sich die englischen Minister, welche eine solche Garantie gern vor der Räumung Malta's ausgewirkt hätten, eifrig bemüht sie bei allen Höfen zu erlangen. Die französischen Agenten aber hatten von ihrem Minister keine Instruction erhalten. Champagny war so klug gewesen in Wien so zu handeln als wenn er mit Instructionen versehen gewesen wäre, und so hatte Oestreich seine Garantie bewilligt. Dagegen war der junge Kaiser von Rußland, der nicht gleich seinem Vater an allem Interesse nahm was den Johanniterorden betraf, und welcher die von ihm verlangte Garantie lästig fand weil sie ihn früher oder später verpflichten konnte zwischen Frankreich und England Partei zu nehmen, zur Gewährleistung keineswegs geneigt. Da der französische Gesandte keine Instruction hatte und so das englische Ministerium bei diesem Schritt nicht unterstützen konnte, auch nicht

eigenmächtig zu handeln wagte, wurde das russische Cabinet nicht gedrängt sich zu erklären und benutzte diesen Umstand dazu gar nicht zu antworten. Dasselbe geschah aus gleichen Gründen in Berlin. Durch eine solche Nachlässigkeit, die mehrere Monate dauerte, war die Frage über die Garantie unerledigt geblieben und die englischen Minister hatten ein Recht gehabt die Räumung aufzuschieben, ohne daß man ihnen eine üble Absicht beimessen konnte. Zwar befand sich die neapolitanische Garnison, welche dem Vertrage gemäß bis zur Wiederherstellung des Ordens auf Malta sein sollte, wirklich auf dieser Insel, hatte aber außerhalb der Festungswerke bleiben müssen. Endlich, aber freilich zu spät, hatte die französische Kanzlei ein Lebenszeichen von sich gegeben. Der Kaiser von Rußland wurde gedrängt sich zu erklären und verweigerte seine Garantie. Hierzu kam noch eine andre Verlegenheit. Der vom Papst ernannte Großmeister Ruspoli, welcher über das Schicksal seines Vorgängers Hompesch in Schrecken gerathen war und auch einsah daß die Aufgabe des Malteserordens nicht darin bestand die Ungläubigen zu bekämpfen sondern sich zwischen zwei großen Seemächten im Gleichgewicht zu erhalten, während er doch sicher einer von beiden zur Beute werden mußte, wollte die ihm angetragene lästige und doch eitle Würde nicht annehmen und leistete ebenso gut den Bitten des römischen Hofs als den dringenden Einladungen des ersten Consuls Widerstand.

Aus solchen Ursachen hatte die Räumung Malta's im November 1802 noch nicht stattgefunden. Für das englische Cabinet entstand daraus die gefährliche Versuchung sie noch länger aufzuschieben. Und in der That ging an demselben Tage, wo der Agent Moore nach der Schweiz abreis'te, eine Fregatte nach dem Mittelmeere unter Segel, welche der Besatzung von Malta den Befehl bringen sollte auf der Insel zu bleiben. Dies war ein gewaltiger Mißgriff von Seiten eines Ministeriums welches den Frieden zu erhalten wünschte, denn dadurch mußte es in England eine nationale Begierde anregen, der niemand mehr widerstehen konnte, sobald sie einmal Wurzel gefaßt hatte. Ferner verletzte es dadurch geradezu den Vertrag von Amiens, während sein Gegner eben seinen Stolz darein gesetzt hatte ihn pünktlich zu vollziehen, und höchst wahrscheinlich noch einen größern Stolz darein setzte alle Unterzeichner jenes Tractats zu dessen Ausführung anzuhalten. Ein solches Verfahren war unklug und dabei gar nicht in der Ordnung. Die Reclamationen des brittischen Cabinets für die Unabhängigkeit der Schweiz wurden vom französischen Cabinet sehr übel aufgenommen, und obwohl man voraussehen konnte welche Folgen diese üble Aufnahme haben würde, so ließ sich doch der erste Consul keineswegs wankend machen. Er blieb mehr als je fest bei seinen Entschlüssen, wiederholte die dem General Ney ertheilten Befehle und empfahl ihm die rascheste und entschiedenste Vollziehung derselben. Er wollte beweisen

daß der vorgebliche Nationalaufstand in der Schweiz nichts als ein lächerliches Beginnen sei, welches nur durch das Interesse einiger Familien hervorgerufen und ebenso schnell unterdrückt als entstanden sein werde.

Er war der Ueberzeugung daß er unter diesen Umständen einem großen Nationalinteresse gehorchte, fühlte sich aber auch gereizt daß man ihn vor den Augen Europa's gewissermaßen so herausforderte, denn die Insurgenten sagten laut und ihre Agenten wiederholten überall, dem ersten Consul seien die Hände gebunden und er werde nicht zu handeln wagen. Die auf seinen Befehl an Lord Hawkesbury gerichtete Antwort hatte etwas wahrhaft Außerordentliches. Wir theilen ihren Hauptinhalt mit, ohne aber jemandem den Rath zu geben sie irgend einmal nachzuahmen. „Sie werden beauftragt," schrieb Talleyrand an Otto, „dem brittischen Ministerium zu erklären daß, wenn es wegen seiner parlamentarischen Stellung zu irgend einer Kundmachung oder Veröffentlichung seine Zuflucht nehme, woraus etwa hervorginge daß der erste Consul dies oder jenes nicht gethan, weil man ihn daran verhindert habe, er es augenblicklich thun werde. Uebrigens ist in Bezug auf die Schweiz, was man auch sage oder nicht sage, sein Entschluß unwiderruflich. Er wird 1500 englischen Söldnern die Alpen nicht preisgeben. Er will die Schweiz nicht in ein zweites Jersey verwandeln lassen. Der erste Consul wünscht keinen Krieg, weil er glaubt daß das französische Volk in der Ausdehnung seines Handels ebenso große Vortheile finden kann als in der seines Gebiets. Indessen würde ihn auch keine Rücksicht davon abhalten, wenn ihm die Ehre oder das Interesse der Republik geböte wieder zu den Waffen zu greifen. Sie werden nie vom Kriege sprechen," schrieb Talleyrand ferner an Otto, „aber Sie werden auch nicht leiden daß man mit Ihnen davon spricht. Die geringste Drohung, möchte man sie auch noch so indirect vorbringen, müßte mit dem größten Stolze aufgefaßt werden. Mit was für einem Kriege könnte man uns auch drohen? Mit einem Seekriege? Unser Handel hat ja kaum wieder begonnen und wir würden den Engländern keine sonderlich werthvolle Beute liefern. Unsre Antillen sind mit heimisch gewordenen Soldaten besetzt; auf St. Domingo allein liegen 25,000 M. Zwar würde man unsre Häfen blockiren, aber sobald als der Krieg erklärt wäre, würde sich auch England blockirt sehen. Unsre Truppen würden die Küsten von Hannover, Holland, Portugal und Italien bis hinab nach Tarent besetzen. Diejenigen Länder, die wir allzu offenbar zu beherrschen angeklagt werden, wie Ligurien, die Lombardei, die Schweiz und Holland, würden wir nicht in einer solchen ungewissen Lage lassen, worin sie uns tausendfache Verlegenheiten bereiten, sondern in französische Provinzen verwandeln, die uns als unermeßliche Hülfsquellen dienen würden, und auf die Art würde man uns zur Verwirklichung des gallischen Reichs zwingen, womit man

Europa fortwährend zu schrecken sucht. Und was würde erst geschehen, wenn der erste Consul Frankreichs Hauptstadt verließe, sich in Lille oder St. Omer setzte, alle flachen Fahrzeuge Flanderns und Hollands vereinigte, Transportmittel für 100,000 Mann zusammenbrächte und England in der Angst vor einer stets möglichen und fast gewissen Invasion erhielte? Würde England einen Continentalkrieg erregen? Wo sollte es aber Bundesgenossen hernehmen? Es würde sie nicht in Preußen oder Baiern finden, welche es Frankreich zu verdanken haben daß man ihnen bei der Regulirung des Gebiets Gerechtigkeit hat widerfahren lassen. Auch nicht in Oestreich, das sich völlig erschöpft hat, während es der brittischen Politik dienen wollte. Erneuerte man den Continentalkrieg, so würden wir durch England jedenfalls zur Eroberung von Europa genöthigt. Der erste Consul ist erst 33 Jahre alt und hat bisher nur Staaten zweiten Ranges vernichtet, wer weiß ob er viel Zeit brauchen würde, wenn man ihn zwänge die Gestalt Europa's abermals zu verändern und das occidentalische Kaiserthum wieder aufzurichten."

Alle Leiden Europa's und namentlich auch die Frankreichs lagen in diesen furchtbaren Worten, die man versucht sein könnte für nachträglich geschrieben zu halten, so richtig prophezeihen sie*). So war denn der Löwe herangewachsen, fühlte seine Kraft und war bereit sie anzuwenden. Hinter der Schranke des Oceans machte sich England das Vergnügen ihn zu reizen. Indessen war diese Schranke doch nicht unübersteiglich, auch fehlte gar nicht so viel daran daß sie überstiegen wurde; wäre dies aber der Fall gewesen, so würde England die Aufreizungen bitter beklagt haben, wozu es von seiner unheilbaren Eifersucht angetrieben wurde. Uebrigens war dies hinsichtlich des Festlandes eine grausame Politik, indem dieses alle Folgen eines ebenso unnöthigen als ungerechten Krieges entgelten mußte.

Otto sollte weder Aegypten noch Malta erwähnen, indem man auch nicht einmal voraussetzen wollte, daß England fähig sein könnte einen feierlichen im Angesicht der Welt unterzeichneten Vertrag zu verletzen. Man wies ihn an, Frankreichs Politik nur in die Worte zusammenzufassen: Wir wollen den ganzen Vertrag von Amiens, aber auch nichts als den Vertrag von Amiens.

Otto war dem ersten Consul zwar sehr folgsam, aber als staatskluger Kopf da, wo es nützlich werden konnte, auch im Stande bei der Vollziehung seiner Aufträge einigermaßen eigenmächtig zu handeln, und milderte im gegenwärtigen Falle die hochfahrenden Worte seiner Regierung nicht wenig. Dennoch setzte er auch mit dieser gemilderten Antwort den Lord Hawkesbury in Verlegenheit,

---

*) Die Depesche, deren Hauptinhalt wir so eben mitgetheilt haben, ist vom 1. Brumaire des Jahres XI. von Talleyrand an Otto geschrieben und vom ersten Consul dictirt.

da ihm vor dem nahen Zusammentritt des Parlaments bangte, dem er gern etwas Befriedigendes zu sagen haben wollte. Er drang auf eine Note. Da aber Otto angewiesen war ihm eine solche zu versagen, so gab er ihm auch keine, erklärte aber mündlich, die Zusammenkunft der vornehmsten schweizer Bürger in Paris bezwecke nicht eine Nachahmung der Vorgänge in der italiänischen Consulta zu Lyon, sondern wolle nur der Schweiz eine wohlberechnete auf Gerechtigkeit und die Natur des Landes basirte Constitution geben, ohne der einen Partei über die andre den Sieg zu verschaffen. Während sich Lord Hawkesbury mit Otto besprach, erwartete ihn das englische Cabinet, das eben versammelt war um Frankreichs Antwort zu vernehmen. Er schien verlegen und mißvergnügt zu sein. Auf die Erklärung, daß Frankreich den ganzen Vertrag von Amiens, aber auch nichts als den Vertrag von Amiens wolle, antwortete er, die Anspielung auf Malta recht wohl fühlend: „Wir wollen den Zustand des Continents zur Zeit des Vertrags von Amiens, aber auch nichts als diesen Zustand."

Als der erste Consul die Frage so stellen sah, gab er auf der Stelle eine sehr kategorische Antwort. Auf seinen Befehl schrieb Talleyrand: „Frankreich nimmt die vom Lord Hawkesbury gemachte Bedingung an. Zur Zeit der Unterzeichnung des Vertrags von Amiens hatte Frankreich 10,000 Mann in der Schweiz, 30,000 in Piemont, 40,000 in Italien und 12,000 in Holland. Sollen die Dinge wieder auf diesen Fuß gestellt werden? Zu jener Zeit machten wir England das Anerbieten, es sollte sich mit uns über die Angelegenheiten des Continents verständigen, wofern es anders die neu gebildeten Staaten anerkennen und garantiren wolle. Es wies dieses Anerbieten von der Hand und wollte ebenso wenig etwas mit einem Königreich Hetrurien als mit einer italiänischen und ligurischen Republik zu schaffen haben. So brauchte es zwar diese neuen Staaten nicht zu garantiren, verlor aber auch die Gelegenheit sich später in die sie betreffenden Angelegenheiten einzumischen. Uebrigens kannte es alles was bereits geschehen oder noch im Werke war; es wußte ebenso gut daß die italiänische Republik dem ersten Consul die Präsidentschaft übertragen hatte als daß Piemont mit Frankreich vereinigt werden sollte (hatte man ihm doch die für den König von Sardinien geforderte Entschädigung abgeschlagen), und dennoch unterzeichnete es den Vertrag von Amiens! Worüber klagt es denn also? Es bedang sich den einzigen Punkt aus, daß Tarent binnen drei Monaten geräumt würde, und es ist in zwei Monaten geräumt worden. Von der Schweiz war es bekannt daß man an ihrer Constituirung arbeitete, und niemand konnte sich einbilden Frankreich würde dort eine Contrerevolution aufkommen lassen. Aber auch davon abgesehen, was kann man selbst aus dem Gesichtspunkte des strengen Rechts noch dagegen einwenden? Die helvetische Regierung hat Frankreichs Vermittelung nachgesucht.

Auch die kleinen Cantons haben es darum angesprochen, weil sie unter den Auspicien des ersten Consuls ihr Verhältniß zur Centralbehörde zu ordnen wünschten. Bürger von allen Parteien, selbst von der der Oligarchen (z. B. Mülinen und Affry) berathen sich mit dem ersten Consul in Paris. — Findet England etwas Neues im Stande der deutschen Angelegenheiten? Sind sie etwas Andres als eine buchstäbliche Vollziehung des Vertrags von Luneville, der lange vor Abschluß des Vertrags von Amiens bekannt und veröffentlicht war? Warum hat England die in Bezug auf Deutschland getroffenen Anordnungen durch seine Unterschrift gut geheißen, wenn ihm die Secularisationen nicht behagten? Hat nicht auch der König von Großbritannien als König von Hannover die Unterhandlungen in Deutschland durch Annahme des Bisthums Osnabrück thatsächlich gebilligt? Warum hätte man denn übrigens das Haus Hannover so gut und so freigebig bedacht, wenn es nicht aus Achtung gegen England geschehen wäre? Vor einem halben Jahre wollte das brittische Cabinet mit den Continentalangelegenheiten nichts zu schaffen haben; jetzt will es das aber; mag es dies machen wie es ihm gefällt: ist es denn aber bei diesen Angelegenheiten mehr interessirt als Preußen, Rußland und Oestreich? Nun sind jedoch diese drei Mächte gegenwärtig mit den Vorgängen in Deutschland einverstanden. Wäre denn etwa England fähiger als sie zur Beurtheilung der Continentalinteressen? Zwar ist bei der großen Unterhandlung über die deutschen Angelegenheiten der Name des Königs von England allerdings nicht vorgekommen. Man hat ihn gar nicht erwähnt, und dies mag wohl ein Volk verletzen, das eine bedeutende Stellung in Europa einnehmen will und einzunehmen berechtigt ist. Aber wer ist denn schuld daran als England selbst? Am liebsten hätte es der erste Consul gesehen, wenn er freundschaftlich und vertrauungsvoll im Verein mit England wirken, mit ihm die wichtigen Fragen lösen konnte, die er nun in Gemeinschaft mit Rußland gelöst hat; aber Freundschaft und Vertrauen müssen gegenseitig sein. Doch in England ertönt nur das Geschrei des Hasses gegen Frankreich. Man sagt, dies bringe die englische Constitution so mit sich. Schön; gebietet sie denn aber auch französische Pasquillanten nebst den Erfindern der Höllenmaschine in London zu dulden und die Glieder des Hauses Bourbon als Fürsten aufzunehmen und mit allen der Souveränität gebührenden Ehrenbezeigungen zu behandeln? Wenn man dem ersten Consul zeigt, daß man anders gesinnt ist, wird auch er seine Gesinnung ändern und seinen Einfluß auf Europa mit England theilen, wie er ihn jetzt mit Rußland getheilt hat."

Wir wissen nicht ob uns unsre patriotische Gesinnung verblendet, doch streben wir nach Wahrheit ohne Ansehen der Nation; und wahrhaftig! es scheint uns als

habe man auf die dringende Argumentation des ersten Consuls nichts Gegründetes erwiedern können. Bei der Unterzeichnung des Vertrags von Amiens wußte England recht gut, daß Frankreich seine Nachbarstaaten beherrschte, mit seinen Truppen Italien, die Schweiz und Holland besetzt hielt und zur Vertheilung der Entschädigungen in Deutschland zu schreiten im Begriff war; wohl wußte es dies alles, sehnte sich aber sehr nach dem Frieden und unterzeichnete den Vertrag von Amiens, ohne sich um die Interessen des Continents zu kümmern. Da jedoch jetzt in seinen Augen der Friede nicht so viel Reiz mehr hatte als in den ersten Tagen, seinem Handel nicht die anfangs gehofften Vortheile erblühen wollten, die Partei Pitt das Haupt wieder erhob und die nach den Kriegsstürmen eingetretene Ruhe endlich Frankreichs Macht und Ruhm deutlicher hervortreten ließ, jetzt kam Englands Eifersucht zum Ausbruche! Ohne sich auf eine Verletzung des Vertrags von Amiens berufen zu können, gab es dem Gedanken Raum ihn selbst auf die frechste und unerhörteste Weise zu verletzen!

Haugwitz mit seinem sehr durchdringenden Blick beurtheilte das brittische Cabinet wohl sehr richtig, als er bei dieser Gelegenheit zu unserm Gesandten sagte: „Das schwache Ministerium Addington hatte es mit dem Frieden so eilig, daß es über alles wegging und keine einzige Einwendung machte; nun es aber bemerkt, daß Frankreich groß ist und seine Größe zu benutzen gedenkt, will es den von ihm unterzeichneten Vertrag zerreißen!“

Während eines so lebhaften Courierwechsels zwischen Frankreich und England hatte Rußland, dem die Reclamationen der schweizer Insurgenten und die Klagen der Engländer zugekommen waren, eine sehr gemessene Depesche nach Paris gesandt, worin es zwar keine von den Beschuldigungen Großbritanniens vorbrachte, dem ersten Consul aber zu verstehen gab, daß es zur Erhaltung des Friedens nöthig sei dem durch die Macht der französischen Republik in Europa einigermaßen erwachten Mißtrauen die Nahrung zu entziehen, und daß es ihm zukomme durch seine Mäßigung und seine Achtung vor der Unabhängigkeit der Nachbarstaaten einem solchen Mißtrauen ein Ende zu machen. Dies war ein sehr verständiger Rath, der auf die Schweiz zielte, nichts Verletzendes für den ersten Consul hatte und zu der Rolle eines unparteiischen Vermittlers sehr gut paßte, worin der junge Kaiser damals den Ruhm seiner Regierung zu finden schien. Was Preußen betrifft, so hatte es erklärt, es billige sehr daß der erste Consul in der Schweiz keinen Herd englischer und östreichischer Intriguen dulde; er thue sehr wohl daran daß er sich beeile und seinen Feinden nicht Zeit lasse solche Verlegenheiten zu benutzen; noch wohler werde er daran thun, wenn er allen Vorwand zu Beschwerden beseitige, indem er sich hüte die Lyoner Consulta in Paris zu wiederholen. Oestreich endlich stellte sich als wolle es sich gar nicht

darein mischen und wagte es auch nicht recht, denn es brauchte Frankreich noch bei der Regulirung der deutschen Angelegenheiten.

Der erste Consul war derselben Ansicht wie die ihm befreundeten Regierungen; er wollte schnell handeln und in Paris nicht die Lyoner Consulta nachahmen, d. h. sich nicht zum Präsidenten der helvetischen Republik machen lassen. Uebrigens war der verzweifelte Widerstand, auf den er angeblich bei den patriotischen Schweizern stoßen sollte, nichts gewesen als was er erwartet hatte, nämlich eine von den gewöhnlichen Extravaganzen der Emigranten. Als der Oberst Rapp in Lausanne angekommen war und sich ohne einen Soldaten und nur mit der Proclamation des ersten Consuls in der Hand bei den Vorposten der Insurgenten zeigte, fand er Leute die völlig zur Unterwerfung geneigt waren. Zwar sprach der General Bachmann sein Bedauern aus, daß er nicht noch 24 Stunden Zeit hätte um die helvetische Regierung in den Genfersee zu werfen, zog sich aber doch nach Bern zurück. Dort bereitete die oligarchische Partei einigen Widerstand vor. Diese wollte Frankreich durchaus zur Anwendung der Waffengewalt nöthigen, weil sie es dadurch mit den europäischen Mächten in Collision zu bringen gedachte. Ihr Wunsch sollte in Erfüllung gehen, denn eilig nahte die Waffengewalt. Die unter dem Commando des Generals Ney an der Grenze stehenden französischen Truppen rückten nämlich ein, und sogleich lös'te sich auch die insurrectionelle Regierung auf. Ihre Mitglieder erklärten bei ihrem Auseinandergehen, daß sie nur der Gewalt wichen. Ueberall unterwarf man sich ohne weiteres, nur nicht in den kleinen Cantons, wo die Aufregung größer war und die Insurrection ihren Ursprung genommen hatte. Indessen gewann bei der Annäherung unsrer Truppen auch dort wie überall die Ansicht der vernünftigen Leute die Oberhand und wo sich unsre Soldaten zeigten, hörte aller Widerstand auf. Der französische General Serras nahm an der Spitze einiger Bataillone Luzern, Stanz, Schwytz und Altorf ein. Reding wurde nebst einigen Insurgenten verhaftet; die Aufrührer ließen sich nach und nach entwaffnen. Die nach Lausanne geflüchtete Regierung begab sich unter dem Geleite des Generals Ney nach Bern, wohin dieser mit einer einzigen Halbbrigade persönlich ging. Binnen wenigen Tagen war die Stadt Kostnitz, wo sich der englische Agent Moore niedergelassen hatte, voller Emigranten von der oligarchischen Partei, die aber, nachdem sie das englische Geld ausgegeben hatten, unverrichteter Sache wieder zurückkamen und laut zugestanden daß sie einen Abderitenstreich gemacht hätten. Moore kehrte nach England zurück, um darüber Bericht zu erstatten, daß er trotz aller Mühe in den schweizer Alpen keine Vendée habe schaffen können.

Eine so schnelle Unterwerfung war von großem Vortheil, indem man daraus abnehmen konnte, daß die Schweizer, deren Muth selbst einer überlegenen Macht

gegenüber nicht in Zweifel zu ziehen ist, sich weder durch Ehre noch Interesse verpflichtet glaubten Frankreichs Intervention abzuwehren. Auf solche Weise fiel jede gegründete Ursache zu Reclamationen von Seiten Englands weg.

Das Werk der Ruhestiftung war noch nicht vollständig gethan, so lange die Schweiz noch keine auf die Vernunft und die natürliche Beschaffenheit des Landes gegründete Constitution hatte. Um der Mission des Generals Ney den allzu militärischen Charakter zu benehmen, den sie zu haben schien, legte ihm der erste Consul statt des Titels eines Ober-Generals den eines französischen Gesandten bei und ertheilte ihm die gemessensten Befehle sich gegen alle Parteien mild und gemäßigt zu beweisen. Uebrigens lagen nur 6000 Franzosen in der Schweiz, indem der Rest an der Grenze zurückgeblieben war.

Man hatte Männer aller Meinungen nach Paris kommen lassen, ebenso gut eifrige Revolutionäre als entschiedne Oligarchen, nur mußten es Leute sein die im Lande Einfluß hatten und in einiger Achtung standen. Die von den Cantons dazu ausersehenen Revolutionsmänner aller Nuancen erschienen ohne Bedenken. Dagegen wollten die Oligarchen keinen Repräsentanten ernennen sondern den Pariser Vorgängen fremd bleiben und auf diese Art das Recht zu protestiren behalten. Daher mußte der erste Consul selbst die Männer aussuchen, von welchen diese Partei vertreten werden sollte. Er wählte mehrere derselben, namentlich drei der bekanntesten, Mülinen, Affry und Watteville, sämmtlich ausgezeichnet durch ihre Abkunft, ihre Talente und ihren Charakter. Auch diese Herren wollten nicht kommen. Da machte ihnen Talleyrand begreiflich, ein wie übel angebrachter Trotz das von ihrer Seite wäre; man berufe sie nicht um die ihnen theuer gewordenen Ansichten zum Opfer bringen zu sehen, sondern werde die Wagschale zwischen ihnen und ihren Gegnern im Gleichgewicht halten; sie seien doch gute Bürger und aufgeklärte Leute, müßten sich also nicht weigern zur Entwerfung einer Constitution beizutragen, worin man aufrichtig alle wohlbegründeten Interessen zu vereinigen suchen werde und wodurch übrigens das Schicksal ihres Vaterlandes auf lange Zeit hinaus bestimmt werden müsse. Diese Einladung machte Eindruck auf sie; sie waren verständig genug sich dem Einfluß ihrer Partei zu entziehen und entsprachen der an sie gerichteten ehrenvollen Aufforderung, indem sie sich sofort auf den Weg nach Paris machten. Der erste Consul empfing sie mit Auszeichnung und sagte ihnen, was er wünsche, müßten alle gemäßigten Männer gleich ihm wünschen, da er diejenige Constitution wolle, welche die Natur selbst der Schweiz gegeben habe, nämlich die alte mit Abrechnung der Ungleichheit zwischen Bürger und Bürger, zwischen Canton und Canton. Nachdem er vorzugsweise die Oligarchen beruhigt hatte (war er doch eben gegen diese zur Anwendung der Gewalt genöthigt gewesen), beauftragte er die vier

Mitglieder des Senats Barthélemy, Röderer, Fouché und Demeunier, sich mit den schweizer Abgeordneten insgesammt oder einzeln zu besprechen und sie möglichst zu vernünftigen Ansichten zu bringen, indem er sich natürlicherweise immer vorbehielt, die Fragen, worüber man nicht einig werden könnte, selbst zu entscheiden. Ehe dies vorgenommen wurde, gab er den vornehmsten derselben eine Audienz; diese waren eben von ihren Collegen ausgewählt worden, um ihm vorgestellt zu werden. Er hielt an sie eine Rede aus dem Stegreife, die sehr verständig, tief gedacht und originell im Ausdrucke war, und die sogleich niedergeschrieben wurde *), um allen Abgeordneten mitgetheilt zu werden. Sie lautete ihrem Hauptinhalte nach folgendermaßen:

„Ihr müßt bleiben wozu euch die Natur gemacht hat, nämlich ein Verein kleiner conföderirter Staaten, deren Regierungsform verschieden ist wie ihr Boden und die durch ein einfaches weder drückendes noch kostspieliges Föderativband an einander geknüpft sind. Aufhören muß aber die ungerechte Herrschaft des einen Cantons über den andern, wodurch bisher ein Landstrich dem andern unterthan war, sowie auch die Regierung der bürgerlichen Aristokratie, wodurch in den großen Städten die eine Classe der andern unterworfen war. Das ist nichts als eine mittelalterliche Barbarei, die Frankreich, welches berufen ist euch eine Verfassung zu geben, in euern Gesetzen nicht dulden kann. Es ist von Wichtigkeit daß die wahre Gleichheit, der Ruhm der französischen Revolution, bei euch wie bei uns triumphirt, daß jeder Landstrich und jeder Bürger mit den übrigen gleiche Rechte und Pflichten habe. Wenn euch diese Güter zu Theil geworden sind, dann müßt ihr euch, freilich nicht Ungleichheiten, wohl aber die Verschiedenheiten, welche die Natur selbst zwischen euch begründet hat, gefallen lassen. Ich kann mir euch nicht unter einer gleichförmigen und Centralregierung wie der französischen denken. Man wird mich nie überzeugen, daß die Bergbewohner, Wilhelm Tell's Nachkommen, wie die reichen Bewohner von Bern und Zürich regiert werden können. Erstern muß eine absolute Demokratie und eine Regierung ohne Abgaben werden. Für die andern dagegen wäre die reine Demokratie ein Unding. Wozu sollte übrigens eine Centralregierung dienen? Um Größe zu erlangen? Sie paßt nicht für euch, wenigstens nicht eine solche wie sie der Ehrgeiz eurer Unitarier träumt. Eine Größe wie die Frankreichs bedarf einer reich dotirten Centralregierung und eines stehenden Heeres. Wolltet und könntet ihr dies alles bezahlen? Und was wolltet ihr mit einem stehenden Heer von 15—20,000 Mann ausrichten neben einer

*) Diese Rede wurde von mehreren Personen niedergeschrieben; es existiren verschiedene Versionen derselben, wovon sich zwei im Archiv der auswärtigen Angelegenheiten befinden. Ich habe hier nur aufgenommen was in allen steht und mit den vom ersten Consul über diesen Gegenstand geschriebenen Briefen harmonirt.

Macht wie Frankreich das 500,000, neben Oestreich das 300,000, und Preußen das 200,000 Mann zählt? Ja, im 14. Jahrhundert mochtet ihr glänzende Thaten verrichten gegen die Herzöge von Burgund, weil damals alle Staaten zerstückelt und ihre Kräfte zerstreut waren. Heut zu Tage ist Burgund nur ein einzelner Punkt in Frankreich. Ihr müßtet euch mit ganz Frankreich oder Oestreich messen. Strebtet ihr nach einer derartigen Größe, wißt ihr was ihr da thun müßtet? Franzosen müßtet ihr werden und euch mit diesem großen Volke verschmelzen, an seinen Belastungen wie an seinen Begünstigungen theilnehmen, um alle Aussichten auf sein hohes Glück mit ihm gemein zu haben. Aber das würdet ihr nicht wollen, und ich will es auch nicht. Das Interesse Europa's fordert zu andern Entschlüssen auf. Ihr habt eure eigenthümliche Größe, die eben so viel werth ist als eine andre. Ihr müßt ein neutrales Volk sein, dessen Neutralität jedermann respectirt, weil ihr jedermann dazu nöthigt. Ist es doch eine so edle Existenz, in seinem Bereiche frei, unüberwindlich und geachtet zu sein. Für eine solche ist aber die Föderativregierung die vorzüglichere. In ihr findet sich freilich nicht so sehr die Thaten wagende Einheit als die Widerstand leistende Trägheit. Sie kann man nicht in einem Tage überwinden wie eine Centralregierung, weil sie überall, in jedem Bestandtheile des Bundes ihren Sitz hat. Desgleichen passen für euch Milizen besser als ein stehendes Heer. Ihr Alle müßt Soldaten sein, sobald die Alpen bedroht sind. Dann ist das ganze Volk ein stehendes Heer und die unverzagten Jäger in euern Gebirgen bilden nach Zahl und Gesinnung eine achtenswerthe Streitmacht. Nur so viel besoldete und permanente Soldaten müßt ihr haben als zu euern Nachbarn gehen, um bei ihnen die Kriegskunst zu erlernen und ihre dort erworbenen Kenntnisse mit in die Heimath zu bringen. Eure wahre moralische Größe liegt in dem Bunde, welcher jedem unter euch seine angestammte Unabhängigkeit sowie die Verschiedenheit seiner Sitten und seines Bodens läßt und in seinen Bergen unbezwinglich ist. Wäre ich nicht ein aufrichtiger Freund der Schweiz und dächte ich darauf sie von mir abhängig zu erhalten, so würde mir eine Centralregierung genehm sein, die irgendwo vollständig beisammen wäre. Zu dieser würde ich sagen: Thut das oder jenes, sonst überschreite ich nach Ablauf von 24 Stunden die Grenze. Davor ist eine Föderativregierung schon deshalb sicher, weil sie doch unmöglich so schnell antworten kann; ihr träger Gang beschützt sie. Dadurch daß sie zwei Monate Zeit gewinnt, entgeht sie jeder Anforderung von außen. Wollt ihr aber unabhängig bleiben, so vergeßt nur nicht daß ihr es mit Frankreich halten müßt. Seine Freundschaft ist euch nothwendig. Ihr besitzt sie seit Jahrhunderten und habt ihr eure Unabhängigkeit zu verdanken. Um keinen Preis darf die Schweiz ein Herd im Finstern schleichender Intriguen und Feindseligkeiten werden, damit sie nicht für Frank-

reich sei was die Inseln Jersey und Guernesey für die Bretagne und die Vendée sind. Dies darf sie um ihrer selbst und um Frankreichs willen nicht werden. Ich würde dies übrigens auch gar nicht leiden. Hier spreche ich nur von eurer allgemeinen Verfassung, denn weiter kenne ich die Sache nicht; mit euern Cantonalverfassungen sowie mit euern Bedürfnissen müßt ihr mich bekannt machen. Ich werde euch anhören und zufrieden zu stellen suchen, die barbarischen Ungerechtigkeiten vergangener Zeiten jedoch in euern Gesetzen ausstreichen. Vergeßt überhaupt nur nicht, daß euch eine Regierung noth thut, die gerecht, eines aufgeklärten Jahrhunderts würdig, der natürlichen Beschaffenheit eures Landes angemessen, einfach und besonders auch sparsam ist. Dann wird sie, wie ich es wünsche, Bestand haben; denn sollte die Regierung, die wir mit einander begründen wollen, wieder zu Grunde gehen, so würde Europa sagen, ich hätte es so gewollt, um mich der Schweiz zu bemächtigen, oder ich hätte nichts Besseres zu Tage fördern können: nun will ich ihm aber keine Veranlassung geben mit Recht an meiner Ehrlichkeit oder an meinem Verstande zu zweifeln."

Dies war genau der Sinn der Worte des ersten Consuls. Wir haben sie nur verändert um sie abzukürzen. Man konnte gar nicht schärfer, richtiger und großartiger denken. Sogleich legte man Hand an's Werk. Die Föderativconstitution ward in einer Plenarversammlung der schweizer Abgeordneten berathen, während die Cantonalconstitutionen von den Deputirten jedes Cantons vorbereitet und dann gleichfalls in einer Generalversammlung revidirt wurden. Wenn sich unter einem Volke die Leidenschaften abgekühlt haben und der gesunde Menschenverstand vorherrscht, dann ist ihm leicht eine Constitution zu geben; denn es kommt nur darauf an, einige richtige Ideen niederzuschreiben, die jedermann schon im Kopfe hat. Nun hatten sich die Leidenschaften der Schweizer freilich noch bei weitem nicht abgekühlt, aber ihre in Paris anwesenden Abgeordneten waren doch schon ruhiger geworden. Diese waren schon durch die Veränderung des Orts und dann durch die Anwesenheit einer höher stehenden, wohlwollenden und erleuchteten Autorität unmerklich auf andre Gedanken gekommen. Und wollte ihnen doch diese Autorität nur die paar richtigen Ideen an die Hand geben, die allein nach dem Verrauschen der stürmischen Leidenschaften fortbestehen müssen.

Man beschränkte sich auf nachstehende Bestimmungen.

Von dem Hirngespinnst der Unitarier sah man völlig ab und kam vielmehr dahin überein, daß jeder Canton seine Verfassung, sein bürgerliches Gesetzbuch, seine gerichtlichen Formen und sein Besteuerungssystem für sich haben sollte. Conföderirt waren die Cantons einzig und allein in Bezug auf die der ganzen Eidgenossenschaft gemeinsamen Interessen und besonders auf deren Verhältniß zu auswärtigen Staaten. Die ganze Eidgenossenschaft aber sollte von einer Tagsatzung

vertreten werden, die jeder Canton mit einem Deputirten zu beschicken hätte, und letzterer sollte je nach dem Umfange der von ihm vertretenen Bevölkerung bei den Berathungen eine oder zwei Stimmen haben. Während die Repräsentanten von Bern, Zürich, dem Wadtlande, St. Gallen, Aargau und Graubünden, deren Bevölkerung 100,000 Seelen überstieg, je zwei Stimmen hätten, sollten die übrigen bloß eine besitzen. Auf diese Art existirten deren 25 in der Tagsatzung. Sie war berufen alljährlich einen Monat Sitzung zu halten, jedesmal den Versammlungsort zu wechseln und ihn der Reihe nach in die Cantons Freiburg, Bern, Solothurn, Basel, Zürich und Luzern zu verlegen. Der Canton, worin sich die Tagsatzung versammelt hatte, war für dieses Jahr der Vorort. Das Oberhaupt dieses Cantons, Schultheiß oder Bürgermeister, war für dasselbe Jahr Landamman der ganzen Schweiz. Er empfing die fremden Botschafter, beglaubigte die schweizer Gesandten und rief die Miliz zusammen, kurz er war der erste Beamte der Executivgewalt in der Eidgenossenschaft.

Die Schweiz sollte im Dienste des Bundes ein stehendes Heer von 15,000 M. haben, dessen Erhaltung auf 490,500 Livres zu stehen kam. Die Aufbringung dieses Contingents und dieser Geldsumme war durch die Constitution selbst allen Cantons je nach ihrer Bevölkerung und Wohlhabenheit aufgegeben. Doch war jeder Schweizer von seinem sechzehnten Jahre an Soldat, gehörte zur Miliz und konnte im Nothfall zur Vertheidigung der Unabhängigkeit Helvetiens einberufen werden.

Der Bund hatte nur einerlei in der ganzen Schweiz gültige Münzsorte.

Zölle existirten nur noch an der Grenze des Freistaates und die Tarifsätze mußten der Tagsatzung zur Genehmigung vorgelegt werden. Jeder Canton kassirte für sich ein was an seiner Grenze erhoben wurde.

Alle Feudalzölle außer denen, welche zur Unterhaltung der Straßen oder der Schifffahrt nöthig waren, wurden aufgehoben. Wenn ein Canton einen Beschluß der Tagsatzung übertrat, so konnte er vor einem Tribunal belangt werden, das aus den Präsidenten der Criminalgerichte aller übrigen Cantons zusammengesetzt war.

Hierin bestanden die sehr beschränkten Befugnisse der Centralregierung. Die übrigen in der Bundesacte nicht erwähnten Souveränitätsrechte wurden der Souveränität der einzelnen Cantons überlassen. Es wurden 19 Cantons gebildet und die zwischen den souveränen und unterworfenen Staaten so vielfach bestrittenen Territorialfragen wurden insgesammt zum Vortheil der letztern entschieden. Bern herrschte ehedem über das Wadtland und den Aargau, Schaffhausen über Thurgau, Uri und Unterwalden über Tessin; jetzt wurden diese Cantons unabhängig. Die kleinen Cantons, wie Glarus und Appenzell, die man vergrößert hatte um

ihre alte Staatsform zu verwischen, verloren die ihnen lästige Größe wieder. Aus allem Lande, welches man den Cantons Appenzell, Glarus und Schwytz wieder abnahm, bildete man den Canton St. Gallen. Die 19 Cantons waren: Aargau, Appenzell, Basel, Bern, Freiburg, Glarus, Graubünden, Luzern, St. Gallen, Schafffhausen, Schwytz, Solothurn, Tessin, Thurgau, Unterwalden, Uri, das Wadtland, Zug und Zürich. Rechnet man hierzu noch Genf, damals ein französisches Departement, ferner Wallis, das besonders constituirt war, und Neufchâtel, ein zu Preußen gehöriges Fürstenthum, so hat man die heutiges Tags existirenden 22 Cantons.

Was die jedem dieser Cantons ertheilte besondre Regierungsform betrifft, so hatte man sie ihrer jedesmaligen alten Localverfassung anbequemt, alles Feudale und Aristokratische jedoch daraus entfernt. In den kleinen demokratischen Cantons Appenzell, Glarus, Schwytz, Uri und Unterwalden wurden die Landesgemeinden wiederhergestellt, d. h. Versammlungen wenigstens 21 Jahre zählender Bürger, die jährlich einmal stattfanden, um über alle Angelegenheiten Beschluß zu fassen und den Landamman zu wählen. Man konnte dies nicht umgehen, wenn man sie nicht wieder zur Empörung treiben wollte. In Bern, Zürich, Basel und ähnlichen Cantons wurde zwar die Regierung der Bürgerschaft wiederhergestellt, aber doch nur unter der Bedingung, daß der Eintritt nicht verwehrt werden konnte. Wer in Bern einen Grundbesitz von 1000, in Zürich von 500 Livres Ertrag hatte, der war Mitglied der regierenden Bürgerschaft und zu allen Staatsämtern befähigt. Wie früher gab es daselbst auch jetzt noch einen großen Rath welcher die Gesetze zu geben hatte, ferner einen kleinen Rath welcher beauftragt war über deren Vollziehung zu wachen, und einen Schultheiß oder Bürgermeister dem unter Aufsicht des kleinen Rathes die Executivgewalt zustand. In denjenigen Cantons, deren natürliche Beschaffenheit Trennungen in der Verwaltung hervorgerufen hatte, wie Inner-Rhoden und Außer-Rhoden in Appenzell, die Bünde in Graubünden, da wurden auch diese Trennungen respectirt und beibehalten. Kurz es war die alte helvetische Constitution, berichtigt nach den Principien der Gerechtigkeit und einer erleuchteten Zeit; es war der alte schweizerische Föderativstaat, welcher dadurch im Innern angewachsen war daß man die unterworfenen Landstriche zu selbstständigen Cantons erhob, der je nach der natürlichen Lage in der Form einer reinen Demokratie oder in der einer wenn auch nicht ausschließlichen Bürgerregierung erhalten wurde. Bei dieser ebenso weisen als gerechten Anordnung gewann und verlor jede Partei etwas; es gewann nämlich jede was sie Gerechtes, und verlor was sie Ungerechtes und Tyrannisches begehrte. Die Unitarier sahen ihren Traum von absoluter Einheit und Demokratie verschwinden, hatten aber dafür die Befreiung der unterworfenen Landstriche

und die Eröffnung des Eintrittes in die Bürgerregierung der oligarchischen Cantons. Die Oligarchen sahen sich die unterworfenen Landstriche entgehen (namentlich verlor Bern den Aargau und das Wadtland) und büßten auch das Patriciat ein, erfreuten sich aber dafür der Abschaffung der Centralregierung und der Bestätigung der auf dem Grundbesitz haftenden Rechte in reichen Städten, wie Zürich, Basel und Bern.

Indessen war das Werk doch nur halb gethan, wenn man nach Entwerfung der Constitution nicht auch die Männer auswählte, welche sie in Kraft setzen sollten. Als Napoleon die französische Constitution im Jahre VIII und die italiänische Verfassung im Jahr X vorlegte, fanden sich darin auch zugleich die Männer verzeichnet, welche die vornehmsten Aemter bekleiden sollten. Dies war sehr weislich so eingerichtet; denn sobald es sich um die Beruhigung eines lange Zeit hindurch aufgeregten Landes handelt, kommt auf die Menschen ebenso viel an als auf die Sachen.

Der erste Consul pflegte gern alles gleich an den rechten Ort zu stellen. Wäre es ihm irgend möglich gewesen, so hätte er auch in Frankreich ohne weiteres die höhern Volksclassen an's Ruder zurückgerufen, ohne jedoch die Männer zu verdrängen, welche sich durch ihr Verdienst emporgeschwungen hatten, und ohne später hervortretenden verdienstvollen Leuten die Mittel zu ihrer Erhebung zu entziehen. Doch damit hatte er nicht einmal einen Versuch gemacht, weil die alte französische Aristokratie ausgewandert oder erst aus fremden Landen zurückgekehrt, während ihrer Abwesenheit aber dem Lande und den Geschäften fremd geworden war. Ferner sah er sich in Frankreich selbst auch genöthigt seinen Stützpunkt bei einer von den Parteien zu nehmen worein es zerfiel, und dies that er natürlich bei der revolutionären Partei, welcher er selbst angehörte. Also hatte er sich in Frankreich, wenigstens damals, ausschließlich mit Männern von der Revolutionspartei umgeben. Aber in der Schweiz hatte er freiere Hand, da er sich weder auf eine Partei zu stützen brauchte (denn er wirkte von außen her, vom Gipfel der französischen Macht herab), noch auch mit einer ausgewanderten Aristokratie zu thun hatte. Er trug also kein Bedenken dem natürlichen Hange seines Geistes zu folgen und berief ebenso viel Anhänger der alten als der neuen Regierungsform an's Ruder. Es sollten sich zu Paris ernannte Commissionen in jeden Canton begeben, die Cantonalverfassung dahin bringen und die Individuen daselbst auswählen, aus welchen die neuen Behörden zusammengesetzt werden sollten. Er war sorgfältig bemüht jede Commission aus ebenso viel Revolutionsmännern als Oligarchen bestehen zu lassen, so daß sie sich die Wage hielten. Nun hatte er noch den Landamman der ganzen schweizer Eidgenossenschaft zu wählen, und zwar den welcher dieses Amt zuerst bekleiden sollte; da erkor er

ohne Scheu den ausgezeichnetsten, aber gemäßigtsten Mann der oligarchischen Partei. Es war Affry.

Affry war ein kluger und charakterfester Mann, der sich dem Waffenhandwerk gewidmet und früher in französischen Diensten gestanden hatte. Er war ein Bürger des Cantons Freiburg, welcher damals unter allen Cantons am wenigsten aufgeregt war. Indem Affry Landamman wurde, erhob er seinen heimathlichen Canton zum Vororte. Der erste Consul hatte hinlängliche Gründe gehabt ihn zu ernennen; denn er war ein Mann aus früherer Zeit, verständig, ein Militär, Frankreich aus Gewohnheit zugethan und einem ruhigen Canton angehörig. Nachdem Napoleon übrigens schon durch seine Intervention Europa Trotz geboten hatte, durfte er den auf diese Art hervorgebrachten peinlichen Eindruck nicht noch dadurch verstärken, daß er die Demagogie und deren störrische Führer in der Schweiz installirte. Weder dies durfte er thun noch auch die Präsidentschaft über den Freistaat übernehmen, wie er sich die über die italiänische Republik hatte geben lassen. Die zu lösende Aufgabe bestand darin, die Angelegenheiten der Schweiz wieder zu ordnen und weise zu reformiren, diese den Feinden Frankreichs nicht zukommen zu lassen sondern ihre Unabhängigkeit und Neutralität zu erhalten. Und diese Aufgabe ward binnen wenig Tagen mit Muth und Klugheit gelöst.

Als dieses schöne unter dem Namen Mediationsacte bekannte Werk vollendet war, welches der Schweiz eine längere Ruhe und eine bessere Regierung verschaffte als sie seit 50 Jahren genossen hatte, ließ der erste Consul die in Paris anwesenden Deputirten vor sich kommen, übergab ihnen die Acte in Gegenwart der vier Senatoren, welche die ganze Arbeit geleitet hatten, hielt an sie eine kurze und bündige Anrede, empfahl ihnen Eintracht, Mäßigung und Unparteilichkeit, kurz dasselbe Benehmen welches er selbst in Frankreich beobachtete, und entließ sie wieder in ihre Heimath, um an die Stelle der ohnmächtigen provisorischen Regierung Dolder's eine andre zu setzen.

Wohl gab es nun in der Schweiz hier und da Erstaunen, getäuschte Leidenschaften und Mißvergnügen, aber dafür bei der nur für das wahrhaft Gute empfänglichen Masse Billigung und Dankbarkeit. Die letztere Gesinnung trat besonders in den kleinen Cantons hervor, die zwar überwunden, aber nicht als überwundene behandelt worden waren, indem man auch Reding und seine Freunde gleich wieder freigelassen hatte. In Europa war man eben so voll Erstaunen als Bewunderung, daß eine solche Vermittelung so rasch und mit so ausgezeichneter Rücksicht auf die Billigkeit hatte in's Werk gerichtet werden können. Es zeigte sich hierbei auf's neue die moralische Macht des ersten Consuls wie sie sich bereits in Deutschland und Italien bewiesen hatte, doch war sein Wirken hier noch

geschickter und wo möglich noch verdienstlicher, indem er Europa zugleich Trotz bot und seine Achtung bewies, und zwar Ersteres soweit es Frankreichs Interesse erheischte, und Letzteres im Interesse des Welttheils selbst, welchen die Selbstständigkeit und Neutralität des Schweizervolks am Herzen liegen mußte.

Rußland ließ dem ersten Consul seine herzlichen Glückwünsche darbringen, daß er eine so schwierige Sache so rasch und glücklich zu Ende geführt hatte. Das preußische Cabinet sprach gegen ihn durch Haugwitzens Mund die wärmste Zustimmung aus. England aber war verblüfft und ganz in Verlegenheit, weil es sich einen Beschwerdegrund entschlüpfen sah, den es schon so sehr ausposaunt hatte.

Das von Addington und Hawkesbury so gefürchtete Parlament hatte sich schon wacker herumgestritten, während der erste Consul die Schweiz constituirte. Die Discussionen waren stürmisch, glanzvoll und besonders dann bewundernswerth gewesen, wenn Fox die Stimme der Gerechtigkeit und Menschlichkeit wider die glühende Eifersucht seiner Landsleute ertönen ließ. Wohl war dadurch die Unzugänglichkeit des Cabinets Addington, aber daneben auch die Heftigkeit der Kriegspartei so klar geworden, daß letztere im Parlament wenigstens für den Augenblick Stimmen verlor und Addington deren gewann. Blieb dieser Minister am Ruder, so hatte man auch noch einige Aussichten auf die Erhaltung des Friedens.

Es wurde über die am 23. November gehaltene Thronrede discutirt. Seine brittische Majestät hatte sich so ausgedrückt: „In Betreff meines Verhältnisses zu den auswärtigen Mächten war ich bisher von dem aufrichtigen Wunsche beseelt den Frieden zu befestigen. Dabei durfte ich aber unmöglich das von Alters her erprobte politische System, welches unsre eignen Interessen mit denen andrer Nationen innig verknüpft, auch nur einen Augenblick aus den Augen verlieren. Daher kann ich nicht gleichgültig bleiben, wenn sich irgend etwas in ihrer Macht oder gegenseitigen Stellung verändert. Ich werde mich in meinem Verfahren unwandelbar durch eine richtige Würdigung der gegenwärtigen Lage Europa's und durch die wachsame Sorge für das dauernde Wohl meines Volkes bestimmen lassen. Ohne Zweifel sind auch Sie meiner Ansicht, daß es unsre Pflicht ist die geeignetsten Sicherheitsmaßregeln zu treffen, um meinen Unterthanen die Hoffnung auf Erhaltung der Vortheile des Friedens gewähren zu können."

Dieser Rede, welche die neue vom brittischen Cabinet gegen Frankreich eingenommene Stellung bezeichnete, schloß sich ein Subsidien-Postulat an, weil die Bemannung der Flotte im Friedensstande nicht nach Addington's früherem Anschlage aus 30,000 sondern aus 50,000 Matrosen bestehen sollte. Die Mi-

nister fügten hinzu, es könnten, sobald es nöthig wäre, in weniger als einem Monate 50 Linienschiffe aus den englischen Häfen auslaufen.

Die Debatten waren stürmisch und dauerten lange; das Ministerium mußte sehen wie wenig es ihm geholfen hatte der Partei Grenville und Windham Zugeständnisse gemacht zu haben. Pitt erschien mit allem Fleiß nicht im Parlament. Seine Freunde übernahmen für ihn die heftige Rolle, die er verschmähte. „Wie!“ riefen Grenville und Canning, „erst jetzt hat das Ministerium gemerkt daß wir Interessen auf dem Continente haben, daß die Wahrung dieser Interessen ein wichtiger Theil der englischen Politik ist und daß dieselben seit der Unterzeichnung des trügerischen Friedens mit Frankreich unaufhörlich verletzt worden sind? Und zu einer solchen Einsicht ist das Ministerium erst durch das Eindringen in die Schweiz gekommen! Nun erst hat es die Entdeckung gemacht daß wir vom Continent ausgeschlossen sind, daß unsre dortigen Bundesgenossen der unersättlichen Habgier einer angeblichen französischen Republik zum Opfer fielen, welche nur darum aufgehört hat die europäischen Staatsgesellschaften mit einem demagogischen Umsturz zu bedrohen, um sie durch eine gräßliche Militärtyrannei in Angst und Schrecken zu setzen! Waren denn Ihre Augen,“ sagten sie zu Addington und Hawkesbury, „dem Lichte verschlossen, als man über die Friedenspräliminarien und über den Definitivfrieden unterhandelte, als man den Vertrag selbst zu vollziehen begann? Kaum hatten Sie die Londoner Präliminarien unterzeichnet, als unser ewiger Feind sich ganz offen der italiänischen Republik bemächtigte, indem er sich in derselben anscheinend nur die Präsidentschaft übertragen ließ; als er sich Toscana unter dem Vorwande zueignete es einem Infanten von Spanien zu überlassen und zum Lohne für eine so trügerische Ueberlassung Louisiana, den schönsten Theil des amerikanischen Continents wegnahm. Dies that er ganz offen gleich nach Unterzeichnung der Präliminarien, während Sie in der Stadt Amiens die Zeit mit Unterhandlungen hinbrachten. Und das öffnete Ihnen die Augen nicht! Kaum hatten Sie den Definitivfrieden unterzeichnet, kaum war unter der Vertragsurkunde das Wachs erkaltet worein Sie Englands Wappen drückten, als auch schon unser unermüdlicher Feind seine Ihnen geschickt verborgen gehaltenen Absichten enthüllte, indem er Piemont mit Frankreich vereinigte und den würdigen König von Sardinien entthronte, diesen standhaften Verbündeten Englands, der ihm während eines zehnjährigen Kampfes unwandelbar treu blieb und der, als er von den Truppen des Generals Bonaparte in seiner Hauptstadt eingeschlossen war und sich nur durch eine Capitulation retten konnte, eine solche nicht unterzeichnen mochte, weil sie die Verpflichtung enthielt an Großbritannien den Krieg zu erklären! Als Portugal und sogar Neapel uns ihre Häfen verschlossen, öffnete uns der König

von Sardinien die seinigen, und sein Sturz rührt einzig und allein daher, daß er nicht zu bewegen war sie uns zu verschließen! Doch das ist noch nicht alles. Im März wurde der Definitivfriede abgeschlossen, im Juni Piemont mit Frankreich vereinigt und im August deutete die Consularregierung Europa rundweg an, die deutsche Verfassung habe aufgehört zu existiren. Alle deutschen Staaten wurden wie Loose untereinander geschüttelt und nach Frankreichs Gutdünken vertheilt, und die einzige Macht, von deren Stärke und Standhaftigkeit wir mit Recht erwarten durften daß sie dem Umsichgreifen unsres Feindes eine Schranke setze, nämlich Oestreich, ist dermaßen geschwächt, erniedrigt und gedemüthigt worden, daß man nicht wissen kann ob es sich je wieder zu erheben vermag! Und dann hat der Statthalter, dem Sie einst eine seinen Verlusten angemessene Entschädigung verhießen, eine Behandlung erfahren, die eben so sehr seinen Ansprüchen als Ihnen, den anerkannten Beschützern des Hauses Oranien, Hohn spricht. Dieses Haus erhält für die Statthalterschaft ein elendes Bisthum, wie es denn auch dem Hause Hannover nicht viel anders ergeht, das sich auf schmähliche Art seiner Privatbesitzungen beraubt sieht. Man hat oft gesagt," rief Lord Grenville, „England müsse um Hannovers willen leiden; dies wird man jetzt nicht mehr sagen können, denn Hannover hat um Englands willen gelitten. Der König von Hannover büßte seine angestammten Besitzthümer nur ein weil er auch König von England war! Nicht einmal die zwischen Mächten gleichen Ranges üblichen Formen der Höflichkeit hat man beobachtet, indem Ihr König keine Kunde davon erhielt daß Deutschland, seine alte Heimath, noch bis auf den heutigen Tag im Bunde mit ihm vereinigt, das umfangreichste Land des Continents, um und um gestürzt werden sollte. Davon hat Ihr König nichts erfahren als was er aus einer Botschaft des Ministers Talleyrand an den Erhaltungssenat abnehmen konnte! Doch Deutschland gehört ja wohl nicht zu den Ländern, deren Zustand England interessiren kann, denn sonst würden schon die Minister, die uns durch den Mund Sr. Majestät sagen, sie könnten nicht gleichgültig bleiben wenn sich in Europa eine bedeutende Veränderung ergäbe, bei dieser Gelegenheit aus ihrem starren Hinbrüten erwacht sein! Erst noch in diesen Tagen ist auch Parma aus der Liste der selbstständigen Staaten ausgestrichen worden; es gehört nun gleichfalls unter die Ländereien, worüber der erste Consul der französischen Republik beliebig verfügen kann! Dies alles ist unter Ihren Augen und fast ohne Unterbrechung vor sich gegangen. Seit den vierzehn Monaten daß dieser unheilschwangre Friede besteht, sind nicht zweimal vierzehn Tage vergangen, wo nicht ein mit England verbündeter oder befreundeter Staat untergegangen wäre. Sie haben nichts davon gesehen oder gehört! Jetzt ermuntern Sie sich auf einmal! Warum eben jetzt? Wegen der wackern Schweizer, welche allerdings das ganze Interesse,

die ganze Sympathie Englands verdienen, aber doch wohl für uns nicht wichtiger sind als Piemont, die Lombardei und Deutschland. Was haben Sie denn jetzt auf einmal Außerordentlicheres und für uns Nachtheiligeres entdeckt als was seit vierzehn Monaten geschehen ist? Nichts, gar nichts lenkte Ihre Aufmerksamkeit auf den Continent, weder Piemont noch die Lombardei noch Deutschland; erst die Schweizer mußten kommen ehe Sie auf den Gedanken kamen, daß England bei Verletzung des Gleichgewichts der europäischen Mächte nicht gleichgültig bleiben dürfe! Unfähiger als Sie," sagte Canning, „konnte sich gar niemand zeigen; denn dadurch, daß Sie sich für die Schweiz verwendeten, haben Sie England lächerlich gemacht und es dem Gespött unsres Feindes preisgegeben. In Kostnitz saß ein aller Welt bekannter englischer Agent; wollten Sie uns nicht gefälligst sagen was er dort gemacht, welche Rolle er dort gespielt hat? Für die Schweiz verwendete er sich beim ersten Consul der französischen Republik, das ist notorisch. Wollten Sie uns nicht gefälligst sagen womit dieser ihm antwortete? Doch das wissen wir ja selbst; auf Ihre Verwendungen haben die Schweizer vor den französischen Truppen die Waffen gestreckt und der erste Consul schreibt den in Paris versammelten Abgeordneten aller Cantons Gesetze vor! Sie verwenden sich wohl im Namen Großbritanniens, aber ob man auf Ihre Verwendungen etwas giebt, das ficht Sie nicht an! Hätten Sie sich doch jetzt ebenso wenig gerührt als zur Zeit da Piemont verschwand und in Deutschland alles umgekehrt wurde; besser wäre es immer noch gewesen als Vorstellungen zu machen, ohne Gehör zu finden! Doch es konnte auch gar nicht anders kommen, da man ebenso unbedachtsamer Weise redete als man früher geschwiegen hatte, da man redete ohne Mittel in den Händen zu haben, seinen Reden Nachdruck zu verschaffen, weder eine Flotte noch ein Heer noch einen Bundesgenossen. Man muß entweder schweigen, oder so laut reden, daß man sicher darauf rechnen kann gehört zu werden. Nein, so darf man doch nicht die Würde einer großen Nation dem Zufall preisgeben. Sie verlangen Subsidien bewilligt zu haben; was wollen Sie damit machen? Sind sie für den Frieden bestimmt, so ist die Forderung zu hoch, für den Krieg aber zu gering. Wir wollen sie Ihnen bewilligen, aber nur wenn Sie deren Verwendung dem Manne überlassen, dessen Platz Sie eingenommen haben und der allein England aus der Krisis zu erretten vermag, worein sie es unbesonnener Weise gestürzt haben."

Die englischen Minister fanden also nicht einmal rücksichtlich der Zugeständnisse Gnade, welche sie der dem Frieden feindselig gestimmten Partei gemacht hatten, indem man ihnen auch ihre Vorstellungen zu Gunsten der Schweiz zum Vorwurf machte, und übrigens waren dies gerade die einzigen gegründeten Vorwürfe, die ihre Gegner vorbrachten. In dieser Hinsicht hatten sie sich ziemlich kindisch benommen.

Mitten unter diesen Declamationen hatte der Lord Grenville auch etwas sehr Wichtiges zur Sprache gebracht, was von einem ehemaligen Minister der auswärtigen Angelegenheiten ganz besonders auffallen mußte. Nachdem er Addington und Hawkesbury Vorwürfe gemacht hatte, daß sie die Flotte entwaffnet, die Armee entlassen, Aegypten und das Cap geräumt hatten, lobte er sie wegen eines Punktes, nämlich daß sie die englischen Truppen noch nicht von Malta zurückgenommen hätten. „Ich weiß wohl daß Sie aus Nachlässigkeit und Leichtsinn so gehandelt haben," rief er aus, „aber dieser Leichtsinn ist ein wahres Glück und das Einzige was wir an Ihnen loben können! Wir hoffen aber auch, daß Sie sich dieses letzte durch Zufall in unsern Händen gebliebene Unterpfand nicht entschlüpfen lassen, sondern es behalten, um uns für alle Verletzungen der Verträge zu entschädigen, welche sich unser unersättlicher Feind hat zu Schulden kommen lassen."

Es ließ sich gar nicht kecker von einer Verletzung der Verträge sprechen.

Mitten unter diesem heftigen Treiben ließ der beredte und hochherzige Fox Worte der Vernunft, Mäßigung und echten Nationalehre vernehmen. „Ich habe wenig Verkehr mit den Gliedern des Cabinets," sagte er zur Opposition Grenville und Canning gewendet, „auch bin ich eben nicht gewohnt die Minister Sr. Majestät zu vertheidigen, aber doch nimmt mich alles Wunder was ich da höre, vorzüglich wenn ich bedenke von wem ich es höre. Ich bin über Frankreichs wachsende Größe, das sich in Europa und Amerika alle Tage weiter ausdehnt, sicherlich mehr betrübt als irgend einer von Pitt's ehrenwerthen Collegen und Freunden. Ich bin darüber betrübt, obwohl ich die Vorurtheile der ehrenwerthen Mitglieder gegen die französische Republik nicht theile. Wann aber hat sich denn diese außerordentliche Vergrößerung gezeigt, worüber Sie so erstaunen und erschrecken? War es unter dem Ministerium Addington und Hawkesbury oder nicht etwa schon unter dem von Pitt und Grenville? Hatte Frankreich unter letzterm etwa nicht schon die Rheinlinie, Holland, Schweden und Italien bis nach Neapel hin besetzt? Streckte es etwa deshalb seine ungeheuern Arme aus, weil man ihm vielleicht keinen Widerstand leistete und seine Eingriffe aus Feigheit duldete? Dem scheint mir nicht so, denn Pitt und Grenville hatten ja die furchtbarste Coalition in's Leben gerufen, um das ländergierige Frankreich zu ersticken! Sie belagerten Valenciennes und Dünkirchen und bestimmten schon die erste dieser Festungen für Oestreich, die zweite für Großbritannien. Man macht Frankreich den Vorwurf es mische sich mit Gewalt in die Angelegenheiten Andrer ein; nun, eben dieses Frankreich suchte man damals zu erobern, um ihm eine Regierungsform aufzunöthigen, von der es nichts wissen wollte, um es mit der Familie der Bourbons zu beschenken, deren Joch es nicht tragen wollte, und in einem erhabenen Aufschwunge, wovon die Geschichte ewig reden und den

ste zur Nachahmung empfehlen muß, trieb Frankreich den Feind von seinen Grenzen. Man hat ihm Valenciennes und Dünkirchen nicht entreißen, ihm keine Gesetze dictiren können, wohl aber hat es andern Staaten Gesetze vorgeschrieben! Ja, obgleich wir der Sache Großbritanniens sehr zugethan sind, so fühlten wir doch unwillkührlich eine Sympathie für jenen großherzigen Aufschwung der Vaterlandsliebe und wir sind weit entfernt dies zu verhehlen. Billigten nicht unsre Väter den Widerstand Hollands gegen die Tyrannei der Spanier? Spendete nicht Altengland seinen Beifall jeder edeln Begeisterung, unter welchen Völkern sie auch in Flammen aufschlug? Und Sie, die Sie jetzt über Frankreichs Größe schreien, haben Sie nicht dessen triumphirenden Flug hervorgerufen? Veranlaßten Sie es nicht dadurch, daß Sie Valenciennes und Dünkirchen haben wollten, zur Eroberung von Belgien, und dadurch daß Sie ihm Gesetze vorzuschreiben trachteten, dazu daß es deren der Hälfte des Continents dictirte? Sie sprechen von Italien; war es denn aber nicht in den Händen der Franzosen als Sie zu unterhandeln begannen? Wußten Sie das etwa nicht? Gehörte es nicht unter Ihre damaligen Klagen? Hat Sie etwa dieser Umstand abgehalten den Frieden zu unterzeichnen? Und Sie, Collegen des Herrn Pitt, die Sie damals fühlten wie nothwendig nach den Leiden eines zehnjährigen Kriegs der Friede geworden, wie unerläßlich er zur Linderung der von Ihnen veranlaßten Leiden war, Sie willigten ja darein daß die gegenwärtig am Ruder befindlichen Minister denselben an Ihrer Stelle unterzeichneten! Warum opponirten Sie damals nicht? Und wenn Sie ihnen damals nicht widersprachen, warum wollen Sie jetzt nicht leiden daß man die damit verknüpften Bedingungen erfülle? Der König von Piemont liegt Ihnen sehr am Herzen. Sehr schön; aber Oestreich hatte ihn aufgegeben, dessen Bundesgenosse er weit mehr war als der Ihrige. Es hatte seiner in den Unterhandlungen nicht einmal gedenken wollen, weil es in Angst war die diesem Fürsten zukommende Entschädigung möge den Antheil der venetianischen Staaten schmälern, wonach es selbst seine Arme ausstreckte. Und England sollte so anmaßend sein die Unabhängigkeit Italiens besser wahren zu wollen als Oestreich! Sie sprechen von einer Umstürzung Deutschlands; nun was ist denn in Deutschland geschehen? Man hat die geistlichen Staaten secularisirt, um kraft eines ausdrücklichen Artikels im Vertrag von Luneville die Erbfürsten zu entschädigen; dieser Vertrag aber wurde $^3/_4$ Jahr vor den Londoner Präliminarien und über ein ganzes Jahr vor dem Vertrag von Amiens unterzeichnet. Und in welchem Zeitpunkt geschah diese Unterzeichnung? Während Pitt und Grenville Minister in England waren. Als Addington und Hawkesbury die Geschäfte übernahmen, war die sogenannte Theilung Deutschlands mit Wissen und Willen von ganz Europa verabredet, zugesagt und festgestellt. Sie nennen es eine Umstürzung Deutschlands. Nun, so beschweren Sie sich doch

auch über Rußland, welches sie mit Frankreich zugleich vollendet hat. Nach Ihren Aeußerungen ist der Churfürst von Hannover sehr übel weggekommen, weil er zu seinem Unglück auch zugleich König von England war. Ich habe aber noch nichts davon gehört daß er mit seinem Schicksal so unzufrieden sei, denn ohne etwas zu verlieren hat er ein reiches Bisthum davongetragen. Ueberdies machen sich diejenigen sehr verdächtig, welche sich so lebhaft für den Churfürsten von Hannover interessiren und sich für ihn so sehr bekümmert zeigen; sollten sie nicht auf diesem Wege das Vertrauen des Königs von England zu gewinnen und so in dessen Rath zu gelangen bemüht sein? Wohl ist Frankreich groß, ja größer als es einem guten Engländer lieb sein kann; aber seine Größe, die es noch den vorigen brittischen Ministern zu verdanken hat, kannten wir schon vor den Londoner Präliminarien und vor den Unterhandlungen zu Amiens. Darin kann also kein Grund liegen feierliche Verträge zu brechen. Wachen Sie über die Ausführung dieser Verträge! Wenn sie verletzt werden, so weisen Sie auf das gegebene Wort hin; dazu sind Sie berechtigt und verpflichtet. Aber etwa deshalb, weil uns Frankreich jetzt so groß vorkäme, größer als wir anfangs gedacht hatten, eine feierliche Zusage zu brechen und etwa Malta zurückzubehalten, das würde ein nichtswürdiger Wortbruch sein und die brittische Ehre in Frage stellen! Sind die Bedingungen des Vertrags von Amiens wirklich noch nicht erfüllt, so können wir Malta behalten, aber auch keinen Augenblick länger als bis sie erfüllt sind. Ich will nicht hoffen daß unsre Minister von sich sagen lassen wollen, was man von den französischen Ministern nach dem Abschluß der Verträge zu Aachen, Paris und Versailles sagte, nämlich sie hätten dieselben mit dem geheimen Vorbehalt unterzeichnet, sie bei der ersten besten Gelegenheit zu brechen. Ich halte Addington und Hawkesbury einer solchen Denkungsart nicht für fähig, denn dadurch würde die Ehre Großbritanniens befleckt. Ueberhaupt dienen diese unaufhörlichen Invectiven gegen Frankreichs Größe und die Schrecken, welche man hervorzurufen trachtet, zu weiter nichts als daß sie Unruhe und Haß zwischen zwei großen Völkern nähren. Ich bin überzeugt, wenn es in Paris eine Versammlung gäbe wie die in welcher wir eben jetzt discutiren, so würde man dort von der englischen Marine und ihrer Herrschaft über die Meere ebenso sprechen, wie wir in diesem Kreise von den französischen Armeen und deren Herrschaft über den Continent reden. Wohl kann ich mir zwischen zwei mächtigen Nationen eine edle Eifersucht denken; aber Krieg zu wollen und vorzuschlagen, weil eine Nation wächs't und gedeiht, wäre unsinnig und unmenschlich. Wenn man Ihnen die Nachricht brächte, der erste Consul ließe einen Canal graben, um das Meer von Dieppe nach Paris zu leiten, es gäbe wohl auch Leute die es glaubten und deshalb einen Krieg vorschlügen. Man spricht von dem Vorwärtsschreiten der französischen Manufacturen; ich habe sie selbst gesehen und bewun-

dert, aber soll ich Ihnen meine Meinung darüber sagen, ich fürchte sie ebenso wenig als die französische Marine. Ich bin überzeugt daß die englischen Manufacturen vor den französischen den Vorrang behaupten, wenn sie mit einander wetteifern. Sie mögen ihre Kräfte mit einander versuchen; aber diese Versuche müssen in Manchester und St. Quentin stattfinden. Dort ist der Kampfplatz offen, dort sind die Schranken, innerhalb welcher beide Nationen auf einander losgehen müssen. Barbarisch aber wäre es einen Krieg anzufangen, um der einen über die andre den Sieg zu verschaffen. Man wirft den Franzosen vor, daß sie unsre Producte in ihren Häfen nicht zulassen; ist denn das aber ein Recht, dessen Ausübung Sie hindern können? Und giebt es wohl eine Nation, die fleißiger von Prohibitivgesetzen Gebrauch macht als eben Sie, die Sie sich darüber beklagen? Ein Theil unsres Handels will nicht recht gehen; das ist wohl möglich, kam aber auch zu allen Zeiten vor, wie z. B. nach den Friedensschlüssen von **1763** und **1782**. Damals gab es auch Gewerbe, welche durch den Krieg über ihr natürliches Maß erweitert waren und nach dem Friedenschlusse in engere Grenzen zurückkehren, dafür aber auch wieder andre, welche sich dann noch weiter entwickeln mußten. Was läßt sich dabei thun? Sollen wir etwa wegen der Habgier unsrer Kaufleute Ströme englischen Bluts vergießen? Ich für meine Person schwanke nicht in meinen Ansichten; müssen für unsinnige Leidenschaften Tausende von Menschen aufgeopfert werden, so halte ich es mit den Thorheiten des Alterthums: lieber mag ich dann für die romantischen Züge eines Alexander Blut fließen sehen als für die plumpe Gier einiger golddurstigen Krämer."

Diese edeln Worte, worin die Vaterlandsliebe der Humanität keinen Abbruch that, denn beide Gefühle haben Raum in einem hochherzigen Busen, machten einen großen Eindruck auf das englische Parlament. Man hatte die Fortschritte unsrer Industrie und Marine gar sehr übertrieben. Wohl begannen beide wieder aufzuleben, aber man gab schon für gethan und vollendet aus, was kaum begonnen hatte, und diese vom Großhandel ausgegangenen Uebertreibungen hatten sich unglücklicherweise unter alle Classen brittischer Nation verbreitet. Die verständigen Worte des beredten Fox kamen gerade zu rechter Zeit jene Uebertreibungen zu mäßigen und wurden nicht ohne Nutzen vernommen, obwohl er dadurch die Nationalsympathien verletzte. War man übrigens auch über unsre Größe mißvergnügt und in Unruhe; einen Krieg wollte man doch noch nicht. Die Partei Grenville und Windham hatte sich durch ihre Heftigkeit compromittirt, Fox aber sich durch die Unterstützung des Cabinets Ehre erworben. Man meinte, er habe sich durch dieses ganz neue Verhalten der Regierung genähert und werde bald das schwache Ministerium verstärken, welches bei diesen Debatten eine mittelmäßige und schwankende Rolle gespielt hatte, indem es billigte was man für

den Frieden vorbrachte, es aber nicht selbst vorzubringen wagte. Uebrigens wurde die vorgelegte Antwortsadresse auf die Thronrede ohne Amendement angenommen und die Subsidien wurden gleichfalls bewilligt. Die Minister schienen vor der Hand gerettet zu sein, worüber sich Addington freute, obgleich er nicht ehrgeizig war, was aber dem Lord Hawkesbury noch weit mehr behagte, weil er viel lieber als Addington Minister geblieben wäre. Durch diese Art von Sieg wurden diese beiden Staatsmänner geneigter zu einem bessern Verhältniß mit Frankreich; denn sie wollten den Frieden und wußten recht gut, daß sie nur mit dem Frieden gekommen waren und mit ihm wieder abtreten mußten. Es konnte auch wirklich nicht fehlen, daß Pitt beim ersten Kanonenschuß von allen Classen der Nation berufen werden würde, die Zügel der Regierung zu ergreifen.

Vierundzwanzigstes Capitel.

Napoleon bis zum Bruch des Friedens von Amiens (November 1802—Mai 1803).

Durch die weise und rasche Erledigung der schweizer Angelegenheiten war die bedeutendste Beschwerde Englands beseitigt und der Lord Hawkesbury hatte darum nachgesucht, den General Andréossy als französischen Gesandten nach London abzuschicken, indem dafür der Lord Withworth als englischer Botschafter nach Paris kommen werde. Der erste Consul willigte gern darein, denn trotz einigen Regungen des Zorns, welche durch die brittische Böswilligkeit in seiner Seele entstanden waren, trotz den Bildern einer beispiellosen Größe, die ihm als Folge des Kriegs zuweilen vorschwebten, war er doch noch völlig für den Frieden gestimmt. Indem man ihn herausforderte und reizte, veranlaßte man ihn freilich bei sich selbst zu denken, daß der Krieg am Ende doch sein natürlicher Beruf, sein Ursprung und vielleicht auch seine Bestimmung sei, daß er wohl mit überlegener Kraft zu regieren wisse, aber doch bevor er regierte zu kämpfen verstanden habe; daß also der Krieg doch vorzugsweise sein Handwerk und seine Kunst sei; daß endlich, wenn Moreau mit der französischen Armee bis vor die Thore von Wien gekommen, er noch darüber hinauskommen werde. Solche Dinge wiederholte er sich nur zu oft, und in diesem Augenblicke schwebten seinem Geiste zuweilen seltsame Bilder vor. Er sah Throne umgestürzt, Europa neu gestaltet und seinen Consularhut in eine Krone verwandelt, welche nicht geringer war als die Karl's des Großen. Ward er bedroht oder verletzt, so stiegen diese verhängnißvollen und verführerischen Bilder nach und nach in seinem umfassenden Geiste auf. Dies mochte man leicht bemerken an der wunderbaren Großartigkeit seiner

gewöhnlichen Sprache, an den Depeschen die er seinem Minister der auswärtigen Angelegenheiten dictirte und an den überaus zahlreichen Briefen, welche er an die Verwaltungsbeamten schrieb. Indessen sagte er sich auch, daß alle diese Größe ihm früher oder später nicht entgehen könnte, und bedachte daß der Friede noch nicht lange genug gedauert habe, St. Domingo noch nicht definitiv wieder erobert, Louisiana nicht besetzt und die französische Marine noch nicht wieder hergestellt sei. Nach seiner Ansicht bedurfte er, ehe er an einen Krieg denken könne, noch vier bis fünf Jahre ununterbrochener Anstrengung im Schoße eines tiefen Friedens. Auch der erste Consul hatte die Leidenschaft große Bauten auszuführen, wie sie Begründern von Reichen eigenthümlich zu sein pflegt. Er fand Geschmack an den Festungen, die er in Italien aufführte, an den großartigen Straßen, die er über die Alpen anlegte, an den Plänen zu neuen Städten, die er in der Bretagne beabsichtigte, sowie an den Canälen welche die Seine mit der Schelde verbinden sollten. Er genoß einer absoluten Gewalt und einer allgemeinen Bewunderung und zwar in tiefer Ruhe, welche ihm höchst erquickend sein mußte, nachdem er so viele Schlachten geliefert, so viele Länder durchzogen und so vielen Zufällen Glück und Leben bloßgestellt hatte.

Der erste Consul wünschte also aufrichtig die Fortdauer des Friedens und willigte in alles was dazu beitragen konnte. Daher ließ er den General Andréossy nach London abgehen und bereitete dem Lord Withworth in Paris einen ausgezeichneten Empfang. Dieser Mann, welchen man dazu ausersehen hatte Georg III. in Frankreich zu repräsentiren, war ein echter englischer Edelmann, bei seinem Auftreten einfach und doch prachtvoll, verständig und gerade, aber dabei auch schroff und stolz gleich allen seinen Landsleuten und ebendeshalb der gewählten und zarten Rücksichten durchaus nicht fähig, wie sie gegen den bald aufbrausenden bald schmiegsamen Charakter des ersten Consuls hätten genommen werden sollen. Bei einer neuen Regierung, die geschmeichelt und geschont sein wollte, hätte eher ein geistreicher als hochadlicher Mann sein Glück gemacht, ja er hätte wo möglich beides sein mögen. Indessen machen sich unter solchen Verhältnissen Charakterfehler nicht gleich von vorn herein fühlbar. Anfangs geht alles gut von Statten. Lord Withworth fand eine sehr gute Aufnahme, und seiner Gemahlin, der Herzogin von Dorset, einer sehr hochangesehenen Dame Englands, erwies man die zartesten Aufmerksamkeiten. Der erste Consul gab dem Gesandten und seiner Gemahlin glänzende Feste in St. Cloud und in den Tuilerien. Talleyrand entfaltete bei deren Empfang alle Gewandtheit und Eleganz wodurch er sich so sehr auszeichnete. Auch die Consuln Cambacérès und Lebrun mußten dabei mitwirken und thaten ihr Möglichstes. Mit all diesen Artigkeiten verband man die noch weit größere sie öffentlich bekannt zu machen.

Englands Stimmung gegen Frankreich entsprang zum großen Theil dem beleidigten Nationalstolz, obwohl auch das Interesse nicht wenig Theil daran hatte. Die vom ersten Consul dem brittischen Gesandten in so reichem Maße bewiesene Achtung äußerte in London einen sehr merklichen Einfluß auf die öffentliche Meinung und stimmte die Gemüther noch einmal auf ein Weilchen um. Dessen hatte sich auch der General Andréossy zu erfreuen, der eine gerade so schmeichelhafte Aufnahme in London fand wie Lord Withworth in Paris. In den Monaten December und Januar herrschte eine Art von Ruhe. Die in beiden Ländern gefallenen Course hoben sich nach und nach und stiegen wieder so hoch wie sie zur Zeit des größten gegenseitigen Vertrauens gestanden hatten. Die fünfprocentige Rente stand in Frankreich auf 57—58 Francs.

Der Winter des Jahres 1803 war fast ebenso glänzend wie der von 1802, ja er hatte in Betreff der Ruhe noch etwas voraus, denn im Innern war alles vollkommen geordnet, während im verflossenen Jahre die Opposition im Tribunate wenn auch nicht eben geschreckt, doch ein gewisses Mißbehagen hervorgerufen hatte. Alle hohen Staatsbeamten, wie z. B. die Consuln und Minister, hatten Befehl ihre Häuser sowohl ihren Untergebenen als auch der Gesellschaft von Parisern und Fremdlingen zu öffnen. Die handeltreibenden Classen waren mit dem allgemeinen Gange der Geschäfte zufrieden. Ueberall verbreitete sich ein Gefühl des Wohlbehagens, das sich zuletzt sogar bis in die Kreise der zurückgekehrten Emigranten verlor. Täglich sah man irgend einen Mann, dessen Name der Vorzeit angehörte, die müssige, unruhige und schmähsüchtige Gruppe des alten französischen Adels verlassen, um sich in den ernsten und monotonen Salons der Consuln Cambacérès und Lebrun ein Amt in der Justiz- oder Finanzverwaltung zu suchen. Andre verirrten sich bis zu Madame Bonaparte und bewarben sich um einen Platz in dem neuen Hofstaate. Man machte die schlecht welche eine Anstellung gefunden hatten, beneidete sie aber im Grunde und war nicht weit davon sie nachzuahmen.

Dieser Zustand der Dinge hatte einen Theil des Winters so fortgedauert und hätte noch länger währen mögen, wäre nicht ein Umstand gewesen, welcher das brittische Cabinet in Verlegenheit zu setzen begann, nämlich daß es die Räumung Malta's hinausgeschoben hatte. Dadurch daß man den großen Fehler beging die Räumung dieser Insel zu widerrufen, hatte man das englische Volk in die gefährliche Versuchung geführt eine Stellung zu behaupten welche das Mittelmeer beherrschte. Hätte England nun ein so kostbares Unterpfand aufgeben sollen, so hätte es entweder ein starkes Ministerium besitzen oder von Frankreich irgend ein Zugeständniß erhalten müssen. Aber es war in England kein starkes Ministerium und der erste Consul war wieder nicht nachgiebig genug um den am Ruder sitzenden

Männern das Herz durch Darbringung von Opfern zu erleichtern. Von ihm durfte man nicht mehr hoffen, als daß er nicht allzu sehr auf eine eilige Vollziehung der Verträge drang.

Noch dringender wurde die Gefahr des bestehenden Verhältnisses durch einen neuen Umstand. Bisher hatte man doch einen Vorwand gehabt die Ausführung des Vertrags von Amiens in Bezug auf Malta zu verschieben, nämlich die Weigerung Rußlands für die auf dieser Insel einzuführende neue Ordnung der Dinge die Garantie zu übernehmen. Aber nun war das russische Cabinet, die Gefährlichkeit einer solchen Weigerung erkennend und bei seinem aufrichtigen Willen zur Erhaltung des Friedens mitzuwirken, auf seinen frühern Entschluß zurückgekommen. Dies machte dem Redlichkeitsgefühl des jungen Alexander alle Ehre. Nur um für diese Veränderung einen Grund anzugeben, hatte er seine Garantie an einige unbedeutende Bedingungen geknüpft, wie z. B. daß alle Mächte die Souveränität des Ordens über die Insel Malta anerkennen sollten, die Eingebornen künftighin an der Regierung theilnehmen dürften und die Malteser Zunge abgeschafft würde. Diese Bedingungen änderten nichts am Vertrage, indem sie schon so ziemlich darin enthalten waren. Ebenso sehr wünschte Preußen die Sicherung des Friedens, war deshalb gleichfalls wieder zu seinem ersten Entschlusse zurückgekehrt und hatte seine Garantie gerade so wie Rußland ertheilt. Der erste Consul hatte sich beeilt in diese neuen zum 10. Artikel des Vertrags von Amiens gehörigen Bedingungen zu willigen und dieselben in aller Form acceptirt.

Nun konnte das englische Cabinet nicht mehr zurück. Es mußte entweder die Garantie annehmen wie sie eben war oder sich einer augenfälligen Treulosigkeit schuldig geben; denn die von Rußland aufgestellten neuen Bedingungen waren so unbedeutend, daß man sie vernünftigerweise nicht wohl zurückweisen konnte. Trotz dem daß es unter den von ihm selbst hervorgerufenen Schwierigkeiten seufzte, war es doch eben im Begriff den jüngsten Schritt des russischen Cabinets als eine sich wie von selbst darbietende Gelegenheit zur Räumung Malta's zu benutzen und dabei nur zum Schein einige Sicherstellungen in Bezug auf Aegypten und den Orient zu fordern, da kam plötzlich ein unglücklicher Zufall dazwischen, welcher seiner Treulosigkeit, wenn es treulos war, zum Deckmantel, und seiner Schwäche, wenn es schwach war, als Schreckbild diente.

Es ist früher erwähnt worden daß der Oberst Sebastiani nach Tunis und von da nach Aegypten gesandt worden war, um sich zu überzeugen ob die Engländer zur Räumung Alexandria's Anstalt machten oder nicht, um zu sehen wie es zwischen den Mamelucken und Türken herginge, um Frankreichs Beschützung der Christen wiederherzustellen und dem General Brune als unserm Gesandten in Constantinopel eine Bestätigung seiner frühern Instructionen zu überbringen. Der

Oberst hatte seine Mission recht wohl ausgerichtet. Wie er sah, hatten sich die Engländer in Alexandria festgesetzt und schienen durchaus keine Anstalt zum Abzuge machen zu wollen; die Türken traf er in einem erbitterten Kriege wider die Mamelucken; überall wurden die Franzosen vermißt, seitdem man Vergleichungen zwischen ihrer und der türkischen Regierung hatte anstellen können, und der Orient tönte noch wieder vom Namen des Generals Bonaparte. Von alle dem hatte er Bericht erstattet und nebenbei auch die Bemerkung gemacht, bei dem gegenwärtigen Zustande Aegyptens, um das sich Türken und Mamelucken stritten, würde ein Corps von 6000 Franzosen hinreichen es wiederzuerobern. Dieser wenn auch durchaus nicht übertriebene Bericht konnte doch nicht ohne Nachtheil veröffentlicht werden, weil er nur für die Regierung geschrieben war und so mancherlei enthielt was man füglich nur ihr sagen konnte. So beklagte sich der Oberst Sebastiani darin z. B. bitter über den englischen General Stuart, welcher Cairo besetzt hielt und durch dessen Aeußerungen beinahe Sebastiani's Ermordung in Cairo veranlaßt worden wäre. Aus dem ganzen Berichte ging hervor daß die Engländer noch nicht an die Räumung Aegyptens dachten, und dadurch ließ sich der erste Consul bestimmen diesen Bericht im Moniteur abdrucken zu lassen. Da er nämlich sah daß sich die Engländer in Betreff der Ausführung des Vertrags von Amiens große Freiheiten herausnahmen, so fühlte er sich versucht, wenn er sich auch in Bezug auf Malta und Alexandria noch nicht dringend hatte zeigen mögen, die Engländer dadurch öffentlich zu mahnen, daß er ein Actenstück veröffentlichte, welches ihre Saumseligkeit in Erfüllung eingegangener Verpflichtungen und die Böswilligkeit ihrer Officiere gegen die unsern bewiese. Dieser Bericht wurde am 30. Januar im Moniteur abgedruckt. In Frankreich wurde er wenig beachtet, in England aber machte er eine ebenso große als unerwartete Sensation. Die Engländer waren nämlich von der ägyptischen Expedition her noch sehr empfindlich bei allem was Aegypten betraf und meinten immer eine französische Armee von Toulon nach Alexandria absegeln zu sehen. Dazu kam noch der Bericht eines Officiers, welcher den kläglichen Zustand der Türken in Aegypten schilderte und auseinandersetzte wie leicht sie aus diesem Lande vertrieben werden könnten, wie freudig man dort noch der Franzosen gedenke und wie schlecht sich ein brittischer Officier benommen habe; dies alles quälte und verletzte die Engländer und scheuchte sie aus der Ruhe auf, deren sie kaum theilhaftig geworden waren. Und doch würde dieser Eindruck nur vorübergehend gewesen sein, wenn ihn die Parteien nicht geflissentlich verstärkt hätten. Windham, Dundas und Grenville lärmten toller als je und überschrien hochherzige Männer wie Fox und seine Freunde. Diese konnten darauf hinweisen wie sie wollten, daß der Bericht ja gar nichts Außerordentliches enthalte, und wenn der erste Consul Absichten auf Aegypten hätte, so würde er das

doch nicht so ausposaunen; man wollte nicht auf sie hören sondern gefiel sich in heftigen Declamationen. Man sagte, die englische Armee sei beschimpft und es bedürfe einer glänzenden Genugthuung um ihre beleidigte Ehre zu rächen. Der durch jenen Bericht in London hervorgebrachte Eindruck ertönte in Paris wie durch ein vielfaches Echo. Es kränkte den ersten Consul, seine Absichten stets entstellt zu sehen, und zuletzt verlor er die Geduld. Er fand es sonderbar daß Leute, die seine Schuldner waren (denn sie befanden sich allerdings mit zwei wesentlichen Dingen, nämlich mit der Räumung Alexandria's und Malta's in Rückstand), sich so flink beklagten, da man sich doch vielmehr über sie hätte beschweren können. Demgemäß wies er Talleyrand in Paris und den General Andréossy in London an, der Sache ein Ende zu machen und eine kategorische Erklärung über die so lange hinausgeschobene Vollziehung der Verträge zu verlangen.

Eine solche Erklärung kam den englischen Ministern jetzt sehr ungelegen; hatten sie sich doch vor der Veröffentlichung des Berichts vom Obersten Sebastiani Malta kaum zu räumen getraut, wie hätten sie sich jetzt dazu verstehen mögen, nachdem dieser Bericht seine Wirkung gethan hatte? Sie weigerten sich eine Erklärung zu geben und brachten für diese Weigerung Gründe vor, woraus zum ersten Male verdächtige Absichten hervorblickten. Lord Withworth mußte die Behauptung aufstellen, für jeden Vortheil, den Frankreich erlangt habe, gebühre England eine Entschädigung; auf dieses Princip sei der Vertrag von Amiens gegründet gewesen, denn eben aus Rücksicht auf die von einer dieser Mächte in Europa gemachten Eroberungen habe man der andern zahlreiche Besitzungen in Amerika und Ostindien gewährt; indessen habe sich Frankreich seit dem Abschluß des Friedens neue Landstriche und eine abermalige Ausdehnung seines Einflusses angeeignet, wofür England doch Aequivalente haben müsse; aus diesem Grunde habe man die Herausgabe von Malta allerdings verweigern können, sei aber doch aus Friedensliebe zur Räumung dieses Eilandes bereit gewesen, selbst ohne einen Ersatz dafür zu verlangen: da sei der Bericht des Obersten Sebastiani dazwischen gekommen und seit der Veröffentlichung desselben habe das brittische Cabinet beschlossen in Bezug auf Malta nur unter der Bedingung einer doppelten Zufriedenstellung etwas zuzugestehen, einmal wegen des dem englischen Heere zugefügten Schimpfes und dann wegen der Absichten des ersten Consuls auf Aegypten, welche in dem fraglichen Actenstücke auf eine für seine großbritannische Majestät verletzende und beunruhigende Weise ausgesprochen wären.

Als Talleyrand diese Erklärung vernahm, war er höchlich erstaunt. Wenn er auch begriff daß alles, was auf Aegypten Bezug hatte, in England leicht Argwohn erregen müsse, so konnte er sich doch nicht vorstellen daß, wenn England wirklich zur Herausgabe von Malta geneigt gewesen wäre, es durch einen so

unbedeutenden Grund, wie ihn der Bericht des Obersten Sebastiani darbot, auf andre Gedanken hätte kommen können. Er theilte sie dem ersten Consul mit, der gleichfalls darüber erstaunte, seinem Charakter gemäß aber noch mehr im Zorn als Erstaunen gerieth. Er war mit Talleyrand einstimmig der Ansicht, man müsse einem so peinlichen, so unerträglichen Zustande, der schlimmer sei als der Krieg, ein Ende machen. Der erste Consul dachte so: wünschten die Engländer Malta zu behalten und alle ihre Anschuldigungen wären nur leere Vorwände zur Verdeckung dieses ihres Wunsches, so müsse man sich darüber offen mit ihnen besprechen und ihnen begreiflich machen, daß es unmöglich sei ihn in dieser Hinsicht zu täuschen, zu ermüden oder wankend zu machen; hegten sie dagegen wirklich Besorgnisse wie sie dieselben zur Schau trügen, so müsse man sie beruhigen und mit seinen Absichten so offen und ehrlich bekannt machen, daß ihnen gar kein Zweifel übrig bleiben könne. Daher beschloß er mit dem Lord Withworth selbst zusammenzukommen und diesem Gesandten alles mit unbeschränkter Aufrichtigkeit auseinanderzusetzen, damit er ihn ganz überzeuge, daß sein Entschluß über zwei Punkte gefaßt sei, nämlich über die Räumung Malta's, die durchaus stattfinden müsse, und über die Erhaltung des Friedens, die er nach Ausführung der Verträge ganz aufrichtig wünsche. Er wollte den ganz neuen Versuch machen alles, durchaus alles zu sagen, auch was man seinen Feinden sonst nie sagt, um ihr Mißtrauen zu verscheuchen, wenn sie nur mißtrauisch, oder sie der Falschheit zu bezüchtigen, wenn sie treulos waren.

Für den Abend des 18. Februar lud er den Lord Withworth in die Tuilerien ein und empfing ihn auf's artigste. Mitten in seinem Cabinet stand ein großer Arbeitstisch; an einem Ende ließ er den englischen Gesandten Platz nehmen und setzte sich an das andre*). „Ich habe diese Zusammenkunft gewünscht," sagte er zu ihm, „um mich direct mit Ihnen zu besprechen und Sie von meinen wahren Absichten zu überzeugen, und dies kann doch kein Minister so gut als ich selbst." Hierauf recapitulirte er ihm seine Verhältnisse zu England wie sie von jeher stattgefunden hatten. Er erwähnte, wie er sich noch an demselben Tage, als er zum Consulat gelangt sei, um den Frieden bemüht, seinen Zweck aber nicht erreicht habe; wie zuvorkommend er, sobald es ihm ehrenthalber möglich gewesen,

*) Der erste Consul theilte diese Unterredung noch an demselben Tage dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten mit, damit er unsre Gesandten an den auswärtigen Höfen davon in Kenntniß setze, sprach davon auch mit seinen Collegen und mit mehrern Personen, welche sie niederschrieben. Lord Withworth übersandte sie vollständig seinem Cabinette. Sie lief durch ganz Europa und wurde auf sehr mannigfaltige Art dargestellt. Ich gebe sie hier so daß ich allen diesen Versionen entnehme was mir unbestreitbar scheint, nicht also gerade die Ausdrücke aber doch den Sinn, und verbürge dessen Richtigkeit.

abermals in Unterhandlung getreten sei, und endlich welche Zugeständnisse er gemacht habe um den Friedensschluß von Amiens zu ermöglichen. Dann drückte er sein Bedauern darüber aus, daß er seine Bemühungen, mit Großbritannien in gutem Vernehmen zu leben, so wenig vergolten sehe. Er erinnerte an das üble Verhalten, welches unmittelbar auf die Einstellung der Feindseligkeiten gefolgt sei, an die Zügellosigkeit der englischen Zeitungen, die den Blättern der Emigranten nachgesehene Frechheit (und dies habe man nicht durch die englische Constitution rechtfertigen können), an die Georges und seinen Mitschuldigen gewährten Pensionen, die unaufhörlichen Landungen von Chouans auf den Inseln Jersey und Guernesey, die den französischen Prinzen bereitete Aufnahme, welche mit den Insignien des frühern Königthums empfangen worden seien, sowie an die Aussendung von Agenten nach der Schweiz und nach Italien, um Frankreich überall in Schwierigkeiten zu verstricken. „Jeder Wind der aus England kommt," rief der erste Consul aus, „führt mir nichts als Haß und Beschimpfung zu. Jetzt sind wir aber in eine Lage gerathen worin wir durchaus nicht bleiben können. Wollen Sie den Vertrag von Amiens ausführen oder nicht? . . . Ich für meine Person habe ihn mit der gewissenhaftesten Treue vollzogen. Dieser Tractat verpflichtete mich Neapel, Tarent und den Kirchenstaat binnen drei Monaten zu räumen, und in weniger als zwei Monaten waren die französischen Truppen aus allen diesen Ländern fort. Seit der Auswechselung der Ratificationen sind zehn Monate verflossen, und die englischen Truppen befinden sich noch auf Malta und zu Alexandria. Es hilft zu nichts uns in dieser Beziehung mit Täuschungen hinzuhalten; wollen Sie Krieg oder Frieden? Wollen Sie Krieg, so brauchen Sie es nur zu sagen; er soll mit Erbitterung und bis zum Untergange einer der beiden Nationen geführt werden. Wollen Sie Frieden, so müssen Sie Alexandria und Malta räumen. Denn," fuhr der erste Consul im Tone unerschütterlicher Entschlossenheit fort, „dieser maltesische Felsen mit seiner Masse von Festungswerken mag für die Seemächte eine noch so große Wichtigkeit haben, in meinen Augen hat er die noch weit größere, daß dabei Frankreichs Ehre im höchsten Grade betheiligt ist. Was sollte die Welt dazu sagen, wenn wir einen feierlichen mit uns abgeschlossenen Vertrag verletzen ließen? Sie würde an unsrer Energie zweifeln. Ich für meine Person bin mit mir einig: Lieber will ich die Höhen des Montmartre als Malta in Ihren Händen sehen!"

Ein furchtbares Wort, welches zum Unglück unsres Vaterlandes nur zu sehr in Erfüllung gehen sollte!

Lord Withworth wohnte diesem Auftritte schweigsam und regungslos bei. Er wußte nicht recht wie ihm geschah. Endlich gab er eine kurze Antwort auf die Erklärungen des ersten Consuls. Er führte an, daß sich der Haß, welchen

ein langer Krieg zwischen zwei Nationen entzündet habe, unmöglich in ein paar Monaten verwische; hob hervor, daß die englischen Gesetze kein Mittel gewährten die Frechheit der Schriftsteller zu zügeln, gab endlich die Erklärung ab, die den Chouans bewilligten Pensionen seien nicht sowohl eine Bezahlung für zukünftige als eine Belohnung für schon geleistete Dienste (ein seltsames Geständniß aus dem Munde eines Gesandten) und der den ausgewanderten Prinzen bereitete Empfang wäre nur eine gastfreundliche Handlung gegen das Unglück, die Gastfreundschaft aber eine edle Gewohnheit der brittischen Nation. Hiermit rechtfertigte er freilich noch keineswegs die Duldung der französischen Pasquillanten, noch die an Meuchelmörder gezahlten Pensionen, noch auch endlich die den Bourbons gestatteten Insignien des frühern Königthums. Der erste Consul machte dem Gesandten bemerklich wie schwach dessen Antwort rücksichtlich aller dieser Punkte sei und kam dann wieder auf den wichtigsten Gegenstand zu sprechen, nämlich auf die Verschiebung der Räumung Aegyptens und Malta's. Indessen hatte nach Lord Withworth's Versicherungen die Räumung Alexandria's in dem Augenblicke, wo er spreche, bereits stattgefunden. Malta hatte man seiner Erklärung zufolge bloß darum noch nicht geräumt, weil die Garantie der Großmächte so schwer zu erlangen und Ruspoli durchaus nicht zur Uebernahme des Großmeisterthums zu bewegen gewesen sei. Eben aber, fügte er hinzu, habe man das Eiland räumen wollen, da seien wieder Veränderungen in Europa und besonders der Bericht des Obersten Sebastiani dazwischen gekommen, wodurch neue Schwierigkeiten entstanden wären. „Welche Veränderungen meinen Sie?" fragte Napoleon. „Doch wohl nicht die Präsidentschaft über die italiänische Republik, die mir vor der Unterzeichnung des Vertrags von Amiens übertragen wurde? Ebenso wenig doch wohl auch die Errichtung des Königreichs Hetrurien, die Ihnen gleichfalls vor dem Abschluß des Vertrags bekannt war, indem Sie ja um Anerkennung dieses Königreichs ersucht wurden und dieselbe in nahe Aussicht stellten? Dies können Sie also nicht meinen. Zielen Sie vielleicht auf Piemont oder auf die Schweiz? Doch davon zu reden verlohnt sich kaum der Mühe, so wenig ist die wahre Gestalt der Dinge dadurch verändert worden. Aber wie dem auch sei, jetzt haben Sie kein Recht sich darüber zu beschweren, denn was Piemont betrifft, so habe ich noch vor dem Friedensschlusse jedermann gesagt was ich damit vorhatte; das habe ich Oestreich, Rußland und auch Ihnen gesagt. Wenn man mich ersuchte das Haus Sardinien in seine Staaten wieder einzusetzen, habe ich nie darein gewilligt, ja ihm nicht einmal eine bestimmte Entschädigung aussetzen wollen. Sie wußten also, daß ich damit umging Piemont mit Frankreich zu vereinigen, und übrigens verändert diese Einverleibung in nichts meine Macht in Italien, die unbeschränkt ist; so will ich sie und so wird sie bleiben. Was

die Schweiz betrifft, so konnten Sie doch leicht denken daß ich keine Contrerevolution darin würde aufkommen lassen. Doch dergleichen Ausstellungen können gar nicht ernstlich gemeint sein. Meine Macht über Europa ist seit dem Friedensschluß von Amiens weder kleiner noch größer geworden. Ich würde Sie aufgefordert haben die deutschen Angelegenheiten ordnen zu helfen, wenn Sie mir andre Gesinnungen gezeigt hätten. Sie wissen recht gut, daß ich durch alles was ich that nur die Verträge vollständig ausführen und den allgemeinen Frieden sichern wollte. Nun sehen Sie sich einmal um; giebt es irgendwo einen Staat, den ich bedrohte oder anzugreifen gedächte? Auch nicht einen, das wissen Sie, wenigstens so lange der Friede erhalten wird. Was Sie von dem Berichte des Obersten Sebastiani sagen, kann in den Verhältnissen zweier großen Nationen zu einander nicht in Anschlag kommen. Mißtrauen Sie mir hinsichtlich meiner Absichten auf Aegypten, so will ich Sie darüber zu beruhigen suchen, Mylord. Wohl habe ich viel an Aegypten gedacht und werde auch wieder daran denken, wenn Sie mich nöthigen von neuem Krieg zu führen. Aber den Frieden, dessen wir erst seit so kurzer Zeit genießen, werde ich wegen der Wiedereroberung dieses Landes nicht gefährden. Die ottomanische Pforte droht den Einsturz. Ich für meine Person werde sie so lange als möglich zu erhalten suchen; stürzt sie aber ein, so will ich daß Frankreich auch seinen Theil davon bekomme. Indessen können Sie sich darauf verlassen, ich werde die Ereignisse nicht vorschnell herbeiziehen. Hätte ich das gewollt, so konnte ich eins von den nach St. Domingo abgegangenen Geschwadern nach Alexandria schicken. Die 4000 Mann, die Sie dort haben, hätten mich nicht davon abgehalten, sondern eher noch verlocken können. Ich hätte Aegypten unversehens überfallen und dann hätten Sie mir es nicht wieder entreißen sollen. Aber ich denke nicht daran. Glauben Sie etwa," fuhr der erste Consul fort, „ich täuschte mich über die Macht, welche ich über die Meinung in Frankreich und Europa ausübe? Nein, nein; ich weiß recht gut, diese Macht ist nicht so groß, daß ich mir ungestraft einen unmotivirten Angriff erlauben dürfte. Augenblicklich würde sich die öffentliche Meinung Europa's gegen mich wenden und mein politisches Ansehen wäre dahin; um aber Frankreich zu dem Aufschwunge, zu dem Enthusiasmus anzufeuern, den ich gegen Sie erregen will wenn Sie mich zum Kriege nöthigen, muß ich ihm eben beweisen können, daß man mich mit Krieg überzogen hat, daß er ohne meine Schuld entbrannt ist. Alles Unrecht muß auf Ihrer Seite sein, auf der meinigen gar keins. Ich sinne also auf keinen Angriff. Was ich in Deutschland und Italien wollte, ist vollendet, und auch da habe ich nichts unternommen was ich nicht angekündigt, zugestanden oder in einem vorgängigen Vertrage ausgesprochen gehabt hätte. Wenn Sie noch daran zweifeln daß ich den Frieden zu erhalten wünsche, so beurtheilen Sie

meine Aufrichtigkeit nach dem was ich Ihnen jetzt sage. Noch sehr jung, bin ich zu einer Macht, zu einem Rufe gelangt, die nicht leicht größer werden könnten. Wähnen Sie daß ich diese Macht und diesen Ruf in einem verzweifelten Kampfe wagen möchte? Habe ich einen Krieg gegen Oestreich, so werde ich den Weg nach Wien schon zu finden wissen. Muß ich mit Ihnen Krieg führen, so werde ich Ihnen auf dem Continente jeden Bundesgenossen rauben und Ihnen alles Land am baltischen Meere bis an den Meerbusen von Tarent verschließen. Sie werden uns, aber ich werde auch Sie blockiren; Sie werden den Continent für uns, ich werde das Meer für Sie zum Gefängniß machen. Um jedoch den Streit völlig zu beendigen, werde ich auf mehr directe Art handeln müssen; ich muß mit 150,000 Mann und einer Unzahl von Schiffen über die Meerenge zu kommen trachten und werde vielleicht Glück, Ehre und Leben im Abgrunde des Meeres begraben. Ist eine Landung in England nicht eine außerordentliche Verwegenheit, Mylord?" Hierauf begann der erste Consul zum größten Erstaunen seines Zuhörers alle Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens aufzuzählen. Er sprach von der Unmasse des Materials, der Menschen und Schiffe, welche er in die Meerenge werfen müßte und ganz gewiß hineinwerfen würde, wenn es der Vernichtung Englands gölte, hob auch besonders hervor, wie viel größer die Wahrscheinlichkeit seines Untergangs als seines Triumphes sei und sagte zuletzt in einem überaus nachdrucksvollen Tone: „Und zu dieser Verwegenheit, Mylord, wie groß sie auch sein mag, bin ich entschlossen, sobald Sie mich dazu treiben. Daran wage ich mich selbst sammt meiner ganzen Armee. Unter mir hat diese große Unternehmung Chancen wie unter keinem Andern. Bin ich doch mitten im Winter über die Alpen gegangen, weiß ich doch wie man möglich macht was dem gemeinen Haufen unmöglich erscheint. Und gelingt mir die Unternehmung, o dann werden noch Ihre Enkel blutige Thränen weinen, daß Sie mich zu einem solchen Entschluß gezwungen haben. Nun überlegen Sie," fuhr der erste Consul fort, „ob ich wohl, mächtig und glücklich und ruhig wie ich es jetzt bin, Macht und Glück und Ruhe an eine solche Unternehmung wagen möchte, und ob ich es aufrichtig meine, wenn ich sage daß ich den Frieden will." Wieder ruhiger werdend schloß der erste Consul so: „Es ist ebensowohl für Sie als für mich besser, wenn Sie mich den Verträgen gemäß zufriedenstellen. Sie müssen Malta räumen, dürfen meine Meuchelmörder nicht in England dulden, mögen mich, wenn Sie es nicht anders thun wollen, in englischen Journalen, aber nur nicht von jenen elenden Auswandrern schmähen lassen, welche den Schutz verunehren den Sie ihnen gewähren und die Sie vermöge der Alien-Bill aus England zu vertreiben gesetzlich befugt sind. Gehen Sie herzlich mit mir um und ich für meine Person verspreche Ihnen die vollste Herzlichkeit und meine unausgesetzte Sorgfalt zur Ver-

einbarung unsrer Interessen, soweit sie vereinbar sind. Bedenken Sie wie mächtig wir in der Welt dastehen würden, wenn es uns gelänge unsre beiden Nationen einander zu nähern! Sie haben eine Seemacht, die ich durch zehnjährige ununterbrochene Anstrengungen, auch wenn ich alle Hülfsmittel darauf verwenden wollte, nicht zu erreichen im Stande bin; dafür aber habe ich 500,000 Mann, die unter meinem Commando überallhin zu marschiren bereit sind wohin ich sie auch führen möchte. Sind Sie Herren des Meeres, so bin ich Herr des Landes. Denken wir also lieber darauf uns zu vereinigen als uns zu schlagen, und wir regeln die Geschicke der Welt nach unserm Belieben. Dem vereinten Frankreich und England ist alles möglich was im Interesse der Menschheit und dieser unsrer Doppelmacht liegt."

Diese wegen ihrer Freimüthigkeit so außerordentliche Sprache hatte den englischen Gesandten in Staunen und Verlegenheit gesetzt, da er bei all seiner Rechtschaffenheit leider nicht im Stande war die Erhabenheit und Aufrichtigkeit der Worte des ersten Consuls gehörig zu würdigen. Die beiden Nationen selbst hätten versammelt sein sollen, um eine solche Unterredung zu hören und zu beantworten.

Napoleon hatte nicht ermangelt den Lord Withworth davon in Kenntniß zu setzen, daß er in zwei Tagen die Session der gesetzgebenden Versammlung eröffnen werde, wie es die Consularconstitution mit sich brachte, welche den 1. Ventôse (den 20. Februar) dazu bestimmte, daß er ihr wie gewöhnlich die jährliche Uebersicht des Zustandes der Republik vorlegen werde und daß man sich in England nicht wundern dürfe, wenn man darin die Absichten der französischen Regierung ebenso klar ausgesprochen finde als sie dem Gesandten selbst mitgetheilt worden seien. Lord Withworth entfernte sich, um seinem Cabinet davon Bericht zu erstatten was er gesehen und gehört hatte.

Diese Uebersicht des Zustandes der Republik hatte der erste Consul selbst abgefaßt, und man muß gestehen, daß nie eine Regierung einen so ausgezeichneten Zustand zu schildern hatte und es in einer so edeln Sprache that. Es hieß darin, an allen Orden und Enden kehre die Ruhe in die Gemüther zurück, erstaunlich rasch und ungestört sei der Gottesdienst wieder hergestellt worden, überall verschwänden die Spuren der bürgerlichen Zwistigkeiten, Handel und Ackerbau blühten wieder auf, die Staatseinkünfte wüchsen zusehends, die öffentlichen Arbeiten nähmen einen wunderbaren Aufschwung, die Festungsbauten an den Alpen, am Rhein und an den Küsten schritten ebenso rasch vorwärts und endlich werde ganz Europa durch Frankreichs Einfluß geleitet, ohne sich, wenn man England ausnehme, dadurch verletzt zu fühlen: dies war das Gemälde welches der erste Consul darzubieten, welches er mit Meisterhand entworfen hatte. Am Tage

nach Eröffnung der gesetzgebenden Versammlung (den 21. Februar oder 2. Ventôse) überreichten ihr dem unter dem Consulate eingeführten Gebrauche gemäß drei Wortführer der Regierung jene Uebersicht. Deren Verlesung machte den ergreifenden Eindruck, welchen sie überall hervorbringen mußte. Aber die auf England bezügliche Stelle, worauf jedermann neugierig war, lautete so ungemessen stolz und besonders so unausweichlich kategorisch, daß sie zu einer baldigen Lösung der streitigen Punkte führen mußte. Nachdem in diesem Documente von der glücklichen Beendigung der deutschen Angelegenheiten, von der Beruhigung der Schweiz und von Frankreichs conservativer Politik in Betreff der Türkei die Rede gewesen war, hieß es ferner, Alexandria und Malta würden noch von brittischen Truppen besetzt gehalten und die französische Regierung sei berechtigt sich darüber zu beschweren, indessen seien dem Vernehmen nach eben Schiffe im Mittelmeere eingelaufen um die Besatzung von Alexandria abzuholen. In Bezug auf die Räumung von Malta wurde nicht gesagt ob sie bald stattfinden sollte oder nicht, dafür enthielt aber die Staatsschrift folgende bedeutungsvolle Worte:

„Die Regierung verbürgt der Nation den Continentalfrieden und darf wohl auf die Fortdauer des Friedens zur See hoffen. Dieser Friede ist das Bedürfniß und der Wunsch aller Völker. Zu dessen Erhaltung wird die Regierung alles thun was sich mit der Nationalehre verträgt, die wesentlich auf der pünktlichen Vollziehung der Verträge beruht.

„Aber in England streiten sich zwei Parteien über die Gewalt. Die eine hat den Frieden abgeschlossen und scheint zu dessen Erhaltung entschlossen zu sein, während die andre Frankreich einen unversöhnlichen Haß geschworen hat. Daher jene Unstetigkeit in den Meinungen und Berathungen, daher jene zugleich friedliche und drohende Haltung.

„So lange dieser Kampf der Parteien dauert, hat die Regierung der Republik Maßregeln zu treffen, die ihr von der Klugheit geboten werden. Es müssen und werden 500,000 Mann bereit sein sie zu vertheidigen und zu rächen. Dies ist eine befremdende Nothwendigkeit, worein klägliche Leidenschaften zwei Nationen versetzen, die ein Interesse und ein Wille dem Frieden zutreibt!

„Welchen Ausgang auch zuletzt die Intrigue in London haben mag, andre Völker werden sich nicht wieder zu Bündnissen verleiten lassen, und mit gerechtem Stolz spricht es die Regierung aus, allein vermag England jetzt nicht gegen Frankreich anzukämpfen.

„Hegen wir aber bessere Hoffnungen und glauben wir lieber, daß man im brittischen Cabinet nur auf die Rathschläge der Weisheit und auf die Stimme der Menschlichkeit hören wird.

„Gewiß wird sich der Friede alle Tage mehr befestigen; das Verhältniß

beider Regierungen zu einander wird jenen Charakter des Wohlwollens annehmen, welcher ihren gegenseitigen Interessen entspricht; eine lange Ruhe wird die vieljährigen Leiden eines unseligen Kriegs in Vergessenheit bringen; Frankreich und England werden wechselseitig ihr Glück begründen und den Dank der ganzen Welt verdienen."

Um diese Staatsschrift richtig zu beurtheilen, darf man sie nicht mit den heutigen Tags in Frankreich und England sogenannten Thronreden vergleichen, sondern vielmehr mit der Botschaft des Präsidenten der nordamerikanischen Freistaaten. Darin finden die Einzelnheiten, welche der erste Consul anführte, ihre Erklärung und Rechtfertigung. Er hatte die Parteien, worein England zerfiel, durchaus erwähnen wollen, damit er ein Mittel in Händen hätte sich frei über seine Feinde auszusprechen, ohne daß seine Worte auf die englische Regierung selbst bezogen werden könnten. Es war dies eine sehr kühne und gefährliche Art sich in die Angelegenheiten eines Nachbarlandes zu mischen, besonders aber wurde dem brittischen Stolze unnöthigerweise dadurch eine empfindliche Wunde geschlagen, daß in so hochfahrenden Worten die Behauptung aufgestellt war, England könne, wofern es auf seine Kräfte allein beschränkt wäre, nicht gegen Frankreich ankämpfen. Der erste Consul hätte sich dadurch einen Fehler in der Form, wenn auch durchaus nicht im Wesen der Sache zu Schulden kommen lassen.

Als diese sehr schöne aber zu hochfahrende Uebersicht der Lage der Republik in London eintraf, machte sie einen noch weit stärkern Eindruck als der Bericht des Obersten Sebastiani, ja sogar einen noch stärkern als die dem ersten Consul zum Vorwurf gemachten Handlungen in Italien, der Schweiz und Deutschland *). Diese unzeitigen Worte über die Ohnmacht Englands, allein gegen Frankreich anzukämpfen, empörten jedes englische Herz. Dazu kam noch daß der erste Consul diesem Documente eine Note beigefügt hatte, worin die brittische Regierung aufgefordert wurde sich definitiv über die Räumung Malta's zu erklären.

Nun sah sich das englische Cabinet endlich gezwungen einen bestimmten Entschluß zu faffen und dem ersten Consul seine Absichten in Betreff dieser so viel bestrittenen Insel zu erklären, welche so große Ereignisse veranlassen sollte. Es war in der größten Verlegenheit, denn es wollte weder die Absicht eingestehen

---

*) Ich selbst habe einen bedeutenden Mann und eins der achtungswerthesten Glieder der englischen Diplomatie 40 Jahre später, nachdem die Zeit alle Leidenschaften jener Epoche in ihm verwischt hatte, zu mir sagen hören, daß die Worte, welche dahin lauteten, England allein könne nicht gegen Frankreich ankämpfen, jedes englische Herz empört hätten und daß von diesem Tage an die Kriegserklärung als unvermeidlich habe betrachtet werden können.

einen feierlichen Vertrag zu verletzen, noch auch die Räumung Malta's zusagen, die bei seiner Schwäche unmöglich geworden war. Gedrängt von der öffentlichen Meinung irgend etwas zu thun und doch nicht wissend was es thun sollte, schlug es den Ausweg ein, eine Botschaft an's Parlament zu richten, was bei Repräsentativregierungen zuweilen ein Mittel ist die Gemüther zu besänftigen und ihre Ungeduld einzuschläfern, was aber auch sehr gefährlich werden kann, wenn man nicht klar durchdacht hat wohin man sie führen will, sondern sie nur augenblicklich zufrieden zu stellen strebt.

In der Sitzung vom 8. März erhielt das Parlament folgende Botschaft:

„Georg, König von England ꝛc.

Seine Majestät findet es für nöthig das Haus der Gemeinen davon zu benachrichtigen, daß in den französischen und holländischen Häfen bedeutende Rüstungen stattfinden und daß sie es daher für angemessen erachtet neue Vorsichtsmaßregeln zur Sicherung ihrer Staaten zu treffen. Obgleich die fraglichen Rüstungen anscheinend Expeditionen nach den Colonien bezwecken, so hat doch Seine Majestät, da gegenwärtig zwischen ihr und der französischen Regierung Erörterungen von großer Wichtigkeit stattfinden, deren Resultat noch nicht abzusehen ist, diese Mittheilung ihrem treuen Hause der Gemeinen nicht vorenthalten wollen, da sie der festen Ueberzeugung ist, daß sie, obwohl es ihre eifrige und unermüdliche Sorgfalt für die Erhaltung des Friedens theilt, sich dennoch mit vollem Vertrauen auf seinen Gemeinsinn und seine Liberalität verlassen sowie darauf rechnen kann, daß sie von ihm werde in den Stand gesetzt werden alle Maßregeln zu treffen, welche die Umstände für die Ehre ihrer Krone und die wesentlichen Interessen ihres Volkes zu erfordern scheinen."

Eine ungeschickter abgefaßte Botschaft ließ sich gar nicht denken. Sie beruhte auf thatsächlichen Unrichtigkeiten und enthielt noch obendrein etwas Verletzendes für die Redlichkeit der französischen Regierung. Zunächst lag in unsern Häfen nicht ein einziges verwendbares Kriegsschiff; alle unsre segelfertigen Fahrzeuge waren bei St. Domingo, meistens für Transporte eingerichtet und zur Uebersetzung von Truppen benutzt. Zwar wurde auf unsern Werften viel gebaut, und dies war gar kein Geheimniß; aber man dachte nicht daran auch nur ein einziges Kriegsschiff auszurüsten. Nur in dem holländischen Hafen Helvoetsluis lag ein kleines Geschwader von zwei Kriegsschiffen und zwei Fregatten, welche 3000 Mann an Bord hatten und notorisch nach Louisiana bestimmt waren. Aus Besorgniß vor dem Treibeise hatte man sie ein paar Monate zurückgehalten, den Zweck ihrer Sendung aber ganz Europa verkündigt. Nun zu äußern, daß diese anscheinend für die Colonien bestimmten Rüstungen in der That einen andern Zweck haben möchten, war eine höchst beleidigende Andeutung. Dann auch noch

zu behaupten, es fänden zwischen beiden Regierungen Erörterungen von großer Wichtigkeit statt, dies war höchst unvorsichtig, denn bisher hatte sich alles auf einige Worte über Malta beschränkt, die von Frankreich ausgesprochen und von Seiten Englands ohne Antwort geblieben waren. Daraus einen Streitpunkt machen, hieß sogleich erklären daß man die Ausführung der Verträge zu verweigern gedenke, wenn man nicht etwa behaupten wollte, daß einige aus dem Bericht des Obersten Sebastiani oder aus der Uebersicht des Zustandes der Republik herausgerissene Redensarten einen hinreichenden Beschwerdegrund bildeten um die englischen Streitkräfte auf den Kriegsfuß zu setzen. Diese Botschaft hielt also die Prüfung nicht aus; sie war ebenso unrichtig als verletzend.

Lord Withworth, der die Regierung, bei welcher er accreditirt war, etwas besser kennen zu lernen begann, ahnte sogleich welchen Eindruck diese Botschaft an's Parlament auf den General Bonaparte machen würde. Auch gab er Talleyrand nur mit dem Ausdruck innigen Bedauerns eine Abschrift davon und beschwor diesen Minister sich eiligst zum General zu begeben, um ihn zu besänftigen und zu der Ueberzeugung zu bringen, daß dies keineswegs eine Kriegserklärung sondern nichts als eine schlichte Vorsichtsmaßregel sei. Sogleich begab sich Talleyrand in die Tuilerien, richtete aber nur wenig aus bei dem aufbrausenden Gebieter welcher sie bewohnte. Er fand ihn äußerst entrüstet darüber, daß das brittische Cabinet auf so schroffe Weise die Initiative ergriffen hatte; denn diese befremdende, durch nichts motivirte Botschaft erschien ihm als eine vor dem Angesicht der Welt erlassene Herausforderung; er nahm es so auf als sei ihm öffentlich Trotz geboten, fühlte sich im Innersten gekränkt und fragte, wo denn das brittische Cabinet alle in dieser Botschaft enthaltenen Lügen herhaben möchte; denn in den französischen Häfen finde, wie er sagte, durchaus keine Rüstung statt und zwischen den beiden Cabinetten existire noch nicht einmal ein ausgesprochener Streitpunkt.

Talleyrand brachte es doch so weit, daß der erste Consul versprach seinen Groll zu zügeln und, wenn er sich zum Kriege entschließen müsse, den Engländern die Schuld zuzuwälzen ihn hervorgerufen zu haben. Dies beabsichtigte Napoleon freilich selbst, aber er fühlte sich so verletzt, daß es ihm schwer wurde an sich zu halten. Am 8. März war die Botschaft dem englischen Parlament mitgetheilt worden und am 11ten wurde sie in Paris bekannt. Es traf sich so unglücklich, daß am zweiten Tage darauf ein Sonntag war, an welchem das diplomatische Corps in den Tuilerien empfangen zu werden pflegte. Aus leicht begreiflicher Neugier hatten sich alle fremden Gesandten dahin begeben, weil sie zu sehen wünschten wie sich unter gegenwärtigen Umständen der erste Consul und besonders wie sich der englische Gesandte benehmen würde. Bis zum Augen-

blick der Audienz befand sich Napoleon bei seiner Gemahlin und spielte in deren Zimmer mit dem Kinde, welches damals sein Erbe werden sollte und welches der Sohn Louis Bonaparte's und der Hortense Beauharnais war. Der Palastpräfect Rémusat machte die Meldung daß der Kreis gebildet sei, und unter andern Namen nannte er auch den des Lord Withworth. Dieser Name machte einen sichtlichen Eindruck auf den ersten Consul; er verließ das Kind, mit welchem er sich beschäftigt hatte, nahm hastig Madame Bonaparte bei der Hand, trat durch die sich öffnende Thür in den Empfangsaal ein, schritt an den fremden Gesandten vorüber die sich um ihn her drängten und ging gerade auf den Repräsentanten Großbritanniens los. „Mylord," redete er ihn in der höchsten Aufregung an, „haben Sie Nachrichten aus England?" Und fast ohne eine Antwort abzuwarten fügte er hinzu: „Sie wollen also Krieg?" — „Nein General," antwortete der Botschafter mit großer Gemessenheit, „dazu fühlen wir zu sehr die Vortheile des Friedens." — „Sie wollen also Krieg?" fuhr der erste Consul so laut fort, daß es von allen Anwesenden gehört werden konnte. „Zehn Jahre lang haben wir uns geschlagen; Sie wollen also, daß wir uns noch einmal zehn Jahre schlagen? Wie hat man sich unterstehen können zu sagen, Frankreich rüste sich? Man hat der Welt etwas aufgebunden; es liegt kein einziges Kriegsschiff in unsern Häfen; alle dienstfähigen Schiffe sind nach St. Domingo abgegangen. Das einzige vorhandene Geschwader befindet sich in den holländischen Gewässern und seit 4 Monaten weiß jedermann, daß es nach Louisiana bestimmt ist. Man hat gesagt, es existire zwischen Frankreich und England ein streitiger Punkt; ich kenne keinen; nur das weiß ich, daß die Insel Malta zur bestimmten Zeit nicht geräumt worden ist; aber ich kann mir nicht denken, daß Ihre Minister die englische Redlichkeit so hintansetzen werden, die Vollziehung eines feierlichen Vertrags zu verweigern; das haben sie uns wenigstens noch nicht gesagt. Auch setze ich voraus, daß Sie durch Ihre Rüstungen das französische Volk nicht haben einschüchtern wollen. Tödten kann man es, Mylord, aber niemals einschüchtern!" Der Gesandte war überrascht und trotz seiner Kaltblütigkeit etwas verlegen; er antwortete, man wolle keins von beidem, sondern strebe vielmehr mit Frankreich in gutem Vernehmen zu leben. „Schön," versetzte der erste Consul, „dann müssen aber die Verträge beachtet werden! Wehe dem, welcher die Verträge nicht beachtet!" Hierauf trat er zu Azara und Markoff und sagte ihnen laut, die Engländer wollten Malta nicht räumen, weigerten sich ihre Verbindlichkeiten zu erfüllen und in Zukunft müsse man die Verträge mit einem schwarzen Flor umhüllen. Er ging weiter und faßte den schwedischen Gesandten in's Auge, bei dessen Anblick er sich an die lächerlichen Depeschen erinnerte, welche an den deutschen Reichstag gerichtet und vor kurzem veröffentlicht worden waren. Zu

ihm sagte er: „Ihr König vergißt also, daß Schweden nicht mehr in der Zeit Gustav Adolph's lebt, sondern daß es zu einer Macht dritten Ranges herabgesunken ist?“ Er ging vollends durch den Kreis in steter Aufregung und mit funkelnden Augen, furchtbar wie die zürnende Macht, aber ohne die ihr so wohl anstehende ruhige Würde.

Indessen fühlte der erste Consul, daß er die Grenze der Schicklichkeit überschritten habe, und nachdem er seinen Rundgang vollendet hatte, kehrte er zum englischen Gesandten zurück, erkundigte sich in sanftem Tone nach dem Befinden von dessen Gemahlin, der Frau Herzogin von Dorset, drückte gegen ihn den Wunsch aus, daß sie, nachdem sie die schlechte Jahreszeit in Frankreich verlebt habe, auch während der guten hier weilen möge, und fügte hinzu, daß dies freilich nicht von ihm sondern von England abhänge, daß aber, wenn man genöthigt wäre wieder zu den Waffen zu greifen, vor Gott und Menschen alle Verantwortlichkeit auf die fallen werde, welche ihre eingegangenen Verpflichtungen nicht hätten erfüllen wollen. Durch einen solchen Auftritt mußte die Eigenliebe des englischen Volks heftig aufgeregt und eine schlimme Gegenseitigkeit schlechter Behandlung herbeigeführt werden. Im Materiellen hatten die Engländer Unrecht, denn ihre rücksichtlich Malta's wenig verhehlte Ländergier war ein wahrhaftes Scandal. Man hätte ihnen ihr Unrecht im Materiellen lassen sollen, ohne sich selbst ein Unrecht in der Form zu Schulden kommen zu lassen. Aber der erste Consul fühlte sich verletzt und freute sich gewissermaßen, die Ausbrüche seines Zorns von einem Ende der Welt zum andern wiedertönen zu hören.

Der Auftritt zwischen ihm und dem Lord Withworth wurde sogleich bekannt, denn es waren 200 Personen dabei zugegen gewesen. Jeder erzählte ihn auf seine Art wieder und keiner ließ es an Uebertreibungen fehlen. Er erregte in Europa ein schmerzliches Gefühl und erhöhte nicht wenig die Verlegenheit des brittischen Cabinets. Lord Withworth fühlte sich seinerseits ebenfalls verletzt, beschwerte sich bei Talleyrand und erklärte, nicht wieder in den Tuilerien erscheinen zu wollen, wenn er nicht die ausdrückliche Zusicherung erhielte dort eine andre Behandlung zu erfahren. Talleyrand antwortete mündlich auf diese gerechten Beschwerden, und hier zeigten sich seine Ruhe, Besonnenheit und Gewandtheit vom größten Nutzen für die Politik des Cabinets, welches durch den heftigen Charakter des ersten Consuls compromittirt war.

Es hatte in Napoleon's beweglichem und leidenschaftlichem Geiste eine plötzliche Umwandlung stattgefunden. Von den Aussichten auf einen Frieden voll Arbeit und Fruchtbarkeit, woran er noch neuerdings seine Einbildungskraft gern weidete, ging er sogleich zu den Aussichten auf Krieg und eine durch den Sieg herbeizuführende bewundernswürdige Größe, auf eine Umformung Europa's

auf die Wiederherstellung des abendländischen Kaiserthums über, lauter Dinge, die seinem Geiste nur allzu oft vorschwebten. Mit gewaltiger Hast warf er sich aus einer Laufbahn in die andre. Hatte er sich geschmeichelt ein Wohlthäter Frankreichs und der Welt zu sein, so wollte er nun auch das Erstaunen derselben werden. Es ergriff ihn eine ebensowohl persönliche als patriotische Entrüstung und England zu besiegen, zu demüthigen, zu erniedrigen und zu vernichten wurde von diesem Tage an die Leidenschaft seines Lebens. In der Ueberzeugung, daß dem Menschen bei der nöthigen Einsicht, Beharrlichkeit und Willenskraft alles möglich sei, ließ er sich plötzlich von dem Gedanken beherrschen, eine von jenen Armeen, welche Europa besiegt hatten, über die Meerenge von Calais nach England überzusetzen. Vor drei Jahren hatte er gemeint, das vom gemeinen Haufen als ein unübersteigliches Hinderniß betrachtete Wintereis des großen St. Bernhard sei dies für ihn nicht, jetzt dachte er dasselbe von dem Meeresarme, der sich zwischen Dover und Calais befindet, und seitdem beschäftigte er sich damit ihn zu überschreiten, und zwar in der festen Ueberzeugung daß er damit zu Stande kommen werde. Von diesem Augenblicke, also von dem Tage an, wo die Botschaft des Königs von England bekannt wurde, datiren sich seine ersten Befehle zu einer solchen Unternehmung, und nun wurde dieser Geist, welchen das Gefühl seiner Macht in der Politik irre leitete, wieder ein Wunder der menschlichen Natur, als es sich darum handelte, alle Schwierigkeiten eines ungeheuern Unternehmens vorauszusehen und zu überwinden.

Ohne die geringste Säumniß schickte er den Obersten Lacuée nach Flandern und Holland, um die Hafenstädte dieser Länder zu besuchen und deren Gestaltung, Umfang, Bevölkerung und Schiffsmaterial zu prüfen. Er schärfte ihm ein, sich von Havre bis an den Texel ein annäherndes Verzeichniß aller zur Küstenschifffahrt und zum Fischfange bestimmten Fahrzeuge zu verschaffen, die mit einer Kriegsflotte zu segeln im Stande wären. Andre Officiere schickte er nach Cherbourg, St. Malo, Granville und Brest mit dem Befehle, alle zur Seefischerei dienenden Kähne in Augenschein zu nehmen, um deren Anzahl, Werth und Ladungsfähigkeit kennen zu lernen. Er begann die Kanonierschaluppen ausbessern zu lassen, woraus die alte Flotille von Boulogne im Jahre 1801 bestanden hatte. Den Schiffsbaumeistern gab er auf, ihm Modelle zu flachen Böten vorzulegen, die schweres Geschütz zu führen im Stande wären, verlangte von ihnen auch einen Plan zu einem großen Canale zwischen Boulogne und Dünkirchen, um zwischen diesen beiden Häfen eine Verbindung herzustellen. Er ließ von Bordeaux bis Antwerpen zur Bewaffnung der Küsten und Inseln schreiten, befahl eine augenblickliche Besichtigung aller Wälder an den Küsten des Canals, um die Menge und Beschaffenheit ihres Holzes zu ermitteln und dann zu prüfen, welcher Ge-

brauch davon zur Erbauung einer gewaltigen Kriegsflotte zu machen wäre. Man benachrichtigte ihn, daß Emissäre der englischen Regierung um Bauholz im Kirchenstaate in Unterhandlung stünden; gleich schickte er Agenten mit dem nöthigen Geld zum Ankauf dieses Holzes und mit Empfehlungen dahin ab, welche dem Papst zwischen den Käufern keine sonderliche Wahl ließen.

Seiner Ansicht zufolge mußten die Feindseligkeiten mit der Besetzung Hannovers, Portugals und des Meerbusens von Tarent begonnen werden, um die Küsten des Festlandes von Dänemark bis zum adriatischen Meere völlig zu verschließen. Zu diesem Zwecke fing er damit an in Bayonne die Artillerie eines Armeecorps aufzubringen; in Faenza zog er eine Division von 10,000 Mann und 24 Feuerschlünden zusammen, die in's Königreich Neapel gehen sollte; die in Helvoetsluis eingeschifften und nach Louisiana bestimmten Truppen ließ er wieder an's Land setzen. Da er es für zu gefährlich hielt sie am Vorabend einer Kriegserklärung zur See gehen zu lassen, dirigirte er einen Theil derselben nach Vließingen, einer zu Holland gehörigen Hafenstadt, die sich aber, so lange wir dieses Land besetzt hielten, in Frankreichs Gewalt befand. Ebendahin sandte er auch einen Officier mit dem Auftrage sich alle Befugnisse anzueignen, die in Kriegszeiten einem Militärcommandanten zustehen, und ohne Verzug den Platz zu armiren. Den Rest dieser Truppen ließ er nach Breda und Nimwegen marschiren, die beide zu Sammelpunkten für die Bildung eines Armeecorps von 24,000 Mann bestimmt waren. Dieses Corps kam unter das Commando eines einsichtsvollen und charakterfesten Mannes, des Generals Mortier, welcher bei der ersten feindseligen Handlung Englands in Hannover einrücken sollte.

Doch war ein solches Einrücken eine politisch gar nicht leichte Sache. Der König von England war als König von Hannover Mitglied des deutschen Bundes und hatte in gewissen Fällen ein Recht auf den Schutz von Seiten der verbündeten Staaten. Als Director des niedersächsischen Kreises, wozu Hannover gehörte, war der König von Preußen der natürliche Beschützer dieses Staates. An diesen mußte man sich also wenden, um seine Zustimmung zu erlangen, die er freilich nur höchst ungern ertheilen konnte, denn auf diese Weise ward Nord-Deutschland in den furchtbaren Kampf verwickelt, der zu entbrennen drohte und vielleicht zu einer Blockade der Weser, Elbe und Oder von Seiten der Engländer führte. Das Potsdamer Cabinet stellte sich zwar als hege es große Anhänglichkeit an Frankreich, da es von ihm reiche Entschädigungen erhielt, ja diese Anhänglichkeit mochte auch so weit gehen daß es alle Coalitionsentwürfe zurückwies, sich Mühe gab ihnen vorzubeugen und wohl gar den ersten Consul davon in Kenntniß setzte; aber bei dem dermaligen Stande der Dinge war die Vertraulichkeit doch nicht so groß, daß sie zu einem förmlichen Bündniß hätte führen sollen

so daß man sich also, wenn man eine wichtige Bethätigung seiner Ergebenheit nöthig hatte, nicht im Ernst darauf rechnen konnte. Der erste Consul sandte sogleich seinen Adjutanten Duroc, welcher den preußischen Hof durch und durch kannte, mit dem Auftrage ab diesen Hof davon in Kenntniß zu setzen, daß es zwischen Frankreich und England nächstens zum Bruch zu kommen drohe, daß die französische Regierung den Krieg auf's äußerste zu treiben und sich Hannovers zu bemächtigen gedenke. Der General Duroc war ferner mit der Erklärung beauftragt, der erste Consul wolle den Krieg keineswegs um des Krieges willen, und wenn die Monarchen, welche der Streit nicht beträfe, wie z. B. der König von Preußen und der Kaiser von Rußland, ein Mittel ausfindig machen könnten denselben zu schlichten, indem sie England zur Ausführung der Verträge bewögen, so werde er augenblicklich auf dem Wege erbitterter Feindseligkeiten stehen bleiben, den er einzuschlagen im Begriff sei.

Der erste Consul hielt es für angemessen auch beim Kaiser von Rußland einen Schritt zu thun. Mit diesem Souverän hatte er schon einige bedeutende europäische Angelegenheiten verhandelt und wollte ihn nun dadurch für seine Sache gewinnen, daß er ihn über die dermaligen Vorgänge zwischen Frankreich und England zum Schiedsrichter machte. Er schrieb ihm einen Brief, welchen der Oberst Colbert überbringen sollte und worin er nach Aufzählung aller seit dem Friedensschluß von Amiens vorgegangenen Ereignisse sich geneigt zeigte, sich seiner Vermittelung, ohne sie eben nachzusuchen, in dem Falle zu unterwerfen, wenn dies Großbritannien gleichfalls thue; so sehr, hieß es unter andern, rechne er auf die Güte seiner Sache und auf die Gerechtigkeitsliebe des Kaisers Alexander.

All diesen so rasch gefaßten Entschlüssen reihte sich noch einer in Betreff Louisiana's an. Die 4000 Mann, welche es hatten in Besitz nehmen sollen, waren eben wieder ausgeschifft worden. Was war nun anzufangen? Was mußte man über diese reiche Besitzung beschließen? Um unsre übrigen Colonien brauchte man nicht besorgt zu sein. St. Domingo war voll Truppen und noch immer gingen aus den Depots für die Colonien Soldaten auf Kauffahrteischiffen dahin ab. Auch Guadeloupe, Martinique und Isle de France waren mit so starken Besatzungen versehen, daß es einer gewaltigen Expedition bedurft hätte sie den Franzosen streitig zu machen. Aber in Louisiana stand kein einziger Soldat. Diese Provinz war so ausgedehnt, daß in Kriegszeiten zu deren Besatzung 4000 Mann nicht ausreichten. Obgleich die Einwohner von Franzosen abstammten, so hatten sie doch seit 100 Jahren die Herren so oft gewechselt, daß ihnen nichts über ihre Unabhängigkeit ging. Den Nordamerikanern war es gar nicht recht uns im Besitz der Mündungen des Mississippi und namentlich des in den

mexicanischen Meerbusen fallenden Hauptarmes zu sehen. Sie hielten sogar bei Frankreich darum an ihrem Handel und ihrer Schifffahrt im Hafen von Neu-Orleans günstige Bedingungen für den Transito auszuwirken. Wollten wir Louisiana nicht aufgeben, so mußten wir auf große Anstrengungen der Engländer gegen uns gefaßt sein sowie auf eine völlige Gleichgültigkeit der Landeseinwohner und auf die schelen Blicke der Nordamerikaner. Letztere wünschten in der That nur die Spanier zu Nachbarn zu haben. Sowie die Botschaft König Georg's III. erschien, verschwanden sogleich alle Colonialträume des ersten Consuls, und auf der Stelle war sein Entschluß gefaßt. Zu einem seiner Minister sagte er: „Ich werde nicht eine Besitzung behalten die in unsern Händen nicht sicher wäre und mich am Ende mit den Amerikanern verfeindete oder doch ihrer Zuneigung beraubte. Sie soll mir vielmehr dazu dienen dieselben für mich einzunehmen und mit den Engländern zu verfeinden, denn ich gedenke diesen Feinde zu erwecken, die uns einst rächen sollen, wenn uns selbst die Rache mißlingt. Ich bin mit mir einig, Louisiana geb' ich den vereinigten Staaten. Da sie uns aber dafür kein Gebiet abzutreten haben, so werde ich dafür eine Summe Geldes von ihnen verlangen, um damit die außerordentlichen Rüstungen zu decken, die ich gegen England beabsichtige." Eine Anleihe wollte der erste Consul nicht machen, weil er mit einer starken Summe, die er sich auf außerordentlichem Wege verschaffte, sowie mit einer mäßigen Steuererhöhung und einigen nach und nach vorgenommenen Verkäufen von Nationalgütern die Kriegskosten zu bestreiten hoffte. Obgleich er mit sich abgeschlossen hatte, so berief er doch noch den Minister des Staatsschatzes Marbois, der früher in Amerika fungirte, sowie den Marineminister Decrès, um ihre Gründe zu vernehmen. Marbois sprach für und Decrès gegen die Veräußerung dieser Colonie. Der erste Consul hörte sie mit großer Aufmerksamkeit an, ohne daß die von beiden Seiten vorgebrachten Gründe auf ihn irgend einen Eindruck zu machen schienen; er hörte sie an, wie er es nicht selten zu thun pflegte, wenn er auch seinen Entschluß gefaßt hatte, um sich zu überzeugen ob er die ihm zur Entscheidung vorliegende Frage auch von allen Seiten betrachtet habe. Durch das was er gehört hatte in seinem Entschlusse eher bestärkt als wankend gemacht, gab er Marbois Befehl unverzüglich den amerikanischen Minister Livingston kommen zu lassen und mit ihm über Louisiana in Unterhandlung zu treten. Eben war Monroe in Europa angekommen, um mit den Engländern die Frage über das Seerecht und mit den Franzosen die über den Transito des Mississippi zu erledigen. Gleich bei seiner Ankunft in Paris überraschte ihn das französische Cabinet mit dem erwähnten Antrage. Nicht einige Erleichterungen des Transito durch Louisiana sondern den völligen Anschluß dieses Landes an die vereinigten Staaten trug man ihm an. Wegen des

Mangels an Vollmachten war er keinen Augenblick verlegen, sondern trat unter dem Vorbehalt der Ratification von Seiten seiner Regierung auf der Stelle in Unterhandlung. Marbois forderte von ihm 80 Millionen Francs, wovon 20 zur Entschädigung des amerikanischen Handelsstandes für Prisen, welche während des letzten Kriegs gesetzwidrig aufgebracht worden, und 60 für die französische Staatskasse gerechnet waren. Die zum erstern Zweck bestimmten 20 Millionen mußten uns das Wohlwollen der ganzen amerikanischen Kaufmannschaft erwerben. In Betreff der für Frankreich bestimmten 60 Millionen verabredete man, daß das Cabinet von Washington Renten bilden sollte, welche man zu einem vortheilhaften fast al pari stehenden Course an holländische Häuser veräußern möge. Auf diese Grundlagen wurde der Vertrag wirklich abgeschlossen und zur Ratification nach Washington gesandt. Auf diese Art bekamen die Amerikaner von Frankreich das geräumige Land, welches ihre Herrschaft über Nordamerika vervollständigt und sie für die Gegenwart und Zukunft zu Gebietern über den mexicanischen Meerbusen gemacht hat! So haben sie denn ihr Entstehen und ihre Größe dem langen Kampfe Frankreichs gegen England zu verdanken. In der ersten Periode dieses Kampfes errangen sie ihre Unabhängigkeit und im zweiten die Vollständigkeit ihres Gebiets. Bald wird man sehen wozu jene 60 Millionen verwendet wurden und welches Ergebniß sie beinahe veranlaßt hätten.

Sobald der erste Consul einmal diese Vorsichtsmaßregeln getroffen hatte, wartete er den Ausgang der Unterhandlung mit mehr Geduld ab. Die unwillkührliche Aufwallung, deren er sich bei dem Empfange der Botschaft des Königs von England nicht erwehren konnte, war vorüber; nun nahm er sich vor, und hielt es auch, eine unwandelbare Mäßigung zu beobachten, ja sich so sichtlich aufs Aeußerste treiben zu lassen, daß Frankreich und Europa sich über die wahren Urheber des Kriegs durchaus nicht täuschen könnten.

Talleyrand, der sich unter diesen Umständen mit seltner Klugheit benahm, hatte mehr als irgend jemand dazu beigetragen dem ersten Consul diese neue Gesinnung einzuflößen. Dieser Minister sah recht wohl ein, daß ein Krieg mit England wegen der Schwierigkeit ihn entscheidend zu machen und wegen des Einflusses der brittischen Subsidien, die ihn bald auf den Continent verpflanzen würden, geradezu eine Erneuerung des Kampfes der Revolution mit Europa sei, und um dem Unheil eines allgemeinen Brandes vorzubeugen, war er entschlossen sich der Trägheit zu bedienen, die er zuweilen dem ersten Consul entgegensetzte, wie etwa Wasser das man auf glühende Kohlen schüttet, um deren versengende Gewalt zu mildern. Wenn eine solche Trägheit in einigen Fällen Nachtheile herbeigeführt hatte, so war sie jetzt von großem Nutzen, und hätte er einem andern Cabinet gegenüber gestanden als dem welches damals England so schwach regierte,

so wäre es ihm vielleicht gelungen einem Bruche vorzubeugen oder ihn doch lange zu verzögern. Nachdem er sich mit dem ersten Consul geeinigt hatte, richtete er eine ruhige und freimüthige Mittheilung an das brittische Cabinet, woraus es abnehmen sollte daß Frankreich zu rüsten begönne, aber erst von jetzt an, nämlich nach Veröffentlichung der Botschaft des Königs Georg III. an's Parlament. „Da man sich in England rüstet," sagte Talleyrand, „so wird es das brittische Cabinet nicht befremdend finden, wenn die Räumung der Schweiz nicht erfolgt, die eben im Werke war; wenn ein Truppencorps nach Süd-Italien hinabmarschirt um Tarent wieder zu besetzen; wenn ein Corps von 20,000 Mann in Holland einrückt und sich nahe an dem angrenzenden Hannover aufstellt; wenn man in Bayonne Material für eine Division zusammenbringt, um im Nothfall etwas gegen Portugal zu unternehmen, und endlich wenn die Schiffsarbeiten in unsern Häfen sich in wirkliche Rüstungen verwandeln. Freilich wird in England die Aufregung noch verdoppelt werden; die gewöhnlichen Aufwiegler der öffentlichen Meinung werden daraus schließen, Frankreich gehe wieder mit neuen Angriffen um; was soll es aber anfangen? Man muß sich wohl darein ergeben, da doch das brittische Cabinet mit jenen Vorsichtsmaßregeln begonnen hat, die zuletzt in der That nur zu Maßregeln der Herausforderung werden." Man rüstete sich in England wirklich mit großem Eifer und preßte mitten in London an den Ufern der Themse Matrosen. So bereitete man sich vor die 50 Linienschiffe in See stechen zu lassen, welche nach der dem Parlament gemachten Anzeige für den Fall eines Bruches bereit sein sollten noch am Tage der Kriegserklärung unter Segel zu gehen.

Das Ministerium Addington, welches wohl fühlte daß es unter den obwaltenden Umständen nicht mehr genügte, hatte Pitt einige Eröffnungen gemacht, um ihn zum Eintritt in's Cabinet zu veranlassen. Diese Eröffnungen hatte Pitt stolz zurückgewiesen und lebte immer noch fern von London und den Umtrieben der Parteien. Er fühlte seine Kraft, sah die Ereignisse vorher welche ihn nothwendig machen würden und wollte die Gewalt weit lieber diesen Ereignissen als den schwachen Ministern zu verdanken haben, welche sie ein Weilchen in Händen gehabt hatten. Er wies also ihre Anträge zurück und versetzte sie dadurch in eine grausame Verlegenheit. Man hatte die von uns erwähnten Schritte ohne Wissen und Willen des Königs Georg III. gethan, welcher sein Cabinet beizubehalten wünschte, weil er gegen Pitt eine fast unüberwindliche Abneigung fühlte. Wohl sah er in Pitt einen Minister, der Ansichten hatte wie er sie selbst hegte, aber freilich beinahe auch einen Gebieter. In Fox fand er zwar einen edlen und einnehmenden Charakter, aber wieder Meinungen die ihm verhaßt waren. Darum wollte er keinen von beiden. Er wünschte Addington beizubehalten, den Sohn eines ihm theuern Arztes; ferner den Lord Hawkesbury, den Sohn seines ver-

trauten Freundes des Lord Liverpool; auch wünschte er wo möglich den Frieden zu erhalten, und ginge es nicht an, sich zwar zum Kriege zu entschließen, der ihm gewissermaßen zur Gewohnheit geworden war, ihn aber mit seinen gegenwärtigen Ministern zu führen. Addington und Hawkesbury waren ganz und gar derselben Ansicht, nur hätten sie sich verstärken und, nachdem sie ein Friedensministerium gewesen wären, sich zu einem Kriegsministerium constituiren mögen. Für Pitt, der ihm eine abschlägliche Antwort ertheilt hatte, Windham und Grenville heranzuziehen war ganz unmöglich, denn die Heftigkeit dieser Letztern ging viel weiter als die damalige Stimmung Englands es gut geheißen hätte. Nun hätten sich Addington und Hawkesbury gern an Fox gewendet, dessen Friedensideen ihnen vollkommen genehm waren; hier bildete aber der König ein unübersteigliches Hinderniß, und so mußten sie es sich gefallen lassen im Parlament allein, schwach und vereinzelt zu bleiben und ein Spielball der Parteien zu sein. Nun war aber in diesem Augenblicke die stärkste Partei, weil sie die Nationalleidenschaften ausbeutete, die Partei Grenville, welche man wegen ihrer Heftigkeit von der Partei Pitt zu unterscheiden begann und welche sich dafür, daß sie nicht in's Ministerium gelangen konnte, empfindlich rächte, indem sie die Machthaber nöthigte darin dasselbe zu thun was sie selbst gethan haben würde. So wurde denn das Cabinet durch seine Schwäche fast ebenso gewiß zum Kriege getrieben als wenn Windham, Grenville und Dundas mit am Ruder gesessen hätten.

Nun kam es Addington und Hawkesbury in die Hände, daß sie über die schweizer Vorgänge so viel Aufhebens gemacht hatten, zum Theil dadurch daß sie Malta zurückbehielten, und zum Theil dadurch daß sie auf eine hochmüthige Aeußerung des ersten Consuls durch eine Botschaft an's Parlament antworteten. Gern hätten sie einen Ausweg aus diesen Wirren gefunden; doch sie hatten sich leider in eine Lage versetzt, wo alles, was nicht auf eine definitive Eroberung Malta's hinauslief, in England unzureichend erscheinen und einen Sturm hervorrufen mußte, dem sie nicht zu widerstehen vermochten. Malta aber vom ersten Consul zu erlangen, durften sie sich durchaus keine Hoffnung machen.

Um ihnen zu Hülfe zu kommen deutete Talleyrand ihnen an, daß eine Uebereinkunft, worin man für die Räumung Malta's z. B. die der Schweiz und Hollands bewillige und worin man sich verbindlich mache die Integrität des türkischen Reichs zu achten, ein Mittel darbieten dürfte die öffentliche Meinung in England zu beruhigen und deren Mißtrauen zu verscheuchen.

Dieser Vorschlag entsprach nicht den Wünschen der englischen Minister, indem Malta die unerläßliche Bedingung war, welche man, ihre Schwäche benutzend, ihnen auferlegt hatte. Sie mußten daher entweder die durch ihre eigne Schuld

erregte Habgier befriedigen oder in offener Parlamentssitzung eine Niederlage erleiden. Indessen fühlten sie recht gut daß sie sich in den Augen Englands, Frankreichs und ganz Europa's lächerlich machen würden, wenn sie noch länger in einer so zweideutigen Stellung blieben und nicht zu sagen wagten was sie eigentlich wollten. Am 13. April 1803 traten sie endlich mit ihren Ansprüchen hervor. Da der erste Consul rücksichtlich Aegyptens bei ihnen Besorgnisse errege, sagten sie, so sei ihnen der Besitz von Malta als ein Ueberwachungsmittel nöthig das sie beruhigen könnte. Sie wiesen auf zweierlei Auswege hin; entweder sollte England die Festungswerke der Insel für ewige Zeiten in Besitz behalten, während es die bürgerliche Verwaltung dem Orden überließe, oder es sollte diese Festungswerke nur auf zehn Jahre und nur unter der Bedingung besetzt halten, daß es sie nach Ablauf dieser Frist nicht dem Orden sondern den Maltesern selbst übergebe. In beiden Fällen sollte sich Frankreich verbindlich machen eine Unterhandlung mit dem König von Neapel zu unterstützen, damit sich dieser Fürst geneigt finden lasse die in der Nähe von Malta gelegene Insel Lampedusa an England abzutreten, welches dort Anlagen für seine Marine zu errichten gedenke.

Lord Withworth gab sich Mühe diese Forderungen dem Minister Talleyrand annehmlich zu machen, ja er wandte sich auch an Napoleon's Bruder Joseph, welcher nicht weniger als Talleyrand die Chancen eines verzweifelten Kampfes fürchtete, bei welchem es sich vielleicht um die ganze Größe der Familie Bonaparte handelte. Joseph versprach sich deshalb bei seinem Bruder zu verwenden, hatte aber keine große Hoffnung etwas bei ihm auszurichten. Der einzige Vorschlag, welcher ihm etwa beim ersten Consul noch etwas zu verfangen schien, war der die Engländer auf eine kurze Zeit im Besitze der maltesischen Festungswerke zu lassen, dabei sorgfältig auf das Fortbestehen des Ordens zu halten, um ihm jene bald übergeben zu können und Frankreich dafür die sofortige Anerkennung der neuen italiänischen Staaten zu gewähren. Demgemäß thaten Joseph und Talleyrand ihr Möglichstes den ersten Consul ihrem Vorschlage geneigt zu machen. Sie machten bei ihm geltend, daß die Aufrechthaltung des Johanniterordens in den Augen des Publicums als ein sicherer Beweis gelten werde, daß der Besitz jener Festungswerke nur für eine gewisse Zeit gelten und daß auf diese Weise die Würde der französischen Regierung sichergestellt werde. Aber der erste Consul zeigte eine unüberwindliche Beharrlichkeit. Alle diese Rücksichten schienen ihm seines Charakters gar nicht würdig zu sein. Da sei es ja noch besser, sagte er, die Insel Malta den Engländern geradezu zu überlassen, indem dies gewissermaßen eine Entschädigung sein würde, die man für die angeblichen Uebergriffe Frankreichs seit dem Frieden von Amiens England freiwillig gewährt habe; wenn man dieses Zugeständniß auf diese Art erkläre, so würde es etwas Offenes und Freimüthiges

an sich haben und nicht als eine Schwäche sondern vielmehr als eine freiwillig geübte Gerechtigkeit erscheinen; dagegen wäre eine wirkliche Bewilligung des Besitzes von Malta (denn die Festungswerke seien die ganze Insel und einige Jahre seien die Ewigkeit), wenn sie auch noch so versteckt gemacht würde, seiner ganz unwürdig; niemand werde sich darüber täuschen, sondern man werde vielmehr eben in der Bemühung, ein solches Zugeständniß zu verhehlen, das Gefühl der eignen Schwäche erkennen. „Nein," sagte er, „entweder Malta oder gar nichts! Von Malta aus beherrscht man das mittelländische Meer. Wenn ich nun den Engländern die Herrschaft über das Mittelmeer einräume, muß dann nicht jedermann glauben ich hätte Furcht mich mit ihnen zu messen? Ich verlöre demnach gleichzeitig das wichtigste Meer der Welt und die Meinung Europa's; denn dieses glaubt an meine Energie und erachtet sie allen Gefahren überlegen." — „Aber," antwortete Talleyrand, „die Engländer haben ja doch Malta einmal inne und Sie werden es ihnen doch nicht entreißen, wenn Sie auch mit ihnen brechen." — „Das freilich nicht," versetzte der erste Consul, „aber ohne Kampf will ich ihnen auch keinen so großen Vortheil zugestehen, sondern ihnen denselben mit den Waffen in der Hand streitig machen, und ich hoffe sie in einen solchen Zustand zu versetzen, daß sie genöthigt sein sollen Malta und noch mehr wieder herzugeben; und dabei nehme ich noch keine Rücksicht darauf daß es, wenn ich nach Dover komme, um diese Tyrannen der Meere geschehen ist. Uebrigens muß doch gegen ein Volk, welchem Frankreichs Größe unerträglich ist, früher oder später der Kampf entbrennen; wohlan, so mag dies lieber jetzt als später geschehen! Die Energie der Nation ist noch nicht durch einen langen Frieden abgestumpft; ich bin noch jung; die Engländer haben Unrecht, mehr als sie es je haben werden; ich will lieber der Sache ein Ende machen. Malta oder gar nichts," sagte er immer wieder; „aber ich bin entschlossen, sie sollen Malta nicht haben."

Doch willigte der erste Consul in eine Unterhandlung über die Abtretung von Lampedusa oder eine andre Insel des nördlichen Afrika an die Engländer, aber nur unter der Bedingung daß sie ihm Malta sofort räumten. „Einen Ankerplatz mögen sie meinetwegen im Mittelmeere haben, aber sie sollen weder am Eingange noch in der Mitte dieses Meeres ein Gibraltar besitzen."

Diese Antwort verursachte den größten Verdruß bei Lord Withworth; hatte er sich anfangs nachgiebig gezeigt als er noch mit seinen Ansichten durchzudringen hoffte, so wurde er nun schroff, hochfahrend und beinahe unartig. Aber Talleyrand hatte sich vorgenommen alles zu ertragen um einem Bruche vorzubeugen oder ihn wenigstens zu verzögern. Lord Withworth sagte zu Talleyrand, wenn der erste Consul seine Ehre irgend worein setze wohin sie nicht gehöre, so ginge das England nichts an, da dies keiner von den kleinen Staaten sei,

denen er seinen Willen dictiren und stets die Art und Weise aufnöthigen könne, wie er Ehre und Politik auffasse. Talleyrand antwortete mit ruhiger Würde, England habe doch kein Recht unter dem Vorwande des Mißtrauens auf einen der wichtigsten Punkte des Erdkreises Anspruch zu machen; keine Macht in der Welt könne doch die Folgen ihres gegründeten oder ungegründeten Argwohns Andern aufdringen; es sei dies eine sehr bequeme Art Eroberungen zu machen, denn um künftighin ermächtigt zu sein einen Theil der Erde an sich zu reißen, brauche man ja nur zu sagen man hege Besorgnisse. Diese Antwort theilte Lord Withworth dem englischen Cabinet mit, welches einsah daß es nur die Wahl hatte zwischen der Räumung Malta's, die es als seinen Sturz betrachte, und dem Beginn eines Krieges, und so faßte es den unverantwortlichen Entschluß den Krieg vorzuziehen und zwar den Krieg gegen den einzigen Mann, welcher England in ernste Gefahren stürzen konnte. Da das Cabinet nur erst diesen Entschluß gefaßt hatte, so meinte es auch, um der Partei, von welcher es sich beherrschen ließ, desto mehr zu gefallen, schnöde, anmaßend und bereit zum Bruche sein zu müssen. Lord Withworth erhielt gemessenen Befehl die Besetzung Malta's auf wenigstens zehn Jahre zu verlangen, ferner die Abtretung der Insel Lampedusa, die sofortige Räumung Hollands und der Schweiz und eine genau bestimmte Entschädigung für den König von Piemont, dafür aber als Gegenleistung die Anerkennung der italiänischen Staaten anzubieten. Neben diesen Befehlen wurde der Gesandte angewiesen ohne weiteres, wofern Englands Bedingungen kein Gehör fänden, seine Päße zu fordern.

Die Depesche war vom 23. April und kam am 25. in Paris an. Der 2. Mai war der verhängnißvolle Termin. Lord Withworth machte einige Versuche sich mit Talleyrand zu verständigen, denn ihm selbst bangte vor einem solchen Bruche. Auch Talleyrand gab sich Mühe ihm begreiflich zu machen, daß man zur Erlangung Malta's weder auf zehn Jahre noch auf kürzere Zeit irgend eine Hoffnung haben dürfe, sondern auf einen andern Ausweg denken müsse. Zugleich strebte er aber auch seine Antworten so zu formuliren, daß ein sofortiger Abschluß vermieden würde. Lord Withworth ging ganz auf seine Absichten ein und war entschlossen den Termin des 2. Mai abzuwarten. Auch gab es wirklich keinen Menschen, wie kühn er auch sein mochte, welcher nicht vor den Folgen eines solchen Kriegs zurückgebebt wäre. Unerschütterlich waren in diesem Conflicte nur die englischen Minister, die ihre trübselige Existenz um jeden Preis fristen wollten, sowie der erste Consul, der allen Chancen eines gräßlichen Kampfes Trotz bot, um die Ehre seiner Regierung und Frankreichs Uebergewicht im Mittelmeere zu erhalten. So hielten Withworth und Talleyrand den Bruch noch sieben Tage lang hin.

Am 2. Mai endlich verlangte Lord Withworth seine Päße, da er den Befehlen seines Hofes nicht zuwider zu handeln wagte. Um noch etwas Zeit zu gewinnen antwortete ihm Talleyrand, er werde das Gesuch um Päße dem ersten Consul vorlegen, bat von neuem nichts zu übereilen und versicherte ihm man werde, wenn man nur ernstlich suche, schon noch einen unvorhergesehenen Ausweg entdecken. Talleyrand ging zum ersten Consul, conferirte lange mit ihm und aus dieser Conferenz ging der neue sehr sinnreiche Vorschlag hervor die Insel Malta dem Kaiser von Rußland zu übergeben und sie bis zur Schlichtung der zwischen Frankreich und England entstandenen Zwistigkeiten in seinen Händen zu lassen. Eine solche Combination mußte den Engländern jeden Vorwand des Mißtrauens benehmen, da sich die Redlichkeit des jungen Kaisers, welcher auf diese Art zum Schiedsrichter des Streits gemacht wurde, nicht in Zweifel ziehen ließ. Es kam daher sehr erwünscht, daß dieser Fürst eben auf die Mittheilungen des ersten Consuls geantwortet hatte, er wäre recht gern bereit seine Vermittelung anzubieten, wenn dadurch dem Kriege vorgebeugt werden könne. Der König von Preußen, welcher seinen Wunsch theilte, hatte sich ihm angeschlossen und machte dasselbe Anerbieten. Diese beiden Fürsten waren also ganz offenbar geneigt die Bürde einer Vermittelung auf sich zu nehmen. Wurde nun diese Vermittelung nicht angenommen, so war dies ein Beweis, daß man weder für Malta noch für Aegypten etwas fürchtete, da ja auch ein ganz unparteiischer Inhaber noch keine Beruhigung gewährte, sondern daß man eine Eroberung für die Nation und eine sprechende That für das Parlament haben wolle.

Voller Freuden über einen so guten Ausweg begab sich Talleyrand zum Lord Withworth, um ihn zur Verschiebung seiner Abreise und zur Uebersendung dieses neuen Vorschlages an sein Cabinet zu bewegen. Dieser Gesandte hatte so bestimmte Befehle, daß er ihnen nicht zuwider zu handeln wagte; da er aber auf der andern Seite wieder fürchtete, dadurch daß er auf seiner sofortigen Abreise bestünde, vielleicht einen Schritt zu thun der gar nicht wieder gut zu machen wäre, so ließ er sich doch in seinem Entschlusse wankend machen. Er sandte diese letzten Anerbietungen des französischen Cabinets durch einen Courier nach London und entschuldigte sich zugleich, daß er sich erlaubt habe die Vollziehung der Befehle seines Hofs aufzuschieben.

Auch Talleyrand schickte einen außerordentlichen Courier an den General Andréossy, welcher mit den englischen Ministern seit ihren letzten Mittheilungen nicht mehr in Verbindung stand, und befahl ihm bei diesen einen entscheidenden Schritt zu versuchen. Dies that der General Andréossy und sprach mit ihnen wie es einem ehrlichen Manne zukommt. Wolle man nicht die Verträge mißachten um Malta zu erobern, so könne man sich nicht mit Grund weigern dieses werth=

volle Unterpfand in mächtige, unbetheiligte und vollkommen sichere Hände niederzulegen. Addington schien zu schwanken, da er im Grunde eine friedliche Lösung der Frage wünschte. Dieser Premierminister sagte in seiner Unschuld, er wünsche Aufklärungen zu haben, bedauerte recht sehr deren bei einer so bedenklichen Lage nicht genug zu besitzen und wußte zu keinem Entschlusse zu kommen, da er einestheils fürchtete sich eine Schwäche zu Schulden kommen zu lassen und anderntheils einen verderblichen Krieg hervorzurufen. Der ehrgeizigere und charakterfeste Hawkesbury zeigte sich dagegen unerschütterlich, das Cabinet berieth sich über den Vorschlag und lehnte ihn endlich ab. Man wollte die Ländergier der Nation befriedigen und dieses Ziel hätte man verfehlt, wenn Malta auch einer unbetheiligten dritten Macht zu Theil geworden wäre. Gab man es übrigens dieser unbetheiligten dritten Macht, so war es wahrscheinlich für immer verloren, denn man wußte recht wohl daß es keinen Schiedsrichter in der Welt gebe, welcher England bei dieser Frage Recht gebe. Um die Ablehnung des erwähnten Vorschlags zu beschönigen, bediente man sich gar eines lügenhaften Grundes. Man habe die Gewißheit, hieß es, daß Rußland die Mission nicht annehmen würde die man ihm aufbürden wolle. Nun war aber gerade das Gegentheil gewiß, denn Rußland hatte seine Vermittelung eben angeboten, und als es später den letzten Vorschlag der französischen Regierung erfuhr, erklärte es sogleich seine Zustimmung trotz den Gefahren, womit die Niederlegung jenes Pfandes in seine Hände verknüpft wäre. Indessen wollten sich die englischen Minister noch eine letzte Möglichkeit vorbehalten Malta zu erlangen und ersannen ein nicht annehmbares Auskunftsmittel. Sie beurtheilten den ersten Consul nach sich selbst und glaubten er verweigere das Zugeständniß Malta's nur aus Furcht vor der öffentlichen Meinung. Demgemäß machten sie den Vorschlag dem Vertrag von Amiens einige öffentliche Artikel beizufügen, in einem geheimen Artikel aber die Verpflichtung aufzunehmen, daß die englischen Truppen auf Malta gelassen würden. In den öffentlichen Artikeln möchte stehen, Holland und die Schweiz sollten sogleich geräumt werden, der König von Sardinien solle eine Gebietsentschädigung erhalten und die Engländer könnten bis zur Uebergabe der Insel Lampedusa auf Malta bleiben. In den geheimen Artikeln sollte gesagt werden daß ihr dortiger Aufenthalt zehn Jahre dauern werde.

Diese am 7. Mai berathene und noch an demselben Tage ausgefertigte Antwort kam am 9. in Paris an. Am folgenden Tage theilte sie der Lord Withworth schriftlich dem Minister Talleyrand mit, den er nicht sprechen konnte, da er beim ersten Consul bleiben mußte, welcher mit seinem Wagen umgeworfen worden war und sich etwas unwohl befand. Als diesem der Vorschlag zu einem geheimen Artikel gemacht wurde, wies er ihn stolz zurück und wollte um keinen Preis etwas davon hören. Dafür ersann er aber noch ein Auskunftsmittel, wo-

durch die Ansprüche beider Nationen sowohl in Betreff der wirklichen als anscheinenden Vortheile auf eine geschickte Art in's Gleichgewicht kommen mußten. Die Engländer sollten nämlich auf unbestimmte Zeit Malta besetzt halten dürfen, wenn die Franzosen während derselben Zeit den Meerbusen von Tarent besetzt hielten. Hiermit waren bedeutende Nebenvortheile verbunden. Die englischen Minister gewannen die Art von Wette welche sie eingegangen waren, nämlich daß sie Malta behaupteten, die Franzosen aber nahmen eine ähnliche Stellung im Mittelmeere ein. Bald mußten sich nun sämmtliche Mächte zu einer Intervention versucht fühlen um die Engländer zum Abzug von Malta zu bewegen, damit die Franzosen das Königreich Neapel verließen. Von diesem neuen Auswege wollte jedoch der erste Consul erst dann ernstlich sprechen, wenn er die Hoffnung hegen dürfe daß man ihn einschlüge. Daher ward Talleyrand instruirt diesen letzten Schritt mit äußerster Behutsamkeit zu thun.

Am folgenden Tage den **11.** Mai zu Mittage kam Talleyrand mit dem Lord Withworth zusammen und sagte ihm ein geheimer Artikel sei nicht annehmbar, weil der erste Consul Frankreich über den Umfang der England gemachten Zugeständnisse nicht täuschen wolle; indessen habe man doch einen Vorschlag zu machen, wobei Malta überlassen werden könne, Frankreich aber freilich ein Aequivalent erhalten müsse. Lord Withworth erklärte, er könne nur den von seinem Cabinet erlassenen Vorschlag zulassen und nachdem er es schon einmal auf sich genommen habe seine Abreise zu verschieben, dürfe er dies nicht zum zweiten Male thun, wenn die Forderung seines Cabinets nicht ausdrücklich bewilligt sei. Auf diese Erklärung erwiderte Talleyrand nichts und beide Minister trennten sich in großer Betrübniß von einander, daß sie sich nicht hatten vereinigen können. Lord Withworth verlangte für den folgenden Tag seine Pässe, sagte aber er werde sehr langsam reisen, so daß man noch Zeit behalte nach London zu schreiben, um von dorther eine Antwort zu erhalten bevor er sich in Calais einschiffte. Man kam überein daß die Gesandten an der Grenze ausgewechselt werden sollten und daß Lord Withworth in Calais wartete bis der General Andréossy in Dover angekommen sei.

Groß war die Neugier in Paris. Eifrig umdrängte die Volksmenge die Thür zur Wohnung des englischen Gesandten, um zu sehen ob er Anstalten zur Abreise treffe. Noch den ganzen folgenden Tag (den **12.** Mai) wartete Lord Withworth und ließ dem französischen Cabinet alle mögliche Zeit zur Ueberlegung; dann machte er sich in kleinen Tagereisen nach Calais auf den Weg. Das Gerücht von seiner Abreise machte große Sensation in Paris und jedermann ahnte, daß diese neue Kriegsperiode reich an großen Begebenheiten sein werde.

Talleyrand hatte einen Courier an den General Andréossy geschickt, um

diesem den neuen Vorschlag mitzutheilen, daß nämlich die Franzosen Tarent besetzt halten sollten, während die Engländer Malta inne hätten. Der Vorschlag sollte durch den holländischen Gesandten Schimmelpenninck nicht sowohl im Namen Frankreichs denn als eine persönliche Idee des damit Beauftragten, der seines Erfolges sicher sei, vorgebracht werden. Wohl wurde diese Idee dem brittischen Cabinet vorgelegt, aber nicht angenommen. Andréossy mußte England verlassen. In London war die Bangigkeit ebenso groß als sie sich in Paris gezeigt hatte. Der Parlamentssaal war seit einigen Tagen beständig voll und jedermann fragte die Minister nach dem Stande der Unterhandlung. Vor einem so wichtigen Entschlusse war das kriegerische Ungestüm in den Hintergrund getreten; man kam zum Bewußtsein, daß man die Folgen eines verzweifelten Kampfes doch zu fürchten habe. Die Bewohner von London sehnten sich keineswegs nach dem Wiederausbruch des Kriegs. Dieser war nur etwas für die Partei Grenville und die Großhändler.

Dem General Andréossy wurden bei seiner Abreise große Achtungsbeweise zu Theil. Man sah ihn offenbar ungern scheiden. Er traf zu derselben Zeit in Dover ein als Lord Withworth nach Calais kam, nämlich den 17. Mai. Lord Withworth wurde unverzüglich über die Meerenge gesetzt. Gleich besuchte er den französischen Gesandten, benahm sich überaus artig gegen ihn und geleitete ihn selbst an Bord des Fahrzeuges, das ihn nach Frankreich übersetzen sollte. Die beiden Gesandten nahmen in Gegenwart einer bewegten, beunruhigten und trübe gestimmten Volksmenge von einander Abschied. In diesem feierlichen Augenblicke schienen die beiden Nationen einander Lebewohl zu sagen, um sich erst nach einem schrecklichen Kriege wiederzusehen, welcher die Welt um und um stürzte. Wie ganz anders würden doch die Geschicke gewesen sein, wenn diese beiden Nationen, eine Land- und eine Seemacht, wie es der erste Consul gesagt hatte, sich vereinigt und einander ergänzt hätten, um die Interessen des Universums friedlich zu ordnen! Die allgemeine Civilisation hätte raschere Fortschritte gemacht; die künftige Unabhängigkeit Europa's wäre für immer gesichert gewesen; die beiden Nationen würden nicht die Herrschaft des Nordens über den uneinigen Westen vorbereitet haben!

Auf so traurige Weise ging der Friede von Amiens zu Ende.

Wir verhehlen nicht unser Nationalgefühl. Es würde uns schwer werden Frankreich Unrecht zu geben, aber doch würden wir es unbedenklich thun, wenn wir glaubten es habe Unrecht, und wir werden es zu thun keinen Anstand nehmen wo es leider im Unrecht sein wird; denn Wahrheitsliebe ist die erste Pflicht des Geschichtsschreibers. Indessen können wir nach langem Nachdenken über diesen wichtigen Gegenstand Frankreich die Erneuerung des Kampfes zwischen beiden

Nationen nicht schuld geben. Der erste Consul benahm sich bei dieser Gelegenheit mit der vollkommensten Redlichkeit. In der Form fehlte er allerdings, das geben wir zu, aber auch nicht einmal hierin trug er die alleinige Schuld. In Bezug auf das Materielle der Sache war er durchaus nicht im Unrecht. Englands Klagen über eine Veränderung, die seit dem Friedensschluß in der gegenseitigen Stellung beider Staaten stattgefunden hätte, waren ohne Grund. In Italien hatte die italiänische Republik den ersten Consul zu ihrem Präsidenten gewählt; aber dies änderte durchaus nichts an der Abhängigkeit dieser Republik, welche nur durch Frankreich bestand und bestehen konnte. Noch dazu datirte sich dieses Ereigniß vom Februar und der Friedensvertrag vom Monat März 1802. Die Constituirung des Königreichs Hetrurien sowie die Abtretung Louisiana's und des Herzogthums Parma an Frankreich waren gleichfalls vor dem März 1802 bekannte Thatsachen. Dazu kommt noch daß England auf dem Congreß zu Amiens die Anerkennung der neuen italiänischen Staaten schon so ziemlich zugesagt hatte. Auch die Einverleibung Piemonts war in den Unterhandlungen von Amiens vorgesehen und eingestanden, da sich doch der englische Unterhändler Mühe gegeben hatte für den König von Piemont eine Entschädigung auszuwirken. Die Schweiz und Holland waren sowohl während des Kriegs als während des Friedens beständig von unsern Truppen besetzt gewesen und Lord Hawkesbury hatte in mehr als einer Unterredung anerkannt, daß unser Einfluß auf diese Staaten eine Folge des Krieges sei und daß man, wenn sonst ihre Unabhängigkeit definitiv anerkannt würde, keine Beschwerde darüber erheben wolle. Demnach konnte England wohl nicht voraussetzen, daß Frankreich so hart an seinen Thoren wie in der Schweiz oder in Holland eine Contrerevolution dulden würde ohne auch ein Wort darein zu reden. Die Secularisationen waren eine von den Verträgen geforderte Maßregel der Gerechtigkeit und Mäßigung, ausgeführt in Gemeinschaft mit Rußland, gut geheißen von allen deutschen Staaten mit Inbegriff von Oestreich, ja sogar bestärkt durch die Zustimmung des Königs von England selbst, welcher als König von Hannover in die für ihn äußerst vortheilhafte Vertheilung der Schadloshaltung gewilligt hatte. Was konnte man demnach auf dem Continente Frankreich für einen Vorwurf machen? Weiter nichts als seine Größe, welche durch die Verträge sanctionirt, von England auf dem Congresse von Amiens anerkannt und während der Ruhe des Friedens sowie durch die Unterhandlungen, die sein Einfluß und seine Geschicklichkeit auf eine unwiderstehliche Weise entschied, freilich noch fühlbarer geworden war.

Der Vorwurf, daß es Absichten auf Aegypten habe, war nur ein ungegründeter Vorwand, denn zu dieser Zeit hatte der erste Consul keinen derartigen Plan und der Oberst Sebastiani war nur als Beobachter abgesandt, einzig und

allein um nachzusehen, ob die Engländer zur Räumung von Alexandria Anstalt machten oder nicht. Die Ansicht auch der geheimsten Documente läßt in dieser Hinsicht nicht den geringsten Zweifel übrig.

Worauf beruhte denn also wohl die auffällige Verletzung des Vertrags von Amiens rücksichtlich der Insel Malta? Um sich diese Frage zu beantworten, braucht man sich nur die seit den letzten funfzehn Monaten vergangenen Ereignisse zu vergegenwärtigen.

Leidenschaftlich wie alle großen Völker wünschten die Engländer nach zehnjährigem Kampfe im Jahre **1801** einen Augenblick zu rasten; danach sehnten sie sich wie man sich nach jeder Veränderung zu sehnen pflegt. Dieses Gefühl steigerte sich durch die Noth der arbeitenden Classen im Jahre **1801** und wurde zu einer von jenen Ursachen, wodurch bei freien Staatsverfassungen ein Ministerium gestürzt oder errichtet wird. Pitt trat von den Geschäften ab; ihm folgte das schwache Ministerium Addington und schloß einen Frieden unter klaren, seiner Nation und aller Welt bekannten Bedingungen ab. Es bewilligte Frankreich die seit zehn Jahren von diesem erkämpften Vortheile, weil der Friede unter keinen andern Bedingungen zu erreichen war. Einige Monate später schien dieser Friede nicht alles zu gewähren was man von ihm erwartete; hat denn aber die Wirklichkeit jemals der Hoffnung entsprochen? Das schon durch den Krieg groß gewordene Frankreich sahen die Engländer auch noch durch Unterhandlungen, durch Handel und Industrie wachsen. Die Eifersucht entbrannte von neuem in ihren Herzen. Sie verlangten einen Handelsvertrag, welchen der erste Consul in der Ueberzeugung verweigerte, daß die nur erst errichteten französischen Manufacturen nicht ohne einen starken Schutz fortbestehen könnten. Trotz dem waren die englischen Manufacturisten zufrieden, weil ihnen der Schleichhandel noch bedeutende Absatzwege eröffnete. Aber die Londoner Großhändler entsetzten sich über die Concurrenz, womit sie durch die wieder auf den Meeren erscheinenden Flaggen Frankreichs, Spaniens, Hollands und Genua's bedroht waren, hielten sich an Pitt, Windham und Grenville und wurden feindselig gesinnt, ja noch feindseliger als selbst die englischen Aristokraten. Sie unterhielten eine innige Verbindung mit Holland und erhoben große Beschwerden über die Herrschaft welche Frankreich über dieses Land ausübte. Da in der Schweiz, gerade weil der erste Consul seinem gegebenen Worte gewissenhaft nachkam und das Land allzu eilig räumte, eine Contrerevolution ausbrach, so mußten dort abermals Truppen einrücken. Dies gab wieder einen Vorwand. Bald entstand die gewaltigste Aufregung; die Kriegspartei, d. h. die Großhändler und an ihrer Spitze Pitt, der aus dem Parlament wegblieb, und die Grenville, welche allen Discussionen beiwohnten, trieben augenscheinlich zu einem Bruche. Die englische Presse erlaubte sich di-

ärgsten Zügellosigkeiten. Die Presse der französischen Emigranten benutzte dies um die Heftigkeit der englischen Journale noch weit zu überbieten.

Wohl wollte das schwache Ministerium den Frieden, fürchtete aber die Kriegspartei und erschrak vor dem Lärm der sich über die Schweiz erhob; so beging es leider den Fehler die Räumung Malta's wieder abzusagen. Von diesem Augenblicke an war der Friede unwiderruflich aufgeopfert; denn sowie man der englischen Ländersucht eine so reiche Beute wie Malta einmal vorgehalten hatte, konnte man sie ihr nicht mehr verweigern. Als die ebenso rasch als mit Mäßigung ausgeführte französische Intervention in den schweizer Angelegenheiten den aus dieser hergenommenen Beschwerdegrund beseitigt hatte, mochte das englische Cabinet Malta freilich gern räumen, wagte es aber nicht mehr. Der erste Consul forderte es in der Sprache der Gerechtigkeit und des verletzten Stolzes auf, den Vertrag von Amiens zu vollziehen, und nach verschiedenen Aufforderungen gelangte man endlich zu dem beklagenswerthen Bruche den wir so eben berichtet haben.

Die englische Handelsaristokratie also, bei dieser Gelegenheit noch weit thätiger als die alte Adelsaristokratie, verbündet mit den ehrgeizigen Gliedern der Torypartei, unterstützt von den französischen Emigranten und von einem hinsterbenden Ministerium übel im Zaume gehalten, diese Handelsaristokratie und Consorten, welche einen ungestümen Charakter reizten und herausforderten, während er vom Gefühl seiner Kraft und der Gerechtigkeit seiner Sache durchdrungen war, sind als die wahren Urheber des Kriegs zu betrachten. Wir glauben wahrhaft und gerecht zu sein, wenn wir sie mit solchen Zügen der Nachwelt vor Augen führen, die übrigens all unser Unrecht auf einer zuverlässigern Wage abwägen wird als die unsrige ist, weil sie, wie wir zugestehen, in einer kalten und unempfindlichen Hand ruhen mag.

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Napoleon's Regierung bis zu seiner Abreise nach Boulogne (Juni 1803).

Der Geschmack am Kriege, welchen man natürlicherweise beim ersten Consul voraussetzen mußte, würde ihn der öffentlichen Meinung in Frankreich verdächtig gemacht und ihm vielleicht den Vorwurf zugezogen haben, daß er den Bruch zu sehr beeilt hätte, wäre nicht England durch die offenbare Verletzung des Friedens von Amiens in's Mittel getreten, ihn in dieser Hinsicht vollständig zu rechtfertigen. Aber jedermann durchschaute sehr klar, daß dieses der Versuchung nicht hatte widerstehen können sich Malta anzueignen und sich auf diese Weise einen

unrechtmäßigen Ersatz für unsre Größe zu verschaffen. Man betrachtete demnach den Bruch als eine Nothwendigkeit, wozu Ehre und Interesse führten, obwohl man sich über dessen Folgen keine Illusionen machte. Man wußte recht wohl, daß der Krieg mit England immer zu einem Kriege mit Europa werden könne und daß man ebenso wenig dessen Ausdehnung als dessen Dauer zu berechnen vermöge, da es keine so leichte Sache war nach London zu gelangen, um ihn dort zu beendigen, wie man sich vor den Thoren von Wien zeigte, um einem Zwiste mit Oestreich ein Ende zu machen. Uebrigens mußte er dem Handel einen tödtlichen Schlag versetzen, da es nicht fehlen konnte daß die Meere bald verschlossen wurden. Indessen wurde Frankreichs Kummer durch zweierlei Betrachtungen bedeutend vermindert. Einmal war der Krieg unter einem Oberhaupte wie Napoleon nicht mehr das Signal zu neuen Wirren im Innern und dann schmeichelte man sich auch vielleicht ein Wunderwerk seines Genie's zu sehen, wodurch der langjährigen Nebenbuhlerschaft zwischen beiden Nationen mit einem Schlage ein Ende gemacht werde.

Der erste Consul, welcher bei dieser Gelegenheit die öffentliche Meinung sehr zu schonen wünschte, zeigte dabei eine solche Behutsamkeit wie es nur immer in einer seit undenklichen Zeiten bestehenden Repräsentativregierung hätte der Fall sein mögen. Er berief den Senat, die gesetzgebende Versammlung und das Tribunat und theilte ihnen alle bemerkenswerthen Actenstücke der Unterhandlung mit. Brauchte er doch auch nichts zu verhehlen, da er sich außer einigen lebhaften Aeußerungen im Grunde doch keinen Vorwurf zu machen hatte. Diese drei Staatskörperschaften erwiderten den ersten Schritt des Consuls dadurch, daß sie Deputationen an die Regierung absandten, um derselben ihre vollständigste Billigung darzubringen. Ein Mann, welcher sich in jener durchdachten und feierlichen Beredtsamkeit auszeichnete, die in großen Versammlungen so gut kleidet, nämlich Fontanes, dem die Familie Bonaparte durch ihren Einfluß neuerdings einen Sitz in der gesetzgebenden Versammlung verschafft hatte, erschien beim ersten Consul um die Gesinnungen dieser Staatskörperschaft gegen ihn auszusprechen, und that dies in Ausdrücken die von der Geschichte aufbewahrt zu werden verdienen. Seine Rede lautete so:

„Frankreich ist bereit die Waffen abermals zu ergreifen, welche Europa besiegt haben ... Wehe einer ehrgeizigen Regierung die uns auf's Schlachtfeld zurückrufen wollte und, der Menschheit einen so kurzen Zeitraum der Ruhe mißgönnend, sie wieder in das Ungemach zurückstürzen würde welchem sie kaum entrann! ... England könnte nicht mehr sagen es vertheidige die conservativen Principien der in ihren Grundfesten bedrohten bürgerlichen Gesellschaft; das können wir behaupten, wenn der Krieg auf's neue entbrennt; wir rächen dann nur die Rechte der Völker und die Sache der Humanität, indem wir den unge-

ärgsten Zügellosigkeiten. Die Presse der französischen Emigranten benutzte dies um die Heftigkeit der englischen Journale noch weit zu überbieten.

Wohl wollte das schwache Ministerium den Frieden, fürchtete aber die Kriegspartei und erschrak vor dem Lärm der sich über die Schweiz erhob; so beging es leider den Fehler die Räumung Malta's wieder abzusagen. Von diesem Augenblicke an war der Friede unwiderruflich aufgeopfert; denn sowie man der englischen Ländersucht eine so reiche Beute wie Malta einmal vorgehalten hatte, konnte man sie ihr nicht mehr verweigern. Als die ebenso rasch als mit Mäßigung ausgeführte französische Intervention in den schweizer Angelegenheiten den aus dieser hergenommenen Beschwerdegrund beseitigt hatte, mochte das englische Cabinet Malta freilich gern räumen, wagte es aber nicht mehr. Der erste Consul forderte es in der Sprache der Gerechtigkeit und des verletzten Stolzes auf, den Vertrag von Amiens zu vollziehen, und nach verschiedenen Aufforderungen gelangte man endlich zu dem beklagenswerthen Bruche den wir so eben berichtet haben.

Die englische Handelsaristokratie also, bei dieser Gelegenheit noch weit thätiger als die alte Adelsaristokratie, verbündet mit den ehrgeizigen Gliedern der Torypartei, unterstützt von den französischen Emigranten und von einem hinsterbenden Ministerium übel im Zaume gehalten, diese Handelsaristokratie und Consorten, welche einen ungestümen Charakter reizten und herausforderten, während er vom Gefühl seiner Kraft und der Gerechtigkeit seiner Sache durchdrungen war, sind als die wahren Urheber des Kriegs zu betrachten. Wir glauben wahrhaft und gerecht zu sein, wenn wir sie mit solchen Zügen der Nachwelt vor Augen führen, die übrigens all unser Unrecht auf einer zuverlässigern Wage abwägen wird als die unsrige ist, weil sie, wie wir zugestehen, in einer kalten und unempfindlichen Hand ruhen mag.

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Napoleon's Regierung bis zu seiner Abreise nach Boulogne (Juni 1803).

Der Geschmack am Kriege, welchen man natürlicherweise beim ersten Consul voraussetzen mußte, würde ihn der öffentlichen Meinung in Frankreich verdächtig gemacht und ihm vielleicht den Vorwurf zugezogen haben, daß er den Bruch zu sehr beeilt hätte, wäre nicht England durch die offenbare Verletzung des Friedens von Amiens in's Mittel getreten, ihn in dieser Hinsicht vollständig zu rechtfertigen. Aber jedermann durchschaute sehr klar, daß dieses der Versuchung nicht hatte widerstehen können sich Malta anzueignen und sich auf diese Weise einen

unrechtmäßigen Ersatz für unsre Größe zu verschaffen. Man betrachtete demnach den Bruch als eine Nothwendigkeit, wozu Ehre und Interesse führten, obwohl man sich über dessen Folgen keine Illusionen machte. Man wußte recht wohl, daß der Krieg mit England immer zu einem Kriege mit Europa werden könne und daß man ebenso wenig dessen Ausdehnung als dessen Dauer zu berechnen vermöge, da es keine so leichte Sache war nach London zu gelangen, um ihn dort zu beendigen, wie man sich vor den Thoren von Wien zeigte, um einem Zwiste mit Oestreich ein Ende zu machen. Uebrigens mußte er dem Handel einen tödtlichen Schlag versetzen, da es nicht fehlen konnte daß die Meere bald verschlossen wurden. Indessen wurde Frankreichs Kummer durch zweierlei Betrachtungen bedeutend vermindert. Einmal war der Krieg unter einem Oberhaupte wie Napoleon nicht mehr das Signal zu neuen Wirren im Innern und dann schmeichelte man sich auch vielleicht ein Wunderwerk seines Genie's zu sehen, wodurch der langjährigen Nebenbuhlerschaft zwischen beiden Nationen mit einem Schlage ein Ende gemacht werde.

Der erste Consul, welcher bei dieser Gelegenheit die öffentliche Meinung sehr zu schonen wünschte, zeigte dabei eine solche Behutsamkeit wie es nur immer in einer seit undenklichen Zeiten bestehenden Repräsentativregierung hätte der Fall sein mögen. Er berief den Senat, die gesetzgebende Versammlung und das Tribunat und theilte ihnen alle bemerkenswerthen Actenstücke der Unterhandlung mit. Brauchte er doch auch nichts zu verhehlen, da er sich außer einigen lebhaften Aeußerungen im Grunde doch keinen Vorwurf zu machen hatte. Diese drei Staatskörperschaften erwiderten den ersten Schritt des Consuls dadurch, daß sie Deputationen an die Regierung absandten, um derselben ihre vollständigste Billigung darzubringen. Ein Mann, welcher sich in jener durchdachten und feierlichen Beredtsamkeit auszeichnete, die in großen Versammlungen so gut kleidet, nämlich Fontanes, dem die Familie Bonaparte durch ihren Einfluß neuerdings einen Sitz in der gesetzgebenden Versammlung verschafft hatte, erschien beim ersten Consul um die Gesinnungen dieser Staatskörperschaft gegen ihn auszusprechen, und that dies in Ausdrücken die von der Geschichte aufbewahrt zu werden verdienen. Seine Rede lautete so:

„Frankreich ist bereit die Waffen abermals zu ergreifen, welche Europa besiegt haben ... Wehe einer ehrgeizigen Regierung die uns auf's Schlachtfeld zurückrufen wollte und, der Menschheit einen so kurzen Zeitraum der Ruhe mißgönnend, sie wieder in das Ungemach zurückstürzen würde welchem sie kaum entrann! ... England könnte nicht mehr sagen es vertheidige die conservativen Principien der in ihren Grundfesten bedrohten bürgerlichen Gesellschaft; das können wir behaupten, wenn der Krieg auf's neue entbrennt; wir rächen dann nur die Rechte der Völker und die Sache der Humanität, indem wir den unge-

rechten Angriff einer Nation zurückweisen, welche nur unterhandelt um zu täuschen, nur nach Frieden verlangt um den Krieg anzufangen, und Verträge nur unterzeichnet um sie zu brechen ... Ist das Signal einmal gegeben, so wird sich Frankreich, daran ist nicht zu zweifeln, einmüthig um den Helden schaaren den es bewundert. Alle Parteien, deren Zunge er gebunden hält, werden einander nur an Eifer und Muth zu besiegen trachten. Alle fühlen es daß sie seines Genie's bedürfen und erkennen an, daß er allein das Gewicht und die Größe unsres neuen Geschicks zu tragen vermag ...

„Bürger erster Consul, das französische Volk kann nur hohe Gedanken und heldenmüthige Gesinnungen hegen wie die Ihrigen sind. Es hat Siege erfochten um den Frieden zu haben; diesen wünscht es gleich Ihnen, aber ebenfalls wie Sie wird es niemals den Krieg scheuen. England glaubt sich durch den Ocean so gut geschützt; weiß es denn nicht daß in der Welt zuweilen seltene Männer auftreten, deren Genie ausführt was vor ihnen unmöglich schien? Und wenn nun einer dieser Männer erschienen wäre, dürfte es ihn dann unbesonnen herausfordern und ihn zwingen von seinem Glücke alles zu verlangen was er von ihm erwarten darf? Ein großes Volk vermag alles im Verein mit einem großen Manne, von welchem sein Ruhm, seine Interessen und sein Glück unzertrennlich sind."

In dieser glänzenden und zierlichen Sprache erkannte man freilich nicht mehr die Begeisterung von 1789, dafür aber fühlte man ihr das grenzenlose Vertrauen an, das jedermann zu dem Helden hegte in dessen Händen Frankreichs Geschick ruhte und von welchem man die sehnlichst gewünschte Demüthigung Englands erwartete. Uebrigens ward der öffentliche Unwille durch einen Umstand nicht wenig gesteigert, den man doch leicht hätte vorhersehen können. Fast schon in dem Augenblick der Abreise beider Gesandten und vor jeder ordentlichen Kundmachung brachte man in Erfahrung, daß Kriegsschiffe der königlich englischen Marine Jagd auf französische Kauffahrteischiffe machten. So hatten zwei Fregatten in der Bucht von Audierne Handelsschiffe gekapert, die eben in Brest eine Zuflucht suchen wollten. Zu diesen ersten Handlungen gesellten sich bald noch viele andre, wovon aus allen Häfen Nachrichten einliefen. Eine solche Gewaltthätigkeit war gegen das Völkerrecht. In dem letzten zwischen Amerika und Frankreich unterzeichneten Vertrage (vom 30. September 1800, Artikel 8) befand sich eine ausdrückliche Stipulation über diesen Gegenstand; im Tractat von Amiens stand freilich nichts dergleichen. Dieser Vertrag setzte für den Fall eines Bruchs keine Frist für den Beginn der Feindseligkeiten gegen die Handelsschiffe fest. Indessen ging eine solche Frist aus den weit über alle Stipulationen der Völker erhabenen moralischen Principien des Völkerrechts hervor. Der erste Consul war durch diese neue Lage der Dinge wieder ganz in sein altes Feuer gerathen, beschloß auf der Stelle

Repressalien zu nehmen und entwarf eine Verordnung, wodurch er alle zur Zeit des Bruchs in Frankreich reisenden Engländer kriegsgefangen erklärte. Da man wie er sagte schlichten Kaufleuten, die an der Politik ihrer Regierung ganz unschuldig wären, die Folgen derselben entgelten lassen wolle, so habe er das Recht ein Gleiches zu thun und sich dadurch, daß er die eben auf französischem Boden befindlichen Engländer zu Gefangenen mache, Mittel zur Auswechselung zu sichern. Obwohl diese Maßregel durch das Benehmen Großbritanniens motivirt war, so lag doch darin etwas so Hartes daß sie die öffentliche Meinung beunruhigen und die Wiederkehr der Gewaltthätigkeiten des vorigen Kriegs befürchten lassen konnte. Cambacérès bestand beim ersten Consul mit Heftigkeit auf einer Modification der beabsichtigten Maßregel und drang auch durch. Seinen Bemühungen war es zu danken daß diese Bestimmung nur auf diejenigen brittischen Unterthanen Anwendung fand, welche unter den Milizen dienten oder irgend eine Commission ihrer Regierung hatten. Sie wurden übrigens nicht eingekerkert, sondern nur als Gefangene auf ihr Ehrenwort nach verschiedenen Festungen gewiesen.

Bald war ganz Frankreich in lebhafter Bewegung. Seit dem verflossenen Jahrhundert, also seitdem die englische Marine der unsrigen den Vorsprung abzugewinnen geschienen hatte, waren alle Köpfe von der Idee durchdrungen, der Nebenbuhlerschaft beider Völker zur See durch einen Ueberfall zu Lande ein Ende zu machen. Schon Ludwig XVI. und das Directorium hatten sich zu Landungsversuchen gerüstet. Namentlich waren vom Directorium mehrere Jahre hindurch eine Menge flacher Böte an den Küsten des Canals in Bereitschaft gehalten worden und man wird sich erinnern, daß im Jahre 1801 kurz vor Unterzeichnung der Friedenspräliminarien der Admiral Latouche-Tréville die wiederholten Bemühungen Nelson's zurückwies, welcher die Flottille bei Boulogne durch Entern zu nehmen trachtete. Es ging im Munde des Volks, man könne auf flachen Böten eine Armee von Calais nach Dover übersetzen. Wie elektrisirt boten die Departements sowie die großen Städte je nach ihren Mitteln der Regierung flache Böte, Corvetten, Fregatten und sogar Linienschiffe an. Diesen patriotischen Gedanken faßte zuerst das Departement Loiret. Es brachte die Summe von 300,000 Francs zur Erbauung und Ausrüstung einer Fregatte von 30 Kanonen zusammen. Auf dieses Signal entstand in den Gemeinden, in den Departements und selbst in den Corporationen eine allgemeine Begeisterung. Die Maires von Paris eröffneten Subscriptionslisten die bald mit einer Menge von Unterschriften bedeckt waren. Unter den für die Marine vorgeschlagenen Modellen zu Fahrzeugen gab es Böte verschiedner Größe, die von 8—30,000 Francs kosteten. Daher konnte man überall seinen Eifer seinen Mitteln anpassen. Kleine

Städte, wie z. B. Coutances, Bernay, Louviers, Valogne, Foix, Verdun und Moissac gaben flache Böte von erster und zweiter Größe. Die bedeutendern Städte lieferten Fregatten und selbst hochbordige Schiffe. Paris votirte für ein Linienschiff von **120**, Lyon für eins von **100**, Bordeaux für eins von **80** und Marseille für eins von **74** Kanonen. Abgesehen von diesen Gaben der großen Städte thaten auch die Departements noch das Ihrige; so unterzeichnete das Departement der Gironde, obgleich Bordeaux ein Kriegsschiff von **80** Kanonen dargeboten hatte, noch **1,600,000** Francs zur Verwendung für den Schiffsbau. Lyon hatte ein Linienschiff von **100** Kanonen gegeben und doch fügte das Departement der Rhône noch eine patriotische Gabe hinzu, welche den achten Theil seiner Abgaben betrug. Das Departement des Nordens legte **1** Million zu der von der Stadt Lille gezahlten Summe. Ueberhaupt brachten die Departements von **2—300,000** bis zu **900,000** und **1** Million Francs auf. Einige leisteten ihren Beitrag in Landeserzeugnissen welche der Marine dienen konnten. Das Departement von Côte-d'Or widmete dem Staate **100** schwere Geschütze, die in Creuzot gegossen werden sollten. Das Departement Lot-et-Garonne beschloß eine Erhöhung von fünf Centimen auf seine directen Abgaben während der Steuerrechnungen zum Jahr **XI** bis **XII**, deren Ertrag zum Ankauf von Segeltuch im Innern des Departements verwendet werden sollte. Die italiänische Republik gerieth in dieselbe Begeisterung und bot dem ersten Consul **4** Millionen mailänder Lire dar, wofür zwei Fregatten erbaut werden sollten, mit Namen der „Präsident" und die „italiänische Republik," sowie auch **12** Kanonierschaluppen, welche die Namen der **12** italiänischen Departements führen sollten. Die großen Staatskörperschaften wollten nicht zurückbleiben und der Senat schenkte von seiner Dotirung ein Linienschiff von **120** Kanonen. Bloße Handelshäuser, z. B. das Haus Barillon, Finanzbeamte, wie die Generaleinnehmer, lieferten flache Böte. Eine solche Hülfe war gar nicht zu verachten, denn man konnte sie kaum unter **40** Millionen veranschlagen. Stellt man daneben ein Budget nur von **500** Millionen, so war sie von großer Bedeutung. Wenn man hierzu die Verkaufssumme für Louisiana nimmt, welche sich auf **60** Millionen belief, sowie die von den Bundesgenossen gezahlten Subsidien und endlich die natürliche Zunahme des Steuereinkommens, so brauchte die Regierung nicht zu dem kostspieligen und in jener Zeit fast unmöglichen Hülfsmittel einer Anleihe in Renten zu greifen.

Wir werden bald ausführlicher von der Schöpfung einer Flotte sprechen, die **150,000** Mann nebst **400** Feuerschlünden und **10,000** Pferden an Bord nehmen konnte und durch die einmal England beinahe erobert worden wäre. Für jetzt genügt es zu bemerken, daß jene flachen Fahrzeuge nach einem Befehl der

Marineverwaltung nicht über 6—7 Fuß tief im Wasser gehen durften. Waren sie nicht armirt, so gingen sie bloß 3—4 Fuß tief. Sie konnten also auf allen unsern Flüssen bis zu deren Mündung hinabgehen und dann an den Küsten hinfahren, um sich in den Häfen am Canal zu vereinigen. Dieser Umstand gewährte einen großen Vortheil, da unsre Häfen aus Mangel an Werften, Holz und Arbeitern zur Erbauung von 1500—2000 Fahrzeugen, welche in ein paar Monaten fertig sein mußten, nicht genügt haben würden. Eben daß im Innern des Landes gebaut wurde, dies hob die Schwierigkeit. Improvisirte Werfte bedeckten die Ufer der Gironde, Loire und Seine, der Somme, Oise und Schelde, der Maas und des Rheins. Die eingebornen Arbeiter standen unter Leitung von Schiffszimmerleuten der Marine und waren recht wohl zu dieser eigenthümlichen Schöpfung zu gebrauchen, welche anfangs die Bevölkerung in Erstaunen setzte, zuweilen auch ihre Spottlust weckte, die aber doch bald für England eine Ursache ernster Besorgnisse wurde. In Paris lagen von La Rapée bis zum Invalidenpalaste 90 Kanonierschaluppen auf den Werften, bei deren Bau über 1000 Arbeiter beschäftigt waren.

Die erste Sorge bei dem neu ausbrechenden Kriege gegen England war die Zurückrufung unsrer Geschwader, die in den Antillen zerstreut und damit beschäftigt waren unsre Colonien wieder unter die Autorität des Mutterlandes zuzückzuführen. Daran hatte der erste Consul gleich gedacht und sich beeilt unsre Geschwader zurückzurufen, indem er ihnen zugleich befahl möglichst viel Mannschaft, Munition und Material auf Martinique, Guadeloupe und St. Domingo zurückzulassen. Nur die Fregatten und leichten Fahrzeuge sollten in Amerika bleiben. Indessen durfte man sich nicht täuschen. Wenn uns der Krieg mit England auch nicht die kleinen Antillen, wie Guadeloupe und Martinique rauben konnte, so mochte er uns doch leicht die werthvollste von allen entziehen, für deren Erhaltung man eine Armee aufgeopfert hatte; wir meinen St. Domingo.

Man hat bereits gesehen wie der General-Capitän Leclerc nach gut geleiteten Operationen, aber einem ziemlich bedeutenden Menschenverlust sich zum Herrn der Colonie gemacht hatte und sich sogar schmeicheln durfte, sie Frankreich wieder erworben zu haben, auch wie Toussaint in seiner Zurückgezogenheit auf seiner Plantage Ennery den Monat August als das Ende der Herrschaft der Weißen auf dem Boden von Haiti betrachtete. Die Prophezeihung dieses schrecklichen Negers traf ein, denn er sah den Triumph des amerikanischen Klima's über die europäischen Soldaten voraus. Indessen sollte er selbst diesen Triumph nicht genießen, denn ihm war es vom Schicksal beschieden der Strenge unsres Klima's zu erliegen. Dies sind traurige Repressalien des Krieges zwischen den Menschenracen, die sich hartnäckig um die Aequitorialgegenden streiten!

Kaum begann die Armee festen Fuß zu fassen, als eine in diesen Gegenden häufige Seuche, die aber diesmal heftiger crasstrte als jemals, die edeln Soldaten des Rheinheeres und der ägyptischen Armee ergriff, welche sich nach den Antillen hatten übersetzen lassen. Mochte nun das Klima nach dem unerforschlichen Rathschlusse der Vorsehung in diesem Jahre verderblicher wirken als vordem, oder mochte es einen stärkern Einfluß üben auf ermattete, zahlreich zusammengehäufte und einen mächtigern Herd der Ansteckung bildende Soldaten, der Tod wüthete mit furchtbarer Schnelligkeit und Heftigkeit. Fast gleichzeitig wurden 20 Generale hingerafft; die Officiere und Soldaten starben zu Tausenden. Zu den 22,000 M., die in mehrern Expeditionen hingekommen und wovon 5000 Mann kampfunfähig und ebenso viele von verschiedenen Krankheiten befallen waren, hatte der erste Consul gegen das Ende des Jahres 1802 noch gegen 10,000 Mann übersetzen lassen. Besonders wurden diese Neuangekommenen gleich nach ihrer Ausschiffung von der Seuche ergriffen. Binnen zwei Monaten kamen wenigstens 15,000 M. um. So war die Armee auf 9 — 10,000 Mann zusammengeschmolzen, die nun wohl acclimatisirt, aber meistens noch in der Genesung begriffen und wenig geeignet waren sofort die Waffen wieder zu ergreifen.

Entzückt über die Verwirklichung seiner unheimlichen Prophezeihungen fühlte Toussaint Louverture gleich bei den ersten Verheerungen des gelben Fiebers das Wiedererwachen aller seiner Hoffnungen. Von seiner Zurückgezogenheit in Ennery aus correspondirte er insgeheim mit seinen Getreuen, befahl ihnen sich fertig zu halten, empfahl ihnen genaue Kundschaft über die Fortschritte der Seuche und insbesondre über den Gesundheitszustand des General-Capitäns einzuziehen, auf dessen Haupt seine grausame Ungeduld die Seuche gern herabbeschworen hätte. Seine Umtriebe gingen nicht so im Verborgenen vor sich, daß nicht der General-Capitän und insbesondre die Negergenerale etwas davon hätten erfahren sollen. Letztere meldeten es schleunig der französischen Behörde. Wenn sie auch Toussaint gehorchten, so waren sie doch eifersüchtig auf ihn und diese Stimmung hatte nicht wenig zu ihrer raschen Unterwerfung beigetragen. Diese schwarzen Goldmänner, wie sie der erste Consul nannte, waren mit der Ruhe und dem Reichthume zufrieden, deren sie genossen. Sie hatten keine Lust zu einem neuen Kriege und besorgten auch, Toussaint möchte sie, wenn er wieder allgewaltig geworden sei, für ihren Abfall büßen lassen. Sie thaten daher einen Schritt bei dem General Leclerk und forderten ihn auf den ehemaligen Dictator greifen zu lassen. Die im Finstern schleichende Wirksamkeit, welche dieser ausübte, offenbarte sich durch ein beunruhigendes Symptom. Die Neger, welche ehedem seine Leibwache gebildet und unter die im Dienste des Mutterlandes stehenden Colonialtruppen eingetreten waren, verließen ihre Reihen um ihrer Aussage nach zum

Landbau zurückzukehren, in der That aber um sich in die Gebirge bei Ennery zu begeben. Da sich der General-Capitän von einer doppelten Gefahr bedrängt sah, nämlich einmal vom gelben Fieber, welches seine Armee aufrieb, und dann von dem Aufstande, welcher überall sich ankündigte, und da er außerdem vom ersten Consul instruirt war beim ersten Anzeichen von Ungehorsam die schwarzen Anführer auf die Seite zu schaffen, so entschloß er sich zu Toussaint's Verhaftung. In dessen aufgefangenen Briefen lag übrigens Grund genug dazu vor. Man mußte jedoch seine Zuflucht zur Verstellung nehmen, um dieses mächtigen Häuptlings habhaft zu werden, der schon eine Armee von Empörern um sich hatte. Man fragte ihn um Rath über die Mittel die von den Plantagen entwichenen Neger wieder dahin zurückzubringen, und über die Wahl der Garnisonplätze, welche zur Wiederherstellung der Gesundheit der Armee am geeignetsten wären. Es war ein sicheres Mittel, Toussaint zu einer Zusammenkunft zu veranlassen, wenn man auf diese Art seine Eitelkeit rege machte. „Nun seht Ihr's wohl," rief er aus, „die Weißen können den alten Toussaint doch nicht entbehren." Er begab sich mit einer Schaar Neger wirklich an den Ort der Zusammenkunft. Kaum dort angelangt wurde er überfallen, entwaffnet und als Gefangener zu Schiffe gebracht. Ueberrascht und beschämt, aber sich doch in sein Schicksal ergebend sprach er nichts als die bedeutenden Worte: „Mit mir hat man nur den Stamm des Baumes der Negerfreiheit zu Boden geworfen; die Wurzeln bleiben; sie werden wieder ausschlagen, weil sie tief liegen und zahlreich sind." Man schickte ihn nach Europa, wo er im Fort Joux bewacht wurde.

Leider war der Geist der Empörung unter den Schwarzen schon sehr verbreitet; mit dem Mißtrauen gegen das Vorhaben der Weißen und mit der Hoffnung sie überwaltigen zu können, war ein solcher Geist wieder in ihre Herzen zurückgekehrt. Die Nachricht, daß auf Guadeloupe die Sklaverei wieder hergestellt sei, hatte sich auf St. Domingo verbreitet und daselbst einen außerordentlichen Eindruck gemacht. Einige Worte, die auf der Rednerbühne der gesetzgebenden Versammlung in Frankreich über die Wiederherstellung der Sklaverei auf den Antillen gefallen waren, die sich zwar nur auf Martinique und Guadeloupe bezogen, die man aber doch bei einigem Mißtrauen auf St. Domingo ausdehnen konnte, hatten dazu beigetragen den Negern die Ueberzeugung einzuflößen, daß man sie wieder in Sklaverei zu bringen beabsichtige. Von den schlichten Ackerbauern bis zu den Generalen knirschte jedermann vor Unwillen bei dem Gedanken wieder in Sklaverei zu gerathen. Einige humanere und ihres neuen Glückes würdigere Negerofficiere, wie Laplume, Clervaux und selbst Christoph, welche nicht wie Toussaint nach einer Dictatur über die Insel strebten, sondern sich die Herrschaft des Mutterlandes gern gefallen ließen, wofern dieses nur die

Freiheit ihrer Race achtete, sprachen sich dennoch mit einer Wärme aus, die über ihre Gesinnung nicht in Zweifel lassen konnte. „Wir wollen Franzosen und Frankreich unterthan bleiben und dem Mutterlande getreulich dienen, denn wir wünschen nicht zu unserm frühern Räuberleben zurückzukehren; wenn aber das Mutterland aus unsern Brüdern oder Kindern wieder Sklaven machen will, so muß es sich darauf gefaßt machen, uns bis auf den letzten Mann umzubringen." Der General Leclerc, dessen Rechtschaffenheit auf sie Eindruck machte, beruhigte sie zwar auf einige Tage, indem er ihnen sein Ehrenwort zum Pfande gab, daß die den Weißen untergeschobenen Absichten eine reine Erdichtung seien; aber im Grunde war doch das Mißtrauen unheilbar. Der Ober-General mochte anfangen was er wollte, er vermochte es durch nichts zu verscheuchen. Wenn nun Laplume und Clervaux, welche dem Mutterlande aufrichtig anhingen, auf die Art sprachen wie wir eben berichteten, so dachte Dessalines, ein wahres Ungeheuer wie es nur Sklaverei und Empörung hervorzubringen vermögen, auf weiter nichts als mit hinterlistiger Bosheit die Schwarzen gegen die Weißen und diese wieder gegen jene aufzuhetzen, die einen vermittelst der andern aufzureizen, unter dem allgemeinen Gemetzel zu triumphiren und endlich die Macht wieder in die Hände Toussaint's zu bringen, dessen Verhaftung er doch zuerst verlangt hatte.

Da der General-Capitän in einer so schauderhaften Verlegenheit nur noch einen schwachen Theil seiner Armee besaß, deren Ueberreste er täglich mehr zusammenschrumpfen sah, und zugleich von einer nahen Empörung bedroht war, so glaubte er die Entwaffnung der Neger anbefehlen zu müssen. Diese Maßregel schien vernünftig und nothwendig zu sein. Die wohlgesinnten Negerhäuptlinge wie Laplume und Clervaux billigten sie; die Führer der Schwarzen mit treulosen Absichten trieben eifrig dazu an. Auf der Stelle ward die Maßregel ausgeführt; man mußte aber Gewalt anwenden um damit zu Stande zu kommen. Viele Neger entflohen in die Mornes, andre ließen sich lieber auf die Folter spannen als daß sie herausgegeben hätten was sie als ihre Freiheit selbst betrachteten, nämlich ihre Flinte. Besonders unbarmherzig bei dergleichen Nachforschungen waren die Negerofficiere. Sie ließen die Leute ihrer Farbe erschießen, die einen um dem Kriege vorzubeugen, die andern dagegen um dazu aufzureizen. Dennoch erhielt man auf diese Art gegen 30,000 Flinten, welche der sorgsame Toussaint meistens aus englischen Fabriken hatte kommen lassen. Solche Härte erregte Aufstände im Norden, im Westen und in der Umgebung von Port-au-Prince. Toussaint's Neffe, Charles Belair, ein Neger welcher durch Sitten, Bildung und Einsicht gewissermaßen über seines Gleichen hervorragte uud welchen sein Oheim eben darum zu seinem Nachfolger ausersehen hatte, gerieth wegen

einiger im Departement des Westens vollzogener Hinrichtungen in Zorn, warf sich in die Gebirge und pflanzte die Fahne der Empörung auf. Dessalines welcher seinen Sitz in St. Marc hatte, bat dringend mit dessen Verfolgung beauftragt zu werden, und da er hier Gelegenheit hatte nicht nur seinen trügerischen Eifer zu zeigen den er zur Schau trug, sondern sich auch an einem Nebenbuhler zu rächen, gegen den er nicht wenig eifersüchtig war, so begann er einen erbitterten Kampf gegen Charles Belair. Es gelang ihm wirklich ihn mit seiner Frau gefangen zu nehmen; er stellte beide vor eine Militärcommission, welche die beiden Unglücklichen erschießen ließ. Ein solches Benehmen entschuldigte Dessalines bei den Schwarzen mit dem unbarmherzigen Befehle der Weißen, entledigte sich aber bei dieser Gelegenheit eines verabscheuten Nebenbuhlers. Solche Greuel liefern den Beweis daß die Leidenschaften des menschlichen Herzens überall gleich sind und daß Klima, Zeit und Gesichtsfarbe keinen merklichen Unterschied zwischen den Menschen machen. So führte denn alles zum Aufstande der Neger, ebensowohl das dumpfe Mißtrauen das sie erfüllte, als die strengen Vorsichtsmaßregeln die man gegen sie ergreifen mußte, und die wilden Leidenschaften welche sie entzweiten, die man zu dulden und oft sogar zu benutzen genöthigt war.

In einer so unglücklichen Lage wurden auch noch Mißgriffe begangen, die von der Verwirrung herrührten, welche die Seuche, die überall auf einmal drohende Gefahr und die Schwierigkeit der Mittheilungen zwischen den verschiedenen Theilen der Insel in die Colonie zu bringen begannen. Der General Boudet war von Port-au-Prince abberufen und nach den Inseln unter dem Winde gesandt worden wo er das Commando an Richepanse's Stelle übernehmen sollte, welcher am gelben Fieber gestorben war. An seine Stelle kam der General Rochambeau, ein tapfrer Soldat der eben so einsichtsvoll als unerschrocken aber in den Colonien wo er gedient hatte von allen Vorurtheilen der sie bewohnenden Creolen erfüllt war. Er haßte die Mulatten wie es die alten Colonisten selbst thaten. In seinen Augen waren sie ausschweifend, gewaltthätig und grausam und seinen Aeußerungen nach hatte er die Schwarzen lieber, weil sie einfacher, mäßiger und im Kriege besser zu gebrauchen wären. Als Commandant in Port-au-Prince und im Süden, wo es von Mulatten wimmelte, ließ der General Rochambeau, sowie die Empörung herranrückte, gegen dieselben ebenso viel Mißtrauen als gegen die Neger blicken und deren eine große Menge einkerkern. Was sie aber am meisten verdroß war die Absetzung des Generals Rigaud, eines frühern Oberhauptes der Mulatten, welcher Toussaint's langgähriger Nebenbuhler und Feind gewesen, von diesem besiegt und vertrieben worden war, nun aber den Sieg der Weißen zur Rückkehr nach St. Domingo benutzt hatte, wo ihm eine gute Aufnahme zu Theil werden mußte. Aber den

Fehler welchen die Weißen zu Anfange der Revolution auf St. Domingo gemacht hatten, indem sie sich nicht mit den Farbigen verbündeten, begingen sie auch noch zu Ende derselben. Der General Rochambeau wies Rigaud zurück und befahl ihm sich wieder nach den vereinigten Staaten einzuschiffen. Von nun an strebten die beleidigten Mulatten in ihrer trostlosen Lage sich mit den Negern zu vereinigen, und dies war eine sehr schlimme Sache, vorzüglich im Süden wo sie die Oberhand hatten.

Aus allen diesen Ursachen wurde der anfangs nur partielle Aufstand allgemein. Im Norden entwichen Clervaux, Maurepas und Christoph in die Mornes, nicht ohne ihr Bedauern zu äußern, aber durch ein Gefühl hingerissen das stärker war als sie, nämlich durch die Liebe zu ihrer bedrohten Freiheit. Im Westen warf der barbarische Dessalines endlich die Maske ab und stieß zu den Aufrührern. Die schöne Südprovinz, welche bisher unversehrt und blühend geblieben war wie in ihren schönsten Zeiten, begannen die mit den Negern vereinigten Mulatten zu verheeren. Nur der Neger Laplume blieb treu, welcher sich dem Mutterlande ganz zugewandt hatte, indem er es der barbarischen Regierung seiner farbigen Landsleute vorzog.

Die französische Armee, welche auf 8—10,000 kaum noch dienstfähige Soldaten zusammengeschmolzen war, besaß im Norden nur noch die Capstadt nebst einigen zunächst gelegenen Positionen, im Westen Port-au-Prince und St. Marc, im Süden aber Cayes, Jérémie und Tiburon. Die Bangigkeit des unglücklichen Leclerc war groß. Seine Frau war bei ihm; sie schickte er nach der Schildkröteninsel um sie vor der Seuche zu schützen. Er hatte den umsichtigen und gewandten Benezech und einige der ausgezeichnetsten Generale vom Rheinheer und der italiänischen Armee sterben sehen und eben den Tod Richepanse's erfahren, wohnte alle Tage dem Hinscheiden seiner wackersten Soldaten bei ohne ihnen helfen zu können und sah im Geiste schon den Augenblick herankommen wo er auch den kleinen ihm gebliebenen Küstenstrich gegen die Schwarzen nicht länger würde halten können. Gequält von diesen trostlosen Betrachtungen war er mehr als ein Andrer für die Seuche disponirt, von welcher die Armee hingerafft wurde. Er ward von ihr ergriffen und nach einer kurzen Krankheit, welche den Charakter eines fortwährenden Fiebers annahm und ihm zuletzt alle Kräfte raubte, gab er seinen Geist auf; bis zum letzten Augenblick führte er die edelste Sprache und schien nur mit seiner Frau und seinen Waffengefährten beschäftigt zu sein, die er allerdings in einer schauderhaften Lage zurückließ. Er starb im November 1802.

Das Ober-Commando fiel nach der Anciennität dem General Rochambeau zu. Nicht Tapferkeit oder militärische Talente fehlten diesem neuen Gouverneur der

Colonie, wohl aber die Klugheit und Kaltblütigkeit eines Feldherrn, welcher den Leidenschaften der Tropenländer unzugänglich geblieben wäre. Der General Rochambeau gedachte die Insurrection überall zu unterdrücken, aber dazu war es nicht mehr Zeit. Nur dann hätte er sich allenfalls halten mögen, wenn er mit Preisgebung des Südens und Westens seine gesammten Streitkräfte in der Capstadt zusammengezogen hätte. Da er auf allen Punkten zugleich agiren wollte, mußten seine Bemühungen überall ohne Nachdruck und Wirksamkeit sein. Er war nach der Capstadt zurückgekehrt um sich dort an die Spitze der Gewalt zu stellen und gerade zu der Zeit dort eingetroffen, als Christoph und Clervaux nebst den Negerhäuptlingen des Nordens diese Hauptstadt der Insel anzugreifen und zu nehmen versuchten. Zu ihrer Vertheidigung besaß der General Rochambeau einige hundert Soldaten und die Nationalgarde der Capstadt, die aus Grundbesitzern bestand und tapfer war wie es jedermann in jenen Gegenden ist. Schon hatten Christoph und Clervaux eins der Forts eingenommen, doch nahm es ihnen der General Rochambeau mit seltenem Muthe und mit Unterstützung der energisch auftretenden Nationalgarde wieder ab und leitete den Kampf so gut, daß die Neger wähnten, es sei eine Armee zur Verstärkung eingetroffen, und zum Rückzuge bliesen. Aber während dieser heldenmüthigen Vertheidigung trug sich auf der Rhede ein gräßlicher Auftritt zu. Man hatte gegen 1200 Neger an Bord der Kriegsschiffe gebracht, da man nicht wußte wie man sie auf dem Lande bewachen sollte, sie aber auch nicht dem Feinde als Verstärkung zukommen lassen mochte. Die von der Krankheit decimirte Schiffsmannschaft war schwächer als ihre Gefangenen. Sowie das Gerücht von dem Angriffe auf die Capstadt laut wurde, fürchtete sie von ihnen niedergemacht zu werden und warf, wir sagen es mit Schaudern, einen Theil derselben in's Meer. Zu gleicher Zeit wurde im Süden der Insel einem Mulatten Namens Bardet eine ähnliche Behandlung zu Theil, indem man ihn aus ungerechtem und verabscheuenswerthem Mißtrauen ersäufte. Von diesem Tage an verbanden sich die Mulatten, welche bisher noch geschwankt hatten, mit den Negern, machten die Weißen nieder und vollendeten die Verheerung der schönen Südprovinz.

Schließen wir diese traurigen Schilderungen denen die Geschichte nichts Nützliches mehr entnehmen kann. Zu der Zeit als der Krieg zwischen Frankreich und Großbritannien wieder entbrannte, vermochten sich die in der Capstadt, in Port-au-Prince und Cayes eingeschlossenen Franzosen kaum noch gegen die verbündeten Schwarzen und Mulatten zu vertheidigen. Durch die Nachricht vom Ausbruche des europäischen Kriegs ward ihre Verzweiflung noch erhöht. Sie hatten nur noch die Wahl zwischen den Negern, die grausamer als je geworden waren, und den Engländern, die bloß darauf lauerten daß sie sich ihnen ergeben mußten, um

sie der Trümmer ihrer Habseligkeiten zu berauben und dann als Kriegsgefangene nach England zu schicken.

Von 30—32,000 Mann, die vom Mutterlande nach St. Domingo abgegangen waren, blieben zuletzt noch 7—8000 übrig. Mehr als 20 Generale waren umgekommen und unter ihnen auch Richepanse, dessen Verlust man am meisten zu beklagen hatte. Gerade zu derselben Zeit starb Toussaint Louverture, jener unheimliche Prophet welcher alle diese Leiden vorausgesagt und herbeigewünscht hatte, als Gefangener im Fort Joux in Frankreich vor Kälte, während unsre Soldaten den sengenden Strahlen der Sonne von St. Domingo erlagen. Der Tod eines genialen Schwarzen war doch ein kläglicher Ersatz für den Verlust so vieler heldenmüthigen Weißen!

Ein solches Opfer hatte der erste Consul dem alten Handelssysteme Frankreichs gebracht, und dies hat ihm sehr bittere Vorwürfe zugezogen. Um aber die Maßregeln von Staatsoberhäuptern richtig zu beurtheilen, muß man immer die Umstände berücksichtigen, von welchen sie dazu bewogen wurden. Als mit der ganzen Welt Friede geschlossen war und die Ideen des alten Handelssystems wie ein Strom wieder hervorbrachen, als in Paris sowie in allen Häfen Kaufleute und verarmte Colonisten nach Wiederherstellung unsrer Handelsblüthe schrien und die Rückgabe einer Besitzung verlangten, welche einst den Stolz und Reichthum der alten Monarchie gebildet hatte, als Tausende von Officieren kummervoll ihre Laufbahn durch den Frieden unterbrochen sahen und überall wo man ihrer Arme bedürfen würde sich zu dienen erboten, war es da wohl möglich bei der Sehnsucht der Einen und dem Andringen der Andern die Gelegenheit zur Wiederherstellung des französischen Handels ungenützt vorübergehen zu lassen? Was hat nicht England gethan um Nordamerika, was nicht Spanien um Südamerika zu behaupten? Was würde nicht Holland für die Behauptung von Java thun? Nie wollen sich die Völker irgend eine bedeutende Besitzung entgeben lassen, ohne daß sie zu deren Behauptung wenigstens Versuche machten, und hätten sie auch gar keine Aussicht auf einen glücklichen Erfolg. Wir werden sehen ob der amerikanische Krieg den Engländern zur Lehre gedient hat und ob sie nicht die Vertheidigung Canada's versuchen werden, wenn einst diese nördliche Colonie ihrem sehr natürlichen Hange nachgeben wird, sich den vereinigten Staaten einzuverleiben.

Der erste Consul hatte mit Ausnahme der Fregatten und leichteren Fahrzeugen alle unsre Geschwader nach Europa zurückberufen. Auch waren sie wieder insgesammt in unsre Häfen eingelaufen bis auf ein einziges von fünf Kriegsschiffen, welches bei Coruña hatte vor Anker gehen müssen. Ein sechstes Schiff hatte sich nach Cadix geflüchtet. Alle diese zerstreuten Elemente mußten zusammengebracht werden, wenn man mit Großbritannien wollte ringen können.

Es war eine schwierige Aufgabe selbst für die geschickteste und festbegründetste Regierung gegen England anzukämpfen. Wohl war es für den ersten Consul etwas Leichtes dessen Schläge zu pariren, aber es war für England ebenso leicht sich vor den seinigen zu sichern. England und Frankreich hatten eine fast gleiche Herrschaft erworben, das eine zur See, das andre zu Lande. Sowie die Feindseligkeiten eröffnet waren, konnte England seine Flagge auf beiden Halbkugeln entfalten, holländische und spanische, vielleicht aber doch schon schwerer einige französische Colonien erobern. Es konnte allen Völkern die Seefahrt verwehren und dieselbe sich ausschließlich zueignen; aber weiter vermochte es nichts durch sich selbst. Das Erscheinen englischer Truppen auf dem Continent hätte ihm doch nur einen Unfall zugezogen wie den, welchen es 1799 auf dem Helder erlitt. Dafür konnte Frankreich entweder mit Gewalt oder durch seinen Einfluß England die europäischen Küsten von Kopenhagen bis Venedig verschließen und es auf Landungen an den Gestaden des baltischen Meeres beschränken, so daß es die Colonialwaaren, die es während des Kriegs ganz allein besaß, vom Pol herabsenden mußte. Aber bei diesem Kampfe zweier Großmächte, von denen jede eins der beiden Elemente beherrschte ohne es verlassen und in der Nähe losschlagen zu können, war zu fürchten, daß sie sich darauf beschränken mußten sich zu bedrohen, ohne einander treffen zu können, und daß sich endlich die Welt, welche von ihnen mit Füßen getreten würde, gegen die eine oder andre empöre, um nicht die Folgen eines gräßlichen Kampfes tragen zu müssen. Unter so bewandten Umständen mußte diejenige Macht die Oberhand gewinnen, welche das Element wo sie herrschte zu verlassen und ihre Nebenbuhlerin zu packen verstand. War aber diese Bemühung vergeblich, so mußte diejenige Macht siegen, welche ihre Sache auf dem Erdkreise so popular zu machen wußte, daß sie ihn auf ihre Seite brachte. Die Nationen sich geneigt zu machen mußte beiden Mächten schwer fallen; denn England war genöthigt die Neutralen zu quälen, um das Handelsmonopol an sich zu bringen, Frankreich aber allen europäischen Mächten Gewalt anzuthun, um den Continent dem englischen Handel zu verschließen. Wollte man also England überwinden, so mußte man eins von diesen Dingen thun, entweder den Ocean überschreiten und auf London marschiren, oder den Continent beherrschen und ihn durch Gewalt oder politische Unterhandlungen nöthigen alle brittischen Producte zurückzuweisen, kurz man mußte entweder eine Landung in England oder die Continentalsperre verwirklichen. Man wird im Verlauf dieser Geschichte sehen durch welche Reihe von Begebenheiten Napoleon nach und nach von der ersten dieser Unternehmungen zur zweiten geführt wurde, durch welche Kette von Wundern er sich dem Ziele anfangs so weit näherte, daß er es fast erreicht hätte, und durch welches Zusammentreffen von Mißgriffen und Unglücksfällen er sich später davon entfernte, bis er

endlich unterliegen mußte. Zum Glück hat Frankreich vor dem Eintritt jenes beklagenswerthen Zeitpunktes große Dinge gethan und eine Nation, welcher die Vorsehung gestattete sie zu vollbringen, bleibt ewig ruhmreich und vielleicht unter allen Nationen die größte.

Das sind die Verhältnisse, zu welchen der Krieg zwischen Frankreich und Großbritannien unvermeidlich führen mußte. Dieser Krieg war von 1792 bis 1801 ein Kampf des demokratischen gegen das aristokratische Princip gewesen; ohne diesen Charakter zu verlieren wurde er unter Napoleon jetzt zum Kampfe eines Elements gegen das andre, wobei uns weit mehr im Wege stand als den Engländern, denn aus Haß gegen die französische Revolution und aus Eifersucht gegen unsre Macht mußte der ganze Continent gegen Frankreich noch weit mehr aufgebracht sein als die Neutralen gegen England.

Bei seinem Scharfblick bemerkte der erste Consul sehr bald was es mit diesem Kriege auf sich habe und faßte unverzüglich seinen Entschluß. Er entwarf den Plan mit einer Armee die Meerenge von Calais zu überschreiten und der Nebenbuhlerschaft beider Nationen in London selbst ein Ende zu machen. Man wird ihn drei Jahre hinter einander alle Kräfte auf diese wunderbare Unternehmung verwenden und dabei doch ruhig, zuversichtlich und sogar heiter bleiben sehen, so hoffnungserfüllt war er bei einer Unternehmung, welche ihn dahin führen mußte entweder absoluter Gebieter der Welt zu werden, oder ihn selbst mit seiner Armee und seinem Ruhme im Abgrunde des Meeres zu begraben.

Es macht vielleicht jemand die Bemerkung Ludwig XIV. und Ludwig XVI. hätten doch nicht zu solchen äußersten Mitteln gegriffen, um England zu bekämpfen, indem zahlreiche Geschwader, welche einander den Ocean streitig machten, dazu hingereicht hätten. Darauf antworten wir jedoch daß England im 17. und 18. Jahrhundert noch nicht den Welthandel an sich gerissen und dadurch die zahlreichste seefahrende Mannschaft des Erdballs erlangt hatte, sondern daß die Mittel der beiden Seemächte viel weniger ungleich waren. Der erste Consul war entschlossen ungeheure Anstrengungen zu machen um die französische Marine wieder empor zu bringen; obgleich er aber große Küstenstriche besaß und obgleich ihm die Häfen und Werfte Hollands, Belgiens, des ehemaligen Frankreichs und Italiens zu Gebote standen, so zweifelte er doch noch an einem glücklichen Ausgange. Spanien erwähnen wir in dieser Beziehung gar nicht, weil dieses Land damals zu nichtswürdig regiert wurde um ein nützlicher Bundesgenosse sein zu können. Alle jetzt in Europa vereinigten Seestreitkräfte Napoleon's betrugen kaum 50 Linienschiffe, die im Laufe des Jahres in See stechen konnten. Er konnte 4—5 in Holland, 20 bis 22 in Brest, 2 in Lorient, 6 in La Rochelle, 5 bei Coruña vor Anker liegende, bei Cadix und 10—12 in Toulon, zusammen also gegen 50 aufbringen.

Aus dem Bauholz, womit sein weites Reich bedeckt war und welches auf den Flüssen nach den holländischen, niederländischen und italiänischen Werften hinabtrieb, konnte er noch 50 Linienschiffe erbauen und seine glorreiche dreifarbige Flagge auf 100 Kriegsschiffen wehen lassen. Zu deren Bemannung bedurfte er aber mehr als 100,000 Matrosen und er besaß deren bloß 60,000. England war fast schon mit 75 Linienschiffen zu Stande gekommen, die gleich in See stechen konnten, und es war ihm ein Leichtes seine Armirung im ganzen auf 120 Kriegsschiffe nebst einer Anzahl von Fregatten und kleinern Fahrzeugen auszudehnen, wie sie bei einer solchen Flotte nicht fehlen dürfen. Es besaß 120,000 Matrosen und noch mehr, wenn es die Neutralen nicht länger schonen wollte und auf deren Handelsfahrzeugen Matrosen preßte. Außerdem hatte es erfahrene Admirale voll Selbstvertrauen, weil sie siegreich gewesen waren, die sich zu Wasser gerade so benahmen wie die Generale Lannes, Ney und Massena zu Lande.

Das Mißverhältniß zwischen beiden Flotten war also groß, wie es Zeit und Umstände mit sich brachten; dennoch aber hatte der erste Consul noch nicht alle Hoffnung aufgegeben. Ueberall wollte er bauen lassen, z. B. am Texel, an der Schelde, in Havre, Cherbourg, Brest, Toulon und Genua. Er gedachte eine Anzahl Landsoldaten unter seine Schiffsbemannung einzuschieben, um dadurch die geringe Zahl unsrer seefahrenden Mannschaften auszugleichen. Er war der Erste welcher die Bemerkung machte, daß ein mit 600 guten Matrosen und 2—300 auserlesenen Landsoldaten bemanntes Schiff, wenn es 2—3 Jahre unter Segel bliebe und im Manoeuvriren und Schießen geübt werde, sich mit jedem Linienschiffe ohne Ausnahme messen könne. Wollte er aber diese und noch andre Mittel anwenden, so hätte er seinem eignen Ausdruck zufolge 10 Jahre zur Bildung einer Marine nöthig gehabt. Nun konnte er aber nicht zehn Jahre die Hände in den Schoß legen um zu warten bis seine Flotte, in kleinen Abtheilungen auf den Meeren umherschiffend, eines Kampfes mit der englischen Marine würdig geworden wäre. Zehn Jahre zur Bildung einer Flotte zu verwenden, ohne in diesem Zeitraume etwas Bedeutendes auszuführen, wäre ein ebenso lange dauerndes Zugeständniß der Ohnmacht gewesen, eine Schmach für jede Regierung, besonders aber für die seinige welche ihr Glück gemacht hatte und weiter machen mußte, indem sie die Welt mit dem Glanze ihrer Thaten blendete. Er mußte also zu eben der Zeit, wo er unsre Seemacht reorganisirte, kühn eine Fahrt über die Meerenge versuchen und die durch sein Schwert eingeflößte Furcht benutzen, um Europa zu nöthigen den Engländern jeden Zugang zum Continent zu verschließen. Wenn er neben seinem Genie für die Ausführung großer Unternehmungen eine richtige Politik besaß, so konnte er durch diese vereinten Mittel die brittische Macht entweder mit einem einzigen Schlage in London selbst vernichten oder durch Zerstörung ihres Handels vertilgen.

Mehrere von seinen Admiralen und namentlich der Minister Decrès riethen ihm zu einer langsamen Heraufbildung unsrer Flotte, indem er kleine Abtheilungen derselben die Meere durchsegeln lassen sollte, bis sich dieselben hinlänglich geübt hätten in großen Geschwadern zu manoeuvriren, dabei aber möchte er es, so ermahnten sie ihn, einstweilen bewenden lassen, da sie alle Entwürfe zu Ueberschreitung des Canals als bedenklich erachteten. Auf diese Entwürfe wollte sich aber der erste Consul keineswegs beschränken, sondern nahm sich vor, während er die französische Marine wieder herzustellen suchte, auch den Versuch zu machen England einen directen Schlag zu versetzen. Daher befahl er zahlreiche Schiffsbauten in Vließingen, welches ihm in Folge seiner Gewalt über Holland zur Verfügung stand, ferner in Antwerpen das eine französische Hafenstadt geworden war, sowie in Cherbourg, Brest, Lorient, Toulon und auch in Genua, welches ebenso wie Holland in Frankreichs Händen war. In Brest ließ er 22 Schiffe wiederherstellen und armiren, in Lorient 2 vollenden und in La Rochelle 5 ausbessern, flott machen und armiren. Von Spanien verlangte er Mittel um das bei Coruña liegende Geschwader kalfatern und verproviantiren zu lassen, und schickte an Mannschaft, Material und Geld von Bayonne alles ab was er irgend auf dem Landwege dorthin zu bringen vermochte. Dasselbe that er für das bei Cadix vor Anker liegende Schiff; auch befahl er die Armirung des Geschwaders von Toulon, welches seinem Wunsche gemäß aus 12 Schiffen bestehen sollte. Durch diese verschiedenen Armirungen mußten mit den 3—4 holländischen Schiffen Frankreichs Streitkräfte zur See, wie wir bereits meldeten, auf ungefähr 50 Kriegsschiffe steigen, wobei noch nicht in Anschlag gebracht ist was man in den französischen Häfen erbauen und mit einer Mischung von Matrosen und Landsoldaten bemannen konnte. Indessen schmeichelte der erste Consul sich keineswegs mit der Hoffnung durch solche Streitkräfte eine Ueberlegenheit oder auch nur eine Gleichheit zur See in offner Schlacht gegen England zu erlangen; er wollte sich ihrer bedienen um in See bleiben, die Verbindung zwischen den Colonien zu erhalten und sich durch Manoeuvres mit den verschiedenen Geschwadern, über deren tiefdurchdachte Combination man sich bald ein Urtheil bilden wird, die Meerenge von Calais ein Weilchen öffnen zu können.

Auf diese Meerenge concentrirten sich alle seine genialen Anstrengungen. Welche Ueberfahrtsmittel man auch erdenken mochte, zunächst war doch eine Armee nöthig, und er beschloß eine zu schaffen, die in Betreff der Truppenzahl und Organisation nichts zu wünschen übrig lasse, dieselbe vom Texel bis an die Pyrenäen in mehrere Lager zu vertheilen und sie so aufzustellen, daß sie auf einigen passend gewählten Küstenpunkten schnell concentrirt werden könnte. Abgesehen von einem Corps von 25,000 Mann, die zwischen Breda und Nimwegen zum Einrücken in Hannover bereit standen, befahl er sechs Lager aufzuschlagen und zwar eins in

der Gegend von Utrecht, ein andres zu Gent, ein drittes zu St. Omer, ein viertes zu Compiègne, ein fünftes zu Brest und ein sechstes zu Bayonne, mit welchem letztern er aus später zu erwähnenden Gründen Spanien imponiren wollte. Auf diesen sechs Sammelpunkten nahm er zuerst die Bildung der Artillerieparks vor, wie er dies stets vor allen andern Dingen zu besorgen pflegte, weil seiner Ansicht nach das Artilleriewesen am schwersten zu organisiren war. Dann schickte er nach jedem dieser Lager eine hinreichende Anzahl Halbbrigaden der Infanterie ab, um sie wenigstens auf je 25,000 Mann zu bringen. Mit der Cavalerie ging es langsamer vorwärts, sowie sie denn auch zu den andern Waffengattungen im geringern Verhältnisse stand als es üblich ist, da man doch bei einer etwaigen Einschiffung nur wenig Pferde mitnehmen konnte. Bei einer solchen Armee mußte die Beschaffenheit und Menge der Infanterie sowie die Vortrefflichkeit der Artillerie und die Anzahl der Feuerschlünde die Minderzahl der Cavalerie ersetzen können. In dieser zwiefachen Hinsicht erfüllte die französische Infanterie und Artillerie alle Bedingungen, die man nur wünschen konnte. Der erste Consul ließ alle seine Dragoner an den Küsten zusammenkommen und vier starke Divisionen daraus formiren. Die Soldaten dieser Waffengattung, welche zu Pferd und zu Fuß zu dienen verstanden, sollten bei der Einschiffung nur ihre Sättel mitnehmen und als Fußgänger nützen bis sie dies als Reiter könnten, sobald man nämlich für sie dem Feinde die Pferde abgejagt hätte.

Es wurde alles Mögliche gethan um 400 Feldgeschütze auszurüsten und zu bespannen, wozu noch ein unermeßlicher Belagerungspark kam. Die Halbbrigaden, die damals aus drei Bataillonen bestanden, mußten zwei Feldbataillone liefern, jedes zu 800 Mann, indem sie dieselben aus dem dritten Bataillon vollzählig machen sollten. Letzteres wurde als Depot zurückgelassen um die Recruten aufzunehmen, heranzubilden und zu discipliniren. Gleichwohl wurde auch ein Theil dieser Recruten sofort den Feldbataillonen zugewiesen, damit sich unter die alten Soldaten der Republik eine hinlängliche Anzahl auserlesener junger Soldaten mischte, welche die Lebhaftigkeit, den Eifer und die Gelehrigkeit der Jugend besäßen.

Die Conscription war unter dem Directorium auf einen Antrag des Generals Jourdan in unsre Militärgesetzgebung definitiv aufgenommen und geregelt worden. Indessen waren in dem betreffenden Gesetze noch einige Lücken geblieben, welche ein neues Gesetz vom 26. April 1803 ergänzte. Das jährliche Contingent war auf 60,000 Mann festgesetzt, die in ihrem zwanzigsten Jahre ausgehoben werden sollten. Dieses Contingent wurde in zwei Theile zu je 30,000 Mann getheilt. Der eine Theil sollte auch in Friedenszeiten stets ausgehoben werden; der zweite bildete die Reserve und sollte im Fall eines Kriegs zur Vervollständigung der Bataillone dienen. Es war in der Mitte des Jahres XI (im Juni 1803); man

trug darauf an das Contingent der Jahre XI und XII ausheben zu dürfen, ohne von den Reservemannschaften dieser beiden Jahre Gebrauch zu machen. Auf diese Art konnte man sogleich 60,000 Recruten haben. Dadurch daß man sie im voraus einberief, erhielt man Zeit sie in den an den Küsten aufgeschlagenen Lagern heranzubilden und an das Waffenhandwerk zu gewöhnen. Dann konnte man auch noch wenn es nöthig wurde an die Reserve dieser beiden Jahre gehen, wodurch wieder 60,000 Mann zur Verfügung gestellt wurden, deren man sich aber nur im Fall eines Continentalkriegs zu bedienen gedachte. Die 30,000 Mann welche man aus jeder Classe verlangte, waren ein geringes Opfer und konnten aus einer 109 Departements bildenden Bevölkerung nicht schwer aufzubringen sein. Außerdem war noch ein Theil der Contingente aus den Jahren VIII—X vorhanden, welcher in dem Frieden, dessen man unter dem Consulate genossen hatte, nicht einberufen worden war. Ein Rückstand an Mannschaften ist ebenso schwer beizutreiben als ein Rückstand der Steuern. Der erste Consul ließ sich in dieser Hinsicht auf eine Art von Vergleich ein. Er verlangte für diese rückständigen Contingente eine bestimmte Anzahl von Leuten, die man unter den kräftigsten und entbehrlichsten auswählen sollte, und machte an den Küsten eine größere Anzahl militärfrei als im Innern, übertrug aber denen welche nicht einberufen wurden die Küstenbewachung. Auf diese Art verschaffte er der Armee noch gegen 50,000 Mann, die älter und stärker waren als die Conscribirten von den Jahren XI und XII. So wurde denn das Heer auf 480,000 Mann gebracht, welche in den Colonien, in Hannover, Holland, der Schweiz, Italien und Frankreich zerstreut lagen. Von diesem Armeebestande brauchten ungefähr 100,000 Mann, die zur Bewachung Italiens, Hollands, Hannovers und der Colonien verwendet wurden, nicht aus dem französischen Staatsschatz besoldet zu werden, weil baare Subsidien oder Lieferungen von Lebensmitteln an Ort und Stelle die Kosten ihres Unterhaltes deckten. Aber 380,000 Mann wurden einzig und allein von Frankreich bezahlt und standen völlig zu dessen Verfügung. Rechnete man von diesen 380,000 M. für die gewöhnlichen Ausfälle, d. h. für die kranken, momentan abwesenden oder auf dem Marsch befindlichen Soldaten 40,000 Mann ab und wieder ebenso viel für Gendarmen, Veteranen, Invaliden und Sträflinge, so konnte man auf 300,000 Mann disponible und kriegsgewohnte Truppen zählen, die augenblicklich in's Feld zu rücken vermochten. Bestimmte man 150,000 zur Bekämpfung Englands, so blieben immer noch 150,000 übrig, wovon 70,000 in den Depots zur Bewachung des Innern hinreichend waren, und 80,000 im Fall von Besorgnissen rücksichtlich des Continents an den Rhein marschiren konnten. Eine solche Armee darf man übrigens nicht nach der Zahl beurtheilen. Diese 300,000 Mann, fast alle erprobt, an Strapazen und Krieg gewöhnt und von den trefflichsten Officieren

geführt, waren so gut als 6—700,000 oder wohl auch als eine Million von denen, wie man sie nach einem langen Frieden zu besitzen pflegt; denn es ist ein ungeheurer Unterschied zwischen einem fertigen Soldaten und dem, der das nicht ist. In dieser Hinsicht blieb dem ersten Consul nichts zu wünschen übrig. Die schönste Armee der ganzen Welt stand unter seinem Commando.

Das Problem bestand aber darin, Transportmittel zusammenzubringen, um diese Armee von Calais nach Dover überzusetzen. In dieser Hinsicht hatte der erste Consul noch keinen definitiven Entschluß gefaßt. Nur über einen Punkt war man in Folge einer langen Reihe von Beobachtungen völlig einig geworden, nämlich über die Form der zu erbauenden Schiffe. Fahrzeuge mit flachem Boden welche auf den Strand laufen, mit Segeln und Rudern getrieben werden könnten, waren allen Ingenieurs der Marine als das zum Uebersetzen geeignetste Mittel vorgekommen, auch wenn man nicht auf den Vortheil Rücksicht nehmen wollte, daß sie überall und selbst am obern Theil unsrer Flüsse erbaut werden konnten. Dann waren sie aber noch zu vereinigen, in passend gelegenen Häfen unterzubringen, zu armiren und zu bemannen, und endlich war auch noch das beste Manoeuvrirsystem ausfindig zu machen, damit sie vor dem Feinde ihre Bewegungen mit Ordnung ausführen könnten. Zu diesem Zwecke mußte man eine Reihe langwieriger und schwieriger Versuche machen. Der erste Consul hatte sich vorgenommen sich in Boulogne an der Küste des Canals persönlich niederzulassen, sich dort oft und lange genug aufzuhalten, um die Localität, die Verhältnisse des Meeres und der Witterung kennen zu lernen und die unermeßliche Unternehmung, worauf er sann, in allen ihren Theilen selbst zu leiten.

Bis die in ganz Frankreich angeordneten Schiffsbauten so weit vorgerückt wären, daß seine Gegenwart an den Küsten etwas helfen könnte, beschäftigte er sich mit zwei sehr wesentlichen Dingen, nämlich mit den Finanzen und seinem Verhältniß zu den Continentalmächten; denn einerseits mußte er doch die Kosten der Unternehmung bestreiten können und andrerseits auch die Gewißheit haben, in deren Ausführung durch Englands Verbündete auf dem Continente nicht gestört zu werden.

Die finanzielle Schwierigkeit war nicht die geringste unter den Schwierigkeiten, welche der neue Krieg darbot. Die französische Revolution hatte eine ungeheure Masse von Nationalgütern unter der Form von Assignaten verschlungen und am Ende zum Bankerott geführt. Die Nationalgüter waren beinahe erschöpft und der Staatscredit auf lange Zeit dahin. Um die Nationalgüter im Betrag von 400 Millionen, welche im Jahre 1800 noch übrig waren, nicht auch noch zu verschleudern, hatte man sie verschiedenen Dienstzweigen zugetheilt, wie z. B. dem öffentlichen Unterricht, den Invaliden, der Ehrenlegion, dem Senat und der Amor-

tisationskasse. Auf diese Art in Dotationen verwandelt, gewährten sie dem Staatsbudget eine Erleichterung und boten durch das Steigen des Grundeigenthums, welches immer stattfindet, aber gleich nach einer Revolution doch viel bedeutender ist, für die Zukunft einen ungeheuern Werth dar. Indessen mußten sie doch noch eine Verminderung durch einige den Emigranten zurückzugebende Theile erleiden, die jedoch nicht sehr in Betracht kamen, weil die noch nicht veräußerten Güter fast lauter Kirchengüter waren. Zu dem was noch übrig war muß man auch die in Piemont und den neuen Rheindepartements gelegenen Güter rechnen, an Werth 50—60 Millionen. Dies waren die in Nationalgütern zur Verfügung stehenden Hülfsquellen. Was den Staatscredit betrifft, so hatte der erste Consul beschlossen zu ihm seine Zuflucht nicht zu nehmen. Man wird sich erinnern daß, als er im Jahre IX mit der Vergangenheit abschloß, er die Erhöhung der Staatseffecten benutzte, um einen Theil der Rückstände aus den Jahren V—VIII in Renten zu bezahlen; dies war aber die einzige derartige Operation die er sich erlauben wollte, und in den Jahren IX—X saldirte er durchaus mit baarem Gelde. Im Jahre X, als das letzte Budget bewilligt wurde, hatte er als Princip aufstellen lassen daß die Staatsschuld niemals 50 Millionen an Renten übersteigen solle und daß, wenn dies nicht zu verhindern wäre, sofort Mittel geschafft werden müßten den Mehrbetrag binnen 15 Jahren zu tilgen. Diese Vorkehrung war zur Aufrechthaltung des Vertrauens nöthig gewesen, denn trotz dem allgemeinen Wohlstande war doch der Staatscredit so gesunken, daß die fünfprocentige Rente kaum über 56 stieg und in einem Augenblicke, wo man ganz fest an den Frieden glaubte, nicht höher als 60 stand.

In England schon längst und seit kurzem auch in Frankreich sind die Staatseffecten zum Gegenstand eines regelmäßigen Handelsverkehrs geworden, woran die größten Häuser Theil nehmen, indem sie stets geneigt sind mit den Regierungen Geschäfte zu machen und ihnen die nöthigen Geldsummen zu liefern. Zu jener Zeit war dies nicht so. Kein französisches Haus würde eine Anleihe haben übernehmen wollen. Wenn es zugestanden hätte daß es mit dem Staate in Geschäftsverbindung stehe, so würde es allen Credit verloren haben, und wären verwegene Speculanten zu einem Darlehn bereit gewesen, so würden sie eine fünfprocentige Rente höchstens mit 50 Francs bezahlt haben, so daß der Staatsschatz den ungeheuern Zinsfuß von 10 Procent hätte tragen müssen. Von einer so kostspieligen Aushülfe wollte daher der erste Consul nichts wissen. Es gab damals noch eine andre Art von Anleihen; man machte nämlich Schulden bei großen Vereinen von Lieferanten, welche den Unterhalt der Armeen übernahmen, aber nicht ordentlich dafür bezahlt wurden. Nun hielten sie sich dadurch schadlos, daß sie sich ihre Dienstleistungen doppelt und dreifach bezahlen ließen. Statt sich auf Anleihen

zu legen, warfen sich auch die beherzten Speculanten, welche gern große Geschäfte machen, mit Begierde auf die Lieferungen. Man hätte also das Mittel in Händen gehabt den Staatscredit zu ersetzen, indem man sich bloß an diese Leute zu wenden brauchte; aber dieses Mittel war noch weit kostspieliger als selbst die Anleihen. Der erste Consul gedachte die Lieferanten regelmäßig zu bezahlen, damit sie ihre Dienste regelmäßig und für billige Preise zu leisten genöthigt wären. Demgemäß wollte er weder von dem Hülfsmittel der Veräußerung von Nationalgütern etwas wissen, da sie sich noch nicht mit Vortheil verkaufen ließen, noch von dem der Anleihen, welche damals zu schwierig und kostspielig waren, noch auch endlich von dem der großen Lieferungen, die schwer zu berechnende Mißbräuche in ihrem Gefolge hatten. Durch Ordnung und Sparsamkeit, durch die natürliche Vermehrung des Steuerertrags und durch einige Nebeneinnahmen, die wir gleich namhaft machen werden, schmeichelte er sich der harten Nothwendigkeit zu entgehen, worein Regierungen, denen es zugleich an Einkünften und an Credit fehlt, durch die Speculanten zu gerathen pflegen.

Das letzte Budget, das vom Jahr X (Sept. 1801 — Sept. 1802), war zu 500 Millionen angenommen (zu 620 Millionen mit den Erhebungskosten und den Aufschlags-Centimen). Diese Zahl war, Dank dem Frieden, nicht überschritten worden und nur die Steuererträge hatten die Voranschläge der Regierung übertroffen. Man hatte das Einkommen auf 470 Millionen veranschlagt und die Veräußerung einiger Nationalgüter beschlossen um Einnahme und Ausgabe in's Gleichgewicht zu bringen. Da nun aber die Steuern 33 Millionen mehr eintrugen als man veranschlagt hatte, so wurde die beschlossene Veräußerung von Nationalgütern unnöthig. Diese unerwartete Vermehrung an Hülfsquellen verdankte man einmal der Einregistrirung, welche bei der wachsenden Anzahl von Privatverträgen 172 statt 150 Millionen eingetragen hatte; dann den Zöllen, wodurch bei dem wieder auflebenden Handel 31 statt 22 Millionen eingekommen waren, und endlich der Post sowie einigen minder wichtigen Einnahmezweigen.

Trotz dem Wiederausbruch des Krieges hoffte man, und der Erfolg zeigte daß man sich nicht irrte, auf einen nicht geringern Ueberschuß des Steuerertrags. Unter der kräftigen Regierung des ersten Consuls fürchtete man keine Unordnungen und keine Unfälle mehr. Wenn sich das Vertrauen zu ihr erhielt, so mußten die Privatverträge, der Handel im Innern und der täglich zunehmende Verkehr mit dem Continente einer steigenden Progression folgen. Bloß der Seehandel mußte darunter leiden; aber die Aufführung der Zölle im Einnahme-Budget mit nur 30 Millionen zeigte deutlich, daß kein großer Verlust für den Staatsschatz daraus entstehen konnte. Man durfte daher wohl auf eine Einnahme von mehr als 500 Mill. rechnen. Das Budget des Jahres XI (Sept. 1802 — Sept. 1803)

war im März votirt worden, als man wohl den Ausbruch des Kriegs befürchtete aber doch nicht gewiß wußte. Man hatte es ohne die Erhebungskosten aber mit Inbegriff eines Theils der Zuschlags-Centimen auf 589 Millionen festgesetzt. Dies ergab demnach einen Ueberschuß von 89 Millionen. Hiervon war ein Theil dem Marine- und ein andrer dem Kriegsministerium zugewiesen worden, so daß ersteres 126 statt 105 und letzteres 243 statt 210 Millionen erhielt. Der Rest kam auf die öffentlichen Arbeiten, das Cultusministerium, die neue Civilliste der Consuln und die festen Ausgaben der Departements, welche man diesmal im Staatsbudget mit aufgenommen hatte. Diese Mehrausgaben hatten durch den muthmaßlichen Ueberschuß des Steuerertrags, die schon früher für die festen Ausgaben der Departements bestimmten Zuschlags-Centimen und durch verschiedene Einkünfte aus verbündeten Ländern bestritten werden sollen. Das laufende Budget war also, abgesehen von einer unvermeidlichen Ueberschreitung für die Kriegskosten, als im Gleichgewichte befindlich anzusehen. Nun durfte man aber freilich nicht erwarten, daß bei der neuen Lage der Dinge 20 Millionen für die Unterhaltung der Marine und 30 Millionen für die Bedürfnisse der Armee auslangen würden. Ein Krieg mit dem Continente kostete allerdings meistens nur wenig, denn gleich beim Beginn der Operationen über den Rhein und die Etsch vordringend lebten unsre siegreichen Truppen auf Kosten des Feindes. So etwas war aber hier nicht der Fall. Die von Holland bis zu den Pyrenäen an der Küste hin aufgeschlagenen sechs Lager mußten auf französischem Boden leben bis sie die Meerenge überschreiten konnten. Außerdem waren die Kosten für die neuen Schiffsbauten zu bestreiten und Geschütze in ungeheurer Anzahl an unsern Küsten aufzustellen. Zu den Bedürfnissen eines Kriegs mit Großbritannien waren jährlich wohl 100 Mill. mehr nöthig *). Der erste Consul hatte seine Quellen woraus er zu schöpfen gedachte.

Wir erwähnten vorhin einige Einnahmen aus fremden Ländern, die bereits im Budget des Jahres XI figurirten, um damit einen Theil der Summe von 89 Millionen zu decken, um welche dieses Budget das des Jahres X überstieg. Diese Einnahmen bezog man aus Italien. Da die italiänische Republik noch keine Armee hatte und daher die unsrige nicht missen konnte, so bezahlte sie monatlich 1,600,000 (jährlich 19,200,000 Francs) für den Unterhalt französischer Truppen. Ligurien war in demselben Falle und lieferte jährlich 1,200,000, Parma aber 2 Millionen Francs. Dies ergab einen jährlichen Ertrag von $22^1/_2$ Millionen, die bekanntlich schon in's Budget des Jahres XI aufgenommen waren. Es war

*) Diese Summe wird, nach den Zahlen unsrer jetzigen Budgets zu urtheilen, sehr gering erscheinen; man muß aber hierbei immer den damaligen Geldwerth bedenken, indem 100 Millionen denselben Werth hatten wie jetzt 200—250 Millionen, ja vielleicht einen noch höhern wenn es sich um militärische Ausgaben handelt.

also noch die volle Summe von 100 Millionen ausfindig zu machen, die zu den 589 Millionen des Budgets auf das Jahr XI wahrscheinlicherweise noch hinzukommen mußten.

Die Mittel worauf sich der erste Consul Rechnung machte, waren die freiwilligen Gaben, die Verkaufssumme für Louisiana und die Subsidien der verbündeten Staaten. Die freiwilligen Gaben der Städte und Departements beliefen sich auf etwa 40 Millionen, wovon im Jahre XI 15, im Jahre XII wieder 15 und die noch übrigen Millionen in den folgenden Jahren gezahlt werden sollten. Die zweite Hülfsquelle war der Verkaufspreis für Louisiana, das man für 80 Mill. veräußert hatte, wovon 60 für Rechnung der französischen Staatskasse in Holland bezahlt werden und nach Abzug der Courtage volle 54 Millionen einkommen mußten. Zwar hatten die Amerikaner den Vertrag noch nicht zum Gesetz gemacht, indessen erbot sich schon das Haus Hope einen Theil dieser Summe vorschußweise auszuzahlen. Wenn man nun die 54 Millionen auf zwei Jahre vertheilte, so kamen noch 27 zu den 15 Millionen der freiwilligen Gaben, so daß der jährliche Zuschuß für die Rechnungen auf die Jahre XI und XII (Sept. 1802 bis Sept. 1804) dadurch auf ungefähr 42 Millionen stieg. Was noch fehlte sollten dann Holland und Spanien liefern. Obgleich Holland durch unsre Waffen von der Statthalterschaft befreit und durch unsre Diplomatie gegen England vertheidigt worden war, so daß es den größten Theil seiner Colonien wieder erlangt hatte, wäre es doch gern jetzt von einem Bündniß los gewesen, wodurch es in einen neuen Krieg verwickelt wurde. Es wäre ihm am liebsten gewesen zwischen Frankreich und Großbritannien neutral zu bleiben und bei seiner sehr günstigen Lage zwischen diesen beiden Ländern aus seiner Neutralität Nutzen zu ziehen. Aber der erste Consul hatte einen Entschluß gefaßt, welchen man nicht ungerecht nennen kann; er wollte nämlich alle seefahrenden Nationen an unserm Kampf gegen Großbritannien theilnehmen lassen. „Holland und Spanien," pflegte er zu sagen, „sind verloren wenn wir besiegt werden. Alle ihre ostindischen und amerikanischen Colonien wird England entweder wegnehmen oder zerstören oder insurgiren. Freilich würden es diese beiden Mächte bequemer finden gar keine Partei zu ergreifen, wenn wir besiegt werden unsre Niederlage mit anzusehen, und wenn wir triumphiren von unsern Siegen Nutzen zu ziehen; denn wenn der Feind geschlagen ist, so wird dies ihnen ebenso gut als uns selbst zum Vortheil gereichen. Aber daraus kann nichts werden; sie sollen mit uns kämpfen, gerade so wie wir und unter gleicher Anstrengung. Dies verlangt die Gerechtigkeit und auch ihr eignes Interesse, indem uns ihre Hülfsquellen unumgänglich nöthig sind wenn wir durchkommen wollen. Nur wenn wir alle unsre Mittel vereinigen, werden wir die Beherrscher der Meere überwinden können. Bleiben wir isolirt und jeder auf

seine eignen Kräfte beschränkt, so können wir nichts ausrichten und müssen unterliegen." Der erste Consul hatte also den Schluß gemacht, daß Holland und Spanien ihm helfen müßten, und man muß der Wahrheit gemäß zugeben, indem er sie zur Theilnahme an der Ausführung seiner Plane zwang, nöthigte er sie bloß ihr eignes Interesse im Auge zu behalten. Wie dem aber auch sei, um dieser Sprache der Vernunft Gehör zu verschaffen hatte er in Bezug auf Holland die Gewalt, da unsre Truppen Vließingen und Utrecht noch besetzt hielten, in Bezug auf Spanien aber den Allianzvertrag von St. Ildefonso.

In Amsterdam dachten übrigens alle erleuchteten und wahrhaft patriotischen Männer, mit Schimmelpenninck an der Spitze, gerade so wie der erste Consul. Es hielt demnach nicht schwer sich zu einigen, und es ward verabredet daß uns Holland auf folgende Art unterstützte. Es machte sich verbindlich ein Corps von 18,000 Franzosen und 16,000 Holländern, zusammen also 34,000 Mann zu unterhalten und zu besolden. Außer dieser Landmacht versprach es auch noch Streitkräfte zur See, nämlich ein Geschwader von Linienschiffen und eine Flottille von flachen Böten. Dieses Geschwader sollte aus 5 hochbordigen Schiffen, 5 Fregatten und so viel Fahrzeugen bestehen als zur Uebersetzung von 25,000 Mann und 2500 Pferden vom Texel nach den englischen Küsten erforderlich wären. Die Flottille sollte aus 350 flachen Böten bestehen und 37,000 Mann nebst 1500 Pferden von den Mündungen der Schelde an die der Themse überzuführen vermögen. Dafür garantirte Frankreich den Holländern ihre Selbstständigkeit, die Integrität ihrer europäischen und Colonialbesitzungen und im Fall eines glücklichen Erfolgs gegen England die Zurückgabe der in den letzten Kriegen verloren gegangenen Colonien. Die durch eine solche Uebereinkunft erlangte Hülfe war in Hinsicht auf Menschen und Geld beträchtlich, denn von diesem Augenblick an hörten 18,000 Franzosen auf, den französischen Staatsschatz zu belästigen, 16,000 Holländer verstärkten unsre Armee, und Transportmittel für 62,000 Mann und 4000 Pferde sollten sich unsrer Seemacht anschließen. Doch wäre es schwer zu sagen mit welcher Summe eine solche Hülfe im außerordentlichen Budget des ersten Consuls figuriren konnte.

Jetzt war noch die Beihülfe Spaniens zu erlangen. Diese Macht war sogar noch weniger als Holland geneigt sich der gemeinsamen Sache zu weihen. Man hat bereits gesehen wie es unter dem launenhaften Einflusse des Friedensfürsten zwischen den entgegengesetztesten Richtungen kläglich hin und herschwankte, bald sich Frankreich zuneigte um von diesem in Italien etwas wegzuschnappen, bald es mit England hielt um sich von den Anstrengungen zu befreien, wozu es ein muthiger und unermüdlicher Bundesgenosse nöthigte, und wie es bei diesem Hin- und Herschwanken endlich die werthvolle Insel Trinidad verlor. Da es als Freund und

als Feind gleich ohnmächtig war, so wußte man weder im Kriege noch im Frieden was man damit anfangen sollte; nicht als ob diese edle Nation voller Patriotismus oder der köstliche Boden der Halbinsel mit den Häfen Ferrol, Cadix und Carthagena zu verachten gewesen wären, keineswegs; aber eine nichtswürdige Regierung wurde durch ihre gänzliche Unfähigkeit zur Verrätherin an der Sache Spaniens und aller seefahrenden Nationen. Auch gedachte der erste Consul nach reiflicher Ueberlegung der Sache aus dem Allianztractate von St. Ildefonso keinen andern Nutzen zu ziehen als sich Subsidien zahlen zu lassen. Dieser unter der ersten Verwaltung des Friedensfürsten 1796 unterzeichnete Vertrag nöthigte Spanien 24,000 Mann, 15 Linienschiffe, 6 Fregatten und 4 Corvetten an Frankreich zu liefern. Der erste Consul faßte den Entschluß eine derartige Hülfe nicht in Anspruch zu nehmen. Er dachte mit Recht, dadurch daß er Spanien in Krieg verwickele, werde weder diesem noch Frankreich ein Dienst geleistet, indem es darin nicht auf eine glänzende Art figuriren, sich aber auf der Stelle seiner einzigen Geldquelle beraubt sehen werde, nämlich der Piaster aus Mexico, die dann nicht mehr würden ankommen können, da es ferner weder eine Armee noch eine Flotte auszurüsten und mithin gar keinen Nutzen zu gewähren vermöge, sondern vielmehr England den schon längst gesuchten Vorwand darbieten werde, ganz Südamerika zu insurgiren; wenn auch Spaniens Theilnahme an den Feindseligkeiten alle Küsten der Halbinsel für englische Schiffe in feindliches Land verwandle, so vermöge doch kein einziger von seinen Häfen gleich den holländischen einen nützlichen Einfluß auf die Landungsoperation auszuüben, und es gewähre daher keinen großen Vortheil dieselben zur Verfügung zu haben; rücksichtlich der Handelsbeziehungen aber sei die brittische Flagge schon durch die Zolltarifs von Spanien ausgeschlossen und im Frieden wie im Kriege würden die französischen Producte dort stets einen gesicherten Vorzug finden. Aus allen diesen Rücksichten ließ er Karl's IV. Gesandten in Paris (Azara) insgeheim sagen, wenn seinem Hofe der Krieg nicht genehm sei, so möge er seinetwegen neutral bleiben, doch unter der Bedingung einer monatlichen Subsidienzahlung von 6 Millionen (jährlich 72 Millionen), unter Abschließung eines Handelsvertrags, welcher den französischen Manufacturen einen ausgedehntern Absatz eröffnete als sie bisher genossen hätten.

Dieses sehr gemäßigte Anerbieten fand in Madrid keineswegs die Aufnahme die es verdiente. Der Friedensfürst stand in vertrauten Verhältnissen mit den Engländern und wurde zum offenen Verräther an der Allianz. Deswegen hatte eben der erste Consul, welcher diesen Verrath muthmaßte, eins von den sechs Lagern, die gegen England operiren sollten, nach Bayonne verlegt. Er war entschlossen Spanien eher den Krieg zu erklären als zu dulden, daß es die gemeinsame Sache verließe. Daher befahl er seinem Gesandten, dem General Beur=

nonville, sich in dieser Hinsicht peremptorisch auszusprechen. Da sich die Engländer eine absolute Gewalt über die Meere anmaßten, so nöthigten sie ihn, zur Vertheidigung der allgemeinen Interessen der Welt auf dem Continent eine ähnliche Autorität zu zeigen.

Zu der von den verbündeten Staaten geleisteten Hülfe muß man auch die rechnen, welche man aus feindlichen oder wenigstens übelwollenden Staaten zu erlangen gedachte, wenn man sie einmal besetzt hätte. So sollte Hannover 30,000 M. unterhalten. Die in Faenza zusammengetretene und nach dem Meerbusen von Tarent hinabziehende Division sollte auf Kosten des Hofs von Neapel unterhalten werden. Der erste Consul wußte durch seinen Gesandten recht gut, daß die Königin Caroline, die sich vom Minister Acton beherrschen ließ, mit England vollkommen einig war und daß er in kurzem genöthigt sein werde die Bourbons vom italiänischen Continent zu vertreiben. Auch sprach er sich darüber ganz offen gegen die Königin von Neapel aus, indem er ihr zu wissen that: „Ich werde die Engländer in Italien ebenso wenig wie in Spanien und Portugal leiden. Bei der ersten Handlung woraus Ihr Einverständniß mit England hervorgeht, werde ich mich für Ihre Feindseligkeit durch den Krieg bezahlt machen. Ich kann Ihnen viel Gutes aber auch viel Böses zufügen. Sie haben die Wahl. Ihre Staaten will ich nicht nehmen; es genügt mir wenn sie meinen Absichten gegen England dienen; doch werde ich sie ganz gewiß nehmen, wenn sie zu dessen Nutzen verwendet werden.“ Der erste Consul meinte es aufrichtig, denn er hatte sich noch nicht zum Oberhaupte einer Dynastie aufgeworfen und dachte noch nicht daran Königreiche für seine Brüder zu erobern. Demnach verlangte er nur, daß die in Tarent befindliche Division von 15,000 Mann vom neapolitanischen Staatsschatz unterhalten und später darüber Abrechnung gehalten werden sollte. Diese Belastung betrachtete er gleich der, welche auf dem Königreich Hannover ruhen sollte, als eine von Feinden erhobene Contribution.

Recapituliren wir vorstehende Angabe, so sehen wir daß der erste Consul folgende Hülfsquellen besaß. Neapel, Holland und Hannover sollten gegen 60,000 Mann unterhalten. Die italiänische Republik, Parma, Ligurien und Spanien waren mit regelmäßigen Subsidienzahlungen belastet. Die Amerikaner waren im Begriff ihm den Verkaufspreis für Louisiana zu gewähren. Die Vaterlandsliebe der Departements und der großen Städte lieferte ihm ganz freiwillig Steuerzuschüsse. Endlich versprachen die Staatseinkünfte bei dem Vertrauen, welches eine kräftige und für unbezwinglich gehaltene Regierung einflößte, selbst während des Kriegs noch einen steigenden Mehrertrag. Durch alle diese Mittel schmeichelte sich der erste Consul den 589 Millionen des Budgets auf das Jahr XI zwei, drei oder auch vier Jahre hindurch alljährlich den außerordentlichen Zuschuß von

100 Millionen hinzufügen zu können. In Zukunft hatte er die indirecten Abgaben. So war er seiner Sache gewiß eine Armee von 150,000 Mann an den Küsten unterhalten zu können, sowie eine andre Armee von 80,000 Mann am Rhein, ferner die nöthigen Truppen zur Besetzung Italiens, Hollands und Hannovers und endlich 50 Linienschiffe nebst einer Transportflotte von unbekannter bisher beispielloser Größe, da es sich um nichts Geringeres als die Einschiffung von 150,000 Soldaten, 10,000 Pferden und 400 Feuerschlünden handelte.

Die Welt war in Bewegung und man kann wohl sagen in Schrecken gerathen über die Rüstung zu diesem Riesenkampfe zwischen den beiden mächtigsten Reichen des Erdballs. Sie konnte schwerlich bei dessen Folgen unbetheiligt bleiben, auch wenn sich der Krieg auf Frankreich und England beschränkte, denn die Neutralen hatten die Plackereien der brittischen Marine zu erdulden und der Continent mußte sich genöthigt sehen den Absichten des ersten Consuls zu entsprechen, entweder indem er seine Häfen verschloß oder eine lästige und kostspielige Besatzung unterhielt. Im Grunde gaben alle Mächte diesen Bruch den Engländern schuld. Das Verlangen Malta zu behalten war allen und selbst den uns am feindseligsten Gesinnten als eine offenbare Verletzung der Verträge erschienen, durch nichts gerechtfertigt was seit dem Frieden von Amiens in Europa vorgegangen war. Preußen und Oestreich hatten die Vorgänge in Italien und Deutschland durch förmliche Conventionen und die Veränderungen in der Schweiz durch Noten gut geheißen. Rußland hatte dem Verfahren Frankreichs weniger ausdrücklich beigestimmt, aber abgesehen von einigen Reclamationen in Form von Erinnerungen rücksichtlich der zu weit hinausgeschobenen Entschädigung des Königs von Sardinien, hatte es fast alle unsre Maßregeln gebilligt. Namentlich war von ihm unsre Intervention in der Schweiz, als klug geleitet und mit Billigkeit geendet, gelobt worden. Also konnte keine von den drei Continentalmächten in den Ereignissen der beiden letzten Jahre eine Rechtfertigung der Usurpation von Malta finden; auch sprachen sie sich freimüthig darüber aus. Indessen neigten sie sich doch trotz dieser Ansicht mehr gegen England als gegen Frankreich.

Wiewohl sich der erste Consul die äußerste Mühe gegeben hatte die Anarchie zu unterdrücken, so konnten sie sich doch nicht des Gedankens erwehren, daß sich eben in ihm die französische Revolution siegreich und weit ruhmvoller darstelle als es ihm lieb war. Zwei derselben, nämlich Preußen und Oestreich, waren zu wenig seefahrende Mächte um sich sehr um das wichtige Interesse der Freiheit auf den Meeren zu bekümmern; die dritte, also Rußland, hatte an dieser Freiheit ein noch zu fern liegendes Interesse um sich lebhaft damit zu beschäftigen. Alle drei fühlten sich weit unangenehmer durch Frankreichs Präponderanz auf dem Continent als Englands Uebergewicht zur See berührt. Das Seerecht, wie es England

Herrschaft erheben wollte, erschien ihnen zwar als eine Verletzung der Gerechtigkeit und des allgemeinen Handelsinteresses; aber die Herrschaft welche Frankreich in Europa bereits ausübte und noch mehr auszuüben versucht sein mußte, war eine unmittelbare und dringende Gefahr, welche sie gar sehr beunruhigte. Auch waren sie mit England durchaus nicht zufrieden, daß es diesen neuen Krieg hervorgerufen hatte, und machten gar kein Hehl daraus; dennoch waren sie wieder zu jener übeln Stimmung gegen Frankreich übergegangen, welche durch die Weisheit und den Ruhm des ersten Consuls, gleichsam als habe das Genie den Haß überrumpelt, einen Augenblick unterbrochen worden war.

Einige den höchsten Personen jener Zeit entschlüpfte Worte beweisen besser als alles was wir sagen könnten, wie die Mächte gegen uns gestimmt waren. Philipp Cobentzl, Gesandter in Paris und Vetter Louis Cobentzl's, des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten in Wien, unterhielt sich einmal bei Tische mit dem Admiral Decrès, welcher durch die Lebhaftigkeit seines Geistes auch Andre zu lebhaften Aeußerungen reizte, und konnte sich der Worte nicht erwehren: „Allerdings haben die Engländer ganz Unrecht; sie erheben Ansprüche die sich durchaus auf nichts gründen; das ist wahr, aber offen gesagt dafür machen Sie aller Welt so viel Angst, daß man jetzt gar nicht daran denkt England zu fürchten*)". Der Kaiser von Deutschland, Franz II., welcher sein langes und weises Leben in unsern Tagen beschloß, verbarg unter seinem schlichten Wesen einen großen Scharfblick; er sprach mit unserm Gesandten Champagny auch von dem neu entbrennenden Kriege, drückte sein aufrichtiges Bedauern darüber aus und gab die Versicherung, er für seine Person werde am Frieden festhalten, fühle sich aber unwillkührlich von einer Bangigkeit überfallen, deren Grund er kaum zu äußern wage. Als ihm nun Champagny bemerkte daß er sich ihm sicher vertrauen könne, faßte er sich ein Herz und sagte unter tausendfachen Entschuldigungen und Versicherungen seiner Achtung für den ersten Consul: „Wenn der General Bonaparte, welcher so viele Wunder vollbracht hat, das nicht zu Stande bringt womit er jetzt umgeht, wenn er nicht über die Meerenge gelangen kann, so werden wir es ausbaden müssen, indem er sich dann auf uns stürzen und England in Deutschland schlagen wird." Dem schüchternen Kaiser Franz that es leid so weit gegangen zu sein und er wünschte nachher seine Worte zurückzunehmen. Aber es war nicht mehr Zeit dazu; Champagny meldete sie gleich durch den nächsten Courier nach Paris**). Es war dies ein Beweis von seltner Voraussicht von

*) Ich habe diese Erzählung in einer von Decrès eigenhändig geschriebenen und damals sogleich an Napoleon gesandten Note gelesen.

**) Ich brauche wohl nicht besonders zu erwähnen, daß auch diese Angabe einer authentischen Depesche des französischen Gesandten entnommen ist.

Seiten eines Fürsten, der wenig Vortheil daraus zu ziehen verstand, indem er selbst später Nappoleon die Gelegenheit darbot England, wie er sich ausdrückte, in Deutschland zu schlagen.

Uebrigens war Oestreich unter allen Mächten diejenige, welche die Folgen des gegenwärtigen Kriegs am wenigsten zu scheuen hatte, wofern es nur den Einflüsterungen des Londoner Hofes zu widerstehen wußte. Hatte es doch gar kein Seefahrtsinteresse zu vertheidigen, indem es weder Handel noch Häfen noch Colonien besaß. Der versandete Hafen des alten Venedigs, der ihm neuerdings zugefallen war, konnte ihm kein solches Interesse einflößen. Es gebot nicht wie Preußen, Spanien oder Neapel über ausgedehnte Gestade, die Frankreich zu besetzen hätte versucht sein können. Es fiel ihm also nicht schwer dem Streite ganz fremd zu bleiben, sondern es bekam dadurch vielmehr völlig freie Hand in den germanischen Angelegenheiten. So lange als Frankreich mit England zu thun hatte, konnte es nicht mehr mit seinem ganzen Gewichte auf Deutschland drücken, und Oestreich konnte dabei in Betreff der unerledigt gebliebenen Fragen beliebig schalten und walten. So wünschte es bekanntermaßen z. B. die Zahl der Stimmen im Fürstencollegium zu verändern, alle beweglichen Güter der secularisirten Staaten zu erschleichen, die Einverleibung des reichsunmittelbaren Adels zu hintertreiben und Baiern die Inngrenze zu entreißen, durch alle diese Mittel aber sein Uebergewicht im Reiche wiederzuerlangen. Durch den Vortheil, alle diese Fragen nach eignem Ermessen erledigen zu können, fühlte es sich nicht wenig über den Wiederausbruch des Krieges getröstet, und hätte es nicht einen hohen Grad von Fernsicht besessen, so würde es sich darüber gar beinahe gefreut haben.

Am verdrießlichsten unter den Continentalmächten sahen Preußen und Rußland aus, und zwar nicht aus denselben Gründen und auch nicht in gleichem Grade. Preußen stand obenan. Wer den Charakter seines Königs kannte, welcher den Krieg und die Ausgaben haßte, sieht leicht ein wie peinlich ihm ein neuer Brand in Europa sein mußte. Uebrigens waren für sein Reich mit der Besetzung Hannovers die größten Uebelstände verbunden. Einer solchen Besetzung hatte es schon durch eine Anordnung vorzubeugen gesucht, welche sowohl Frankreich als auch England gefallen könnte. Es hatte England das Anerbieten gemacht jenes Churfürstenthum mit preußischen Truppen zu besetzen und es nur in freundschaftliche Verwahrung zu nehmen versprochen, wofern man die Schifffahrt auf der Elbe und Weser freilassen wolle. Dem ersten Consul hatte es dagegen angeboten Hannover für Rechnung Frankreichs in Verwahrung zu nehmen und die Landeseinkünfte in die französische Staatskasse verabfolgen zu lassen. Daß Preußen für beide Mächte so viel Eifer zeigte, hatte zunächst den Zweck die Schifffahrt auf der Elbe und Weser vor Englands harten Maßregeln sicher zu stellen und dann noch Deutschl-

mit der Anwesenheit der Franzosen zu verschonen. Diese beiden Interessen waren für Preußen von der größten Bedeutung. Alle Landesproducte wurden nämlich auf der Elbe über Hamburg und auf der Weser über Bremen ausgeführt. Die schlesische Leinwand, sein reichster Ausfuhrartikel, wurde von Hamburg und Bremen angekauft und in Frankreich gegen Weine sowie in Amerika gegen Colonialwaaren umgetauscht. Wurde nun die Elbe und Weser von den Engländern blockirt, so war dieser ganze Handel dahin. Nicht weniger bedeutend war das Interesse die Franzosen nicht in Nord=Deutschland zu haben. Zunächst wurde Preußen durch ihre Anwesenheit beunruhigt. Dann zog sie ihm auch bittere Vorwürfe von Seiten der deutschen Fürsten zu, die im Reiche unter seinem Schutz standen. Diese sagten es habe sich aus ehrgeizigen Gründen mit Frankreich verbunden, setze die Vertheidigung des deutschen Bodens hintan und trage sogar durch seine tadelnswerthe Nachgiebigkeit dazu bei, die Invasion des Auslandes dahin zu locken. Sie gingen so weit zu behaupten, es sei den deutschen Rechten zufolge zur Intervention verpflichtet um die Franzosen von der Besetzung Hannovers abzuhalten. Genau genommen hatten diese Fürsten nach den Principien des Völkerrechts ganz gewiß Unrecht, denn obgleich die deutschen Staaten durch ein Föderativband mit einander vereinigt waren, so besaß doch jeder einzeln das Recht des Kriegs und Friedens, und konnte sich mit einer andern Macht im Kriege oder Frieden befinden, ohne daß dadurch der ganze Bund zu dieser Macht in demselben Verhältnisse zu stehen gebraucht hätte. Es wäre doch seltsam herausgekommen, wenn König Georg III. hätte sagen können, sein unzugängliches England sei im Kriege und sein zugängliches Hannover befinde sich im Frieden. Eine solche Auslegung des Völkerrechts wäre wohl allzu bequem gewesen. Indessen wollte man sie doch gegen den ersten Consul geltend machen, dieser aber antwortete darauf mit einem ebenso wahren als sinnreichen Gleichniß. „Bei den Alten," sagte er, „gab es in gewissen Tempeln ein Asylrecht. Nun wollte ein Sklave in einem dieser Tempel seine Zuflucht suchen, ward aber noch auf der Schwelle am Fuße ergriffen. Das althergebrachte Recht anerkennend entriß man den Sklaven seinem Asyle nicht sondern schnitt ihm nur den noch außerhalb des Tempels gebliebenen Fuß ab." Preußen unterhandelte also noch, bevor es sich definitiv über die Besetzung Hannovers aussprach, welche der erste Consul übrigens als unausbleiblich und nahe bevorstehend angekündigt hatte.

Der russische Hof war wegen andrer Sorgen, die ihn damals beschäftigten, durch den neuerlichen Bruch zwischen Frankreich und England auch sehr unangenehm überrascht worden. Der jugendliche Kaiser hatte wieder einen Schritt zur Ausführung seiner Plane gethan und seinen jungen Freunden die Reichsgeschäfte etwas mehr überlassen. Er hatte dem Fürsten Kurakin seine Entlassung gegeben

und einen angesehenen Mann an die Spitze seines Rathes berufen, nämlich Woronzoff, den Bruder des russischen Gesandten in London. Ihm hatte er den Titel eines Kanzlers und Ministers der auswärtigen Angelegenheiten beigelegt und die Staatsverwaltung in acht Ministerialdepartements getheilt. An die Spitze eines jeden der letztern war er beflissen gewesen Männer von anerkanntem Verdienst, ihnen aber seine Freunde Czartoriskÿ, Strogonoff und Nowosiltzoff zur Seite zu stellen. So wurde der Fürst Adam Czartoriskÿ der Amtsgehülfe Woronzoff's im Departement der auswärtigen Angelegenheiten. Da nun dieser seiner Gesundheit wegen oft Urlaub nahm und auf seinen Gütern lebte, so fielen die Geschäfte mit dem Auslande fast allein dem Fürsten Adam zu. Strogonoff fungirte im Departement der Justiz und Nowosiltzow in dem des Innern. Fürst Kotschubey, der am wenigsten jugendliche unter den persönlichen Freunden des Kaisers, hatte als wirklicher Minister das Departement des Innern erhalten. Diese acht Minister sollten über alle Staatsangelegenheiten gemeinschaftlich berathen und alljährlich dem Senat Rechenschaft ablegen. Diese Aenderungen betrachtete der Kaiser Alexander als eine Annäherung an die Institutionen freier und civilisirter Länder. Ganz mit diesen Reformen im Innern beschäftigt empfand er es daher schmerzlich, als er wieder auf das unermeßliche und gefahrvolle Feld der europäischen Politik zurückkehren sollte, und verhehlte auch sein Mißvergnügen darüber keineswegs den Repräsentanten der beiden kriegführenden Mächte. Mit England war er unzufrieden, weil dessen übertriebene Ansprüche und seine offenbare Wortbrüchigkeit in Bezug auf Malta den europäischen Frieden auf's neue störten. Mit Frankreich war er gleichfalls unzufrieden, wenn auch aus andern Gründen. Dieses hatte die so oft wiederholte Forderung einer Entschädigung für den König von Piemont nicht sonderlich berücksichtigt und außerdem, während es Rußland nur den Schein eines Einflusses auf die germanischen Angelegenheiten ließ, denselben in der That sich selbst angeeignet. Das war dem jugendlichen Kaiser nicht entgangen. So jung er auch war, wollte er doch gern von sich reden machen und begann mit scheelen Augen nach dem Ruhme eines großen Mannes hinzublicken, welcher den Occident beherrschte. Demnach war der russische Hof gegen alle Welt mißgestimmt. Der Kaiser berieth sich mit seinen Ministern und Freunden und entschied sich zuletzt dafür Rußlands Vermittelung anzubieten, die von Frankreich offen nachgesucht worden sei, dadurch wo möglich einem allgemeinen Brande vorzubeugen und allen Mächten reinen Wein einzuschenken, England z. B. nicht zu verhehlen, wie wenig rechtmäßig seine Ansprüche auf Malta seien, und auch dem ersten Consul die Nothwendigkeit fühlen zu lassen, daß er endlich den König von Piemont befriedige, übrigens aber in diesem neuen Kriege die kleinen Mächte schone, welche unter russischem Schutze stünden.

Sonach ließ das russische Cabinet durch Woronzoff gegen den General Hédouville und durch Markoff gegen Talleyrand sein lebhaftes Mißvergnügen über die abermalige Störung des allgemeinen Friedens ausdrücken, welche durch Frankreichs und Englands habsüchtige Nebenbuhlerschaft herbeigeführt worden sei. Wohl erkannte es an, daß Englands Ansprüche auf Malta keinen Grund hätten, gab aber auch zu verstehen, daß die beständigen Unternehmungen Frankreichs diese Ansprüche hätten hervorrufen wenn auch nicht rechtfertigen können, und daß Frankreich wohl daran thun werde seine Wirksamkeit in Europa zu mäßigen, wenn es nicht allen Mächten den Frieden unmöglich machen wolle. Es bot Rußlands Vermittelung an, wie peinlich es diesem auch sein möge sich mit Zwistigkeiten zu befassen die ihm bisher fremd geblieben wären, die aber doch nach seiner Einmischung zuletzt seine eignen werden könnten. Es schloß mit der Bemerkung daß, wenn seine Bemühungen für die Wiederherstellung des Friedens trotz seinem guten Willen erfolglos bleiben sollten, Frankreich doch wenigstens, wie der Kaiser hoffe, mit Rußlands Freunden schonend verfahren werde, insbesondre mit dem Königreich Neapel, das 1798 sein Bundesgenosse geworden sei, sowie mit dem Königreich Hannover, das es als deutschen Staat garantirt habe. Solches waren die Mittheilungen des russischen Cabinets.

Ist die Jugend in Zerstreuungen aufgewachsen, so führt sie gewöhnlich eine leichtfertige Sprache, während der ernst erzogene junge Mann gern dogmatisch spricht; denn nichts fällt jungen Leuten so schwer als das rechte Maß zu halten. Daraus erklärt sich wie die jugendlichen Regenten von Rußland den beiden mächtigsten Regierungen des Erdballs gute Lehren geben konnten, an deren Spitze hier ein großer Mann und dort eine großartige Verfassung stand. Der erste Consul mußte lächeln, denn er hatte lange gemerkt wie unerfahren und voller Ansprüche das russische Cabinet sei. Aber im Interesse seiner umfassenden Entwürfe wußte er sich zu beherrschen; er wollte die Continentalangelegenheiten nicht verwickeln und am Rhein keinen Krieg hervorrufen, welcher ihn von dem abgelenkt hätte den er an den Küsten von La Manche vorbereitete. Er that als bemerke er die Lehren nicht, die ihm aus St. Petersburg gegeben wurden, und beschloß dem jungen Czar alle Vorwürfe dadurch abzuschneiden. daß er ihn zum absoluten Schiedsrichter über die große Streitfrage bestellte, welche die Welt beschäftigte. Er ließ daher durch Talleyrand und den General Hédouville dem russischen Cabinet das Anerbieten machen bei ihm ein Compromiß niederzulegen, kraft dessen er sich im vollsten Vertrauen auf die Gerechtigkeitsliebe des Kaisers Alexander verbindlich machte sich dessen Entscheidung zu unterwerfen, sie möge ausfallen wie sie wolle. Dieser Antrag zeugte von ebenso großer Umsicht als Gewandtheit. Lehnte ihn England ab, so gestand es ein daß es entweder seiner Sache oder

dem Kaiser Alexander mißtraue, lud alle Schuld auf sich und autorisirte den ersten Consul zu einem Kriege auf Leben und Tod. Die Verschließung aller unter französischem Einfluß stehenden Häfen und die Besetzung aller England gehörigen Länder wurde eine rechtmäßige Folge dieses Kriegs. Gegen Neapel und Hannover aber nahm der erste Consul den entschiedenen Ton an, der seinen Entwürfen gemäß war, und erklärte alles thun zu wollen was ein Krieg mit sich bringe, wozu man ihn getrieben und den er nicht angefangen habe.

Sowie der erste Consul den Continentalmächten gegenüber eine Stellung angenommen hatte wie sie ihm für den Augenblick als die beste erschien, schritt er auch gleich zu den schon vorbereiteten und angekündigten Besetzungen. Zu Faenza in der Romagna stand der General St. Cyr mit einer Division von 15,000 M. und bedeutendem Artillerie-Material, wie es zur Armirung der Rhede von Tarent nöthig war. Er erhielt den Befehl durch den Kirchenstaat nach dem südlichen Ende von Italien zu marschiren und unterwegs alles baar zu bezahlen, um den heiligen Vater bei gutem Glauben zu erhalten. Dies alles vollzog er pünktlich. Nach der mit dem Hofe von Neapel abgeschlossenen Convention sollten die französischen Truppen von der neapolitanischen Staatsverwaltung unterhalten werden. Der General St. Cyr, welchen der erste Consul nach Verdienst schätzte, d. h. als einen der ersten Generale jener Zeit (zumal wenn er allein operirte), hatte mitten in einem feindlichen Königreiche gewiß einen übeln Stand, war aber auch der Mann dazu allen Schwierigkeiten zu trotzen. Uebrigens ließen ihm seine Instructionen einen sehr weiten Spielraum. Er hatte die Weisung beim ersten Anzeichen einer Insurrection in Calabrien diese Provinz zu verlassen und sich auf die Hauptstadt des Reichs zu stürzen. Da er Neapel schon einmal erobert hatte, so wußte er besser als irgend jemand, wie man es anzufangen habe sich dieser Stadt zu bemächtigen.

Nebenbei ließ der erste Consul auch Ancona besetzen, nachdem er den Papst wegen einer solchen Unannehmlichkeit möglichst zufriedengestellt hatte. Die französische Armee sollte alle ihre Bedürfnisse pünktlich bezahlen und die Civilregierung des Kirchenstaates durchaus nicht stören, sondern ihr vielmehr nöthigenfalls gegen die Unruhstifter beistehen, wenn sich deren etwa zeigten.

Zugleich waren Befehle zur Besetzung Hannovers abgegangen. Sonach hatten die Unterhandlungen Preußens keinen Erfolg gehabt. England gab die Erklärung, es werde die Elbe und Weser blockiren, wofern man die Staaten des Hauses Hannover antaste, möchte dies durch Preußen oder Franzosen geschehen. Mit einer ungerechtern Anmaßung konnte es gar nicht hervortreten. Wohl mochte es mit vollem Recht die französische Flagge von der Elbe und Weser ausschließen, aber wie ungerecht war es den Handel von Bremen und Hamburg zu hemm

weil die Franzosen in das Land um diese Städte her eingedrungen waren, zu verlangen daß sich ganz Deutschland für ein Interesse des Hauses Hannover einem Kriege mit Frankreich unterziehe und dieses für eine gezwungene Unthätigkeit durch die Vernichtung seines Handels bestrafe. Preußen konnte weiter nichts thun als sich über die Ungerechtigkeit eines solchen Verfahrens beklagen und mußte zuletzt doch die brittische Flagge an den Mündungen jener beiden deutschen Flüsse sowie die Anwesenheit der Franzosen im Herzen von Hannover dulden. Hatte es doch gar nicht mehr das frühere Interesse das letztere Land selbst zu besetzen, da ja sein Handel in jedem Falle mit dem Interdict belegt werden sollte. Der erste Consul ließ ihm sein Bedauern ausdrücken und versprach ihm die Grenze von Hannover nicht zu überschreiten, seine Invasion aber entschuldigte er mit dem Drange des Kriegs und mit dem unermeßlichen Vortheil den es ihm gewähren müsse, den Engländern die beiden bedeutendsten Handelsstraßen des Continents zu verschließen.

Der General Mortier erhielt Befehl zum Vorrücken. Er hatte sich mit 25,000 Mann nach der nördlichen Spitze von Holland an die Grenze des Bisthums Nieder-Münster gezogen, welches durch die Secularisationen dem Hause Aremberg zugefallen war. Der Zustimmung dieses Hauses war man gewiß. Aus diesem Landstriche gelangte man auf das Gebiet des erst neuerdings mit Hannover vereinigten Bisthums Osnabrück und von da aus nach Hannover selbst. Man brauchte daher das preußische Gebiet nicht zu betreten und konnte auf diese Art die gegen den preußischen Hof unumgänglich nöthigen Rücksichten beobachten. Der erste Consul hatte dem General Mortier eingeschärft die von ihm betretenen Ländereien gut zu behandeln und sich besonders rücksichtsvoll gegen die preußischen Behörden zu benehmen, mit denen er auf der ganzen hannöverschen Grenze in Berührung kommen mußte. Dieser ebenso umsichtige und rechtschaffene als tapfre General war für diesen schwierigen Auftrag wie geschaffen. Er marschirte durch die dürren Sandflächen und sumpfigen Haiden von Friesland und Nieder-Westphalen, drang über Meppen in Hannover ein und gelangte im Juni an die Ufer der Hunte. Die hannöversche Armee hielt Diepholz besetzt, zog sich aber nach einigem Geplänkel hinter die Weser zurück. Obgleich sie aus vortrefflichen Soldaten bestand, so wußte sie doch daß jeder Widerstand unmöglich sei und daß sie durch einen hartnäckig fortgesetzten Kampf das Land nur in's Unglück stürze. Sie verlangte daher eine ehrenvolle Capitulation, welche der General Mortier gern bewilligte. Man schloß einen Vertrag in Suhlingen, wonach sich die hannöversche Armee mit Waffen und Gepäck hinter die Elbe zurückziehen und ihr Ehrenwort geben sollte ohne Auswechselung gegen eine gleiche Anzahl französischer Gefangener im gegenwärtigen Kriege nicht mehr zu dienen, wonach ferner die Verwaltung des

Landes sowie die Erhebung der Abgaben Frankreich zustehen und dabei sowohl die Personen als das Privateigenthum und die verschiedenen Glaubensbekenntnisse geachtet werden sollten.

Diese sogenannte Suhlinger Convention wurde sowohl dem ersten Consul als dem König von England zur Ratification zugesandt. Ersterer beeilte sich die seinige zu ertheilen, da er die hannöversche Armee durch Auflegung härterer Bedingungen nicht zur Verzweiflung treiben wollte. Als aber dieselbe Convention dem greisen Georg III. zu Gesichte kam, gerieth er in einen heftigen Zorn und soll sie dem Minister, welcher sie ihm vorlegte, gar in's Gesicht geworfen haben. Dieser königliche Greis hatte in seinem düstern Hinbrüten Hannover stets als die letzte Zuflucht seiner Familie betrachtet, wie es deren Wiege gewesen war. Er gerieth über die Besetzung seiner Erbstaaten ganz außer sich und verweigerte die Unterzeichnung der Suhlinger Convention, wodurch er seine hannöverschen Soldaten in die grausame Alternative versetzte entweder das Gewehr zu strecken oder sich bis auf den letzten Mann niedermachen zu lassen. Als Entschuldigung eines so wunderlichen Beginnens führte sein Cabinet an, der König wünsche allem fremd zu bleiben was man gegen seine Staaten unternehme; eine Ratification der fraglichen Uebereinkunft involvire eine Gutheißung der Besetzung Hannovers; diese Besetzung selbst sei eine Verletzung des germanischen Bodens, und wegen der seinen Unterthanen geschehenen Gewalt werde er an den deutschen Reichstag appelliren. Ein solches Raisonnement war äußerst befremdend und in jeder Hinsicht unhaltbar.

Als diese Nachricht in Hannover eintraf, gerieth die unter dem Commando des Feldmarschalls Wallmoden stehende tapfre Armee in Bestürzung. Sie hatte mitten im Lüneburgischen hinter der Elbe eine feste Stellung inne und war entschlossen ihre Ehre zu vertheidigen. Auch der französischen Armee, die seit drei Jahren keine Flinte abgefeuert hatte, wäre nichts lieber gewesen als ein glänzendes Gefecht zu liefern. Indessen drang diesmal die klügste Ansicht durch. Der General Mortier, ebenso human als tapfer, that sein Möglichstes den Hannoveranern ein mildes Schicksal zu bereiten. Er verlangte nicht daß sie sich kriegsgefangen gäben, sondern begnügte sich mit ihrer Auflösung; sie sollten ihre Waffen im Lager zurücklassen und sich in ihre Heimath zurückziehen, nachdem sie angelobt hätten sich niemals zu bewaffnen oder zu versammeln. Das im Königreich vorhandene sehr bedeutende Kriegsmaterial ward den Franzosen überlassen. Ihnen sollten auch die Landeseinkünfte und das Privateigenthum des Churfürsten von Hannover gehören. Unter letzterem befanden sich auch die schönen Hengste hannöverscher Race, die nach Frankreich abgeführt wurden. Die Reiterei saß ab und lieferte 3500 herrliche Pferde, womit die französische Cavalerie beritten gemacht wurde.

In die Landesverwaltung mischte sich der General Mortier nur sehr indirect und ließ sie meist in den Händen der Localbehörden. Hannover konnte, ohne ausgesaugt zu werden, recht gut 30,000 Mann unterhalten. Eben eine solche Streitmacht wollte man darin unterhalten und versprach dem König von Preußen diese Zahl nicht zu überschreiten. Um den weiten Umweg über Holland und Nieder-Westphalen zu vermeiden ersuchte man diesen Monarchen um Ueberlassung einer Etappenstraße durch das preußische Gebiet, versprach auch an schon im voraus bestimmte Lieferanten alles pünktlich zu bezahlen was die nach oder von Hannover marschirenden Truppen bedürfen würden. Der König von Preußen that dem ersten Consul diesen Gefallen. Nun wurden directe Verbindungen hergestellt, deren man sich bediente um eine Menge Cavaleristen abzusenden, die zu Fuß hingingen und mit drei Pferden zurückkamen, von denen sie eins ritten und zwei am Zügel führten. Der Besitz dieses Theiles von Deutschland war sehr gut für unsre Cavalerie, weil sie nun rücksichtlich der Pferde bald ebenso vortrefflich wurde als sie es schon rücksichtlich der Mannschaft war.

Während diese verschiedenen Landesbesetzungen vor sich gingen, setzte der erste Consul seine Rüstungen an den Küsten des Canals fort. In Holland und besonders in Rußland ließ er Schiffsbaumaterialien ankaufen, um damit versehen zu sein, bevor es der letztern Macht bei ihrer wenig beruhigenden Stimmung in den Sinn käme ihm diese Rüstungsgegenstände vorzuenthalten. An den Ufern der Gironde, Loire, Seine, Somme und Schelde erbaute man flache Böte von allen Größen. Tausende von Arbeitern fällten Holz in den Küstenwäldern. Alle Stückgießereien der Republick waren in Thätigkeit zur Herstellung von Mörsern, Haubitzen und Geschützen vom größten Caliber. Die Pariser sahen an den Kais von Bercy, beim Invalidenhause und an der Militärschule wohl an hundert Schaluppen im Bau. Man fing an einzusehen, daß eine so ungeheure Thätigkeit keine bloße Demonstration zur Beunruhigung Englands sein könne.

Sechsundzwanzigstes Capitel.

Napoleon's großes Lager bei Boulogne (Juni—Nov. 1803).

Der erste Consul hatte sich vorgenommen nach den Küsten von La Manche abzugehen, sobald die überall begonnenen Schiffsbauten etwas weiter vorgerückt und die dringendsten Angelegenheiten geordnet wären. Die Session der gesetzgebenden Versammlung war ganz ruhig damit hingegangen, daß man der Regierung

seine vollkommenste Zustimmung rücksichtlich ihres diplomatischen Verhaltens gegen England zu erkennen gab, ihr die erwünschteste moralische Unterstützung gewährte, das Budget genehmigte dessen Hauptsätze weiter oben mitgetheilt wurden und endlich geräuschlos aber gründlich die ersten Abschnitte des bürgerlichen Gesetzbuches discutirte. Von dieser Zeit an war die gesetzgebende Versammlung überhaupt bloß noch eine große Rathsversammlung, welche mit der Politik nichts zu schaffen hatte sondern sich einzig und allein mit den Geschäften befaßte.

Zu Ende des Monats Juni hatte der erste Consul die Hände frei. Er nahm sich vor die ganze Küstenstrecke bis nach Vließingen und Antwerpen hin zu bereisen, Belgien zu besuchen, das er noch nicht gesehen hatte, sowie auch die Rhein-Departements, die er noch nicht kannte, kurz eine militärisch-politische Umschau zu halten. Madame Bonaparte sollte ihn begleiten und die Ehre mit genießen die seiner harrte. Zum ersten Male hatte er dem Schatzmeister die unter dessen Obhut befindlichen Krondiamanten abverlangt, womit er seine Gemahlin schmücken wollte. Er gedachte sich in den neuen Departements und an den Ufern des Rheines selbst fast als Souverän zu zeigen; betrachtete man ihn doch schon als solchen, seitdem ihm die Consularwürde auf Lebenszeit und die Befugniß verliehen worden war seinen Nachfolger zu ernennen. Mit einigen seiner Minister wollte er in Dünkirchen, mit andern in Lille, Gent, Antwerpen und Brüssel zusammentreffen. Nach denselben Städten ließ er auch die auswärtigen Gesandten einladen. Da er sich zu eifrig katholischen Völkerschaften zu begeben gedachte, so hatte er es für angemessen erachtet in Begleitung des päpstlichen Legaten bei ihnen zu erscheinen. Schon auf die Aeußerung dieses Wunsches hatte der Cardinal Caprara die päpstliche Erlaubniß eingeholt und sich trotz seinem hohen Alter und seiner Kränklichkeit entschlossen das Gefolge des ersten Consuls in den Niederlanden zu vergrößern. Sogleich waren Befehle gegeben worden diesem Kirchenfürsten einen glänzenden Empfang zu bereiten.

Am 23. Juni reis'te der erste Consul ab. Zunächst besuchte er Compiègne, wo man an den Ufern der Oise dem Schiffsbau oblag, dann die Bauplätze an der Somme bei Amiens, Abbeville und St. Valery. Er wurde mit Begeisterung bewillkommt und mit allen nur möglichen königlichen Ehrenbezeigungen empfangen. Die Stadt Amiens bot ihm einem alten Gebrauche gemäß vier blendend weiße Schwäne dar, welche in den Garten der Tuilerien geschickt wurden. Durchgängig zeigte sich bei seiner Anwesenheit Ergebenheit für seine Person, Haß gegen die Engländer und die Begierde diese alten Feinde Frankreichs zu bekämpfen und zu besiegen. Er hörte die Behörden und Einwohner äußerst gütig an, widmete aber dabei doch dem großen Gegenstande, der ihn in diesem Augenblick beschäftigte, offenbar seine ganze Aufmerksamkeit. Die Werfte, Magazine und Vorrathshäuser

aller Art waren ausschließlich Gegenstände seiner eifrigen Sorgfalt. Er beaugenscheinigte die Truppen, welche sich in der Picardie zu sammeln begannen, besichtigte ihre Ausrüstung, liebkos'te die alten Soldaten, deren Gesicht ihm bekannt war, und flößte ihnen das vollste Vertrauen zu seiner gewaltigen Unternehmung ein.

Sowie er mit diesen Besuchen zu Ende war, ging er wieder rückwärts. Obgleich erschöpft von Anstrengungen, dictirte er doch eine Menge Befehle, die zur ewigen Belehrung der Regierungen, welche große Zurüstungen zu machen haben, noch heute existiren. Hier hatte die Schatzkammer die Absendung der nöthigen Fonds an die Bauunternehmer verzögert, dort der Marineminister die Abführung der Schiffsbaumaterialien versäumt, anderswo die Forstverwaltung wegen allerhand Förmlichkeiten den Holzschlag zu weit hinausgeschoben und an noch andern Orten endlich die Artillerie das erforderliche Geschütz nebst der dazu gehörigen Munition nicht abgehen lassen. Solche Nachlässigkeiten machte der erste Consul wieder gut, indem er durch die Kraft seines Willens alle Hindernisse beseitigte. Unter diesen Beschäftigungen kam er nach Boulogne. Hier war es wo sich seine Bemühungen concentriren und von wo seine gegen England gerichteten Unternehmungen muthmaßlich ausgehen sollten.

Hier ist der Ort von den Einzelnheiten der unermeßlichen Zurüstungen zu sprechen, welche nöthig waren um 150,000 Mann nebst den zu einer solchen Armee gehörigen Pferden, Kanonen, Munitionen und Lebensmitteln über die Meerenge von Calais zu setzen. Es ist schon eine weitschichtige und schwierige Operation 20—30,000 Mann über das Meer zu schaffen. Dies beweis't die vor 50 Jahren ausgeführte Expedition nach Aegypten ebenso gut als der in unsern Tagen unternommene Seezug nach Algier. Wie muß es erst sein wenn 150,000 Mann nebst 10—15,000 Pferden und 3—400 bespannten Feuerschlünden eingeschifft werden sollen? Ein Linienschiff kann, wofern die Ueberfahrt bloß einige Tage währt, durchschnittlich 6—700 Mann aufnehmen und eine große Fregatte nur halb so viel. Zur Einschiffung einer solchen Armee wären also 200 Linienschiffe nöthig gewesen, d. h. eine chimärische Seemacht, die man sich höchstens denken könnte, wenn sich Frankreich und England zu einem und demselben Zwecke verbänden. Läge nun England so fern wie Aegypten oder Morea, so wäre es folglich eine unmögliche Unternehmung gewesen 150,000 Mann dahin übersetzen zu wollen. Indessen hatte man über die Meerenge von Calais nur 8—10 Seemeilen zurückzulegen. Zu einer solchen Ueberfahrt bedurfte man keine großen Schiffe, ja man hätte sich ihrer nicht einmal bedienen können, wenn man auch in ihrem Besitz gewesen wäre, denn von Ostende bis Havre ist nicht ein einziger Hafen zu ihrer Aufnahme im Stande, und auch auf der gegenüberliegenden Küste würde man ohne einen großen Umweg keinen Hafen gefunden haben, worin sie hätten anlegen

können. Daher hatte sich der Gedanke an kleine Fahrzeuge stets allen Geistern aufgedrungen, weil man die Kürze der Ueberfahrt und die Beschaffenheit der Häfen berücksichtigte. Uebrigens genügten solche kleine Fahrzeuge den obwaltenden Verhältnissen zur See unter denen man sich zu bewegen hatte. Langjährige Beobachtungen an den Küsten hatten dahin geführt diese Verhältnisse zu ermitteln und die dafür passendsten Fahrzeuge ausfindig zu machen. So giebt es z. B. während des Sommers im Canal fast totale und so lange anhaltende Windstillen, daß man auf 48 Stunden beständiges Wetter rechnen kann. So viel Zeit bedurfte man ungefähr, wenn auch nicht eben zur Ueberfahrt, so doch zum Hinausschaffen der fraglichen Flotte aus den Häfen. Da die englischen Kreuzer während einer solchen Windstille zur Unthätigkeit verurtheilt waren, so mochten Fahrzeuge, die ebenso gut durch Ruder als durch Segel getrieben werden konnten, selbst im Angesicht eines feindlichen Geschwaders ungestraft überfahren. Auch im Winter gab es günstige Augenblicke. Die starken Nebel der kalten Jahreszeit boten, wenn dabei gar kein oder nur schwacher Wind wehte, gleichfalls ein Mittel dar in Gegenwart einer feindlichen Streitmacht überzugehen, die sich entweder unbeweglich halten mußte oder sich durch den Nebel hatte täuschen lassen. Eine dritte günstige Gelegenheit endlich gab es noch zur Zeit der Tag- und Nachtgleichen. Es kommt häufig vor, daß sich der Wind nach den Aequinoctialstürmen plötzlich legt und so viel Zeit läßt als man zur Ueberfahrt nöthig hat, ehe das feindliche Geschwader, welches durch das Unwetter genöthigt gewesen ist die hohe See zu suchen, wieder erscheinen kann. So waren die Verhältnisse, wie sie von den an den Küsten lebenden Seeleuten allgemein angegeben wurden.

In einem Falle konnte man zu jeder Jahreszeit, das Wetter mochte sein wie es wollte wenn nur kein Sturm wehte, über die Meerenge gelangen, wofern man nämlich durch geschickte Manoeuvres ein starkes Geschwader von Linienschiffen auf einige Stunden in den Canal brachte, unter dessen Bedeckung dann die Flottille unter Segel gehen konnte, ohne sich um die feindlichen Kreuzer zu bekümmern.

Aber ein starkes französisches Geschwader zwischen Calais und Dover zu bringen war von so schwierigen Combinationen abhängig, daß man beinahe gar nicht darauf rechnen durfte. Ja die Transportflotte mußte so eingerichtet werden, daß sie wenigstens anscheinend jeder Hülfsmacht entbehren konnte; denn hätte man aus ihrer Construction ersehen können, daß es ihr unmöglich gewesen wäre ohne ein Hülfsgeschwader in See zu gehen, so wäre ja das Geheimniß dieser großen Operation dem Feinde auf der Stelle verrathen gewesen, welcher dann sogleich alle seine Seestreitkräfte in der Meerenge zusammengezogen und jedem Manoeuvre der französischen Geschwader, um dahin zu gelangen, vorgebeugt haben würde.

Zu den Rücksichten, welche von der Beschaffenheit der Winde und des Meeres

in La Manche hergenommen waren, kamen auch noch die welche auf der Gestaltung der Küsten beruhten. Die französischen Häfen am Canale waren insgesammt Strandhäfen, d. h. sie wurden durch die Ebbe trocken gelegt und waren bei der Fluth nicht über 8—9 Fuß tief. Daher mußte man Fahrzeuge haben die, wenn sie beladen waren, zum Flottwerden nicht mehr als 7—8 Fuß Wasser brauchten und ohne Schaden auf den Strand laufen konnten. Was das englische Ufer betrifft, so waren die zwischen der Themse, Dover, Folkstone und Brighton gelegenen Häfen sehr klein; wie sie aber auch sein mochten, so mußte man doch, um eine so gewaltige Landung möglich zu machen, geradezu an die Küste fahren und bedurfte auch aus diesem Grunde wieder Fahrzeuge, welche auf den Strand laufen konnten. Aus diesen mancherlei Gründen hatte man flache Fahrzeuge gewählt die gerudert werden konnten, um sowohl während einer Windstille als während eines Nebels übergehen zu können, und die schweres Geschütz zu tragen vermochten ohne mehr als 7—8 Fuß tief in Wasser zu gehen, damit sie im Stande wären sich in den französischen Häfen am Canale frei zu bewegen und auf der englischen Küste ohne Schiffbruch auf den Strand zu laufen.

Um allen diesen Bedingungen zu genügen, verfiel man auf große Kanonierschaluppen mit flachem Boden und von festem Bau. Es gab deren von zweierlei Art, weil sie zwei verschiedenen Bedürfnissen entsprechen mußten. Die Schaluppen erster Gattung, die eigentlich sogenannten Kanonierschaluppen, waren so gebaut, daß sie vier Geschütze schweren Calibers vom 24- bis zum 36pfünder (zwei vorn und zwei hinten) führen und folglich das Feuer von Linienschiffen und Fregatten erwiedern konnten. Demgemäß mochten 500 Kanonierschaluppen mit je 4 Kanonen dem Feuer von 20 Linienschiffen mit je 100 Kanonen gleich kommen. Sie waren aufgetakelt wie Briggs, d. h. zweimastig, mit 24 Matrosen bemannt und so geräumig, daß sie eine Infanteriecompagnie von 100 Mann mit ihrem Stabe, ihren Waffen und ihrer Munition aufnehmen konnten.

Die Schaluppen zweiter Gattung, welche man zum Unterschiede von den vorigen Kanonenböte nannte, waren weniger stark armirt und auch nicht so gut zu handhaben, sollten aber außer der Infanterie auch die Feldartillerie aufnehmen. Auf diesen sogenannten Kanonenböten lag vorn ein Vierundzwanzigpfünder und hinten ein Feldgeschütz in seiner Laffete, welches binnen wenigen Minuten ein- und ausgeschifft werden konnte. Ferner war ein voller Artillerie-Munitionswagen so auf dem Verdecke aufgestellt, daß er den Matrosen nicht im Wege stand und augenblicklich an's Land geschafft werden konnte. Endlich war noch in der Mitte des Kiels ein kleiner Stall angebracht, welcher zwei Artilleriepferde nebst Futter auf mehrere Tage aufnehmen sollte. Dieser mitten im Fahrzeug befindliche Pferdestall war mit einem Dache versehen, das man abnehmen konnte, und so mit dem

Maſtenwerk verbunden, daß man ein auf dem Lande ſtehendes Pferd vermittelſt einer Raa ſchnell aufzuheben und mit der größten Leichtigkeit in ſeinen Verſchlag niederzuſetzen vermochte. Obgleich dieſe Kanonenböte in Betreff ihrer Armirung den Kanonierſchaluppen nachſtanden, ſo konnten ſie doch eine tüchtige Kugel ſowie aus dem auf dem Verdeck ſtehenden Feldgeſchütz eine Kartätſchenladung abfeuern; auch gewährten ſie den Vortheil, daß ſie außer einem Theile der Infanterie die ganze Artillerie der Armee faßten und noch dazu für jede Kanone zwei Pferde, um dieſelbe gleich nach der Landung in die Schlachtlinie zu bringen. Die übrige Beſpannung ſollte auf Laſtſchiffen übergeſetzt werden, deren Einrichtung weiter unten gezeigt werden wird. Sowohl zum Manoeuvriren als zum Kämpfen weniger geeignet als die Schaluppen waren ſie gleich unſern großen Küſtenbarken aufgetakelt und führten weder Marsſtange noch Bramſtenge, ſondern nur drei Maſten mit drei großen Segeln. Sie waren mit nicht mehr als ſechs Matroſen bemannt, vermochten aber gleich den Kanonierſchaluppen eine Compagnie Fußgänger, zwei Stückknechte und mehrere Artilleriſten aufzunehmen. Nimmt man nun 3—400 ſolche Böte an, ſo konnten dadurch abgeſehen von einer beträchtlichen Maſſe Infanterie 3—400 Feldgeſchütze nebſt den für eine Schlacht ausreichenden Munitionswagen tronsportirt werden. Der übrige Schießbedarf ſollte mit dem Reſt der Beſpannung auf Laſtſchiffen folgen.

So waren die flachen Fahrzeuge erſter und zweiter Gattung beſchaffen. Man hatte die Nothwendigkeit erkannt deren von einer dritten Art zu erbauen, die noch leichter und beweglicher wären als die letztgenannten, nur 2—3 Fuß im Waſſer gingen und überall anlegen könnten. Es waren ſchmale 60 Fuß lange Kähne mit einem beweglichen Verdeck, das man beliebig auflegen oder wegnehmen konnte. Zum Unterſchiede von den andern nannte man ſie Ruderkähne. Dieſe großen Kähne waren mit etwa 60 Rudern verſehen, trugen im Nothfall auch ein kleines Segelwerk und gingen ungemein ſchnell. Wenn 60 Soldaten, die das Ruder trotz geübten Matroſen führten, ſie in Bewegung ſetzten, ſo glitten ſie auf der Meeresfläche dahin wie jene leichten Böte die von unſern großen Schiffen ausgeſetzt werden und denen der Blick kaum zu folgen vermag. Dieſe Ruderkähne konnten außer den 2—3 Seeleuten, von denen ſie dirigirt wurden, 60—70 Soldaten aufnehmen. Sie hatten eine kleine Haubitze nebſt einem Vierpfünder an Bord und ſollten als Ladung nur die Waffen ihrer Paſſagiere ſowie einigen als Ballaſt vertheilten Feldproviant führen.

Nach zahlreichen Verſuchen war man definitiv bei dieſen drei Gattungen von Fahrzeugen ſtehen geblieben, da ſie zu einer Ueberfahrt am brauchbarſten waren und in einer Schlacht den Feind mit einem furchtbaren Feuer empfangen konnten. In erſter Linie ſollten ſich die Kanonierſchaluppen aufſtellen, die ſtärker bewaffn

in La Manche hergenommen waren, kamen auch noch die welche auf der Gestaltung der Küsten beruhten. Die französischen Häfen am Canale waren insgesammt Strandhäfen, d. h. sie wurden durch die Ebbe trocken gelegt und waren bei der Fluth nicht über 8—9 Fuß tief. Daher mußte man Fahrzeuge haben die, wenn sie beladen waren, zum Flottwerden nicht mehr als 7—8 Fuß Wasser brauchten und ohne Schaden auf den Strand laufen konnten. Was das englische Ufer betrifft, so waren die zwischen der Themse, Dover, Folkstone und Brighton gelegenen Häfen sehr klein; wie sie aber auch sein mochten, so mußte man doch, um eine so gewaltige Landung möglich zu machen, geradezu an die Küste fahren und bedurfte auch aus diesem Grunde wieder Fahrzeuge, welche auf den Strand laufen konnten. Aus diesen mancherlei Gründen hatte man flache Fahrzeuge gewählt die gerudert werden konnten, um sowohl während einer Windstille als während eines Nebels übergehen zu können, und die schweres Geschütz zu tragen vermochten ohne mehr als 7—8 Fuß tief in Wasser zu gehen, damit sie im Stande wären sich in den französischen Häfen am Canale frei zu bewegen und auf der englischen Küste ohne Schiffbruch auf den Strand zu laufen.

Um allen diesen Bedingungen zu genügen, verfiel man auf große Kanonierschaluppen mit flachem Boden und von festem Bau. Es gab deren von zweierlei Art, weil sie zwei verschiedenen Bedürfnissen entsprechen mußten. Die Schaluppen erster Gattung, die eigentlich sogenannten Kanonierschaluppen, waren so gebaut, daß sie vier Geschütze schweren Calibers vom 24- bis zum 36pfünder (zwei vorn und zwei hinten) führen und folglich das Feuer von Linienschiffen und Fregatten erwiedern konnten. Demgemäß mochten 500 Kanonierschaluppen mit je 4 Kanonen dem Feuer von 20 Linienschiffen mit je 100 Kanonen gleich kommen. Sie waren aufgetakelt wie Briggs, d. h. zweimastig, mit 24 Matrosen bemannt und so geräumig, daß sie eine Infanteriecompagnie von 100 Mann mit ihrem Stabe, ihren Waffen und ihrer Munition aufnehmen konnten.

Die Schaluppen zweiter Gattung, welche man zum Unterschiede von den vorigen Kanonenböte nannte, waren weniger stark armirt und auch nicht so gut zu handhaben, sollten aber außer der Infanterie auch die Feldartillerie aufnehmen. Auf diesen sogenannten Kanonenböten lag vorn ein Vierundzwanzigpfünder und hinten ein Feldgeschütz in seiner Laffete, welches binnen wenigen Minuten ein- und ausgeschifft werden konnte. Ferner war ein voller Artillerie-Munitionswagen so auf dem Verdecke aufgestellt, daß er den Matrosen nicht im Wege stand und augenblicklich an's Land geschafft werden konnte. Endlich war noch in der Mitte des Kiels ein kleiner Stall angebracht, welcher zwei Artilleriepferde nebst Futter auf mehrere Tage aufnehmen sollte. Dieser mitten im Fahrzeug befindliche Pferdestall war mit einem Dache versehen, das man abnehmen konnte, und so mit dem

Mastenwerk verbunden, daß man ein auf dem Lande stehendes Pferd vermittelst einer Raa schnell aufzuheben und mit der größten Leichtigkeit in seinen Verschlag niederzusetzen vermochte. Obgleich diese Kanonenböte in Betreff ihrer Armirung den Kanonierschaluppen nachstanden, so konnten sie doch eine tüchtige Kugel sowie aus dem auf dem Verdeck stehenden Feldgeschütz eine Kartätschenladung abfeuern; auch gewährten sie den Vortheil, daß sie außer einem Theile der Infanterie die ganze Artillerie der Armee faßten und noch dazu für jede Kanone zwei Pferde, um dieselbe gleich nach der Landung in die Schlachtlinie zu bringen. Die übrige Bespannung sollte auf Lastschiffen übergesetzt werden, deren Einrichtung weiter unten gezeigt werden wird. Sowohl zum Manoeuvriren als zum Kämpfen weniger geeignet als die Schaluppen waren sie gleich unsern großen Küstenbarken aufgetakelt und führten weder Marsstange noch Bramstenge, sondern nur drei Masten mit drei großen Segeln. Sie waren mit nicht mehr als sechs Matrosen bemannt, vermochten aber gleich den Kanonierschaluppen eine Compagnie Fußgänger, zwei Stückknechte und mehrere Artilleristen aufzunehmen. Nimmt man nun 3 — 400 solche Böte an, so konnten dadurch abgesehen von einer beträchtlichen Masse Infanterie 3 — 400 Feldgeschütze nebst den für eine Schlacht ausreichenden Munitionswagen transportirt werden. Der übrige Schießbedarf sollte mit dem Rest der Bespannung auf Lastschiffen folgen.

So waren die flachen Fahrzeuge erster und zweiter Gattung beschaffen. Man hatte die Nothwendigkeit erkannt deren von einer dritten Art zu erbauen, die noch leichter und beweglicher wären als die letztgenannten, nur 2 — 3 Fuß im Wasser gingen und überall anlegen könnten. Es waren schmale 60 Fuß lange Kähne mit einem beweglichen Verdeck, das man beliebig auflegen oder wegnehmen konnte. Zum Unterschiede von den andern nannte man sie Ruderkähne. Diese großen Kähne waren mit etwa 60 Rudern versehen, trugen im Nothfall auch ein kleines Segelwerk und gingen ungemein schnell. Wenn 60 Soldaten, die das Ruder trotz geübten Matrosen führten, sie in Bewegung setzten, so glitten sie auf der Meeresfläche dahin wie jene leichten Böte die von unsern großen Schiffen ausgesetzt werden und denen der Blick kaum zu folgen vermag. Diese Ruderkähne konnten außer den 2 — 3 Seeleuten, von denen sie dirigirt wurden, 60 — 70 Soldaten aufnehmen. Sie hatten eine kleine Haubitze nebst einem Vierpfünder an Bord und sollten als Ladung nur die Waffen ihrer Passagiere sowie einigen als Ballast vertheilten Feldproviant führen.

Nach zahlreichen Versuchen war man definitiv bei diesen drei Gattungen von Fahrzeugen stehen geblieben, da sie zu einer Ueberfahrt am brauchbarsten waren und in einer Schlacht den Feind mit einem furchtbaren Feuer empfangen konnten. In erster Linie sollten sich die Kanonierschaluppen aufstellen, die stärker bewaffnet

und leichter zu bewegen waren; die Kanonenböte, welche jenen hierin nachstanden, sollten die zweite Linie bilden und sich hinter den leeren Räumen zwischen den Schaluppen postiren, so daß jeder Strich unserm Feuer ausgesetzt wäre. Die Ruderkähne, welche nur kleine Haubitzen führten und besonders wegen ihres Musketenfeuers furchtbar waren, konnten sich vor und hinter die Schlachtlinie sowie auf die Flügel vertheilen, einer Flotte gegenüber rasch entern, bei einer etwaigen Landung ihre Mannschaften leicht ausschiffen und dem Feuer aus schwerem Geschütz durch die Flucht entgehen.

Von diesen dreierlei Fahrzeugen wollte man **12—1500** zusammenbringen. Sie sollten außer einer Menge kleiner Geschütze wenigstens **3000** Feuerschlünde großen Calibers führen und demnach so viel Kugeln abfeuern können wie die größte Flotte. Ihr Feuer war deshalb so gefährlich weil es über der Meeresfläche hinstreifend die feindlichen Schiffe unten an der Wasserlinie treffen mußte. Hatten sie es mit großen Schiffen zu thun, so gewährten ihnen diese ein leicht zu treffendes Ziel, während sie selbst gar schwer zu treffen waren. Sie konnten sich bald hier bald da aufstellen, sich theilen und den Feind umzingeln. Waren ihnen aber die Vortheile einer solchen Theilung eigen, so mußten freilich auch deren Nachtheile damit verknüpft sein. In diese leicht bewegliche und erstaunlich zahlreiche Masse von Fahrzeugen Ordnung zu bringen, war ein überaus schwieriges Problem, mit dessen Lösung sich der Admiral **Bruix** und **Napoleon** drei Jahre lang unaufhörlich beschäftigten. Es wird sich später zeigen bis zu welchem Grade der Pünktlichkeit in den Manoeuvres sie es zu bringen wußten und in wieweit das Problem von ihnen gelöst wurde.

Wie nun, wenn ein Geschwader hochbordiger Schiffe mit vollen Segeln durch diese Masse kleiner Fahrzeuge steuerte, alles vor sich her umwarf und rings herum in den Grund bohrte, selbst aber dafür wieder durch diesen Schwarm von Feinden umzingelt, aus allen Richtungen von einem gefährlichen Geschützfeuer getroffen, mit dem Musketenfeuer von **100,000** Fußgängern angefallen und wohl auch von geübten unerschrockenen Soldaten geentert ward? Es läßt sich nicht sagen was daraus entstanden wäre, denn man kann sich von einem so außerordentlichen Schauspiele keinen rechten Begriff machen, da in der Geschichte nichts vorliegt was zur Abwägung der verschiedenen Chancen als Anhaltepunkt dienen könnte. Der Admiral **Decrès**, ein recht tüchtiger Kopf, der aber gern mit schwarzen Farben malte, gab zu, man möge wohl das Zusammentreffen mit einem feindlichen Geschwader aushalten und über die Meerenge kommen, wenn man **100** Fahrzeuge und **10,000** Mann opfern wolle. „So viel verliert man stets in einer Schlacht," antwortete der erste Consul; „und welche Schlacht hat jemals Resultate gehabt wie sie uns eine Landung in England hoffen läßt?" Indessen war das Zusammentreffen

mit einem englischen Geschwader auch nur im ungünstigsten Falle zu besorgen. Konnte man doch die Meerenge während einer Windstille passiren, wodurch die Bewegungen des Feindes gelähmt wurden, oder während eines Nebels, welcher unsre Flottille seinem Anblicke entzog, und endlich konnte, was noch beruhigender gewesen wäre, plötzlich ein französisches Geschwader auf einige Stunden im Canal erscheinen.

Wie dem auch sei, so waren diese Fahrzeuge doch stark genug sich zu vertheidigen, am Ufer anzulegen und es zu säubern, dem Feinde jeden Gedanken zu benehmen als brauchten wir ein Hülfsgeschwader, sowie den Soldaten und Matrosen, die es bemannen sollten, Vertrauen einzuflößen. Dabei blieben freilich die mit ihrer Bauart selbst verknüpften Uebelstände. Da sie statt eines tief im Wasser gehenden Kiels einen wenig hinabdrückenden flachen Boden hatten und noch dazu mit einem ziemlich starken Mastenwerk versehen waren, mußten sie wenig Stetigkeit besitzen, sich bei einem Windhauch leicht zur Seite neigen und bei einem plötzlichen Windstoß sogar umschlagen. Dies begegnete einmal auf der Rhede von Brest einer Kanonierschaluppe, worin der Ballast schlecht vertheilt war. Der Unfall ging unter den Augen des Admirals Ganteaume vor, welcher ihn im ersten Schrecken gleich dem ersten Consul meldete. Indessen kam so etwas nicht weiter vor. Bei einer vorsichtigen Vertheilung der Munition, die als Ballast diente, hatten die Fahrzeuge der Flottille Stetigkeit genug um dem Ungestüm des Wetters zu trotzen, und es begegnete ihnen kein Unglück weiter als daß sie auf den Strand liefen, was sehr natürlich war, da sie immer am Ufer hin fuhren; übrigens thaten sie es meistens freiwillig um den Engländern zu entgehen. Waren sie nämlich auf den Strand zu laufen genöthigt gewesen, so wurden sie bei der nächsten Fluth wieder flott.

Schlimmer war ein andrer mit diesen Fahrzeugen verknüpfter Uebelstand, nämlich der daß sie abtrieben d. h. den Strömungen nachgaben. Dies rührte von ihrer schwerfälligen Bauart her, indem ihr Rumpf dem Wasser mehr Anhaltepunkte darbot als ihr Takelwerk dem Winde. Ganz bös wurde das, wenn kein Wind wehte und die Gewalt der Strömung durch die Ruder allein zu überwinden war. In diesem Falle konnten sie weit von ihrem Ziele abkommen oder, was noch schlimmer war, vereinzelt dahin gelangen, indem sie bei ihrer verschiedenen Gestaltung auch mehr oder weniger abgetrieben werden mußten. Dies hatte sogar Nelson erfahren, als er 1801 die Flottille von Boulogne angriff. Da nämlich seine vier Divisionen nicht alle zugleich losschlagen konnten, machten sie bloß unzusammenhängende Anstrengungen. Eine solche Mangelhaftigkeit wäre in jedem Meere schlimm gewesen, war es aber doppelt im Canale, wo stets zwei durch Ebbe und Fluth erzeugte sehr starke Strömungen herrschen. Wenn dort das Meer anschwillt

oder zurücktritt, so entsteht eine auf= oder niederwärts steigende Strömung, die sich nach der Gestaltung der französischen und englischen Küsten richtet. Im Westen zwischen der Spitze von Finistère und der von Cornwallis steht der Canal weit offen, während er im Osten zwischen Calais und Dover sehr zusammenläuft. Steigt das Meer, so dringt es heftiger durch die weiteste Oeffnung ein und so entsteht zur Fluthzeit eine von Westen nach Osten, von Brest nach Calais auf= steigende Strömung. Fällt das Meer, so findet dieselbe Erscheinung in entgegen= gesetzter Richtung statt; dann zieht es sich durch die weiteste Oeffnung schneller zurück und hieraus entsteht zur Ebbezeit eine von Osten nach Westen, von Calais nach Brest absteigende Strömung. Da diese doppelte Strömung so nahe an den Küsten, und eben von deren Gestaltung, noch dazu verschiedenen Abweichungen unterliegt, so mußte dadurch freilich die Fahrt jener 2000 Fahrzeuge in etwas gestört werden, und dies hatte man um so mehr zu fürchten, je schwächer der Wind und je gewaltiger das Wasser war. Dadurch wurde die Ueberfahrt bei einer Windstille, sonst die wünschenswertheste, bei weitem weniger vortheilhaft. Dafür konnte man aber auch wieder im Canal zwischen Boulogne und Dover, wo er nicht nur sehr schmal sondern auch am wenigsten tief war, in gleicher Entfer= nung von beiden Küsten Anker werfen. Die Admirale hielten es also für thunlich, falls sie zu weit abgetrieben würden, die Fahrt zu hemmen und die Rückkehr der entgegengesetzten Strömung vor Anker abzuwarten, was nicht mehr als höchstens 3—4 Stunden Zeitverlust verursachte. Es war dies demnach wohl eine Schwie= rigkeit, aber keine unüberwindliche*).

Derselbe Uebelstand hatte bald von einer Art Fahrzeuge abgeführt, welche Pramen hießen. Sie waren ganz flach und ohne alle Biegung an den Seiten, hatten sogar drei Kiele, ähnelten schwimmenden Schiffbrücken und sollten viele Kanonen und Pferde transportiren. Anfangs gedachte man deren 50 zu erbauen, worauf man 2500 Pferde und eine Streitmacht von 600 Feuerschlünden hätte übersetzen können. Da es sich jedoch damit so schlecht fahren ließ, so kam man bald wieder davon ab und baute deren nicht mehr als 12—15. Gar nicht zu erwähnen sind die großen Barken oder Caiken, welche kurz und breit und hinten mit einem Vierundzwanzigpfünder versehen waren, ebenso wenig als die leicht gehenden Corvetten, die etwa 10 schwere Geschütze führten; von beiden Sorten hatte man ein paar versuchsweise erbaut, allein die gemachten Erfahrungen hielten

*) Alles was ich hier berichte ist dem umfangreichen Briefwechsel der Admirale und namentlich dem des Admirals Bruix mit dem Marineminister und Napoleon entnommen. Es versteht sich von selbst daß ich nichts voraussetze sondern mit historischer Genauigkeit das Wesentliche dieser Correspondenz möglichst zusammenfasse, die ich wohl mit vollem Recht bewundernswürdig nennen darf.

von deren Vermehrung ab. So bestand denn fast die ganze Flottille aus den drei oben beschriebenen Gattungen von Fahrzeugen, also aus Kanonierschaluppen, Kanonenböten und Ruderkähnen.

Jede Schaluppe sowie jedes Boot konnte bekanntlich eine ganze Compagnie, jeder Ruderkahn aber $^2/_3$ einer Compagnie Fußvolk aufnehmen. Brachte man nun 500 Schaluppen, 400 Böte und 300 Ruderkähne, in allem demnach 1200 Fahrzeuge zusammen, so war man im Stande 120,000 Mann einzuschiffen. Nimmt man an, daß sich auf dem Geschwader von Brest 15—18,000 und auf dem vom Texel 20,000 Mann befanden, so gab dies 150—160,000 Mann, die man nach England zu schaffen vermochte, nämlich 120,000 in einer einzigen Masse an Bord der Flottille und 30—40,000 Mann in getrennten Divisionen an Bord zweier großen Geschwader, von denen das eine von Holland und das andre von der Bretagne auslaufen sollte.

Dies war genug zur Bezwingung jener hochmüthigen Nation, welche sich anmaßte von ihrem für unerreichbar geachteten Asyl aus die Welt zu beherrschen.

Sind aber auch die Mannschaften übergesetzt, so hat man immer noch nicht alles gethan; denn diese brauchen Material, d. h. Proviant, Waffen und Pferde. Wohl mochte die sogenannte Kriegsflottille die für die ersten Kämpfe unentbehrliche Mannschaft und Munition, ferner Lebensmittel auf etwa 20 Tage sowie die Feldstücke nebst einer Bespannung von 2 Pferden für jedes Geschütz transportiren, aber man brauchte doch auch die übrigen Zugpferde, wenigstens 7—8000 Reitpferde für die Cavalerie, Munition für einen ganzen Feldzug, Lebensmittel auf 1—2 Monate und einen großen Belagerungspark, falls es etwa Mauern zu zertrümmern gab. Besonders schwierig waren die Pferde zu transportiren und zur Uebersetzung von nur 7—8000 derselben bedurfte man schon nicht weniger als 6—700 Fahrzeuge.

Diese brauchten jedoch nicht erst erbaut zu werden, indem man sich dessen bedienen konnte was Küstenschifffahrt und Seefischerei zu liefern vermochten. Man durfte nur an allen Küsten von St. Malo bis zum Texel und wohl auch im Innern von Holland Fahrzeuge von 20—60 Tonnen Ladungsfähigkeit ankaufen; solche trieben zum Theil Küstenhandel und zum Theil Stockfisch- und Heringsfischerei, hielten tüchtig aus, segelten vortrefflich und waren nach einer passenden Vorrichtung alles zu fassen im Stande womit man sie befrachten wollte. Eine zu diesem Zweck zusammengesetzte Commission kaufte von Brest bis Amsterdam Fahrzeuge auf, welche durchschnittlich je 12—15,000 Francs kosteten. Schon hatte man sich deren einige Hunderte verschafft. Die noch fehlenden waren nicht schwer ausfindig zu machen.

Sollte die Kriegsflotte aus 12—1300 und die Transportflottille aus 900 bis

1000 Fahrzeugen bestehen, so waren 2200—2300 Fahrzeuge zusammenzubringen, eine so erstaunliche Masse von Schiffen, daß weder die Vergangenheit noch wahrscheinlich auch die Zukunft etwas Aehnliches aufzuweisen haben möchte.

Jetzt wird man einsehen, daß eine so ungeheure Menge von Fahrzeugen unmöglich auf 1—2 Küstenpunkten hätte erbaut werden können. Wie klein auch jedes an und für sich sein mochte, so hätte man doch nie an einem und demselben Orte die nöthigen Materialien, Arbeiter und Werfte gehabt. Nein, zu diesem Zwecke war die Mitwirkung aller Häfen und Flußbetten durchaus erforderlich. In den Häfen am Canal hatte man schon hinlänglich zu thun diese 2000 Fahrzeuge unterzubringen und zu unterhalten.

Nachdem man sie aber in weiten Entfernungen von einander erbaut hatte, mußten sie durch die englischen Kreuzer passiren, von denen sie einzeln vernichtet werden sollten, und an dem einzigen Küstenpunkte zwischen Boulogne und Dünkirchen zusammenkommen. Dann mußte man sie in 3—4 Häfen einlaufen lassen, die einander ganz nahe und möglichst unter demselben Winde gelegen waren, damit sie sich zusammen segelfertig machen und in See stechen konnten. Endlich hatte man sie so unterzubringen, daß sie sich unter einander nicht drängten oder verwirrten, nicht leicht in Brand gerathen konnten, dabei aber doch den Truppen zur Hand lagen, damit sie oft aus- und wieder einlaufen, schnell Mannschaft, Kanonen und Pferde ein- und ausladen lernten.

So viele Schwierigkeiten konnten nur an Ort und Stelle von Napoleon selbst beseitigt werden, wenn er, von den gewandtesten und sachkundigsten Officieren umgeben, alles mit eignen Augen sah. Er hatte nach Boulogne beschieden zunächst den Marine-Ingenieur Sganzin, einen der ersten Männer dieses trefflichen Corps; ferner Forfait, welcher ein paar Monate Marineminister und in der Verwaltung zwar nur mittelmäßig gewesen, dabei aber unvergleichlich und erfindungsreich im Schiffsbau sowie für ein Unternehmen ganz eingenommen war, zu dessen eifrigsten Beförderern er schon unter dem Directorium gehört hatte; endlich den Minister Decrès und den Admiral Bruix, zwei Männer von denen schon die Rede gewesen ist, die aber hier noch genauer geschildert zu werden verdienen.

Nach der Ansicht des ersten Consuls hätte es nichts schaden können, wenn in seinen Landheeren nicht so viel, bei seiner Seemacht aber mehr gute Generale gewesen wären. Aber nur durch Krieg und Sieg bekommt man gute Generale. Nun hatte es uns zwar seit 12 Jahren an Krieg zur See nicht gefehlt, aber leider war unsre Marine durch die Emigration desorganisirt worden und so gleich von vorn herein unter die englische herabgesunken; auf diese Art hatte sie sich genöthigt gesehen fast immer innerhalb der Häfen eingeschlossen zu bleiben, so daß bei unsern Admiralen das Selbstvertrauen, wenn auch nicht die Tapferkeit verloren

gegangen war. Einige von ihnen waren schon sehr alt, andern mangelte es an Erfahrung. Vier derselben zogen jetzt Napoleon's ganze Aufmerksamkeit auf sich, nämlich Decrès, Latouche-Tréville, Ganteaume und Bruix. Der Admiral Decrès war ein Mann von seltenem Geist, aber auch ein ewiger Bekrittler der Regierungsmaßregeln der alles von der schlimmsten Seite ansah; er wußte recht gut zu beurtheilen wie andre Leute hätten verfahren sollen und war deshalb ein guter Minister, dafür aber auch wieder als Verwaltungsbeamter zu wenig thätig, wenn er auch neben Napoleon sehr nützlich sein mochte, da dieser durch seine eigne Thätigkeit ergänzte was Andern davon abging und Räthe bedurfte die eine geringere Zuversichtlichkeit besaßen als er selbst. Aus diesen Gründen war der Admiral Decrès unter den genannten vier Männern derjenige, welcher am besten der Marineverwaltung und am wenigsten gut der Leitung eines Geschwaders vorstehen konnte. Ganteaume war ein tapfrer, einsichtsvoller und kenntnißreicher Officier, der wohl eine Schiffsdivision in's Feuer führen mochte, aber wenn er nicht im Feuer stand unschlüssig hin und her schwankte, sich die günstige Gelegenheit entschlüpfen ließ und daher nur zu den leichtesten Unternehmungen verwendet werden konnte. Latouche-Tréville und Bruix waren die beiden ausgezeichnetsten Seeleute jener Zeit und sicherlich, wofern sie am Leben geblieben wären, dazu berufen England die Herrschaft über die Meere streitig zu machen; Latouche-Tréville war ganz Feuer und Kühnheit; mit dem Muthe verband er Einsicht und Erfahrung, flößte den Seeleuten seinen Geist ein und war in dieser Beziehung der trefflichste unter allen, weil er besaß was unsrer Marine so sehr abging, nämlich Selbstvertrauen. Bruix endlich hatte sich zwar mit einem schwächlichen zerlüstelten Körper zu schleppen, war aber mit einer umfassenden Einsicht und mit einem seltenen Genie für Organisationen begabt und wußte bei seiner gründlichen Erfahrung für alles Rath zu schaffen; er allein, ebenso geschickt im Entwerfen als im Ausführen, hätte 40 Linienschiffe auf einmal führen mögen und wäre der echte Marineminister gewesen, wenn er sich nicht so sehr zum Obercommandanten geeignet hätte. Dies waren nicht alle unsre Flottenführer; wir hatten noch den später so unglücklichen Villeneuve, ferner Linois, den Sieger von Algesiras, welcher sich jetzt in Ostindien befand, und andre die später an ihrem Orte vorkommen werden. Die vier genannten waren jedoch damals die bedeutendsten.

Dem Admiral Bruix wollte der erste Consul das Commando über die Flottille anvertrauen, weil da alles neu zu schaffen war; dessen Collegen Ganteaume die Flotte von Brest, die nur Truppen zu transportiren hatte, und dem Admiral Latouche-Tréville endlich die Flotte von Toulon, die ein schwieriges und kühnes, aber auch entscheidendes Manoeuvre auszuführen hatte, wovon später die

Rede sein wird. Bei der Organisation der Flottille kam Bruix beständig mit Decrès in Berührung. Beide waren zu geistreich um nicht Nebenbuhler zu sein, ja sie wurden einander gar feind, da sich auch ihre Temperamente nicht mit einander vertrugen. Schwierigkeiten für unüberwindlich zu erklären, die Versuche zu deren Ueberwindung zu bekritteln, darin gefiel sich wie gewöhnlich Decrès. Diese Schwierigkeiten aber aufzufinden, zu prüfen und ihre Beseitigung zu versuchen, dies lag im Charakter des Admirals Bruix. Noch muß man wissen, daß sie einander gar nicht recht trauten. Decrès fürchtete beständig man möge dem ersten Consul anzeigen, welche Nachtheile seine Unthätigkeit mit sich führe, und Bruix besorgte man möge ihm sein zügelloses Leben zu Ohren bringen. Hätten diese beiden Männer unter einem schwachen Gebieter gestanden, so würden sie durch ihre Zwistigkeiten Verwirrung auf der Flotte angerichtet haben, aber unter einem Chef wie dem ersten Consul nützten sie gerade durch ihre Verschiedenheit. Bruix combinirte und Decrès kritisirte dessen Combinationen, der erste Consul aber gab dann mit seiner unfehlbaren Sicherheit des Urtheils die Entscheidung.

Von diesen Männern umgeben und an Ort und Stelle entschied Napoleon alle bisher unerledigt gelassenen Fragen. Seine Ankunft in Boulogne war aber auch dringend nöthig, denn trotz der Energie seiner vielfachen Befehle waren doch noch eine Menge Dinge zu thun. In Boulogne, Calais und Dünkirchen baute man nicht, sondern besserte nur die alte Flottille aus und bereitete sich vor, auf den 2000 eben erst erbauten oder angekauften Fahrzeugen, sobald sie vereinigt wären, die für nöthig erachteten Vorrichtungen zu treffen. Es fehlte an Arbeitern, an Holz, Eisen, Hanf und weit schießenden Kanonen, um die Engländer fern zu halten, die gar fleißig Brandgeschosse herüberschickten.

Durch die Anwesenheit des ersten Consuls mit Sganzin, Forfait, Bruix, Decrès und einer Menge andrer Officiere kam bald eine ganz neue Thätigkeit in sein Unternehmen. Schon in Paris hatte er zu einer Maßregel gegriffen, die er nun auch zu Boulogne und überall wohin er kam in Anwendung zu bringen gedachte. Er ließ nämlich unter den Recruten 5 — 6000 Holz- oder Eisenhandwerker auslesen wie Tischler, Zimmerleute, Bretmacher, Wagner, Schlosser, Schmiede ꝛc. Diese wurden von Handwerksmeistern der Flotte angestellt. Die, welche Einsicht und guten Willen zeigten, erhielten einen höhern Sold. In kurzem waren die Werfte mit einer Masse von Schiffsbau-Arbeitern bedeckt, deren eigentliches Handwerk man nicht leicht hätte errathen mögen.

Um Boulogne her gab es viel Wälder, welche insgesammt der Marine zur Verfügung gestellt worden waren. Wenn man das Holz gleich nach dem Fällen verwendete, war es allerdings grün, aber doch gut zu Pfählen zu gebrauchen, welche man in den Häfen von La Manche zu Tausenden nöthig hatte. Auch ging es

zu Planken und Verschalungen an. Holz zu gebogenen Werkstücken ließ man aus dem Norden kommen. Schiffsbaumaterialien wie Hanf, Mastenwerk, Kupfer und Theer waren aus Rußland und Schweden nach Holland geschafft worden, um auf den holländischen und flandrischen Binnenwässern nach Boulogne hin weiter befördert zu werden, wurden aber zur Zeit noch durch verschiedene Hindernisse auf den belgischen Canälen festgehalten. Um deren Ankunft zu beschleunigen, ließ man sofort Officiere mit Geld dahin abgehen. Außerdem waren auch die Stückgießereien in Douai, Lüttich und Straßburg trotz ihrer Thätigkeit noch in Rückstand. Der gelehrte Monge, welcher dem ersten Consul überallhin folgte, war mit dem Auftrage entsendet worden ihre Arbeiten zu beschleunigen und in Lüttich große Mörser sowie Geschütze von schwerem Caliber gießen zu lassen. Das Artilleriewesen hatte der General Marmont über sich. An ihn gingen täglich Adjutanten ab um seinen Eifer zu stacheln und ihm Anzeige davon zu machen, wenn irgendwo Kanonen und Laffeten nicht eintreffen wollten; denn außer der See-Artillerie bedurfte man auch noch 5 — 600 Feuerschlünde zu Landbatterien um den Feind von den Werften fern zu halten.

Sowie diese dringlichsten Befehle gegeben waren, kam die wichtige Frage an die Reihe, wie die Versammlungshäfen zur Aufnahme der ganzen Flottille zu befähigen seien. Einige brauchte man nur zu erweitern, andre mußten ganz neu angelegt, alle aber geschützt werden. Der erste Consul nahm Rücksprache mit Sganzin, Forfait, Decrès und Bruix und traf dann seine Anordnungen.

Schon längst war der Hafen von Boulogne als der Punkt angenommen, von welchem aus eine Expedition nach England am besten unternommen werden konnte. Dort streckt sich auf der französischen Küste nach der englischen hin das Vorgebirge Grisnez aus. Rechts davon läuft erstere östlich nach der Schelde hin und wird von der weiten Fläche der Nordsee bespült. Links bildet sie dem englischen Gestade gegenüber eins von den beiden Ufern der Meerenge und fällt dann auf einmal nach der Mündung der Somme hin von Norden nach Süden ab. Die Häfen rechts vom Cap Grisnez wie Calais und Dünkirchen, welche sich außerhalb der Meerenge befinden, sind zur Abfahrt weniger günstig gelegen, während die zur Linken wie Boulogne, Ambleteuse und Etaples in der Meerenge selbst befindlich und zu diesem Zwecke stets für passender erachtet worden sind. Segelt man nämlich von Dünkirchen oder Calais aus, so muß man um das Cap Grisnez fahren, um in die Meerenge zu gelangen, die Windstöße aushalten, die sich in La Manche dort um jenes Vorgebirge herum fühlbar machen, und endlich den von Boulogne seewärts wehenden Wind gewinnen, um zwischen Dover und Folkstone anlegen zu können. Will man dagegen von England nach Frankreich, so richtet man seinen Lauf besser nach Calais als nach Boulogne. Da nun jetzt eine Expedition

nach England beabsichtigt wurde, so waren Boulogne und die links vom Cap Grisnez gelegenen Häfen räthlicher als Calais und Dünkirchen. Nur der Uebelstand waltete dabei ob, daß sie weniger weit und tief waren als Calais und Dünkirchen, was sich daraus erklärt, daß sich in dem schmalen Raume einer Meerenge Sand und Kies stets bedeutender anhäuft.

Indessen war der Hafen von Boulogne, bestehend aus dem Bett eines schlammigen Flüßchens, einer beträchtlichen Vergrößerung fähig. Das Becken der Liane (so hieß das Flüßchen) ist ein halbkreisförmiger Raum zwischen zwei in der Nähe von Boulogne aus einander tretenden Anhöhen. Wenn man bedeutende Arbeiten nicht scheute, so konnte es in einen sehr geräumigen Strandhafen verwandelt werden. Das Bett der Liane hielt bei der Fluth durchschnittlich 6 — 7 Fuß Wasser. Man konnte es bis auf 9 — 10 Fuß tief ausgraben. Es ließ sich demnach so ziemlich in der Höhe von Boulogne in diesem schlammigen Bett der Liane ein dem Terrain anbequemtes d. h. halbkreisförmiges Becken anlegen, welches je nach dem ihm gegebenen Halbmesser mehr oder weniger Fahrzeuge aufnehmen konnte. Vertiefte man über diesem Hafenbassin oben noch das Bett der Liane, so mochte man dort wohl zusammen 12 — 1300 Fahrzeuge und demnach die Hälfte der Flottille unterbringen. Wenn man nun aber auch einen so ausgedehnten Flächenraum hatte, so genügte das doch immer noch nicht, indem noch gar weite Kais angelegt werden mußten, damit die Masse von Fahrzeugen, wenn auch nicht alle zugleich doch in sehr großer Anzahl, an den Ufern des Bassins anzulegen und ihre Ladung einzunehmen vermöchten. Demnach waren ausgedehnte Kais von derselben Wichtigkeit wie die Größe des Hafens selbst. An alle diese Dinge hatte man unter dem Directorium gar nicht gedacht, weil man sich niemals so weit verstiegen hatte 150,000 Mann und 2000 Fahrzeuge zusammenzubringen. Trotz der Größe der Arbeit trug der erste Consul kein Bedenken die Ausgrabung des Bassins von Boulogne und des Bettes der Liane auf der Stelle anzuordnen. Eben die 150,000 Mann, die wegen ihrer Anzahl das Unternehmen so schwierig machten, sollten zu dessen Ermöglichung verwendet werden, indem gerade sie das Hafenbecken ausgrüben wo sie sich einzuschiffen hatten. Man beschloß die ursprünglich in einiger Entfernung von den Küsten aufgeschlagenen Lager unverzüglich näher an's Meer zu verlegen. Die ungeheure Erdmasse, die wegzuräumen war, sollte von den Soldaten selbst fortbewegt werden.

Zur Herstellung eines tiefen Fahrwassers wurde auch der Bau einer Spülschleuße angeordnet. Die sogenannten Strandhäfen, welche nicht, wie z. B. der von Brest, durch tiefe Küsteneinschnitte gebildet werden, bestehen gemeiniglich aus den Mündungen kleiner Flüsse, welche zur Fluthzeit anschwellen und in dem auf diese Art gebildeten Bassin die Fahrzeuge flott halten, dann aber zur Zeit der

Ebbe weiter nichts als große über ein Schlammbett hinabfließende Bäche sind, so daß die an ihren Ufern befindlichen Fahrzeuge ein paar Stunden auf dem Trocknen liegen müssen. Der Sand, welchen diese Flüsse hinabspülen, wird vom Meer wieder an ihre Mündungen zurückgeführt und bildet da Bänke oder Dünen, welche der Schifffahrt im Wege sind. Um dieses Hinderniß zu beseitigen, pflegt man im Bett der Flüsse Schleußen zu erbauen, die beim Eintritt der Fluthzeit geöffnet werden und das Wasser einlassen; sowie die Ebbe beginnt, werden sie geschlossen und halten das eingedrungene Wasser zurück, bis man eine Spülung vornehmen will; dann öffnet man die Schleuße, das Wasser stürzt im Flusse hinab, nimmt bei dieser künstlichen Ueberschwemmung den Sand mit fort und höhlt den Boden zu einem Fahrwasser aus. Solche Bauten, wie man sie eben im obern Bassin der Liane schleunigst herzustellen gedachte, nennen die Ingenieurs Spülschleußen.

An beiden Ufern der Liane sowie rings um das halbkreisförmige Bassin wurden Pfähle eingerammt, wozu 20,000 Baumstämme aus dem Boulogner Walde dienten. Ein Theil dieser Baumstämme wurde in dicke Bohlen zersägt und als Fußboden über jene Pfähle hingebreitet, so daß an der Liane hin und um das halbkreisförmige Hafenbecken breite Kais entstanden. So konnte eine Menge Fahrzeuge der Flottille an diesen Kais anlegen, um Mannschaften, Pferde und Material ein- und auszuschiffen.

Die Stadt Boulogne lag rechts von der Liane, das Hafenbecken aber links und beinahe gegenüber. Zwischen beiden langhin zog sich die Liane. Zur leichtern Communication zwischen beiden Ufern wurden Brücken geschlagen, und zwar oberhalb des Punktes wo der Ankerplatz seinen Anfang nahm.

Wie bedeutend auch schon diese Arbeiten waren, so genügten sie doch bei weitem noch nicht. Eine große Anlage für die Flotte setzt noch andre Dinge voraus wie Werkstätten, Werfte, Magazine, Casernen, Bäckereien, Hospitäler, kurz alles Nöthige für den Schutz einer bedeutenden Masse Materials sowie für die Aufnahme, Ernährung, Bekleidung und Bewaffnung gesunder oder kranker Seeleute. Man bedenke, welchen Aufwand von Zeit und Mühe Anlagen wie die in Brest und Toulon gekostet haben! Hier gab es aber noch ganz andre Anstalten zu errichten, da diese Werkstätten, Werfte, Magazine und Hospitäler ganz andre Bedürfnisse befriedigen mußten, nämlich für 2300 Fahrzeuge, 30,000 Matrosen, 10,000 Handarbeiter und 120,000 Soldaten. Ja, hätten diese Schöpfungen etwas mehr als einstweilig sein sollen, so wären sie ganz unmöglich gewesen; denn trotz dem daß sie nur einstweilige waren, boten sie doch noch unermeßliche Schwierigkeiten dar, da eine so ungeheure Menge von Dingen an einem Orte zusammengebracht werden mußte.

Man miethete nicht nur in Boulogne alle Häuser, die zu Bureaus, Magazinen

oder Hospitälern angingen, sondern zu gleichem Zwecke auch in der Umgegend Landhäuser und Pachthöfe. Es erhoben sich Schoppen für die Marine-Arbeiter und Bretverschläge für die Pferde. Die Soldaten sollten im freien Felde unter Baracken campiren, die man aus den Ueberresten der benachbarten Wälder errichten wollte. Zur Unterbringung der Truppen wählte der erste Consul die beiden aus einander tretenden Anhöhen rechts und links von der Liane. Es wurden 36,000 Mann in zwei Lagern vertheilt, die unter dem Namen des rechten und des linken Lagers bekannt waren. In diese beiden Stellungen zogen sich die bei St. Omer zusammengetretenen Truppen unter dem Commando des Generals Soult. Sobald die nöthigen Vorbereitungen getroffen wären, sollten auch die übrigen Armeecorps nach und nach an die Küste marschiren. Dort lebten die Truppen in gesunder Luft, und waren sie auch heftigen und kalten Winden ausgesetzt, so gab es doch wieder Holz genug zum Barackenbau und zur Heizung.

Von allen Seiten wurden unermeßliche Vorräthe herangezogen und in den improvisirten Magazinen aufgehäuft. Durch die im Norden Frankreichs bekanntlich sehr vervollkommte Binnenschifffahrt erhielt man Mehl zu Zwieback, Reis, Hafer, Pökelfleisch, Wein und Branntwein. Aus Holland kamen große Quantitäten runder Käse an. Diese verschiedenen Nahrungsstoffe sollten nicht nur zum täglichen Unterhalt der Lager sondern auch noch zur Verproviantirung der Kriegs- und Transportflotte dienen. Man wird sich leicht eine Vorstellung von den Quantitäten machen können, die dort zusammenfließen mußten, wenn man bedenkt, daß es sich darum handelte nicht nur die Armee zu ernähren sondern auch die Bemannung der Flotte sowie die große Schaar der dort zusammengetriebenen Arbeiter, und zwar zunächst während der Lagerzeit und dann auch während einer zweimonatlichen Expedition. Dazu bedurfte man Lebensmittel für beinahe 200,000 Menschen und Futter für 20,000 Pferde. Bringt man dabei noch in Anschlag, daß dies alles so reichlich geschafft wurde als man es nur wünschen konnte, so wird man einsehen, daß durch kein Reichsoberhaupt jemals bei irgend einem Volke eine außerordentlichere Schöpfung in's Leben getreten ist.

Aber ein einziger Hafen langte nicht aus für die ganze Expedition. Boulogne konnte nur 12—1300 Fahrzeuge fassen, und doch mußten wohl 2300 untergebracht werden. Wäre jedoch dieser Hafen auch geräumig genug gewesen eine solche Anzahl derselben zu fassen, so hätte es doch zu lange aufgehalten sie alle in demselben Fahrwasser hinabgleiten zu lassen. Dazu mochten unter gewissen Seeverhältnissen große Uebelstände daraus erwachsen, nur einen Zufluchtsort zu haben. Wenn man z. B. eine große Menge von Fahrzeugen auslaufen ließ und man sah sich dann durch schlechtes Wetter oder den Feind genöthigt sie plötzlich wieder umkehren zu lassen, so konnten sie bei der Einfahrt leicht in's Gedränge

gerathen, die Fluthzeit verſäumen und ſo verloren gehen. Vier Stunden weiter nach Süden hinab befand ſich das Flüßchen Canche, deſſen Mündung eine winkelige, ſehr verſandete, leider allen Winden offen ſtehende Bucht und daher einen weit weniger ſichern Ankerplatz darbot als der bei Boulogne war. Es hatte ſich dort der kleine Fiſcherhafen Etaples gebildet. Eben auch am Flüßchen Canche, nur eine Stunde weiter landeinwärts, lag die Stadt Montreuil. Zwar hielt es ſchwer dort ein Baſſin auszugraben, man konnte jedoch eine Reihe Pfähle einrammen, um die Fahrzeuge daran zu befeſtigen, und auf dieſen Pfählen zur Ein- und Ausſchiffung der Truppen hölzerne Kais anlegen. Dann mochten hier 3 bis 400 Fahrzeuge ein ſichres Unterkommen finden. Man konnte ſo ziemlich mit demſelben Wind auslaufen wie von Boulogne. Durch die Entfernung von Boulogne, welche 4—5 Stunden betrug, wurde zwar die Gleichzeitigkeit der Operationen etwas ſchwierig, aber dies war ein Hinderniß von untergeordneter Wichtigkeit, während eine Zuflucht für 400 Fahrzeuge durchaus nicht vernachläſſigt werden durfte. Dort wollte der erſte Conſul ein Lager für die zwiſchen Compiègne und Amiens zuſammengezogenen Truppen aufſchlagen, deren Commando er dem General Ney zudachte, welcher ſeine Miſſion in der Schweiz ausgerichtet hatte. Dies war das ſogenannte Lager von Montreuil. Die Truppen erhielten Befehl ſich dort ebenſo wie die, welche um Boulogne lagerten, Baracken zu erbauen. Es wurden Einrichtungen getroffen für die Verwaltung der Lebensmittel, für die Hospitäler, kurz für alle Bedürfniſſe einer Armee von 24,000 Mann. Nahm man als Centrum der Armee Boulogne an, ſo war das Lager von Etaples deren linker Flügel.

Etwas nördlich von Boulogne und noch vor dem Cap Grisnez befanden ſich ein paar andre von zwei Flüßchen gebildete Buchten. Die Flußbetten waren zwar ſehr mit Schlamm und Sand verſtopft, hielten aber zur Fluthzeit doch 6—7 Fuß Waſſer. Die eine Bucht lag nur eine und die andre zwei Stunden von Boulogne; überdies befanden ſie ſich unter demſelben Winde. Wenn man nun dort den Boden ausgrub und Spülſchleußen anlegte, ſo konnte man mehrere Hundert Fahrzeuge unterbringen, wodurch die Mittel zur Aufnahme der ganzen Flotte vollſtändig geworden wären. Das nächſte dieſer beiden Flüßchen war der Wimereux, der bei einem Dorfe gleiches Namens, das andre aber die Selacque, welche bei dem Fiſcherdorfe Ambleteuſe in's Meer fällt. Schon unter Ludwig XVI. hatten dort Baſſins gegraben werden ſollen, aber die damals gefertigten Arbeiten waren jetzt völlig unter Schlamm und Sand verſchwunden. Der erſte Conſul beauftragte die Ingenieurs mit der Unterſuchung der Localitäten; würden dieſe eine ſeinen Abſichten günſtige Antwort ertheilen, ſo ſollten dort Truppen verwendet und wie bei Etaples und Boulogne in Baracken untergebracht werden. Der eine

von diesen beiden Häfen sollte 200 und der andre 300 Fahrzeuge aufnehmen, so daß deren also noch 500 untergebracht würden. Napoleon wünschte dort nicht nur die Garde, die gesammten Grenadiere sowie die Cavalerie- und Artillerie-Reserve sondern auch die verschiedenen Corps einschiffen zu können, welche zwischen Lille, Douai und Arras zusammentraten.

Nun war noch die batavische Flottille übrig, welche das Corps des Generals Davoust übersetzen sollte. Sie war dem mit Holland abgeschlossenen Vertrage gemäß von dem im Texel vereinigten Linienschiffsgeschwader unabhängig. Leider wurde die batavische Flottille nicht mit derselben Thätigkeit wie die französische armirt. Es fragte sich, sollte man sie unter der Escorte einiger Fregatten von der Schelde aus direct nach England oder erst nach Dünkirchen und Calais dirigiren, um sie aus den rechts vom Cap Grisnez gelegenen Häfen absegeln zu lassen. Mit Lösung dieser Frage war der Admiral Bruix beauftragt. Das Corps des Generals Davoust, welches den rechten Flügel der Armee bildete, wäre im letztern Falle dem Centrum näher gerückt. Man gab auch die Hoffnung noch nicht auf, wenn nur die Bassins gehörig erweitert und die Lager ordentlich zusammengedrängt würden, sie um das Cap Grisnez zu führen und bei Ambleteuse und Wimereux unterzubringen. Dann konnten die französische und batavische Flottille 2300 Fahrzeuge stark, mit den Corps der Generale Davoust, Soult und Ney und der Reserve, d. h. mit 120,000 Mann, gleichzeitig und bei demselben Winde aus den vier innerhalb der Meerenge gelegenen Häfen auslaufen und versichert sein, daß sie gemeinschaftlich zu handeln vermochten. Die beiden großen Kriegsflotten, von denen sich die eine in Brest und die andre im Texel segelfertig machte, sollten die übrigen 40,000 Mann herbeiführen, deren Mitwirkung und Verwendung ein ausschließliches Geheimniß des ersten Consuls war.

Um diese umfassende Organisation in allen ihren Theilen vollständig zu machen, mußte auch noch die Küste vor den Angriffen der Engländer sichergestellt werden. Man konnte voraussehen, wie eifrig sie die Vereinigung der Flottille bei Boulogne zu verhindern suchen würden, indem sie die Küste wohl von Bordeaux bis Vließingen bewachen mochten; außerdem war anzunehmen, daß sie es wieder machen würden wie im Jahre 1801, daß sie nämlich die Flottille zu vernichten trachteten, indem sie dieselbe entweder in den Häfen anzündeten oder beim Ausrücken zum Manoeuvriren auf dem Ankerplatze überfielen. Demnach mußte man den Engländern die Annäherung verleiden, theils um die Häfen selbst, theils um das freie Ein- und Auslaufen zu sichern; denn vermochte sich die Flottille nicht zu regen, so konnte sie auch nicht fähig werden zu manoeuvriren und eine große Operation zu bewerkstelligen.

Da die Küste geradaus ging und weder Einschnitt noch Vorsprung darbot, wovon aus man hätte in die Ferne schießen können, so war es gar nichts Leichtes

die Annäherung der Engländer zu verhindern. Dennoch schaffte man Rath, und zwar auf die sinnreichste Weise. Am Boulogner Gestade ragten zwei Felsenspitzen in's Meer hinaus, von denen die zur Rechten Pointe de la Crèche und die zur Linken Pointe de l'Heurt hieß. Zwischen beiden befand sich ein Raum von 2500 Klaftern, der vollkommen sicher und sehr bequem zum Ankern war. Es mochten dort in mehrern Linien leicht 2—300 Fahrzeuge Platz finden. Diese bei der Ebbe bloß liegenden Felsenspitzen wurden zur Fluthzeit unter Wasser gesetzt. Hier befahl der erste Consul zwei halbkreisförmige Forts aus starken Backsteinmauern und mit haltbaren Casematten zu errichten, so daß der zwischen denselben liegende Ankerplatz durch deren Geschosse aus zwei über einander befindlichen Etagen gedeckt würde. Er ließ sogleich Hand an's Werk legen. Die Ingenieurs von der Marine und von der Landarmee wurden von den der neu ausgehobenen Mannschaft entnommenen Maurern unterstützt und begannen sofort die Arbeiten. Der erste Consul wünschte sie zu Anfange des Winters fertig zu sehen. Er glaubte die Vorsicht gar nicht zu weit treiben zu können; daher wollte er auch noch für die Mitte der Ankerlinie einen Stützpunkt haben. Diesen wählte er eben in der Mitte jener Linie selbst gerade vor der Einfahrt in den Hafen. Da hier jedoch der Boden aus losem Sande bestand, so gedachte der erste Consul dieses dritte Fort aus starkem Holzwerk erbauen zu lassen. Ohne Verzug begannen zahlreiche Arbeiter zur Zeit der Ebbe Hunderte von Pfählen einzurammen, worauf eine Batterie von 18- und 24pfündern zu stehen kommen sollte. Diese Pfähle wurden meist unter dem Feuer der Engländer eingerammt.

Abgesehen von diesen drei in's Meer hinausragenden Punkten, welche mit der Küste von Boulogne parallel liefen, ließ der erste Consul alle nur einigermaßen vorspringende Stellen des Gestades mit Kanonen und Mörsern bedecken, und wo irgend Geschütz anzubringen war, da standen bald Kanonen vom schwersten Caliber. Weniger bedeutende aber doch auch hinlängliche Vorsichtsmaßregeln wurden für Etaples und die neuen Häfen getroffen, mit deren Ausgrabung man sich eben beschäftigte.

Dies waren die umfassenden Plane, welche der erste Consul nach Besichtigung der Localitäten und nach Berathung mit den Ingenieurs und den Officieren der Marine definitiv entwarf. Die Erbauung der Flottille schritt von den bretagnischen bis zu den holländischen Häfen rasch vorwärts; bevor man aber deren Vereinigung vor Ambleteuse, Boulogne und Etaples bewerkstelligen konnte, mußte die Ausgrabung der Bassins und die Errichtung der Forts vollendet, das Artillerie-Material nach der Küste gebracht, die Armee am Meere concentrirt und für deren Unterkommen und Bedürfnisse gesorgt sein. Man rechnete darauf daß alle diese Arbeiten zum Winter gethan sein sollten.

Von Boulogne aus ging der erste Consul nach Calais, Dünkirchen, Ostende und Antwerpen. Es lag ihm daran die letztere Hafenstadt zu sehen, um sich mit eignen Augen zu überzeugen was an den sehr verschiedenen Gerüchten Wahres sei, die ihm zu Ohren gekommen waren. Sowie er mit dem nur ihm eignen raschen und sichern Blick die Lage dieser Stadt in Augenschein genommen hatte, schwand bei ihm jeder Zweifel über die Möglichkeit Antwerpen zu einem großen Arsenal für die Flotte zu machen. Antwerpen besaß in seinen Augen ganz eigenthümliche Vorzüge; es lag der Themse gegenüber an der Schelde und stand mit Holland durch die trefflichste Binnenschifffahrt in unmittelbarer Verbindung, so daß es die reichste Niederlage von Schiffsbau-Materialien gleich zur Hand hatte. Auf dem Rhein und der Maas konnte es leicht Holz aus den Alpen, den Vogesen, dem Schwarzwald, der Wetterau und den Ardennen erhalten. Endlich mußten auch die flandrischen Arbeiter, welche eine solche Nähe natürlich anlockte, Tausende von Armen zum Schiffsbau darbieten. Daher beschloß der erste Consul, zu Antwerpen eine Flotte zu schaffen, deren Flagge beständig zwischen der Schelde und Themse wehen sollte. Dadurch verursachte er seinen von nun an unversöhnlichen Feinden, den Engländern, den allerempfindlichsten Verdruß. Sogleich ließ er das nöthige Terrain zu den geräumigen Bassins in Besitz nehmen, welche noch existiren und den Stolz der Stadt Antwerpen ausmachen. Diese sollten durch eine Schleuse der größten Art mit der Schelde in Verbindung stehen, eine ganze Kriegsflotte aufzunehmen im Stande sein und stets, wie auch der Wasserstand des Flusses wäre, 30 Fuß Wasser halten. In diesem neuen Hafen der Republik wollte der erste Consul 25 Schiffe erbauen lassen. Einstweilen, bis die Schiffbarkeit der Schelde auf's neue untersucht sei, befahl er mit dem Bau mehrerer Schiffe von 74 Kanonen den Anfang zu machen, verzichtete jedoch nicht darauf später größere erbauen zu lassen. Er hoffte aus Antwerpen einen Hafen wie Brest und Toulon zu machen, der aber eine unendlich bessere Lage hätte um England aus dem Schlummer zu rütteln.

Von Antwerpen begab er sich nach Gent und von da nach Brüssel. Der belgische Volksstamm dieser Gegend, welcher zu allen Zeiten mit seiner Regierung unzufrieden gewesen ist, zeigte sich auch in Bezug auf die französische Verwaltung ziemlich unlenksam. Das dort herrschende tiefe religiöse Gefühl machte die Verwaltung des Gottesdienstes schwieriger als sonstwo. Der erste Consul fand anfangs daselbst eine etwas kalte oder, um es richtiger auszudrücken, eine weniger enthusiastische Aufnahme als in den alten französischen Provinzen. Bald jedoch verschwand diese Kälte, als man sah wie ehrfurchtsvoll der junge General, von der Geistlichkeit umgeben und von seiner Gemahlin begleitet, welche trotz ihrer Flatterhaftigkeit die Frömmigkeit einer Frau und zwar einer Frau der alten

Regierung besaß, den religiösen Ceremonien beiwohnte. Den Erzbischof von Mecheln Roquelaure, einen anmuthsvollen Greis, empfing der erste Consul mit der äußersten Achtung, gab seiner Familie sogar beträchtliche Güter zurück, welche der Staat bisher noch sequestrirt hatte, zeigte sich in Begleitung dieses belgischen Erzbischofs nicht selten dem Volke und beseitigte durch sein Thun und Wesen glücklich das religiöse Mißtrauen des Landes. In Brüssel erwartete ihn der Cardinal Caprara. Ihre Begegnung machte den erwünschtesten Eindruck. Da sich Napoleon's Aufenthalt in dieser Stadt in die Länge zog, so kamen die Minister und der Consul Cambacérès zur Berathung hin. Auch erschienen daselbst einige Glieder des diplomatischen Corps, um beim Oberhaupte Frankreichs Audienzen zu erlangen. Auf diese Art umgeben von Ministern, Generalen, zahlreichen und glänzenden Truppen hielt der General Bonaparte in dieser Hauptstadt der Niederlande einen Hof wie ihn nur immer ein Souverän hätte halten können. Man hätte meinen sollen es sei ein deutscher Kaiser gekommen das Erbe Karl's V. zu besuchen. Die Zeit war schneller verstrichen als der erste Consul gedacht hatte. Eine Menge Geschäfte riefen ihn nach Paris zurück; da waren Befehle zu geben für die Ausführung dessen was er in Boulogne beschlossen hatte, da waren Unterhandlungen mit Europa zu pflegen welche während dieses kritischen Zustandes thätiger als je betrieben wurden. Darum verzichtete er auch für den Augenblick darauf die Rheinprovinzen zu besuchen und verschob diesen Theil seiner Rundschau auf eine zweite und zwar baldigst zu unternehmende Reise. Bevor er jedoch Brüssel verließ, erhielt er noch einen Besuch, der wegen des Mannes, welcher ihn abstattete, mit Recht große Sensation machte.

Dieser Mann war Lombard, der vertraute Geheimschreiber des Königs von Preußen. Der jugendliche Friedrich Wilhelm mißtraute ebenso sehr sich selbst als Andern und pflegte deshalb die Arbeiten seiner Minister an sich zu nehmen und einer nochmaligen Prüfung zu unterwerfen; dies that er in Gemeinschaft mit seinem Secretär Lombard, einem geist- und kenntnißreichen Manne. Durch ein so vertrautes Verhältniß zum König war Lombard in Preußen ein sehr wichtiger Mann geworden. Haugwitz, der sich geschickt jedes Einflusses zu bemächtigen wußte, hatte seine Kunst auch an Lombard nicht ohne Glück versucht, so daß der König, wenn er vom Minister zu seinem Geheimschreiber kam, hier auch wieder dieselben Ideen vorfand, nämlich die Haugwitzens. Demnach vertrat Lombard, der nach Brüssel gekommen war, beim ersten Consul den König und zugleich auch den Premier-Minister d. h. die ganze preußische Regierung, wozu freilich der Hof nicht zu rechnen war, weil dieser ausschließlich der Königin anhing und von einem andern Geiste beseelt war als die Regierung.

Lombard's Besuch in Brüssel war eine Folge der Aufregung in den Cabinetten

seit dem Wiederausbruch des Kriegs zwischen Frankreich und England. Dem preußischen Hofe bangte außerordentlich, besonders nach den jüngsten Mittheilungen des russischen Cabinets. Dieses war bekanntlich wider seinen Willen von seinen innern auf die europäischen Angelegenheiten zurückgeführt worden, wollte nun aber auch dafür eine bedeutende Rolle spielen. Es hatte sich gleich von vorn herein Mühe gegeben die beiden kriegführenden Mächte zur Annahme seiner Vermittelung zu bewegen und der französischen Republik seine Schützlinge zu empfehlen. Das Resultat dieser ersten Schritte war nicht geeignet es zufrieden zu stellen. England hatte seine Eröffnungen sehr kühl aufgenommen und sich geradezu geweigert ihm die Bewachung Malta's anzuvertrauen sowie die Feindseligkeiten bis nach der Vermittelung einzustellen. Nur die Erklärung gab es von sich das Dazwischentreten des russischen Cabinets nicht zurückweisen zu wollen, wofern die neue Unterhandlung sämmtliche europäische Angelegenheiten umfasse. Dadurch wäre demnach alles wieder in Frage gestellt worden, was die Verträge von Luneville und Amiens erledigt hatten. Die Annahme der Vermittelung unter solchen Bedingungen war weiter nichts als eine Zurückweisung derselben. Während Rußland eine solche Antwort ertheilte, nahm Frankreich die Intervention des jungen Kaisers mit der größten Artigkeit an, ließ aber dennoch unbedenklich Hannover und Neapel besetzen, für welche Rußland ein gutes Wort eingelegt hatte. Als der Hof von St. Petersburg sah, daß man auf ihn so wenig gab, wenn er England um Annahme seiner Vermittelung und Frankreich um Beschränkung des Feldes der Feindseligkeiten anging, fühlte er sich im Innersten verletzt. Daher hatte er seine Blicke auf Preußen geworfen um es zur Bildung einer dritten Partei zu veranlassen, welche den Engländern und Franzosen Gesetze vorschreiben möge, besonders aber den letztern, die noch weit mehr Unruhe verursachten als die Engländer, wenn sie gleich höflicher wären. Der Kaiser Alexander, welcher mit dem König von Preußen in Memel beisammen gewesen war, ihm bei dieser Gelegenheit ewige Freundschaft geschworen und in sich jede Art von Aehnlichkeit mit diesem jungen Monarchen in Hinsicht auf Alter, Geist und Tugenden entdeckt hatte, wechselte jetzt fleißig Briefe mit ihm und suchte ihm einzureden, sie seien für einander geschaffen und die einzigen rechtschaffenen Leute in Europa, in Wien herrsche nur Falschheit, in Paris bloß Ehrsucht und in London nichts als Geiz, sie müßten sich also eng mit einander verbinden, um Europa im Zaum zu halten und gemeinschaftlich zu regieren. Besonders hatte der jugendliche Kaiser bei seiner frühreifen Schlauheit den König von Preußen zu überreden gesucht, er lasse sich durch die Liebkosungen des ersten Consuls bethören und bringe ihm für sehr mäßige Interessen gefährliche politische Opfer; bloß seiner Nachgiebigkeit sei die Besetzung Hannovers zuzuschreiben und die Franzosen möchten ihr Vordringen auch schwerlich

darauf beschränken, indem sie eben aus dem Grunde den Engländern das Festland zu verschließen auch über Hannover hinaus und bis nach Dänemark gehen würden um den Sund in ihre Gewalt zu bekommen; dann würden aber die Engländer, wie jetzt die Elbe und Weser, auch das baltische Meer blockiren und dem Continentalhandel noch den letzten Ausweg verschließen. Diese Besorgniß, welche Rußland aussprach, konnte es nicht wirklich hegen, da der erste Consul nicht daran dachte und auch unmöglich daran denken konnte das Land bis nach Dänemark hin zu besetzen. Hannover hatte er als englisches Eigenthum besetzt, Tarent aber kraft der unbestrittenen Herrschaft Frankreichs über Italien. Jedoch über den deutschen Reichskörper wegzuschreiten und in Dänemark einzufallen war unmöglich, wenn man nicht damit anfangen wollte Preußen selbst zu erobern. Zum Glück hatte Frankreichs Politik damals noch keine solche Ausdehnung.

Rußlands Einflüsterungen waren also lügenhaft, beunruhigten aber doch den König von Preußen, den schon die Besetzung Hannovers nicht wenig gestört hatte. Letztere hatte nicht nur Klagen von Seiten der deutschen Staaten verursacht sondern auch dem preußischen Handel bedeutend geschadet, indem die Ausfuhr der Landeserzeugnisse plötzlich gehemmt worden war, sowie die Engländer Elbe und Weser geschlossen hatten. So wurde die schlesische Leinwand, welche nach Hamburg und Bremen zu gehen pflegte wo man einen ausgebreiteten Handel damit trieb, gleich am Tage der beginnenden Blockade zurückgewiesen. Die großen Kaufleute besonders in Hamburg hatten mit einer Art von Bosheit allen und jeden Verkehr von der Hand gewiesen, um den preußischen Hof mehr zu stacheln und ihm die Uebelstände einer Besetzung Hannovers lebhafter fühlen zu lassen, da einzig und allein wegen der letztern die Elbe und Weser geschlossen worden waren. Dadurch erlitten nun die vornehmsten Herren in Preußen unermeßliche Verluste. So hatte namentlich Haugwitz die Hälfte seiner Revenüen verloren, was ihm aber die Ruhe durchaus nicht raubte, die einen von den Vorzügen seines politischen Genies ausmachte. Der König war von Schlesien mit Klagen bestürmt worden und hatte dieser Provinz eine Million Thaler (4 Millionen Francs) vorstrecken müssen, ein sehr bedeutendes Opfer für einen sparsamen Fürsten, welcher sich eifrig bestrebte den Schatz des großen Friedrich wiederzustellen. Eben jetzt verlangte man noch einmal so viel von ihm.

Beunruhigt durch die Einflüsterungen Rußlands und die Klagen des preußischen Handelsstandes, schwebte König Friedrich Wilhelm in der Besorgniß, am Ende gar, wofern er sich durch jene Einflüsterungen und Klagen hinreißen lasse, in feindliche Verbindungen gegen Frankreich verwickelt zu werden, und dies hätte seine ganze Politik über den Haufen geworfen, welche seit einigen Jahren auf der französischen Allianz beruhte. Um aus dieser peinlichen Spannung zu

kommen, hatte er eben Lombard nach Brüssel gesandt. Dieser war beauftragt den jungen General genau zu beobachten, damit er dessen Absichten ergründe und sich überzeuge, ob es wirklich, wie man in Petersburg sagte, auf eine Ausdehnung der Besetzungen bis nach Dänemark abgesehen sei und ob es denn, wie man gleichfalls in Petersburg sagte, in der That so gefährlich sei diesem außerordentlichen Manne zu trauen. Zugleich sollte es Lombard sich angelegen sein lassen einige Zugeständnisse in Bezug auf Hannover zu erlangen. König Friedrich Wilhelm hätte es gern gesehen, wenn man das Truppencorps, welches dieses Königreich besetzt hielt, auf einige tausend Mann vermindert hätte, wodurch den wirklichen oder erheuchelten Besorgnissen entsprochen worden wäre, welche von der Anwesenheit der Franzosen in Deutschland herrühren sollten. Ferner hätte er gewünscht, daß ein kleiner an der Mündung der Elbe gelegener Hafen geräumt würde, nämlich Curhaven. Dieser kleine Hafen, welcher gerade am Eingange in die Elbe liegt, gehörte dem Namen nach den Hamburgern, diente aber in der That den Engländern dazu ihren Handel fortsetzen zu können. Hätte man ihn als Hamburgisches Gebiet unbesetzt lassen wollen, so würden die Engländer dort Handel getrieben haben wie im tiefsten Frieden. Demnach wäre der Zweck, welchen Frankreich verfolgte, verfehlt worden, und dies war so offenbar daß Preußen, als es im Jahr 1800 Hannover wegnahm, auch Curhaven besetzte.

Für diese beiden Concessionen erbot sich der König von Preußen ein Neutralitätssystem im Norden aufzurichten, welches als Nachahmung der frühern preußischen Neutralität außer Preußen und Nord-Deutschland auch noch andre deutsche Staaten und vielleicht sogar Rußland umfassen sollte; so schmeichelte sich wenigstens der König Friedrich Wilhelm. Auf diese Art, meinte dieser Monarch, könne Frankreich darauf bauen daß der Continent regungslos bleibe und ihm also bei der Entwickelung seiner Streitmittel gegen England freie Hand lasse, und dies verdiene doch einige Opfer von seiner Seite. Dies waren die verschiedenen Gegenstände, welche man Lombard's Umsicht anvertraut hatte.

Als dieser Secretär des Königs von Berlin nach Brüssel abreis'te, nahm er von Haugwitz warme Empfehlungen an Talleyrand mit auf den Weg. Er fühlte lebhaft die Ehre dem ersten Consul zu nahen und sich mit ihm zu unterhalten. Da man diesem hinterbracht hatte, in welcher Stimmung Lombard ankam, so empfing er ihn auf's glänzendste und wählte das beste Mittel sich Eingang bei ihm zu verschaffen, indem er ihm nämlich mit einem unbegrenzten Vertrauen, mit der Enthüllung selbst seiner geheimsten Gedanken schmeichelte. Uebrigens konnte er sich in diesem Augenblicke ganz zeigen wie er war, ohne etwas dabei zu verlieren, und that dies mit hinreißender Offenheit und Wortfülle. Nicht das kleinste Ländchen weiter, sagte er zu Lombard, wolle er auf dem Continente

haben, sondern nur das was die Mächte durch offenbare oder geheime Verträge Frankreich zuerkannt hätten, nämlich den Rhein, die Alpen, Piemont, Parma und die Aufrechthaltung der gegenwärtigen Verhältnisse zur italiänischen Republik und zu Hetrurien; die Unabhängigkeit Hollands und der Schweiz sei er anzuerkennen bereit; auch habe er sich fest entschlossen sich nach dem Receß von 1803 nicht mehr in die deutschen Angelegenheiten zu mischen; er strebe einzig und allein danach den Despotismus der Engländer zur See abzustellen, welcher Andern doch gewiß ebenso unerträglich sein müsse als ihm, da sich Preußen, Rußland, Schweden und Dänemark zweimal (1780 und 1800) zu dessen Unterdrückung verbunden hätten; ihn bei Lösung dieser Aufgabe zu unterstützen komme Preußen zu als Frankreichs natürlichem Bundesgenossen, dem letzteres seit einer Reihe von Jahren große Dienste geleistet, dem es noch größere zu leisten verheißen habe; wenn er einen Sieg, aber einen vollständigen Sieg davontrage, was könne er da nicht alles für Preußen thun? Habe er nicht Hannover in Händen, diese so natürliche und nothwendige Vervollständigung des preußischen Gebiets? Und wäre dies nicht eine sichere und preiswürdige Vergeltung der Freundschaft welche ihm König Friedrich Wilhelm unter den gegenwärtigen Umständen erweise? Um aber siegreich und dankbar sein zu können, müsse er wirksam unterstützt werden; eine schwankende Willenskraft und eine mehr oder minder ausgedehnte Neutralität wären für ihn nur eine sehr mäßige Unterstützung; man müsse ihm die deutschen Küsten vollständig verschließen helfen, einige augenblickliche Leiden ertragen und sich durch einen offenbaren und positiven Allianztractat mit Frankreich verbinden; was man seit 1795 die preußische Neutralität nenne, genüge nicht den Continentalfrieden zu sichern; um diesen Frieden mit Gewißheit zu erhalten, sei eine ausdrückliche und öffentliche Offensiv- und Defensiv-Allianz zwischen Preußen und Frankreich nöthig; dann werde sich keine von den Continentalmächten unterstehen einen Plan zu entwerfen; England stehe dann offenbar allein und sei auf das Ringen mit der Armee von Boulogne beschränkt; komme aber zu der Aussicht auf einen solchen Kampf noch die Verschließung der europäischen Märkte, so werde es sich entweder zur Nachgiebigkeit gezwungen sehen oder durch die furchtbare Expedition zermalmt werden, wozu man sich an den Ufern des Canals rüste; dazu aber, sagte der erste Consul wiederholt, sei eine wirksame Allianz, eine ernste und vollständige Mitwirkung Preußens bei Frankreichs Entwürfen unerläßlich; dann werde ihm sein Vorhaben gelingen, dann werde er seinen Alliirten mit Wohlthaten überhäufen und ihm etwas schenken können, was dieser zwar nicht verlange aber doch im Grund des Herzens eifrig begehre, nämlich Hannover.

Durch die Offenheit und Herzlichkeit seiner Erklärungen, durch den blendenden Glanz seines Geistes hatte der erste Consul den Secretär Lombard nicht,

es eine feindselige Faction in Berlin bald auslegte, bethört sondern überzeugt und hingerissen. Zuletzt hatte er ihm die Ueberzeugung eingeflößt, daß er nichts gegen Deutschland im Schilde führe, sondern einzig und allein nach Mitteln strebe wirksam gegen England auftreten zu können, daß aber Preußen, wenn es offen und ehrlich mitwirkte, eine herrliche Vergrößerung winke. Was die Concessionen betrifft, um welche Lombard anhalten sollte, so hatte ihm der erste Consul die damit verknüpften großen Uebelstände vor Augen geführt; denn den brittischen Handel frei lassen, während man einen Krieg führe, welcher bis zu der so ungewissen Zeit einer Landung England gar nichts schaden könne, heiße diesem alle Vortheile des Kampfes zugestehen. Nun ging der erste Consul sogar so weit, daß er sich bereit erklärte den gedrückten schlesischen Handelsstand aus der französischen Staatskasse zu entschädigen. Auch zeigte er sich nicht abgeneigt, zu diesem Zwecke, falls Preußen sich zu einer Offensiv- und Defensiv-Allianz herbeilasse, theilweise die von König Friedrich Wilhelm begehrten Zugeständnisse zu gewähren.

Ueberzeugt, geblendet und bezaubert durch die Vertraulichkeit des großen Mannes, auf dessen geringste Aufmerksamkeiten selbst Fürsten stolz waren, ging Lombard wieder nach Berlin zurück; es drängte ihn seinen Gebieter und den Minister Haugwitz der Gefühle theilhaftig zu machen, welche ihn selbst erfüllten.

Nachdem der erste Consul in Brüssel einen so glänzenden Hof gehalten hatte und da ihn in Flandern nichts mehr zurückhielt, so lange die an den Küsten eingeleiteten Arbeiten noch nicht weiter vorgerückt waren, reis'te er wieder nach Paris zurück, wo er in Bezug auf Verwaltung und Diplomatie alle Hände voll zu thun fand. Er ging über Lüttich, Namur und Sedan, ward überall mit Enthusiasmus aufgenommmen und traf in den ersten Tagen des August wieder zu St. Cloud ein.

Während er von Paris aus fortwährend Befehle für die Ausrüstung seiner großen Expedition erließ, drängte es ihn auch sein Verhältniß zu den großen Continentalmächten klar zu machen und definitiv festzustellen. In den Besorgnissen Preußens hatte er den russischen Einfluß deutlich wahrgenommen; denselben merkte er auch anderwärts und namentlich zu Madrid, wo er auf Böswilligkeit stieß. Das spanische Cabinet lehnte es nämlich ab sich über die Ausführung des Vertrags von St. Ildefonso zu erklären, indem es sagte, man müsse, bevor man einen entscheidenden Entschluß fasse, erst das Resultat der russischen Vermittelung abwarten, weil dadurch leicht noch ein friedlicher Ausgang erzielt werden möge. Auch noch durch andre Umstände war der erste Consul unangenehm berührt worden, namentlich durch Rußlands offenbare Parteilichkeit bei dem eben unternommenen Vermittelungsversuche. Napoleon hatte diese Vermittelung mit der größten

Artigkeit angenommen, England aber allerhand Schwierigkeiten dagegen erhoben, indem es bald Malta den Händen der vermittelnden Macht nicht anvertrauen wollte bald sich in endlose Argumentationen über den Umfang der Unterhandlung ergoß; dennoch neigte sich die russische Diplomatie mehr England als Frankreich zu und schien ebenso wenig die Artigkeit der einen als die Böswilligkeit der andern Macht zu beachten. Durch die neuerdings aus St. Petersburg eingetroffenen Vorschläge wurde diese Gesinnung völlig offenbar. Rußland erklärte, seiner Ansicht zufolge habe England allerdings Malta an den Johanniterorden zurückzugeben, dafür aber habe man ihm schicklicherweise die Insel Lampedusa einzuräumen; außerdem müsse Frankreich den König von Sardinien entschädigen, die Unabhängigkeit seiner Nachbarstaaten anerkennen und achten, nicht bloß Tarent und Hannover sondern auch das Königreich Hetrurien, die italiänische Republik, die Schweiz und Holland räumen, um keinen Fuß wieder über die Grenze dieser Länder zu setzen.

Diese Bedingungen waren in gewisser Rücksicht annehmlich, aber in jeder andern Beziehung völlig unzulässig. Wollte man den Engländern Lampedusa zum Ersatz für Malta geben, so hätten sie daraus jedenfalls vermittelst ihres Geldes, woran es ihnen nie fehlte, baldigst ein zweites Gibraltar im Mittelmeere gemacht. Aus Friedensliebe hätte der erste Consul beinahe in die Abtretung des Inselchens gewilligt. Jetzt aber mitten im Kriegslaufe und voll Siegeshoffnung mochte er nichts mehr von einem solchen Opfer wissen. Den König von Piemont zu entschädigen hatte für ihn keine Schwierigkeit, und er war nicht abgeneigt diesem Zwecke Parma oder ein Aequivalent zu widmen. Nach Wiederherstellung des Friedens Tarent und Hannover zu räumen war eine natürliche Folge des Friedensschlusses selbst. Aber ihm die Räumung der italiänischen Republik, welche keine Armee hatte, sowie die Hollands und der Schweiz anzusinnen, welche sofort von einer Contrerevolution bedroht waren wenn die französischen Truppen abzogen, dies hieß den Feinden Frankreichs die Staaten preisgeben, worüber man nach zehnjährigen glorreichen Kämpfen zu verfügen berechtigt war. Auf solche Bedingungen konnte sich der erste Consul nicht einlassen. Was ihn noch mehr bewog die Vermittelung nicht weiter gedeihen zu lassen, war die Form unter welcher man sie antrug. Wohl hatte sich der erste Consul den jungen Kaiser selbst als höchsten Schiedsrichter gefallen lassen, wider dessen Ausspruch keine Appellation stattfinden sollte, denn so machte er es diesem Monarchen zur Ehrensache gerecht zu sein und verschaffte sich zugleich die Gewißheit bald an ein Ende zu kommen. Wenn er sich aber mit den parteiischen russischen Agenten befassen wollte, die insgesammt England zugethan waren, so hätte er sich in eine nachtheilige und endlose Unterhandlung verwickelt.

Nachdem er daher die Vorschläge Rußlands durchgesprochen und deren theilweise

Ungerechtigkeit und Gefährlichkeit dargelegt hatte, erklärte er sich wohl immer noch bereit den schiedsrichterlichen Spruch des Czaren selbst anzunehmen, nicht aber eine von dessen Cabinet betriebene Unterhandlung, die sich für Frankreich gar nicht sonderlich freundschaftlich und so verwickelt gestalte daß man kein Ende absehen könne; er danke dem Petersburger Cabinet für seine guten Dienste, verzichte jedoch darauf noch ferner Gebrauch davon zu machen, indem er es dem Kriege zu überlassen gedenke den Frieden herbeizuführen. Die Erklärung des ersten Consuls endigte sich mit folgenden Worten, die ganz das Gepränge seines Charakters tragen: „Der erste Consul hat alles gethan um den Frieden zu erhalten. Da seine Bemühungen vergeblich waren, so mußte es ihm klar werden, daß im Buche des Schicksals der Krieg geschrieben stehe. Ja, er wird Krieg führen und nicht vor einer hochmüthigen Nation zurückweichen, die es seit zwanzig Jahren bei allen Mächten dahin brachte vor ihr zurückzuweichen." (Vom 29. August 1803.)

Mit Markoff wurden nun keine Umstände weiter gemacht; übrigens hatte er wegen seiner Sprache und Haltung in Paris auch keine bessere Behandlung verdient. Stets pflichtete er England bei und billigte fortwährend was es that oder beanspruchte, dagegen suchte er ganz offen Frankreich und dessen Regierung herabzusetzen. Wenn man ihm sagte, auf diese Art richte er sich ja nicht nach den wenigstens anscheinenden Absichten seines Gebieters, der eine strenge Unparteilichkeit zwischen Frankreich und England anspreche, so antwortete er, der Kaiser habe seine Meinung, aber die Russen hätten die ihrige auch. Es war zu besorgen daß er sich bald ein Ungewitter zuziehe wie es über den Lord Withworth hereingebrochen war, ja ein noch weit schlimmeres weil der erste Consul gegen Markoff nicht die Achtung empfand die er gegen den Lord Withworth hegte.

Sowie erst der Faden dieser zweideutigen Vermittelung abgeschnitten war, wodurch indessen kein Bruch mit Rußland erfolgte, wollte der erste Consul auch Spanien zwingen sich darüber auszusprechen wie es den Vertrag von St. Ildefonso zu vollziehen gedächte. Es fragte sich ob es am Kriege theilnehmen oder neutral bleiben und Frankreich statt der Mannschaften und Schiffe nur Subsidien liefern wolle. Der erste Consul konnte sich seiner Expedition nicht völlig hingeben, so lange diese Frage noch nicht gelöst war.

Es widerstand Spanien außerordentlich eine bestimmte Erklärung von sich zu geben, und so gerieth es wieder in eine sehr üble Stimmung gegen Frankreich. Freilich war es eine lästige Sache einer benachbarten Macht bei jedem Wechsel ihrer Politik zu folgen; dadurch aber daß Spanien sich durch die Bande einer Offensiv- und Defensiv-Allianz an Frankreich knüpfte, hatte es eine positive Verpflichtung übernommen, deren Folgen es sich nun unmöglich entziehen konnte.

Aber auch abgesehen von einer solchen Verpflichtung mußte diese Macht doch schmählich entartet sein sich zu einer Zeit fern halten zu wollen, wo es darauf hinaus ging die Frage über die Suprematie auf dem Meere zum letzten Male zu verhandeln. Trug England den Sieg davon, so lag es auf der Hand, daß es für Spanien weder Handel noch Colonien noch Galionen, kurz daß es nichts mehr gab was seit drei Jahrhunderten seine Größe und seinen Reichthum ausgemacht hatte. Wenn es der erste Consul zum Handeln drängte, so trieb er es nicht allein an, einer ausdrücklichen Verbindlichkeit nachzukommen sondern auch seine heiligsten Pflichten gegen sich selbst zu erfüllen. Dessen gegenwärtige Ohnmacht berücksichtigend ließ es Napoleon neutral bleiben und ermöglichte ihm dadurch die Beziehung der mexicanischen Piaster, nur sollte es einen Theil derselben für den zum gemeinschaftlichen Nutzen unternommenen Krieg hergeben, sich also, um es kurz zu sagen, bei Verfechtung der Freiheit des Meeres mit Geld abfinden, da es nicht im Stande war für diesen Zweck sein Blut zu opfern.

Unser Verhältniß zu Spanien, welches bekanntlich durch die portugiesischen Angelegenheiten ziemlich flau geworden war, hatte sich dann bei der Thronerledigung im Herzogthum Parma zwar etwas besser gestaltet, aber hierauf wieder so sehr verschlimmert, daß man es wohl feindselig nennen konnte. Man jammerte in Madrid unaufhörlich darüber, daß man Louisiana für das Königreich Hetrurien hingegeben hatte, welches nur dem Namen nach existire, indem es bei seiner Unfähigkeit sich selbst zu schützen von französischen Truppen bewacht werde. Besonders hielt man sich über die Abtretung Louisiana's an die vereinigten Staaten auf. Wollte Frankreich diese werthvolle Colonie einmal veräußern, sagte man, so mußte man sich an den König von Spanien und nicht an die Amerikaner wenden, welche für Mexico gefährliche Nachbarn werden würden; hätte Frankreich diese Colonie an Karl IV. zurückgegeben, so würde dieser schon dafür gesorgt haben sie weder den Amerikanern noch den Engländern in die Hände fallen zu lassen. Es war doch gewiß lächerlich, wenn Leute, die eben mit dem Verlust von Mexico, Peru und ganz Südamerika bedroht waren, sich brüsteten Louisiana behaupten zu können, das weder seinen Sitten noch seinem Geist noch seiner Sprache nach spanisch war. Aber aus dieser Veräußerung Louisiana's machte man zu Madrid einen bedeutenden Beschwerdepunkt gegen Frankreich, und zwar einen so bedeutenden daß man sich jeder Verpflichtung gegen dasselbe für überhoben erachtete. Der wahre Grund dieses Grolles lag darin, daß der erste Consul das Herzogthum Parma nicht zum Königreich Hetrurien schlagen wollte, was er übrigens vor der Hand gar nicht einmal konnte, da er etwas Land zur Entschädigung des Königs von Piemont bedurfte, die seit einiger Zeit so dringend verlangt wurde; übrigens war Florida nach der Abtretung Louisiana's nicht mehr ein annehmbarer Gegenstand

zur Vertauschung. Doch das Madrider Cabinet blieb nicht dabei stehen gegen Frankreich zu grollen, sondern hatte sich schon sehr arge Schritte erlaubt. Mit unserm Handel war man auf nichtswürdige Weise umgesprungen. Angeblich waren Fahrzeuge in Beschlag genommen und deren Mannschaften nach den afrikanischen Presidios geschickt worden. Keine Reclamation unsrer Landsleute ward beachtet und der Gesandte erhielt auf keine Frage eine Antwort mehr. Um das Maß der Beleidigungen voll zu machen, hatte man so eben auf dem Ankerplatze bei Algesiras und Cadix sogar im Bereich der spanischen Kanonen französische Schiffe wegnehmen lassen; dies war schon, abgesehen von jedem Bündniß, eine schmähliche Gebietsverletzung die man nicht leiden durfte. Die nach Coruña geflüchtete Flotte war unter dem Vorgeben daß sie Quarantäne halten müsse nicht auf dem Ankerplatze zugelassen worden, wo sie in Sicherheit gelegen hätte. Aus Mangel der unentbehrlichsten Hülfe und besonders der wohlthätigen Landluft mußte die Mannschaft an Bord der Schiffe umkommen. Bevor sich dieses von einer englischen Flotte blockirte Geschwader erholt, bevor man es bedeutend ausgebessert, bevor man ihm neuen Proviant und Schießbedarf verschafft hatte, konnte es nicht wieder in See gehen. Alles dies enthielt man ihm vor, auch wenn es mit baarem Gelde bezahlt werden sollte. Um einem so trotzigen Benehmen die Krone aufzusetzen, sorgte man endlich, während die spanische Flotte im kläglichsten Verfall blieb, auch noch auf befremdende Weise für die Landarmee und organisirte die Milizen, als ob man sich zu einem Nationalkriege gegen Frankreich hätte rüsten wollen.

Wodurch mochte wohl der einfältige Günstling, dessen Herrschaft Ludwig's XIV. edles Blut schändete und eine wackre Nation der schimpflichsten Ohnmacht dahingab, dem Abgrunde so unaufhaltsam entgegengetrieben werden? Das rührte bei diesem elenden Usurpator des spanischen Königthums von Inconsequenz im Denken, verletzter Eitelkeit, Trägheit und Unverstand her. Früher hatte er sich Frankreich zugeneigt, und nun gab schon sein Wankelmuth einen hinlänglichen Grund ab es mit England zu halten. Der erste Consul hatte ihm seine Verachtung nicht verhehlen können, während ihn dagegen die englischen und russischen Agenten mit Schmeicheleien überhäuften; ferner verlangte Frankreich von ihm gar Muth, Thätigkeit und eine gute Verwaltung der spanischen Angelegenheiten; dies bewog ihn mehr als zu sehr zur Verabscheuung eines so anspruchsvollen Bundesgenossen. „Dem Dinge," hatte Napoleon gesagt, „wird ein Donnerschlag ein Ende machen!" So sah man in dem schwarzen Gewölk, das sich über den alten spanischen Königsthron heranzuziehen begann, schon das unheilschwangere Wetterleuchten, welches dem zündenden Blitzstrahle vorausging.

Unter den Lagern am Gestade des Oceans wurde das sechste bei Bayonne aufgeschlagen. Man hatte die Rüstungen so eifrig betrieben, daß bald eine wirkliche

Armee beisammen war. Eine weitere Truppenvereinigung fand an den Ost-Pyrenäen statt. Zum Oberbefehlshaber dieser verschiedenen Truppencorps ward Augereau gemacht. Nun erhielt der französische Gesandte Befehl den spanischen Hof um Abstellung aller Beschwerden anzugehen die man gegen ihn zu erheben hatte, d. h. um Losgebung der in Haft gehaltenen Franzosen sowie um eine Schadloshaltung für die Verluste welche dieselben erlitten hätten, ferner um Bestrafung der Commandanten in den Forts von Algesiras und Cadix welche im Bereich ihrer Kanonen französische Schiffe hatten wegnehmen lassen, dann um Zurückgabe der in Beschlag genommenen Fahrzeuge, um Zulassung des nach Coruña geflüchteten Geschwaders in den Bassins von Ferrol sowie um dessen sofortige Ausbesserung und Verproviantirung unter Vorbehalt einer unverzüglichen Abrechnung mit Frankreich, um Entlassung sämmtlicher Milizen und endlich nach Spaniens eigner Wahl entweder um Festsetzung einer Subsidienzahlung oder Ausrüstung der im Vertrage von St. Ildefonso zugesagten 15 Schiffe und 24,000 Mann. Diese ausdrückliche Willensmeinung sollte der General Beurnonville dem Friedensfürsten verkünden und ihm sagen, wenn der Madrider Hof in seinem thörichten und strafbaren Benehmen verharre, so werde die gerechte Entrüstung der französischen Regierung gegen ihn gerichtet sein, so werde man die Grenze überschreiten und Spaniens König und Volk das schmähliche Joch vor Augen stellen, worunter sie sich gebeugt hätten und wovon man sie zu befreien gekommen sei. Würde aber eine solche Erklärung beim Friedensfürsten nichts fruchten, so sollte der General Beurnonville um eine Audienz beim König und seiner Gemahlin anhalten, ihnen wiederholen was er dem Friedensfürsten gesagt hatte und, wofern man ihm nicht Gerechtigkeit widerfahren lasse, vom Hofe wegbleiben bis neue Depeschen von Paris eingetroffen wären.

Da dem General Beurnonville sehr daran gelegen war so unerträglichen Beleidigungen ein Ziel zu setzen, so begab er sich eiligst zum Friedensfürsten und sagte ihm die harten Wahrheiten welche er bei ihm vorzubringen beauftragt war; um ihm aber keinen Zweifel über den Ernst dieser Drohungen zu lassen, legte er ihm mehrere Stellen aus den Depeschen des ersten Consuls vor Augen. Der Friedensfürst erbleichte und weinte einige Thränen, dann war er bald kriechend bald anmaßend und zuletzt gab er die Erklärung von sich, Azara habe Auftrag sich mit Talleyrand in Paris zu verständigen, auch gehe ihn, den Friedensfürsten, die Sache gar nichts an und dadurch, daß er den französischen Gesandten anhöre, falle er schon aus seiner Rolle, indem er bloß Generalissimus der spanischen Armeen und mit keinem andern Geschäft im Staate beauftragt sei; habe man demnach eine Erklärung zu machen, so müsse man diese nicht bei ihm sondern beim Minister der auswärtigen Angelegenheiten anbringen. Er weigerte sich

sogar eine Note anzunehmen, welche ihm der General Beurnonville am Schlusse dieser Conferenz einhändigen wollte. Dies war dem General gar zu arg; er sagte zu ihm: „Herr Fürst, in Ihrem Vorzimmer stehen funfzig Leute; diese werde ich zu Zeugen nehmen daß Sie sich weigern eine für den Dienst Ihres Königs wichtige Note anzunehmen, um dadurch zu constatiren daß es an Ihnen und nicht an mir lag, wenn ich meiner Pflicht nicht nachzukommen vermochte." Es wurde dem Friedensfürsten angst; er nahm die Note an und der General Beurnonville ging seiner Wege.

Der General, unser Gesandter, wollte seinen Instructionen gern in ihrem ganzen Umfange nachkommen und den König nebst der Königin sprechen; er fand sie überrascht, ja bestürzt, als ob sie nichts von allem begriffen was vorging; auch sie sagten, dem Chevalier Azara seien eben Instructionen zugegangen alles mit dem ersten Consul in Ordnung zu bringen. Da verließ unser Gesandter den Hof, brach selbst alle Verbindung mit den spanischen Ministern ab und meldete schleunigst seiner Regierung was er gethan und wie wenig er ausgerichtet hatte.

Azara hatte allerdings eine Mittheilung erhalten, sie war aber befremdend, unpassend und ihm höchst unangenehm. Dieser geistreiche und staatskluge Spanier war ein aufrichtiger Anhänger der spanisch-französischen Allianz und seit den italiänischen Kriegen, wo er den Versöhner zwischen der französischen Armee und dem heiligen Vater gespielt hatte, Napoleon's persönlicher Freund. Unglücklicherweise verhehlte er nicht genug den Widerwillen und die Betrübniß, die er über den Zustand des spanischen Hofs empfand, und dieser gab nun die Mißachtung, worin er stand, dem Gesandten schuld, welchem sie doch selbst so sehr zu Herzen ging. Nach den ihm so eben von Madrid zugekommenen Depeschen war er der demüthige Diener des ersten Consuls, setzte seinen Hof von nichts in Kenntniß und verstand keine fremde Forderung von ihm abzuwenden. Man erklärte ihm selbst geradezu, wenn es dem ersten Consul nicht so sehr darauf angekommen wäre ihn in Paris zu behalten, so würde man einen andern Repräsentanten gewählt haben. So forderte man ihn auf, seine Entlassung zu nehmen, ohne daß man den Muth hatte sie ihm zu geben. Zuletzt erhielt er noch den Auftrag Frankreich eine monatliche Subsidienzahlung von $2^1/_2$ Millionen anzubieten und dabei die Erklärung abzugeben, dies sei alles was Spanien thun könne, mehr zu zahlen sei es durchaus nicht im Stande. Azara theilte dem ersten Consul diesen Vorschlag mit und schickte dann durch einen Courier sein Entlassungsgesuch nach Madrid ein.

Der erste Consul ließ den Gesandtschaftssecretär Hermann zu sich kommen, der mit dem Friedensfürsten in persönlicher Verbindung gestanden hatte, und über-

trug ihm die Ausrichtung seiner Befehle in Madrid. Hermann sollte dem Fürsten andeuten, er müsse sich entweder fügen oder sich auf einen unverzüglichen Sturz gefaßt machen, wozu Hermann die Mittel schon im Portefeuille hatte und womit es sich so verhielt: Napoleon hatte einen Brief an den König geschrieben, worin er diesem armen Monarchen das Mißgeschick und die Schmach seiner Krone vor Augen stellte, doch aber so schonend daß er ihn nicht sowohl verletzte als das Gefühl seiner Würde in ihm zu erwecken suchte. Hierauf that er ihm kund, er müsse entweder den Günstling entfernen oder des sofortigen Einrückens einer französischen Armee gewärtig sein. Würde der Friedensfürst nach einer Besprechung mit Hermann Frankreich nicht augenblicklich Genugthuung geben, ohne noch fernere Ausflüchte zu suchen oder auf's neue nach Paris zu verweisen, so sollte der General Beurnonville um eine feierliche Audienz bei Karl IV. nachsuchen und ihm den zermalmenden Brief des ersten Consuls eigenhändig überreichen. Wäre 24 Stunden später der Friedensfürst noch nicht fortgeschickt, so hatte Beurnonville Befehl Madrid zu verlassen und dem General Augereau die Weisung zum Ueberschreiten der Grenze zu ertheilen.

Hermann hatte seine Reise nach Madrid möglichst beeilt. Er sprach den Friedensfürsten, that ihm Napoleon's Willen kund und fand ihn jetzt nicht anmaßend und kriechend sondern bloß kriechend. Ein spanischer Minister, der sich bewußt gewesen wäre die Interessen seines Vaterlandes zu verfechten und seinen König, statt ihn mit Schmach zu bedecken, würdig zu vertreten, hätte eher seinen Fall und alles verschmerzt, ja sich eher dem Tode dahingegeben als ein fremde Macht so auftreten lassen. Aber der Friedensfürst konnte bei seiner schmachvollen Stellung gar nicht energisch handeln. Er fügte sich und versicherte auf sein Ehrenwort, man habe so eben Azara auf's neue instruirt und Vollmacht ertheilt in alles zu willigen was der erste Consul verlangte. Diese Antwort wurde dem General Beurnonville gemeldet. Da dieser Befehl hatte, eine unverzügliche Lösung der Frage zu fordern und sich nicht mit einer abermaligen Verweisung nach Paris hinhalten zu lassen, so erklärte er dem Fürsten, er habe die ausdrückliche Instruction seinen Worten nicht zu glauben, sondern entweder in Madrid selbst seine Unterschrift zum Rücktritt zu erlangen oder den verhängnißvollen Brief dem König zu überreichen. Der Friedensfürst wiederholte seine trübselige Erklärung es werde jetzt alles in Paris nach dem Willen des ersten Consuls abgemacht. Dieser jammervolle Hof glaubte seine Ehre zu retten, wenn er Azara die traurige Rolle überließe sich dem Willen des ersten Consuls zu unterwerfen und so das Schauspiel seiner Demüthigung zweihundert Meilen weit von sich verlegte. Da fühlte sich der General Beurnonville gedrungen dem König den Brief des ersten Consuls zu übergeben. Zwar hätten nun die Lenker

des königlichen Willens, nämlich die Königin und der Fürst, die Audienz hintertreiben können, dann aber würde ein Courier dem General Augereau die Weisung überbracht haben in Spanien einzurücken. Sie wußten jedoch auf andre Weise Rath zu schaffen, indem sie Karl IV. den Rath ertheilten den Brief anzunehmen, ihn aber überredeten denselben nicht zu öffnen, weil Ausdrücke darin vorkämen die er würde übelnehmen müssen. Sie bemühten sich ihm einzureden, dadurch daß er den Brief annehme, verhüte er das Einrücken der französischen Armee, und dadurch daß er ihn nicht öffne, sichre er seine Würde. So wurde es gemacht. Der General Beurnonville erhielt Zutritt im Escurial beim König und der Königin, aber in Abwesenheit des Friedensfürsten den er nicht zu dulden Befehl hatte, und überreichte dem spanischen Monarchen die niederschlagende Anzeige die er mitgebracht hatte. Mit einer Unbefangenheit, die von seiner Unkenntniß zeugte, sprach Karl IV. zum Botschafter: „Ich nehme das Schreiben des ersten Consuls an weil es sich nicht anders thun läßt, werde es aber bald uneröffnet zurückgeben. Schon nach ein paar Tagen werden Sie erfahren daß Ihr Schritt unnöthig war, indem Azara Auftrag hatte in Paris alles abzumachen. Ich schätze den ersten Consul, will gern sein treuer Bundesgenosse bleiben und ihm alle Hülfe gewähren worüber meine Krone verfügen kann." Nach Ertheilung dieser officiellen Antwort verfiel der König wieder in einen des Throns und der gegenwärtigen Lage ganz unwürdigen Ton der Vertraulichkeit, sprach von der Lebhaftigkeit seines Freundes des Generals Bonaparte in so platten Ausdrücken, daß man dabei in Verlegenheit gerathen mußte, und verkündete seinen Entschluß ihm alles zu verzeihen um die Einigkeit der beiden Höfe nicht zu stören. Ganz bestürzt und voll Schmerz über einen solchen Auftritt entfernte sich der Gesandte, glaubte aber doch einen neuen Courier aus Paris abwarten zu müssen, bevor er dem General Augereau die Weisung zum Einrücken zugehen ließe.

Diesmal hatte der Friedensfürst die Wahrheit gesagt; Azara war wirklich mit den nöthigen Vollmachten versehen die vom ersten Consul vorgeschriebenen Bedingungen zu unterzeichnen. Man verstand sich dahin, daß Spanien neutral bleiben und statt der im Vertrage von St. Ildefonso stipulirten Beihülfe an Frankreich eine monatliche Subsidienzahlung von 6 Millionen leisten sollte, wovon ein Drittel zur Regulirung der zwischen beiden Regierungen bestehenden Rechnungen zurückbehalten werden möge; die vier seit dem Beginn des Kriegs verfallenen Monatszahlungen im Betrage von 16 Millionen sollte es jedoch auf einmal entrichten. Ein Agent mit Namen Hervas, der in Paris die finanziellen Angelegenheiten des Madrider Hofs zu besorgen hatte, sollte sich nach Holland begeben um bei dem Hause Hope gegen die aus Mexico zu beziehenden Piaster

eine Anleihe zu machen. Sobald indessen England an Spanien den Krieg erklärte, sollte die Subsidienzahlung aufhören. Für einen solchen Beistand sollte Frankreich, wenn die Entwürfe des ersten Consuls gegen England einen glücklichen Ausgang hätten, seinem Verbündeten zunächst Trinidad und dann im Fall eines vollständigen Triumphes die berühmte Festung Gibraltar wieder verschaffen.

Nach Unterzeichnung dieser Convention blieb Azara nichts desto weniger dabei seine Entlassung zu nehmen, obgleich er kein Vermögen und überhaupt kein Mittel in Händen hatte um sich in seinem frühzeitigen Ruhestande erquicken zu können. Einige Monate später starb er zu Paris. Der Friedensfürst erniedrigte sich nun auch noch so sehr daß er seinen Agenten Hervas brieflich beauftragte die von ihm sogenannten persönlichen Angelegenheiten mit dem ersten Consul zu ordnen. Was auch immer vorgegangen sein mochte, in seinen Augen war es nichts als ein Mißverständniß, eine von jenen kleinen Häkeleien, wie sie unter Leuten, die sich lieb haben, wohl vorzukommen und unter ihnen die Freundschaft nur anzufrischen pflegen. So war nun dieser Mann, einen so starken und erhabenen Charakter zeigte er!

Es war Herbst. Die schlechte Jahreszeit nahte heran und mit ihr die Nebel und langen Winternächte als eine von den drei Gelegenheiten zur Ueberschreitung der Meerenge welche man für die besten hielt. Auch beschäftigte sich der erste Consul unabläßig mit seinem großen Vorhaben. Die Beendigung des Zwistes mit Spanien war ihm sehr gelegen gekommen, nicht nur weil ihm Geld zufloß sondern auch weil ihm Truppen disponibel wurden. Die an den Pyrenäen zusammengezogenen Abtheilungen wurden aufgelöst und nach dem Ocean dirigirt. Mehrere von diesen Corps wurden nach Saintes, ganz in die Nähe des Rochefforter Geschwaders gelegt. Die übrigen erhielten Befehl nach der Bretagne zu marschiren um sich auf der großen Flotte von Brest einzuschiffen. Augereau war Commandant des in dieser Provinz aufgeschlagenen Lagers. Sowie der Plan des ersten Consuls nach und nach in seinem Kopfe reifer wurde, meinte er die englische Regierung noch mehr beunruhigen zu können, wenn er auf mehrern Punkten zugleich angriffe und einen Theil der zur Invasion bestimmten 150,000 M. in Irland einfallen ließe. Diesem Zwecke galten seine Rüstungen in Brest. Der Minister Decrès war mit den irischen Flüchtlingen in Unterhandlung getreten, welche ihr Vaterland schon von England loszureißen getrachtet hatten. Sie versprachen einen allgemeinen Aufstand zu erregen, falls man 18,000 Mann mit vollständigem Material und einer ansehnlichen Menge Waffen an's Land bringen wolle. Für ihre Bemühung verlangten sie weiter nichts als daß Frankreich keinen Frieden schlösse ohne sich die Unabhängigkeit Irlands ausbedungen zu haben. Dies sagte Napoleon unter der Bedingung zu, daß sich ein Corps von we-

nigstens 20,000 Irländern der französischen Armee anschließe und mit ihr während der ganzen Dauer der Expedition kämpfe. Die Irländer waren voller Zuversicht und reich an Versprechungen, wie es die Emigranten überhaupt zu sein pflegen, wenn auch Einzelne unter ihnen nur geringe Hoffnung hegten und nicht einmal einen wirksamen Beistand der Bevölkerung verhießen, die man jedoch auch nach der Aussage der Letztern wenigstens wohlwollend zu finden hoffen durfte. Dies reichte aus, unsrer Armee eine Stütze zu gewähren, den Engländern eine arge Verlegenheit zu bereiten und vielleicht 40 — 50,000 ihrer Soldaten zu beschäftigen. Auch gewährte eine irische Expedition noch den Vortheil daß der Feind über den wahren Angriffspunkt in Ungewißheit gerieth. Wäre diese Expedition nicht gewesen, so hätte England nur an den einzigen Plan glauben mögen, daß die Meerenge überschritten und eine Armee auf London dirigirt werden sollte. Als aber die Rüstungen in Brest bekannt wurden, bildete sich so Mancher ein, was bei Boulogne vorgehe sei nur eine Finte und der wahre Plan bestehe in einer großen Expedition nach Irland. Die in dieser Beziehung angeregten Zweifel waren zunächst ein sehr nützliches Resultat.

Die bei Ferrol vor Anker liegende Flotte war endlich in die Bassins gebracht worden. Auch hatte man begonnen sie auszubessern und sie mit frischen Lebensmitteln versehen, deren die Mannschaft dringend bedurfte. Die Flotte von Toulon machte sich fertig. In Holland fing man an das Geschwader hochbordiger Schiffe auszurüsten und die zur Bildung der batavischen Flottille nöthigen Schaluppen zusammenzuziehen. Aber besonders in Boulogne ward alles mit dem größten Eifer betrieben und ging mit bewundernswerther Schnelligkeit vorwärts.

Der erste Consul war von der Ueberzeugung durchdrungen daß man alles selbst sehen muß, weil auch die zuverlässigsten Agenten, sie brauchen gar nicht lügen zu wollen, in ihren Berichten oft ungenau sind, indem es ihnen an Aufmerksamkeit oder Einsicht mangelt. Daher hatte er sich in Boulogne ein Absteigequartier ausgesucht wo er häufig zu verweilen gedachte. In dem Dorfe Pont-de-Briques hatte er sich ein kleines Schloß gemiethet und die nöthigen Vorrichtungen darin treffen lassen um es mit seinem Militärgefolge bewohnen zu können. Des Abends pflegte er von St. Cloud abzureisen, legte die 30 Meilen von Paris nach Boulogne mit einer Schnelligkeit zurück, die gewöhnliche Fürsten aufbieten um gemeinen Lustbarkeiten zuzueilen, kam den andern Mittag auf dem Schauplatze seiner unermeßlichen Arbeiten an und wollte alles überschauen, bevor er sich einen Augenblick dem Schlafe hingab. Er hatte verlangt, daß der von Strapazen erschöpfte Admiral Bruix, welcher sich in seinem Zwist mit dem Minister Decrès manchmal aufbringen ließ, nicht in Boulogne sondern ganz am Strande auf einer Anhöhe wohnte, von wo aus man den Hafen, die Rhede

und die Lager übersehen konnte. Man hatte dort eine wohlgefügte und verstrichene Baracke errichtet, worin dieser so schwer zu ersetzende Mann, beständig alle Theile der umfangreichen Schöpfung vor Augen, an deren Spitze er stand, sein Leben beschließen sollte. Er hatte sich darein ergeben die für seine wankende Gesundheit so gefährliche Wohnung zu beziehen, um der Unruhe des wachsamen Regierungsoberhauptes genug zu thun*). Der erste Consul hatte sogar für sich selbst eine ähnliche Baracke ganz nahe an der des Admirals erbauen lassen

*) Folgendes Schreiben ist der Correspondenz des Ministers Decrès entnommen. Es beweis't wie sehr sich der Admiral Bruix dem Unternehmen hingab und malt sehr gut die Eigenthümlichkeit seines Charakters. Nur waren seine Leiden nicht so sehr eingebildet als der Minister Decrès sagte, denn schon im folgenden Jahre starb er.

Boulogne, den 7. Januar 1804.

Der Minister der Marine und der Colonien an den ersten Consul.

Bürger Consul,

Der Admiral Bruix hatte sich nicht verhehlt Ihnen mißfallen zu haben, und es schien ihm Trost zu gewähren daß er mich bereit fand mit ihm darüber im Vertrauen zu sprechen. Stets erblickt er den Admiral Latouche vor den Thoren von Boulogne, und dieser Gedanke ist ihm nichts weniger als angenehm.

„Diese Angelegenheit ist so großartig und wichtig (dies war sein edler Ausdruck), daß sie nur dem Manne anvertraut werden kann welchen der erste Consul für den würdigsten hält. Ich sehe ein daß hier keine Privatrücksicht stattfinden kann; ist Latouche in den Augen des ersten Consuls fähiger als ich, so wird er ihn ernennen und wohl daran thun. Ich aber werde, da die Sachen einmal so weit gediehen sind, mich nicht zurückziehen sondern unter den Befehlen Latouche's dienen." — „Aber erlaubt das auch Deine Gesundheit?" — „Ja, sie muß es wohl erlauben, und ich bin fast sicher es zu können." — „Der erste Consul verlangt eine so große Thätigkeit und giebt selbst davon ein so außerordentliches Beispiel!" — „Ja, ja, ich habe wohl gesehen daß dieses Beispiel, welches er gab, eine Lection für mich sein sollte, und sie wird nicht ohne Erfolg bleiben." — „Wie, Du willst auf alle Details eingehen und jedes Fahrzeug beaugenscheinigen?" — „Ja, das werde ich, weil er es will, obgleich nach meinen Grundsätzen diese Methode weniger taugt als die meinige, welche darin besteht Andre zur Thätigkeit anzuhalten und sich selten zu zeigen." — „Aber der erste Consul?" — „O er kann sich freilich immer sehen lassen, weil er stets ganz für sich einnimmt, aber wir, die wir nicht er, ja nicht einmal der Hephästion Deines Alexander sind, müssen uns meiner Ansicht nach seltener machen. Doch er will es, er ist dieser Meinung, und ich will ihm zeigen daß ich seinen Wünschen nachzukommen weiß."

Dies, Bürger Consul, ist der Inhalt eines Theils meiner Unterredung mit ihm. Er befand sich ganz wohl. Als indessen zu Ende unsrer Conferenz einige Generale eintraten und nach seinem Befinden fragten, nahm er plötzlich die Miene eines todtkranken Menschen an und beklagte sich mit jammernder Stimme über seinen Gesundheitszustand. Was doch eine alte Gewohnheit thut!

Aus allem was er mir sagte geht hervor, daß ihm angst und bange ist Sie möchten ihm das Obercommando abnehmen. Er verhehlte mir gar nicht daß er diese Furcht hege, und hat mir versprochen alles bis in's kleinste Detail zu thun, wozu Sie ihm das Beispiel gegeben haben, und zwar noch heute damit den Anfang zu machen. Decrès.

und verweilte mitunter ganze Tage und Nächte darin. Er verlangte daß die Generale Davouſt, Ney und Soult ununterbrochen in den Lagern bleiben, perſönlich bei den Arbeiten und Manoeuvres zugegen ſein und ihn Tag für Tag von den geringſten Umſtänden in Kenntniß ſetzen ſollten. Der General Soult, welcher ſich durch die ſchätzenswerthe Tugend der Wachſamkeit auszeichnete, leiſtete ihm hier fortwährend großen Nutzen. Wenn der erſte Conſul die täglichen Briefe ſeiner Unterbefehlshaber in Empfang genommen und dieſelben augenblicklich beantwortet hatte, reiſ'te er an Ort und Stelle, um die Richtigkeit der ihm erſtatteten Berichte ſelbſt zu prüfen, da er in allen Dingen nur ſeinen eignen Augen glaubte.

Die Engländer waren eifrig bemüht die Ausführung der zum Schutz des Boulogner Ankerplatzes beſtimmten Werke zu ſtören. Ihre Kreuzerflotte, die meiſt aus etwa zwanzig Fahrzeugen beſtand, worunter 3—4 Linienſchiffe von 74 Kanonen, 5—6 Fregatten, 10—12 Briggs und Corvetten und eine Menge Kanonierſchaluppen waren, unterhielten ein beſtändiges Feuer auf unſre Arbeiter. Ihre Kugeln flogen über das Geſtade weg in den Hafen und in die Lager. Obgleich ihre Geſchoſſe nur wenig Schaden anrichteten, ſo fielen ſie doch ſehr unbequem und konnten, wenn einmal eine große Menge Fahrzeuge beiſammen war, verderbliche Verheerungen und vielleicht gar einen Brand verurſachen. Die Engländer kamen ſelbſt einmal des Nachts mit großer Kühnheit in ihren Schaluppen heran, überrumpelten den Werkplatz wo man an der Erbauung des hölzernen Forts arbeitete, demolirten die Gerüſte zum Eintreiben der Pfähle und machten die Arbeiten auf mehrere Tage unmöglich. Dieſes Unternehmen verdroß den erſten Conſul nicht wenig; er gab gleich neue Befehle um für die Zukunft etwas Aehnliches zu verhindern. Armirte Schaluppen ſollten einander während der Nacht um die Werke her wie Schildwachen ablöſen. Die Arbeiter wurden ermuthigt und bei der Ehre angegriffen, wie Soldaten die man gegen den Feind führt, und ſo ließen ſie ſich im Angeſicht der engliſchen Kriegsſchiffe und unter deren Geſchützfeuer an die Arbeit führen. Nur zur Zeit der Ebbe konnte man an die Werke hinkommen. Sobald die Pfähle oben vom Waſſer frei wurden und man darauf rammen konnte, alſo noch bevor ſich das Meer ganz zurückgezogen hatte, legten die Arbeiter Hand an's Werk und blieben dabei wenn auch die Fluth ſchon wieder hoch ſtieg; mit dem halben Leibe im Waſſer arbeiteten ſie ſingend unter dem Sauſen der engliſchen Kugeln. Indeſſen traf der erſte Conſul, unerſchöpflich in Erfindungen, noch neue Vorkehrungen zur Fernhaltung des Feindes. Er ſtellte an der Küſte Verſuche über die Tragweite des ſchweren Geſchützes an, indem er es ungefähr wie die Mörſer in einem Winkel von 40° abfeuern ließ. Der Verſuch gelang; man warf die 24pfündigen Kugeln 2300 Klafter

weit und hielt dadurch die Engländer in eben so weiter Entfernung. Er that noch mehr. Stets einen und denselben Zweck im Auge war er der Erste welcher auf ein Mittel verfiel, das heutiges Tags gräßliche Verwüstungen anrichtet und großen Einfluß auf den Seekrieg äußern zu müssen scheint, nämlich die Kriegsschiffe mit Hohlkugeln zu beschießen. Er befahl schwere Granaten auf die feindlichen Fahrzeuge zu werfen, welche im Holz- oder Segelwerk platzend entweder tüchtige Breschen im Schiffsrumpfe oder bedeutende Verheerungen im Takelwerke machen mußten. Holz muß mit platzenden Kugeln angegriffen werden, schrieb er. Es läßt sich nichts leicht schaffen, besonders wenn man alte Gewohnheiten zu überwinden hat; auch er mußte dieselben Instructionen mehrfältig wiederholen. Als die Engländer statt der gewöhnlichen Kanonenkugeln, welche alles worauf sie treffen wie ein Blitzstrahl durchdringen, aber auch kein größeres Loch machen als ihr Durchmesser beträgt, ein Geschoß ankommen sahen, das zwar wohl minder heftig anflog, aber in den Seiten der Schiffe oder über den Häuptern ihrer Vertheidiger wie eine Mine zerplatzte, waren sie erstaunt und getrauten sich gar nicht recht mehr heran. Zu noch größerer Sicherheit kam Napoleon auf ein nicht minder sinnreiches Mittel, indem er unterseeische Batterien anlegen d. h. Batterien schwerer Kanonen und Mörser zur Ebbezeit auf dem Meeresboden anbringen ließ, welche immer von der Fluth bedeckt und von der Ebbe bloßgelegt wurden. Es kostete viel Mühe die Bettungen, worauf die Geschütze ruhten, gehörig fest zu machen sowie vor Versandung und Verstopfung zu schützen. Doch gelang auch dies. Als nun die Engländer zur Zeit der Ebbe herankamen um die Arbeiten zu stören, sahen sie sich unvermuthet mit Geschützsalven empfangen die auf dem Boden des Meeres abgefeuert wurden, so daß das Feuer gewissermaßen mit dem Meere vor- und rückwärts schritt. Diese Batterien waren nur während der Erbauung der Forts in Gebrauch und wurden unnütz, sobald diese fertig waren *).

Das hölzerne Fort wurde wegen der Beschaffenheit eines solchen Baues zuerst fertig. Oben auf den Pfählen und einige Fuß über dem höchsten Wasserstande brachte man solide Bettungen an. Dieses Werk ward mit zehn Kanonen von schwerem Caliber und mit einigen Mörsern von bedeutender Tragweite besetzt. Sobald es sein Feuer eröffnet hatte, erschienen die Engländer nicht mehr am Eingange des Hafens. Das ganze hochliegende Gestade ward mit 24- und 36pfündern und mit Mörsern gespickt. Es waren gegen 500 Feuerschlünde auf

*) Alle hier mitgetheilten Details sind den Originalbriefen des Admirals Bruix und Napoleon's entnommen, von denen weiter oben schon gesprochen wurde.

der unnahbar gewordenen Küste aufgestellt, welcher von den Engländern und Franzosen der Name Eisenküste beigelegt wurde. Mittlerweile vollendete man die Forts aus Mauerwerk, ohne irgend ein andres Hinderniß als welches das Meer entgegenstellte. Vorzüglich zu Anfange des Winters werden manchmal die Wogen durch die im Canal wehenden Winde so heftig, daß sie die festesten und höchsten Werke erschüttern und überschwemmen. Zweimal rissen sie ganze Steinschichten weg und warfen die größten Blöcke von den angefangenen Mauern herab in die Tiefe des Meeres. Indessen setzte man den Bau dieser beiden wichtigen für die Sicherung des Ankerplatzes unerläßlichen Werke fort.

Während dieser Arbeiten hatten die an die Küsten herangezogenen Truppen ihre Baracken errichtet. Ihre Lager glichen wahrhaften Militärstädten; sie waren in Viertel getheilt und von langen Straßen durchschnitten. Sowie sie damit zu Stande waren, zogen sie sich um das Bassin von Boulogne herum. Nun wurde die Arbeit vertheilt. Jedes Regiment mußte eine bestimmte Masse jenes ungeheuern Sand- und Schlammlagers ausheben, womit das Flußgebiet der Liane bedeckt war. Einige gruben das Bett der Liane selbst, andre das halbkreisförmige Bassin aus, noch andre rammten die zur Herstellung der Kais erforderlichen Pfähle ein. An den Häfen von Wimereux und Ambleteuse, deren Ausführung man für möglich erkannt hatte, wurde auch schon gearbeitet; man schaffte Sand und Schlamm heraus und baute Schleusen, um durch wiederholtes Ausspülen ein Fahrwasser zum Einlaufen herzustellen. Andre Detachements waren mit Anlegung von Straßen beschäftigt, um zwischen den Häfen Wimereux, Ambleteuse, Boulogne und Etaples unter sich, sowie zwischen diesen und den benachbarten Wäldern Verbindungen herzustellen.

Hatten die zu so schweren Arbeiten verwendeten Truppen vollbracht was ihnen aufgegeben war, so wurden sie von andern abgelös't. Die welche keine Erde mehr fortbewegten, beschäftigten sich dann mit allerhand Manoeuvres, wobei sie etwas lernen konnten. Mit groben Kitteln angethan, durch hölzerne Schuhe vor der Feuchtigkeit des Bodens bewahrt, in guten Wohnungen untergebracht, vermöge des zu ihrem Solde noch hinzukommenden Arbeitslohnes reichlich beköstigt und in freier Luft lebend genossen sie unter dem rauhen Klima und während der schlechten Jahreszeit einer vollkommenen Gesundheit. Zufrieden, immer beschäftigt und voll Vertrauen auf die bevorstehende Unternehmung erwarben sie täglich mehr physische und moralische Kraft, wie sie die einstigen Ueberwinder der Welt bedürfen mochten.

Jetzt war die Zeit gekommen die Flottille zu concentriren. Die Erbauung der verschiedenartigen Fahrzeuge war fast überall vollendet. Man hatte sie nach den Mündungen der Flüsse hinabgeführt, in den Häfen aufgetakelt und armirt.

Die Holzarbeiter, welche nun im Innern nichts mehr zu thun hatten, waren compagnienweise nach Boulogne und in die umliegenden Häfen gewiesen worden. Man hatte sie dazu ausersehen die Flottille, sobald sie vereinigt sei, vollends herzustellen und in gutem Stande zu erhalten.

Man mußte also zur Concentrirung jener Streitkräfte schreiten, worauf die Engländer mit Ungeduld lauerten, weil sie zuversichtlich hofften unsre leichten Fahrzeuge sammt und sonders zu vernichten. Hier zeigte sich wieder einmal recht deutlich wie der erste Consul für alles Rath zu schaffen wußte. Die Abtheilungen der Flottille, welche sich nach Boulogne begeben sollten, waren überall an den Küsten des Oceans von Bayonne bis an den Texel im Begriff nach der Meerenge von Calais abzugehen, um sich dort zu sammeln. Sie sollten am Ufer hinfahren, sich immer ganz nahe an's Land halten und, falls sie von den englischen Kreuzern zu sehr in die Enge getrieben würden, auf den Strand laufen. Ein oder ein paar Unfälle, welche Fahrzeugen der Flottille zustießen, brachten den ersten Consul auf den Gedanken eines ebenso sichern als sinnreichen Systems der Hülfsleistung. Er hatte bemerkt wie einige Schaluppen, die um dem Feinde zu entgehen auf den Strand gelaufen waren, in den Bewohnern der benachbarten Dörfer freundliche Retter gefunden hatten. Durch diesen Umstand aufmerksam gemacht, ließ er von Nantes bis Brest, von da bis Cherbourg, von Cherbourg und Havre bis Boulogne zahlreiche Cavaleriecorps am Meere hin aufstellen, welche, nach den Bezirken vertheilt, bespannte Geschützbatterien bei sich hatten, womit sie äußerst rasch zu manoeuvriren und über die bei der Ebbe bloßliegenden Sandflächen hin zu galoppiren geübt waren. Dieser sogenannte Grundsand ist meistens fest genug um bespanntes Fuhrwerk zu tragen. Unsre mit Artillerie versehenen Schwadronen mußten unabläßig am Strande hinreiten, mit dem Meere vor- und rückwärts gehen und durch ihr Feuer die am Ufer hin fahrenden Böte schützen. Gewöhnlich bespannt man nur Kanonen von kleinem Kaliber, aber der erste Consul bot einmal alles auf um seinen Zweck zu erreichen und hatte 16pfünder bespannen lassen, die ebenso schnell dahinrollten wie 4- und 8pfünder. Er hatte es dahin gebracht daß jeder Reiter zu allerlei Dienstleistungen tüchtig geworden war und sich bequemte vom Pferde zu steigen und das Geschütz abzufeuern oder mit dem Carabiner in der Hand den auf den Strand laufenden Fahrzeugen zu Hülfe zu eilen. „Man muß den Husaren bemerklich machen," schrieb er an den Kriegsminister, „daß der französische Soldat Cavalerist, Infanterist und Kanonier, daß er alles in allem sein muß." (Vom 29. September.) Die beiden Generale Lemarrois und Sebastiani waren mit dem Commando dieser ganzen Reiterei beauftragt. Sie hatten Befehl stets im Sattel zu sein die Schwadronen mit ihrem Geschütz Tag für Tag manoeuvriren zu lassen

stets von den Bewegungen der abgesandten Fahrzeuge unterrichtet zu sein um sie auf ihrer Fahrt zu geleiten *).

Aus diesem System gingen, wie sich gleich zeigen wird, vortreffliche Resultate hervor. Die Fahrzeuge gingen in Abtheilungen zu 30, 50, ja 60 Segeln. Gegen Ende September wollte man anfangen sie von St. Malo, Granville, Cherbourg, vom Flusse Caen, von Havre und St. Valery auslaufen zu lassen. Ueber der Spitze von Brest draußen gab es deren nicht viele; auch bewachten die Engländer diesen Theil der Küste wohl zu sorgfältig als daß man die Fahrt in jenen Gewässern hätte wagen sollen ohne vielfache Erfahrungen gemacht zu haben. Nicht ein und derselbe Commandant geleitete die Abtheilungen vom Punkte ihrer Abfahrt bis zu dem ihrer Bestimmung. Man hatte bedacht daß ein Marine-Officier, welchem z. B. die Küsten der Bretagne genau bekannt wären, die der Normandie oder Picardie nicht ebenso genau kennen würde. So hatte man sie denn nach ihren Localkenntnissen vertheilt und sie überschritten demnach gleich den Lootsen nicht den ihnen zugewiesenen Bezirk. An der Grenze ihres Arrondissements nahmen sie die gesendeten Fahrzeuge in Empfang, leiteten sie bis an die des nächsten Bezirks und ließen sie auf diese Art von Hand zu Hand bis nach Boulogne gehen. Man hatte Truppen und auf den dazu eingerichteten Fahrzeugen selbst Pferde eingeschifft, kurz man hatte sie so beladen wie sie es bei der

---

*) Wie es durch seine Bemühungen jetzt auf der Küste aussah, zeigt nachstehender Brief, den er wegen einer in Erfahrung gebrachten Nachlässigkeit schrieb.

Den 30. October 1803.

An den General Davoust.

Bürger General Davoust! Nur mit Verdruß habe ich aus dem Berichte des Brigadegenerals Seras ersehen, daß die Engländer Zeit gefunden haben das Fahrzeug, welches zwischen Gravelines und Calais auf den Strand gelaufen ist, zu plündern und abzutakeln. Bei dem gegenwärtigen Zustande der Küste hätte von Bordeaux an nie ein ähnlicher Unfall vorkommen dürfen. Es sollten Cavalerie-Detachements und bewegliche Geschütze gekommen sein um den Engländern die Plünderung des Fahrzeuges zu verleiden. Es ist nun schon das zweite Mal daß Fahrzeuge, welche an dieser Küste auf den Strand gelaufen sind, keine Hülfe erlangt haben. Der Fehler liegt an dem, welcher von Ihnen mit der Küstenbewachung beauftragt worden ist. Geben Sie zwei Brigadegeneralen Auftrag die Küste zu inspiciren, dem einen von Calais bis Dünkirchen und dem andern von da bis an die Schelde. Es müssen Cavalerie-Piquets so vertheilt werden, daß sie sich beständig kreuzen, und bespannte Kanonen müssen einen solchen Standort erhalten daß sie auf's erste Signal in möglichst kurzer Zeit an die Stelle gelangen können wo ein Fahrzeug auf den Strand gelaufen ist. Endlich müssen diese inspicirenden Generale stets zu Pferde sein, die Landbatterien manoeuvriren lassen, die Kanoniere der Küstenwachen in Augenschein nehmen und die Schiffsabtheilungen, sowie sie sich in Bewegung setzen, auf dem Grundsande escortiren. Theilen Sie mir die Namen aller Posten mit die Sie aufstellen, sowie auch den Standort der beweglichen Geschütze.

Ueberfahrt von Frankreich nach England sein sollten. Napoleon hatte die Weisung ertheilt, man solle auf's genauste beobachten wie sie sich mit der ihnen zugetheilten Belastung vorwärts bewegen ließen.

In den letzten Tagen des Septembers (den ersten des Vendémiaire im Jahr XII) lief eine erste aus Schaluppen, Kanonenböten und Ruderkähnen bestehende Abtheilung von Dünkirchen aus, um das Cap Grisnez zu umsegeln und sich nach Boulogne zu begeben. Der Schiffscapitän St. Haouen, ein trefflicher Officier welcher diese Division commandirte, segelte trotz seiner gewöhnlichen Kühnheit doch mit großer Vorsicht. Auf der Höhe von Calais angekommen ließ er sich durch einen wirklich ganz unbedeutenden Umstand sogar einschüchtern. Er sah nämlich die englische Kreuzerflotte verschwinden, als ob sie andre Schiffe herbeizuholen gedächte. Nun fürchtete er von einem starken Geschwader angegriffen zu werden. Anstatt aber alle Segel aufzuziehen um Boulogne zu erreichen, lief er in den Hafen von Calais ein. Sowie dieser Mißgriff dem Admiral Bruix zu Ohren kam, eilte er persönlich an Ort und Stelle um ihn wo möglich wieder gut zu machen. In der That waren die Engländer bald sehr zahlreich zurückgekommen und hatten es augenscheinlich auf den Hafen von Calais abgesehen, indem sie die darin vor Anker liegende Division nicht wieder auslaufen lassen wollten. Der Admiral begab sich nach Dünkirchen um die Organisation einer zweiten im dortigen Hafen bereit liegenden Division zu beschleunigen und der ersten zu Hülfe zu schicken.

Die Engländer lagen mit einer beträchtlichen Streitmacht vor Calais und hatten namentlich mehrere Bombarden bei sich. Am 27. September (den 4. Vendémiaire) schleuderten sie den ganzen Tag Bomben in die Stadt und den Hafen. Sie tödteten ein oder zwei Mann, trafen aber kein Fahrzeug. Die bespannten Batterien galoppirten an's Gestade, antworteten ihnen mit einem wohlgenährten Feuer und nöthigten sie endlich zum Rückzuge. Es war ihnen gar nicht recht daß sie so wenig hatten ausrichten können. Am andern Tage befahl der Admiral Bruix der Division St. Haouen in See zu stechen und sich der feindlichen Kreuzerflotte entgegenzustellen, um ein abermaliges Bombardement zu verhindern und dann, wenn es die Umstände erlaubten, um das Cap Grisnez zu segeln und im Hafen von Boulogne einzulaufen. Zugleich sollte die zweite Division von Dünkirchen, welche unter dem Commando des Capitäns Pévrieux stand, unter Segel gehen und die erste Abtheilung unterstützen. Auch hatte der in Boulogne commandirende Contre-Admiral Magon Befehl diesen Hafen mit allem, worüber er verfügen konnte, zu verlassen und See zu halten, um den Divisionen St. Haouen und Pévrieux bei ihrer etwaigen Fahrt um das Cap Grisnez die Hand zu reichen.

Am Morgen des 28. Septembers (des 5. Vendémiaire i. J. XII) lief der

Capitän St. Haouen unerschrocken von Calais aus und avancirte bis auf Kanonenschußweite. Die Engländer machten eine Bewegung um den Wind zu gewinnen. Diese machte sich der Capitän St. Haouen geschickt zu Nutze, da sie den Feind von ihm entfernte, und fuhr mit vollen Segeln auf das Cap Grisnez los. Kaum aber war er eine kleine Strecke darüber hinaus, so holten ihn die Engländer ein und attakirten ihn mit einem heftigen Geschützfeuer. Man sollte denken unsre leichten Fahrzeuge hätten von zwanzig zum Theil großen feindlichen Kriegsschiffen in den Grund gebohrt werden müssen, und doch war es nicht der Fall. Der Capitän St. Haouen segelte unter den Kugeln der Engländer immer vorwärts, ohne sonderlich dadurch zu leiden. An Bord seiner Fahrzeuge war ein Bataillon von der 46. und ein Detachement von der 22. Halbbrigade; diese handhabten das Ruder unter einem sehr lebhaften aber zum Glück nicht sonderlich mörderischen Feuer mit bewundernswürdiger Kaltblütigkeit. Unterdessen waren auch die bespannten Batterien am Strande angekommen und erwiderten das Geschützfeuer der englischen Schiffe recht tüchtig. Kurz, am Nachmittage ging der Capitän St. Haouen, nachdem ein unter dem Commando des Contre-Admirals Magon aus dem Hafen von Boulogne ausgelaufenes Detachement zu ihm gestoßen war, auf der Rhede dieser Stadt vor Anker. Auch die zweite unter Segel gegangene Dünkirchener Division befand sich schon im Angesicht des Vorgebirgs Grisnez. Indessen fand sie sich durch eine Windstille und die zurückkehrende Fluth aufgehalten und sah sich genöthigt noch diesseit desselben an einer überall ungedeckten Küste vor Anker zu gehen. Sie blieb in dieser Lage bis sie bei einer veränderten Strömung nach Boulogne zu kommen gedachte. Da sie keinen Wind hatte, mußte sie sich der Ruder bedienen. Am Cap Grisnez lauerten auf sie 15 englische Fahrzeuge, nämlich Fregatten, Corvetten und Briggs. Das Meer war dort tiefer, so daß sich die englischen Kreuzer dem Lande zu nähern, unsre Fahrzeuge aber nicht auf den Strand zu laufen vermochten; man hatte daher gar sehr Ursache für diese zu fürchten. Da jedoch unsre Soldaten das Ruder mit seltener Unerschrockenheit handhabten und unsre Landbatterien den Engländern mehr Schaden zufügten als unsre Kanonierschaluppen von ihnen erlitten, so kamen unsre Fahrzeuge ebenso gut durch wie die am vorigen Tage. Die Boulogner Flottille war nebst der am Tage zuvor erst eingerückten Division St. Haouen von neuem ausgelaufen um der Division Pévrieux entgegenzusteuern. Sie stießen zu ihr auf der Höhe von Tour de Croy vor Wimereux. Nun machten die drei vereinigten Divisionen Halt. Sie stellten sich so in Schlachtordnung daß sie den Engländern das mit Kanonen besetzte Vordertheil zukehrten, fuhren dann gerade auf sie los und eröffneten ein höchst lebhaftes mehrere Stunden währendes Feuer. Unsre leichten Fahrzeuge trafen zuweilen die großen englischen Schiffe, wurden aber von diesen nur selten

getroffen. Am Ende suchten die englischen Kriegsschiffe das Weite, und zwar zum Theil dermaßen zugerichtet daß sie zur Ausbesserung nach den Dünen geschafft werden mußten. Eine von unsern Schaluppen, übrigens die einzige der ein solcher Unfall zustieß, wurde von einer Kanonenkugel durchbohrt, fand aber doch noch Zeit, bevor sie sank, auf den Strand zu laufen.

Dieser Kampf, dem später noch viele andre und zwar bedeutendere und mörderischere folgten, entschied die Ansicht der Flottenbemannung vollkommen. Man sah daß diese kleinen Fahrzeuge nicht so leicht von großen Schiffen in den Grund gebohrt werden konnten und daß sie ihre riesenhaften Gegner öfter trafen als von ihnen getroffen wurden; man wußte jetzt wie trefflich die Landsoldaten mitzuwirken vermochten, da sie, ohne noch eingeübt zu sein, schon das Ruder so gut handhabten, die Artillerie der Flotte bedienten und vorzüglich sich gar nicht vor dem Meere scheuten, indem sie den Matrosen mit dem größten Eifer zu Hülfe kamen*).

Kaum war dieser erste Versuch gemacht, als man nach dessen möglichst baldiger Wiederholung brannte. Es gingen zahlreiche Sendungen von Fahrzeugen allmählich aus allen Häfen des Canals nach dem gemeinschaftlichen Sammelpunkte Boulogne ab. Mehrere See-Officiere, wie die schon erwähnten Capitäne St. Haouen und Pévrieux sowie ihre Collegen Hamelin und Daugier zeichneten sich bei dieser Art von Küstenschifffahrt durch Muth und Gewandtheit aus. Unsre Fahrzeuge wurden bald durch Segel bald durch Ruder getrieben und fuhren in sehr geringer Entfernung von den zu ihrem Schutze beorderten Cavalerie- und Artillerie-Detachements an der Küste hin. Selten waren sie genöthigt an's Ufer zu flüchten, denn fast immer schifften sie im Angesicht der Engländer, indem sie deren Feuer aushielten, dann und wann, sobald sie Zeit dazu hatten, Halt machten um ihnen die Spitze zu bieten und ihnen das mit Kanonen von schwerem Caliber besetzte Vordertheil zukehrten. Zuweilen brachten sie Briggs und Corvetten, ja selbst Fregatten zum Weichen. Wenn sie ja auf den Strand liefen, so waren sie nicht sowohl von ihren Gegnern als durch üble Witterung dazu gezwungen. Begegnete es ihnen aber, so warfen sich die Engländer in Böte um sich der gestrandeten Schaluppen oder Ruderkähne zu bemächtigen. Dafür waren jedoch unsre Artilleristen mit ihren Kanonen auf dem Strande sowie unsre plötzlich in Fußgänger oder gar beinahe in Seeleute umgewandelten Cavaleristen; diese leisteten unsern Matrosen mitten in der Brandung Hülfe, verscheuchten durch ihre Carabiner die englischen Böte und jagten sie wieder in die offenbare See hinaus, ohne

*) Diese Ansichten finden sich in allen Briefen wieder, welche am Tage nach den beiden erwähnten Gefechten von Boulogne aus geschrieben wurden.

daß sie eine Prise hätten mitnehmen können und oft sogar nachdem sie mehrere ihrer unerschrockensten Matrosen verloren hatten.

In den Monaten October, November und December liefen an **1000** Fahrzeuge (Kanonierschaluppen, Kanonenböte und Ruderkähne) von den verschiedenen Häfen aus und trafen bei Boulogne ein. Von diesen erwischten die Engländer nur drei bis vier und die See vernichtete deren nicht mehr als zehn bis zwölf.

Diese kurzen und häufigen Küstenfahrten gaben zu vielen nützlichen Bemerkungen Anlaß. So zeigte sich daß die Kanonierschaluppen vorzüglicher waren als die Kanonenböte. Diese waren schwerer zu bewegen, trieben mehr ab und konnten vor allen Dingen nicht kräftig genug feuern. Der Fehler lag an der Bauart dieser Kanonenböte, aber sie waren so gebaut worden, weil man die Feldartillerie darauf übersetzen wollte. Demnach mußte man sich auch darein ergeben. Die Ruderkähne ließen weder in Bezug auf die Fähigkeit zu manoeuvriren noch hinsichtlich ihres raschen Dahingleitens etwas zu wünschen übrig. Uebrigens gingen alle Fahrzeuge so ziemlich gut, selbst wenn man keine Segel aufsetzte. Es waren Abtheilungen von Havre fast einzig durch Hülfe des Ruders nach Boulogne geführt worden und hatten doch durchschnittlich in der Stunde eine Meile zurückgelegt. Durch einige Abänderungen in der Schichtung oder Beladungsart mußten sie noch besser gehen lernen.

Die bei den bisherigen Fahrten gemachten Erfahrungen führten zu einer veränderten Aufstellung des Geschützes, welche sofort auf die ganze Flottille ausgedehnt wurde. Die auf dem Vorder- und Hintertheil stehenden schweren Kanonen gingen in Fugen und konnten nur in gerader Linie vor- und rückwärts geschoben werden. Daher mußten sich die Fahrzeuge wenden, wenn sie feuern wollten, und dem Feinde immer entweder das Vorder- oder das Hintertheil zukehren. Es war ihnen daher unmöglich das Feuer der Engländer zu erwidern wenn sie vorwärts fuhren, weil ihnen dann immer die Seite zugewendet war. Auch auf der Rhede erhielten sie durch die Strömungen eine mit der Küste parallel laufende Richtung, so daß sie dem Feinde die unbewehrte Seite darboten. Dies änderte man jedoch ab, sobald man die Stetigkeit dieser Fahrzeuge kennen gelernt und durch ein vervollkommtes Schichtungssystem gesichert hatte. Man machte Laffeten und zwar ungefähr solche wie die Feldlaffeten, welche im Oberloff des Schiffes d. h. nach allen Richtungen zu schießen gestatteten. So konnten die Fahrzeuge sowohl auf der Rhede liegend als während der Fahrt, sie mochten eine Stellung haben welche sie wollten, Feuer geben ohne sich wenden zu müssen. Auf diese Weise konnten die Schaluppen je vier Schüsse nach allen Richtungen hin thun. Wenn sich die Land- und Seetruppen einigermaßen übten, so mußten sie es dahin bringen genau zu zielen und ohne Gefahr für sie selbst zu feuern.

Vorzüglich ließ man es sich auch angelegen sein eine recht innige Vertraulichkeit zwischen den Seeleuten und Soldaten hervorzurufen. Darum wies man jede Truppenabtheilung stets in ein und dasselbe Fahrzeug. Man hatte den Raum der Kanonierschaluppen und Kanonenböte so berechnet daß abgesehen von einigen Artilleristen eine Compagnie Fußvolk hineinging. Auf diese Grundlage baute man die allgemeine Organisation der Flottille. Neun Compagnien bildeten damals ein Bataillon und zwei Feldbataillone eine Halbbrigade, indem ein drittes im Depot blieb. Dieser Zusammensetzung der Truppen gemäß theilte man auch die Schaluppen und Kanonenböte ab. Neun Schaluppen oder Böte bildeten eine Section und hatten neun Compagnien oder ein Bataillon an Bord. Zwei Sectionen bildeten eine Division und führten eine Halbbrigade. So entsprach der Compagnie das Boot oder die Schaluppe, dem Bataillon die Section und der Halbbrigade die Division. Die Schaluppe, Section und Division wurde durch Seeofficiere von entsprechendem Grade commandirt. Um eine vollkommene Anhänglichkeit der Truppen an die Flottille zu bewirken, ward jeder Halbbrigade irgend eine Division, jedem Bataillon irgend eine Section und jeder Compagnie irgend eine Schaluppe oder ein Boot ein für allemal angewiesen, worauf sie dann unabänderlich blieben. So sollten die Truppen immer dieselben Fahrzeuge behalten und sie so lieb gewinnen wie der Reiter sein Pferd. Land- und See-Officiere, Soldaten und Matrosen mußten sich dadurch kennen lernen, Vertrauen zu einander fassen und zu gegenseitigem Beistande geneigter werden. Jede Compagnie hatte das ihr zugetheilte Fahrzeug mit 25 Mann zu besetzen die stets auf demselben sein sollten. Diese 25 Mann, ein Viertel der Compagnie, blieben ungefähr einen Monat an Bord. Während dieser Zeit wohnten sie bei der Schiffsmannschaft auf dem Fahrzeuge, mochte dieses nun auf der See manoeuvriren oder ruhig im Hafen liegen. Sie trieben da alles was die Matrosen selbst thaten, hantirten mit im Segel- und Tauwerk, übten sich aber vorzugsweise im Rudern und Abfeuern der Kanonen. Hatten sie einen Monat lang diese Lebensweise geführt, so wurden sie von 25 andern Soldaten derselben Compagnie abgelös't, welche es wieder da anfingen wo es die abgetretenen gelassen hatten. So erhielt nach und nach die ganze Compagnie ihre Wohnung an Bord der Schaluppen oder Böte. Ein jeder Mann war demnach abwechselnd Land- und Seesoldat, Artillerist, Fußgänger, Matrose und bei den Hafenbauten selbst Gehülfe beim Geniewesen. Auch die Matrosen nahmen Theil an diesem wechselseitigen Unterrichte. Da Infanteriegewehre an Bord waren, so machten die Matrosen zur Zeit wo man im Hafen lag auf den Kais den Tag über die Exercitien des Infanteristen durch. Dadurch erhielt man demnach eine Verstärkung von 15,000 Infanteristen, welche nach einer Landung in England die Flottille an den Küsten hin, wo sie auf den Strand

gelaufen sein würde, zu vertheidigen vermochten. Verstärkte man sie mit etwa noch **10,000** Mann, so konnten sie die Siege der Invasionsarmee ohne Gefahr am Ufer abwarten.

Die Ruderkähne blieben anfangs von dieser Organisation ausgeschlossen, weil sie keine ganze Compagnie aufnehmen und nicht sowohl dem Feinde zur See die Spitze bieten als die Truppen leicht an's Land setzen konnten. Später jedoch stellte man sie in Divisionen zusammen und theilte sie der aus den gesammten Grenadieren bestehenden Avantgarde zu. Einstweilen lagen sie rottenweise im Hafen und die Truppen, denen noch keine Fahrzeuge angewiesen waren, stellten alle Tage Uebungen mit dem Ruder oder mit der leichten Haubitze an, die sie bei sich hatten.

Sowie dies geordnet war, beschäftigte man sich mit einer nicht minder wichtigen Sache, nämlich mit der Schichtung der Fracht. Auf einer seiner Reisen ließ der erste Consul unter seinen Augen mehrfach Schaluppen, Böte und Kähne beladen und ausladen und bestimmte auf der Stelle ihre Schichtung *). Als Ballast gab man ihnen Kanonenkugeln, Granaten und überhaupt Munition genug für einen langen Feldzug. Im Schiffsraum vertheilte man Zwieback, Wein, Branntwein, Pökelfleisch und holländischen Käse auf **24** Tage für die ganze zur Expedition gehörige Menschenmasse. Demnach sollte die Kriegsflottille außer der Armee und ihren mit je zwei Pferden bespannten **400** Feuerschlünden Munition für einen ganzen Feldzug und Proviant auf **24** Tage aufnehmen. Die Transportflotte sollte, wie wir bereits gesagt haben, die übrige Artilleriebespannung, die Hälfte der für die Cavalerie erforderlichen Pferde, Lebensmittel auf **2—3** Monate und endlich das ganze Gepäck aufnehmen. Jeder Division der Kriegsflotte entsprach eine Division der Transportflotte, welche hinter jener herfahren sollte. Auf jedem Fahrzeuge hatte ein Artillerie-Unterofficier die Aufsicht über die Munition und ein Infanterie-Unterofficier die über den Proviant. Auf beiden Flottillen mußte stets alles an Bord sein, so daß beim Signale zur Abfahrt bloß noch Mannschaften und Pferde eingeschifft zu werden brauchten. Dazu bedurften diese nicht mehr Zeit als aus den Lagern nach dem Hafen zu marschiren, weil sie schon eingeübt waren die Waffen zu ergreifen und sich in Halbbrigaden, Bataillonen und Compagnien an Bord der Flottille zu begeben. Wie groß auch der Umfang der Kais sein mochte, so konnte man doch unmöglich alle Fahrzeuge unmittelbar daran

---

*) Boulogne, den 16. November 1803.

An den Bürger Fleurieu.

Ich habe hier den ganzen Tag damit zugebracht eine Kanonierschaluppe und ein Kanonenboot in Stand setzen zu sehen. Hier gehört die Schichtung zu den wichtigsten Anordnungen des ganzen Feldzugsplanes, damit nichts vergessen und alles gleichmäßig vertheilt werde.

anlegen. Man war vielmehr genöthigt deren bis zu neun hinter einander zu stellen, so daß nur das vorderste den Kai berührte. Ein Pferd wurde unter dem Bauche mit einem breiten Gurt umkleidet, vermittelst einer Raa vom Boden aufgehoben und neunmal von einer Raa zur andern weiter gegeben, bis es im neunten Fahrzeuge war wozu es nicht mehr als 2—3 Minuten gebraucht hatte. Auf diese Art konnten Mannschaften und Pferde binnen zwei Stunden auf die Kriegsflotte geschafft werden. Zur Einschiffung der noch übrigen 9—10,000 Pferde auf die Transportflotte bedurfte man 3—4 Stunden. Da alles schwere Gepäck beständig an Bord war, so mußte man immer in wenigen Stunden zur Lichtung der Anker bereit sein, und da es ferner ohnehin nicht möglich war eine so große Menge von Fahrzeugen während einer und derselben Fluthzeit aus dem Hafen zu bringen, so konnte die Einschiffung der Mannschaften und Pferde niemals einen Zeitverlust verursachen.

Durch beständig wiederholte Uebungen brachte man es bald dahin alle Manoeuvres mit ebenso viel Raschheit als Pünktlichkeit auszuführen. Tag für Tag das Wetter mochte sein wie es wollte wenn es nur nicht gerade stürmte liefen 100—150 Fahrzeuge aus um im Angesicht des Feindes zu manoeuvriren oder auf der Rhede Anker zu werfen. Dann führte man am Gestade hin zum Schein die Operation einer Landung aus. Man übte sich zunächst das Ufer durch ein wohlgenährtes Artilleriefeuer zu säubern, hierauf näher an's Land zu steuern und Mannschaften, Pferde und Kanonen auszuschiffen. Konnte man nicht an's Land hinankommen, so warf man nicht selten die Soldaten bei einer Wassertiefe von 5—6 Fuß in's Meer. Nie sah man einen derselben ertrinken, so gewandt waren sie durch ihren Eifer geworden. Zuweilen wurden auch die Pferde nicht anders an's Land gebracht. Man ließ sie in's Meer hinab und Leute auf Kähnen zogen sie an Leinen dem Gestade zu. Auf diese Art bot man mehrfach jedem Unfall trotz, der voraussichtlicherweise bei der Landung an einer feindlichen Küste vorkommen konnte, ja man schuf sich alle erdenkliche Schwierigkeiten, die etwa zu überwinden sein könnten, und manoeuvrirte selbst während der Nacht*). Es fehlte nur noch daß man scharf schoß; dieses aber mußte für Soldaten, welche schon von Natur und dann durch die Gewohnheit des Kriegs die tapfersten des Erdkreises waren, nicht sowohl ein Hinderniß als vielmehr eine Anregung sein.

Diese verschiedenartigen Uebungen zu Wasser und zu Lande, diese mit schwe=

---

*) Boulogne, den 9. November 1803.

An den Consul Cambacérès.

Einen Theil der verflossenen Nacht habe ich dazu verwendet die Truppen in der Dunkelheit Manoeuvres machen zu lassen; auch dies muß eine ausgebildete und wohldisciplinirte Truppe verstehen um vielleicht einmal einem Aufstande in Masse entgegenzutreten.

ren Arbeiten abwechselnden Manoeuvres gefielen den thatenlustigen Soldaten, die phantastereich und ehrgeizig waren wie ihr glorreicher Chef. Da zu ihrem Solde noch ihr tägliches Arbeitslohn kam und sie sich daher bedeutend besser beköstigen konnten, da sie in beständiger Thätigkeit waren und der frischesten und gesündesten Luft genossen, so mußten sie sich physisch außerordentlich kräftigen. Eine nicht minder große moralische Kraft schöpften sie aus der Hoffnung ein Wunderwerk zu verrichten. So entstand nach und nach die unvergleichliche Armee, welche binnen zwei Jahren den Continent erobern sollte.

Der erste Consul brachte einen großen Theil seiner Zeit unter ihnen zu. Es erfüllte ihn mit Zuversicht sie so willig, so munter und so mit seinem eignen Geiste beseelt zu sehen. Auch sie fühlten sich durch seine Gegenwart immer auf's neue angeregt. Sie sahen ihn zu Pferde bald oben auf dem Gestade reiten bald unten auf der durch die Ebbe trocken gelegten Sandfläche hin galoppiren, indem er sich so auf dem Grundsande von einem Hafen zum andern begab*), zuweilen auf einem der leichten Ruderkähne dahingleiten um kleinen Gefechten zwischen unsern Kanonierschaluppen und den englischen Kreuzern beizuwohnen und erstere so lange gegen den Feind vortreiben bis dessen Corvetten und Fregatten durch das Feuer unsrer schwachen Fahrzeuge zum Rückzuge genöthigt worden waren. Oft

---

*) Am **1.** Januar **1804** schrieb er von Etaples aus an den Consul Cambacérès:

„Gestern früh bin ich in Etaples angekommen, wo ich in meiner Baracke an Sie schreibe. Der Südwestwind heult fürchterlich. Diese Gegend gleicht ganz dem Lande des Aeolus ... Ich werde gleich das Pferd wieder besteigen um auf dem Grundsande nach Boulogne zu reiten."

Schon am **12.** November hatte er geschrieben:

„So eben, Bürger Consul, erhalte ich Ihren Brief vom **18.** (Brumaire). Wir haben hier noch fortwährend schlechtes Wetter und der Regen gießt noch immer in Strömen herab. Gestern bin ich den ganzen Tag zu Pferde oder im Kahne, d. h. beständig durchnäßt gewesen. Wenn man sich aus dem Wasser etwas machen wollte, könnte man in gegenwärtiger Jahreszeit gar nichts vornehmen. Zum Glück schadet es mir durchaus nichts; ich habe mich noch nie so wohl befunden."

Auch noch an den Marineminister schrieb er den **1.** Januar **1804**:

„Morgen früh um 8 Uhr werde ich die ganze Flottille und zwar divisionsweise in Augenschein nehmen. Ein Marinecommissär wird die Namen aller Officiere und Soldaten verlesen, aus denen die Bemannung besteht. Jedermann wird in der größten Ordnung auf seinem Posten sein als wenn es zur Schlacht ginge. Sowie ich den Fuß an eins der Fahrzeuge setze, ruft man dreimal: Es lebe die Republik! und dreimal: Es lebe der erste Consul! Bei dieser Besichtigung wird mich der Chef des Ingenieurcorps, der Armirungscommissär und der Commandant der Artillerie begleiten.

„Während der ganzen Dauer dieser Inspection wird die Bemannung und Besatzung der ganzen Flottille auf ihrem Posten bleiben und man wird Schildwachen aufstellen die niemanden über den Kai gehen lassen, von wo man die Aussicht nach der Flottille hat."

bot er dem ungestümen Meere hartnäckig Trotz. Als er einst ungeachtet des stürmischen Wetters die Linie seiner Wachtschiffe in Augenschein nehmen und eben sein Canot wiederbesteigen wollte, gerieth er nicht weit von der Küste auf den Strand. Zum Glück fanden seine Leute Grund. Die Matrosen warfen sich in's Meer, stellten sich in eine dichtgedrängte Gruppe zusammen, um den Wellen Widerstand zu leisten, und trugen ihn auf ihren Schultern durch die Wellen, die über ihren Köpfen zusammenschlugen.

Als er ein andermal die Küsten auch so durchstreifte, gerieth er beim Anblick des englischen Gestades gewissermaßen in Aufregung und schrieb an den Consul Cambacérès folgende Zeilen: „Ich habe diese drei Tage im Lager und im Hafen zugebracht. Von den Anhöhen bei Ambleteuse konnte ich die englischen Küsten so deutlich sehen wie man von den Tuilerien aus den Calvarienberg sieht. Man unterschied die Häuser und nahm die dort herrschende Bewegung wahr. Was dazwischen liegt, ist nichts als ein Graben der überschritten werden wird, sobald man nur die Kühnheit hat es zu versuchen." (Vom 16. Nov. 1803. Archiv des Staatssecretariats.)

Seine Ungeduld, diese große Unternehmung baldigst auszuführen, war außerordentlich groß*). Erst hatte er sie schon zu Ende des Herbstes zu ermöglichen

---

*) Diese seine Ungeduld und der Wunsch die Expedition im Nivôse oder Pluviôse d. h. im Januar oder Februar zu unternehmen, geht sehr deutlich aus nachstehenden Briefen hervor. Einer derselben ist an den Admiral Ganteaume gerichtet, welcher für den Augenblick zum Befehlshaber der Flotte von Toulon ausersehen war, bevor er das Commando über die bei Brest erhielt. Die in diesen Briefen enthaltenen Ziffern sind nicht ganz dieselben die wir in unsrer Darstellung geben, weil sich der erste Consul erst etwas später über die Zahl der Mannschaften und Fahrzeuge bestimmte. Wir haben die Ziffern angenommen welche definitiv festgestellt wurden.

Paris, den 23. November 1803.

An den Bürger Rapp.

Machen Sie sich gefälligst nach Toulon auf den Weg. Den beiliegenden Brief übergeben Sie dem Admiral Ganteaume. Dort nehmen Sie Kenntniß vom Zustande der Marine, von der Organisation der Bemannung und von der Anzahl der Schiffe die auf der Rhede liegen oder dahin abzugehen bereit sind. Bis auf weitere Ordre bleiben Sie in Toulon. Sie werden mir 48 Stunden nach Ihrem Eintreffen die Antwort des Admirals Ganteaume auf meinen Brief durch einen außerordentlichen Courier zugehen lassen. Sowie dieser fort ist, schreiben Sie mir jeden Tag was Sie gethan haben und gehen dabei in's kleinste Detail über alle Theile der Verwaltung ein. Alle Tage bringen Sie 1 bis 2 Stunden im Arsenal zu. Sie werden sich erkundigen, welchen Tag das 3. Bataillon der 8. leichten Halbbrigade vorbeikommt, welches von Antibes abgeht und sich zur Expedition nach St. Omer begeben soll. Sie werden sich nach dem von Toulon am wenigsten ent-

gedacht, nun hoffte er sie aber doch zu Anfange oder wenigstens in der Mitte des Winters bewerkstelligen zu können. Indessen gewannen die Arbeiten sichtlich

---

fernten Orte begeben wo es durchkommt, es in Augenschein nehmen und mir von dessen Zustand Bericht erstatten.

Besuchen Sie auch die hyerischen Inseln, um zu sehen wie sie bewacht und armirt sind. Von allem was Sie sehen, werden Sie mich ausführlich in Kenntniß setzen.

Paris, den 23. November 1803.

An den Admiral Ganteaume, Staatsrath und Marinepräfecten zu Toulon.

Bürger Admiral, ich sende den General Rapp in Ihre Nähe, einen meiner Adjutanten. Er wird einige Tage in Ihrem Hafen verweilen und sich von allem genau unterrichten was Ihr Departement betrifft.

Vor zwei Monaten that ich Ihnen kund, daß ich darauf rechnete im Laufe des Frimaire 10 Linienschiffe, 4 Fregatten und 4 Corvetten in Toulon zum Auslaufen zu haben und daß ich wünschte dieses Geschwader auf vier Monate für 25,000 Mann gutes Fußvolk verproviantirt zu sehen, das sich darauf einschiffen sollte. Ich wünsche daß Sie mich 48 Stunden nach Empfang dieses Briefs durch den außerordentlichen Courier des Generals Rapp in Kenntniß setzen, zu welcher Zeit und Stunde ein solches Geschwader von Toulon aus unter Segel gehen kann, sowie davon was Sie zur Zeit des Empfangs meines Briefs segelfertig auf der Rhede haben und was Ihnen am 15. Frimaire und am 1. Nivôse zu Gebote stehen wird. Ich sähe es gern wenn Ihre Expedition spätestens in den ersten Tagen des Nivôse unter Segel gehen könnte.

Ich komme von Boulogne, wo jetzt eine große Thätigkeit herrscht und wo ich gegen die Mitte des Nivôse 300 Schaluppen, 500 Böte und 500 Ruderkähne beisammen zu haben hoffe. Jeder Kahn führt eine 36pfündige Haubitze, jede Schaluppe drei und jedes Boot einen 24pfünder. Lassen Sie mich Ihre Ansicht über diese Flottille wissen. Glauben Sie daß sie uns an Albions Küsten führen wird? Sie kann uns 100,000 Mann aufnehmen. Acht günstige Nachtstunden, und das Schicksal der Welt ist entschieden.

Der Marineminister ist auf seiner Rundreise nach Vließingen gekommen um die batavische Flotte sowie die im Texel in Augenschein zu nehmen; erstere besteht aus 100 Schaluppen und 300 Böten und kann gleich der letztern 30,000 Mann aufnehmen.

Ihren Eifer brauche ich nicht anzuspornen, indem ich weiß daß Sie alles Mögliche aufbieten werden. Zählen Sie auf meine Achtung.

Paris, den 12. Januar 1804.

An den Bürger Daugier, Schiffscapitän u. Commandanten des Bataillons der Gardematrosen.

Bürger Daugier, ich wünsche daß Sie noch heute von Paris abreisen um sich geradeswegs nach Cherbourg zu begeben. Dort ertheilen Sie Befehl zur Abfahrt der in diesem Hafen befindlichen Fahrzeuge der Flottille und bleiben so lange daselbst bis Sie alle Hindernisse beseitigt und die Expedition beschleunigt haben.

Ihr Weg führt Sie in alle Häfen wo Sie Fahrzeuge der Flottille wissen. Sie werden dieselben zur Abfahrt drängen und Instructionen ertheilen daß keine Fahrzeuge, und namentlich auch nicht bei Dielette, ganze Monate in den Häfen liegen.

Dieselbe Mission wie bei Cherbourg haben Sie auch bei Granville und St. Malo. Aus diesen beiden Häfen werden Sie an mich schreiben.

eine größere Ausdehnung und täglich kam er oder der Admiral Bruix auf eine neue Vervollkommnung, deren Einführung wieder Zeit wegnahm. Bei diesen unvermeidlichen Zögerungen gewannen die Soldaten und Matrosen an Ausbildung, wodurch der Zeitverlust wieder ausgeglichen wurde. Streng genommen hätte man die beabsichtigte Expedition nach einer achtmonatlichen Lehrzeit wohl versuchen mögen; sollte jedoch alles dazu bereit, die Ausrüstung und Armirung vollendet sein und die Ausbildung der Land- und Seetruppen nichts mehr zu wünschen übrig lassen, so mußte man immer noch ein halbes Jahr verziehen.

Andre Rücksichten aber entschieden für einen fernern Aufschub der Unternehmung, nämlich zunächst das Zurückbleiben der batavischen Flottille welche den rechten Flügel unter dem Commando des Generals Davoust aufnehmen sollte. Der erste Consul äußerte den Wunsch man möge ihm einen ausgezeichneten Officier der holländischen Marine zuschicken. Man sandte ihm den Contre-Admiral Verhuel. Da ihm die Einsicht und Kaltblütigkeit dieses Seemannes angenehm auffiel, wollte er durch ihn alles besorgt wissen was die Organisation der holländischen Flottille betraf. Sein Wille geschah, und dadurch ging alles mit gewünschter Raschheit vor sich. Diese in der Schelde ausgerüstete Flottille sollte nach Ostende geführt werden, denn man hatte erkannt wie gefährlich es war sie von so entfernt liegenden Punkten auslaufen zu lassen wie von der Schelde und von Boulogne. Auch hoffte man sie von Ostende nach Ambleteuse und Wimereux zu bringen sobald diese beiden Häfen fertig wären. So mußte man sich den unermeßlichen Vortheil verschaffen alle Fahrzeuge auf einmal die Anker lichten, d. h. 120,000 M., 15,000 Matrosen und 10,000 Pferde aus vier unter dem nämlichen Winde und neben einander gelegenen Häfen unter Segel gehen zu lassen. Dazu bedurfte man nun freilich wieder mehrere Monate, indem einestheils die batavische Flotte noch ausgerüstet und anderntheils die Häfen von Wimereux und Ambleteuse noch vollendet werden mußten.

Auch waren zwei andre Abtheilungen der Invasionsarmee noch nicht in Bereitschaft, nämlich einmal das Geschwader von Brest, welches Augereau's Corps nach Irland übersetzen sollte, und dann das holländische Geschwader im Texel, welches die Bestimmung hatte das zwischen Utrecht und Amsterdam lagernde Corps

---

Vollziehen Sie den nämlichen Auftrag in Lorient, Nantes, Rochefort, Bordeaux und Bayonne.

Die Jahreszeit rückt vor. Was nicht im Laufe des Pluviôse nach Boulogne kommt, kann uns dann nichts mehr helfen. Demgemäß müssen Sie also die Arbeiten beschleunigen und anordnen.

Ueberzeugen Sie sich davon daß auch in jedem Hafen hinlängliche Vorkehrungen zur Lieferung von Besatzungen getroffen sind.

von 20,000 Mann aufzunehmen. Dies waren die beiden Corps, welche nach ihrer Vereinigung mit den 120,000 des Lagers bei Boulogne die Gesammtstärke der Invasionsarmee ohne die Matrosen auf 160,000 Mann bringen sollten. Zur vollständigen Armirung der Flotte im Texel und der bei Brest waren noch ein paar Monate erforderlich.

Jetzt war noch übrig der letzten Bedingung eines glücklichen Erfolgs zu genügen, einer Bedingung nach deren Erfüllung der erste Consul vom Gelingen seines Unternehmens vollkommen überzeugt war. Die wohlgeprüften Fahrzeuge konnten nun die 5 Meilen breite Meerenge recht gut durchschiffen, denn die meisten derselben hatten 50 und 100 Meilen zurückgelegt, um sich nach Boulogne zu verfügen, und nicht selten durch ihr aus allen Richtungen auf der Meeresfläche hinstreichendes Feuer das von oben herkommende und concentrirte Feuer der englischen Kriegsschiffe mit Vortheil beantwortet. Sie mochten entweder während einer Windstille des Sommers oder während eines Winternebels leicht unerreicht und sogar ungesehen überfahren, und trat selbst der ungünstigste Fall ein, daß sie nämlich auf die 25—30 Corvetten, Briggs und Fregatten der englischen Kreuzerflotte stießen, so mußten sie doch durchkommen, wenn sie von den 2300 Schaluppen oder Böten, woraus die Flottille bestand*), deren hundert aufopfern wollten. In einem Falle jedoch schwand jede Besorgniß vor einem ungünstigen Ausgange

---

*) Folgendes ist ein Bruchstück aus einem Briefe des Ministers Decrès, welcher unter allen Männern, die um Napoleon her zu thun hatten, am wenigsten in Illusionen befangen war. Man ersieht daraus daß man durchzukommen hoffte, wenn man etwa hundert Fahrzeuge aufopfern wollte.

Boulogne, den 7. Januar 1804.

Der Marineminister an den ersten Consul.

Man beginnt auf der Flottille sich dem festen Glauben hinzugeben daß die Abfahrt näher bevorsteht als man gedacht hatte, und man hat mir versprochen sich mit allem Ernst darauf vorzubereiten. Man spottet der Gefahren; jeder sieht nur den Cäsar und sein Glück.

Die Ideen aller Subalternen gehen nicht weiter als die Rhede und deren Strömung. Sie schwatzen über Wind und Wetter, Ankergrund und Wachtschiffslinie wie die jungen Götter. Die Ueberfahrt selbst ist Ihre Sache. Davon verstehen Sie mehr als diese Leute und Ihre Augen sind mehr werth als die Ferngläser derselben. An alles was Sie thun haben Sie einen förmlichen Köhlerglauben.

Geht es doch dem Admiral selbst nicht besser. Nie wird er Ihnen einen Plan vorgelegt haben; das macht weil er in der That keinen hat. Uebrigens haben Sie auch keinen von ihm verlangt. Erst der Augenblick der Ausführung wird ihn bestimmen. Sehr möglich daß er genöthigt ist hundert Fahrzeuge zu opfern, welche den Feind auf sich ziehen, während der Rest eben zu der Zeit wo diese geschlagen werden ohne Hinderniß das Ziel erreicht.

Uebrigens würde ein Foliant die Ideen nicht fassen die er über diesen Gegenstand in Petto hat. Welche davon wird er ausführen? Darüber wird er sich je nach den Umständen bestimmen ...

des Unternehmens; es durfte nur ein großes französisches Geschwader unversehens in der Meerenge erscheinen, die englischen Kreuzer verscheuchen, den Canal 2 bis 3 Tage beherrschen und die Ueberfahrt unsrer Flottille decken. In diesem Falle war kein Zweifel mehr; alle gegen die Unternehmung erhobenen Einwürfe fielen auf einmal weg, wenn nicht unvermuthet ein Unwetter eintrat, was bei einer richtigen Wahl der Jahreszeit sehr unwahrscheinlich war und übrigens stets außer aller Berechnung liegt. Dann aber hätte das dritte Geschwader hochbordiger Schiffe, das von Toulon, vollständig ausgerüstet sein müssen, und dies war es noch nicht. Napoleon hatte dasselbe zur Ausführung eines großen Planes ausersehen, der für jedermann und selbst für seinen Marineminister ein Geheimniß war. Diese Combination reifte nach und nach in seinem Kopfe und er sagte keinem Menschen ein Wort davon. Die Engländer mußten überzeugt bleiben daß die Flottille sich selbst genügen solle, da sie dieselbe so vollständig armiren und alle Tage Fregatten und Linienschiffen gegenüber stellen sahen.

Der in seinen Planen so kühne Mann war in der Ausführung wieder der vorsichtigste Feldherr. Obgleich er jetzt 120,000 Soldaten bei der Hand hatte, so wollte er doch ebenso wenig ohne die Mitwirkung der Flotte vom Texel absegeln, die 20,000 M. an Bord hatte, als ohne die von Brest mit 18,000 M. und ohne die von La Rochelle, Ferrol und Toulon, welche die Meerenge durch ein tiefgedachtes Manoeuvre frei machen sollten. Er gab sich Mühe und hoffte auch alle diese Mittel zum Februar 1804 in Bereitschaft zu haben, als sich plötzlich ernste Begebenheiten im Innern der Republik zutrugen, sich seiner Aufmerksamkeit bemächtigten und sie eine Zeit lang der großen Unternehmung entzogen worauf die Augen der ganzen Welt gerichtet waren.

Siebenundzwanzigstes Capitel.

Napoleon entdeckt eine große Verschwörung (Aug. 1803—März 1804).

England begann beim Anblick der Rüstungen, welche im Angesicht seiner Küsten stattfanden, unruhig zu werden. Anfänglich hatte es sie nicht für sonderlich wichtig gehalten.

Ueberhaupt ist der Krieg für ein Inselreich, das an den großen Kämpfen der Nationen nur mit meist siegreichen Schiffen und höchstens mit Hülfstruppen theilnimmt, ein nicht sehr beunruhigender Zustand, welcher die öffentliche Ruhe nicht stört und sogar den täglichen Geschäftsbetrieb nicht beeinträchtigt. Einen

schlagenden Beweis dafür liefert der Umstand daß, während das Menschenblut in Strömen floß, in London der Credit nicht erschüttert wurde. Bringt man hiernächst noch in Anschlag, daß die Armee aus Miethlingen zusammengesetzt wird und die Bemannung der Flotte aus Seeleuten besteht denen es ganz einerlei ist ob sie an Bord von Kriegs- oder von Kauffahrteischiffen leben und welche die Aussicht auf Prisen vielmehr noch gewaltig anlockt, dann wird man recht gut einsehen, daß sich für ein solches Land die ganze Kriegslast in eine Besteuerung auflös't, in eine Art von Speculation wobei man Millionen an die Eröffnung erweiterter Handelswege setzt. Nur für die Aristokraten des Landes, unter deren Commando jene Heere und Flotten stehen, welche als deren Befehlshaber ihr Blut vergießen und die endlich ebenso sehr danach streben den Ruhm ihres Vaterlandes zu erhöhen als neue Absatzwege zu erobern, hat der Krieg erst wieder seinen Ernst und seine Gefahren, wenn er ihnen auch nicht die gewöhnliche Bangigkeit einflößt, da die Gefahr einer Invasion gar nicht zu existiren scheint.

Einen solchen Krieg glaubten Windham und Grenville nebst dem schwachen Ministerium, das sich an ihre Fersen heftete, ihrem Vaterlande bereitet zu haben. Schon unter dem Directorium hatten sie von flachen Fahrzeugen reden hören, aber so oft und erfolglos daß sie am Ende gar nicht mehr daran glaubten. Mehr Erfahrung als seine Landsleute hatte in dieser Beziehung Sir Sidney Smith — hatte er doch trotz furchtbaren Kreuzerflotten und trotz einer Besetzung der Küsten mit tüchtigen Soldaten nach der Reihe Franzosen, Türken und Engländer in Aegypten landen sehen — und sagte daher auf der Rednerbühne des Parlaments, man könne im Canal gar wohl 60—80 Kanonierschaluppen vereinigen, auch wohl hundert wenn man's recht hoch nehmen wolle; indessen mehr werde man nie zusammenbringen, und 25—30,000 Mann sei die äußerste Zahl der Mannschaften die man nach England überzusetzen vermöge. Hörte man diesen Officier, so war nach der erwähnten Gefahr die Landung einer Armee in Irland am meisten zu fürchten; diese könne zwei- bis dreimal so stark sein als die, welche früher nach der Insel gesandt wurde, und das Land mehr oder weniger aufregen und verwüsten, indessen werde sie gleich der frühern am Ende unterliegen und die Waffen strecken. Uebrigens habe man ja auf seiner Seite noch die stets im Stillen fortbestehende Feindschaft Europa's gegen Frankreich, die bald wieder zum Ausbruch kommen und die Streitkräfte des ersten Consuls gegen den Continent lenken werde. Man habe daher nichts zu fürchten als höchstens einen Krieg wie in den ersten Zeiten der Revolution, der sich allerdings wieder durch einige Siege des Generals Bonaparte über Oestreich auszeichnen möge, dafür aber auch in einem so beweglichen Lande wie Frankreich, dem seit 15 Jahren keine Regierung über drei Jahre nach einander erträglich vorgekommen sei, alle gewöhnlichen Chancen einer

Umwälzung und den dauernden Vortheil neuer überseeischer Eroberungen für England darbiete. Durch eine Reihe von Unfällen und Mißgriffen sind diese Prophezeihungen freilich in Erfüllung gegangen; man wird aber bemerken, daß mehrere Jahre hindurch selbst die Existenz Großbritanniens auf's äußerste bedroht war.

Die Zuversicht der Engländer verschwand bald beim Anblick der Rüstungen die auf der Küste von Boulogne stattfanden. Es verlautete etwas von 1000 bis 1200 flachen Böten (daß ihre Anzahl 2000 überstieg, wußte man nicht); man war erstaunt; da man indessen zweifelte, daß sie zusammengezogen und besonders daß sie in den Häfen am Canal untergebracht werden könnten, so wurde man wieder ruhiger. Als man aber doch sehen mußte, wie sich diese flachen Böte trotz der Masse englischer Kreuzer in der Meerenge von Calais concentrirten, wie gut sich dieselben zur See und im Feuer hielten, wie geräumige Bassins zu deren Aufnahme angelegt wurden, wie furchtbare Batterien man zu deren Deckung auf dem Ankerplatze aufstellte und wie sich 150,000 Mann zur Einschiffung bereit hielten, da schwand eine Illusion nach der andern, da war es aus mit der stolzen Sicherheit. Man merkte nun wohl daß solche Rüstungen keine bloße Finte sein konnten und daß man den kühnsten und geschicktesten Mann allzu leichtsinnig herausgefordert hatte. Zwar glaubte so mancher Alt-Engländer im Vertrauen auf die Unverletzlichkeit seiner Insel noch nicht an die Gefahr welche ihr drohen sollte. Aber die Regierung und die Parteihäupter waren doch der Ansicht, wenn man im Zweifel schwebe, dürfe man die Sicherheit des brittischen Bodens nicht dem Zufall preisgeben. Vor 20—30,000 Franzosen, mochten sie doch so tapfer sein als sie wollten, hätten sie die Zitterfeder noch lange nicht aufgesteckt, aber 150,000 Mann, an deren Spitze der General Bonaparte stand, verursachten Angst und Schrecken durch alle Classen der Nation. Und dadurch bewies man keineswegs Mangel an Muth; denn in der Nähe einer Armee, die bereits so Großes vollführt hatte und noch so große Dinge vollbringen sollte, mochte wohl das tapferste Volk der Welt unruhig werden.

Diese Lage der Dinge ward durch einen fernerweiten Umstand noch bedenklicher. Die Continentalmächte rührten sich nämlich gar nicht. Oestreich wollte die für England bestimmten Schläge nicht für 100—200 Millionen auf sich nehmen. Preußen handelte mit Frankreich in Gemeinschaft, nicht sowohl durch seine Sympathien als vielmehr durch seine Interessen getrieben. Rußland tadelte sittenrichterlich beide kriegführende Mächte und sprach sich für keine von beiden förmlich aus. Gingen die Franzosen nicht über Hannover hinaus, so war wenigstens vor der Hand kein Anschein vorhanden das russische Reich zum Kriege zu verleiten, und offenbar waren jene nicht Willens ihm diesen Grund zur Ergreifung der Waffen an die Hand zu geben.

So mußte man sich denn der Größe der Gefahr gemäß rüsten. Um Frankreich in Betreff der Marine überlegen zu bleiben, brauchte man nur wenig zu thun. Schon vor dem Friedensbruche waren 60 Linienschiffe armirt und 80,000 Matrosen ausgehoben worden. Sobald der Krieg erklärt war, brachte man die Zahl der Schiffe auf 75 und die der Matrosen auf 100,000. Diese Rüstung vervollständigten 100 Fregatten und eine unendliche Menge Briggs und Corvetten. Nelson sollte an der Spitze eines auserlesenen Geschwaders das Mittelmeer hüten, Toulon blockiren und einen abermaligen Versuch gegen Aegypten verhindern. Lord Cornwallis war beauftragt mit einer zweiten Flottenabtheilung Brest zu blockiren sowie Rochefort und Ferrol durch seine Unterbefehlshaber blockiren zu lassen. Lord Keith endlich, welcher alle Streitkräfte im Canal und in der Nordsee commandirte, hatte die Mission Englands Küsten zu bewachen und die Frankreichs zu beobachten. Sir Sidney Smith war sein Unterbefehlshaber; er kreuzte mit Linienschiffen von 74 Kanonen, mit Fregatten, Briggs, Corvetten und einer Menge Kanonierschaluppen von der Mündung der Themse bis nach Portsmouth, von der Schelde bis an die Somme, indem er einerseits die englische Küste deckte und andrerseits die französischen Häfen blockirte. Es war eine Kette leichter Fahrzeuge aufgestellt, die sich auf dieser ganzen Meeresstrecke durch Signale mit einander verständigten; diese sollten augenblicklich Lärm machen sowie sich in unsern Häfen etwas rührte.

Durch diese Maßregeln glaubten die Engländer unsre Geschwader von Brest, Rochefort, Ferrol und Toulon an jeder Bewegung gehindert und eine sattsam beruhigende Wache in der Meerenge aufgestellt zu haben.

Indessen mußte man doch noch mehr thun, da eine Gefahr ganz neuer Art drohte, nämlich eine Invasion auf brittischem Boden. Die zu Rathe gezogenen Seeleute hatten im Hinblick auf die Rüstungen des ersten Consuls fast sämmtlich erklärt, man könne unmöglich dafür einstehen daß nicht die Franzosen unter Begünstigung eines Nebels, einer Windstille oder einer Winternacht an der englischen Küste landeten. Freilich konnte der neue Pharao in's Wasser geworfen werden bevor er an's Ufer gelangte; allein war er einmal, wenn auch nicht mit 150,000, aber doch mit 100,000 oder auch nur mit 80,000 Mann am Lande, wer wollte ihm dann widerstehen? So war denn die hochmüthige Nation, welche den Leiden des Continents so gleichgültig zugesehen, welche sich nicht entblödet hatte den Krieg auf's neue zu beginnen, in dem sie andre Leute ihr Blut vergießen zu lassen und nur Gold mit vollen Händen auszustreuen pflegte, endlich auf ihre eignen Kräfte angewiesen, sah sich genöthigt die Waffen zu ergreifen und die Vertheidigung ihres eignen Bodens andern Leuten als den ohnehin zu dünn gesäten Miethlingen anzuvertrauen. So stolz auf ihre Marine, hatte sie jetzt den Verdruß

den furchtbaren Soldaten des Generals Bonaparte keine Landtruppen entgegenstellen zu können!

Die Aufbringung einer Landarmee war natürlich nun der Gegenstand aller Discussionen im Hause der Gemeinen. Sowie sich aber der Parteigeist immer bei den größten Gefahren am ungestümsten zeigt, so befehdeten sich auch jetzt die vornehmsten Parlamentsglieder wegen der Frage über den Krieg und dessen Durchführung mit großer Heftigkeit.

Das schwache Ministerium Addington hatte seine Fehler überlebt. Immer noch, wenn auch nicht lange mehr, leitete es den Krieg, dessen leichtsinnige Hervorrufung ihm zum Verbrechen angerechnet werden muß. Die Majorität im Parlament wußte recht wohl, daß es der Aufgabe nicht gewachsen war die es sich gestellt hatte; da sie aber keine Veränderung des Cabinets hervorrufen wollte, so erhielt sie dasselbe gegen seine Widersacher und selbst gegen Pitt aufrecht, wie gern sie diesen auch an der Spitze der Geschäfte gesehen hätte. Dieses mächtige Parteihaupt war wieder im Parlament erschienen, wohin ihn seine stille Ungeduld, die große Gefahr worin der Staat schwebte und sein Haß gegen Frankreich zurückgerufen hatten. Immer noch war er gemäßigter als seine hülfreichen Freunde Windham, Grenville und Dundas und ein kürzlich vorgekommenes Votum vermochte ihn es noch mehr zu sein. Man hatte nämlich darauf angetragen einen Tadel über das Ministerium auszusprechen, aber bloß 53 Stimmen dafür zusammengebracht. Gern hätte die Majorität, wie dies in politischen Versammlungen gar nichts Seltenes ist, die berühmtesten und fähigsten Männer an's Staatsruder gestellt, ohne aber das Ministerium stürzen zu müssen. Da Pitt die Geschäfte bald wieder zu übernehmen gedachte, so betheiligte er sich an allen Discussionen fast als ob er Minister gewesen wäre, aber nicht sowohl um den Regierungsmaßregeln entgegenzutreten als sie vielmehr zu unterstützen und zu vervollständigen.

Die wichtigste dieser Maßregeln war die Organisation der Landarmee. Wohl besaß England eine solche, sie war aber in Ostindien, Amerika und allen Posten des Mittelmeeres zerstreut, bestand aus Iren, Schotten, Hannoveranern, Hessen, Schweizern und sogar Maltesern und war durch die vor der Einführung der Conscription in Europa so sehr verbreiteten Kunstgriffe der Werber zusammengebracht worden. In Aegypten hatte sie sich sehr gut benommen, wie früher gezeigt worden ist. Sie belief sich auf etwa 130,000 Mann. Nun weiß man aber, daß eine sehr gute Verwaltung dazu gehört wenn man unter 130,000 M. 80,000 dienstfähige Leute haben will. Zu dieser Streitmacht, von welcher wenigstens ein Drittel für die Bewachung Irlands abzuziehen ist, kamen noch 50,000 Milizen, deren Zahl in der letzten Zeit auf 70,000 gestiegen war; dies waren Nationaltruppen, die man nicht über ihre Provinz hinaus marschiren lassen konnte

und die noch kein Pulver gerochen hatten. Sie wurden von abgedankten Officieren und vornehmen Engländern angeführt, die wohl sehr patriotisch gesinnt waren, aber als Neulinge viel zu wenig vom Kriege verstanden, um den alten Streitern entgegengestellt zu werden welche die europäische Coalition besiegt hatten.

Wie mochte man nun einem solchen Mangel begegnen? Das Ministerium berief die kenntnißreichsten Militärs in seine Nähe und beschloß die Errichtung eines sogenannten Reserveheeres, das aus 50,000 durch's Loos gewählten Engländern bestehen und nur im Innern Großbritanniens verwendet werden sollte. So ergänzte man die Linientruppen, sie mit 50,000 Mann verstärkend. Die Stellvertretung ward zugelassen, mußte aber unter den obwaltenden Umständen sehr theuer angesetzt werden. Mehr konnte man für den Augenblick nicht schaffen, so wenig es auch war. Windham griff vom Gesichtspunkte der Kriegspartei aus diesen Antrag als ungenügend an. Er verlangte daß eine große Linienarmee auf die Beine gebracht und nach denselben Grundsätzen wie das französische Heer d. h. durch Conscription gebildet werde; diese sollte unbedingt unter den Befehlen der Regierung stehen und überall verwendet werden können. Er sagte, was das Ministerium beantragt habe, sei nur eine Erweiterung der Milizen und auch nicht mehr werth als diese, zumal so versuchten Leuten gegenüber wie man sie zu bekämpfen habe; dadurch daß man im neuen Gesetze die Stellvertretung gestatte, schade man nur der Recrutirung der Armee, indem die Mannschaften, welche Lust zu dienen hätten, es vortheilhafter finden würden im Reserveheer Ersatzmänner zu sein als sich für die Linie anwerben zu lassen; den Truppen des Generals Bonaparte dürfe man nur eine reguläre aus der eingebornen Bevölkerung bestehende Armee entgegensetzen, die gleich überall zu verwenden sei wo der Krieg auftreffe und sich demnach an den Krieg gewöhnen könne. „Um den Diamanten zu schneiden," sagte Windham, „braucht man einen Diamanten."

Eine Marine hatte England schon, und nun wollte es auch eine Landarmee haben; dies ist eine sehr natürliche Bestrebung, denn selten wird eine Nation, die in einer dieser beiden Rücksichten groß ist, es nicht auch in der andern sein wollen. Aber Pitt beantwortete diese Vorschläge mit der Kälte eines praktischen Staatsmannes. Er sagte, alle Ideen Windham's seien recht gut; aber wie möge man in wenigen Tagen eine Armee auf die Beine bringen, an den Krieg gewöhnen, für dieselbe Cadres bilden und Officiere ausfindig machen? Eine solche Einrichtung sei nicht Sache des Augenblicks. Vor der Hand könne nur ausgeführt werden was die Regierung beantragt habe. Es werde schon Schwierigkeiten genug machen die beantragten 50,000 Mann zu organisiren, einzuüben und mit Officieren aller Grade zu versehen. Nun beschwor Pitt seinen Freund Windham wenigstens vorläufig seine Ideen fallen zu lassen und sich dem Regierungsentwurfe zu fügen.

Windham gab nicht viel auf Pitt's Gutachten, sondern blieb bei seinem System und unterstützte es durch neue und stärkere Gründe. Es verlangte sogar einen Aufstand in Masse wie er 1792 in Frankreich stattgefunden hatte und machte es dem schwachen Ministerium Addington zum Vorwurf daß es nicht an dieses großartige Mittel in ihrer Unabhängigkeit bedrohter Völker gedacht hätte. Dieser Feind Frankreichs und Napoleon's fand (und dies begegnet dem Hasse gar nicht selten) dafür Lobsprüche was er am meisten verabscheute, übertrieb fast unsre Größe und Macht sowie die Gefahr womit der erste Consul England bedrohen sollte, um dem englischen Ministerium Vorwürfe zu machen daß es nicht genug Vorsichtsmaßregeln getroffen habe.

Das Reserveheer ward votirt, wie verächtlich auch die Partei Windham darauf hinblicken mochte, in deren Augen es nichts als eine Vermehrung der Milizen war. Man hoffte durch diese Combination die Linienarmee zu erweitern, indem doch die durch's Loos bestimmten und zum Dienst verurtheilten Leute lieber in diese als in jede andre Armee und so in deren Cadres vielleicht 20—30,000 Recruten mehr eintreten würden.

Als jedoch die Gefahr von Stunde zu Stunde größer und zumal die Mitwirkung des Continents alle Tage unwahrscheinlicher wurde, da gab man sich dem Vorschlage der hitzigsten Partei und endlich dem Gedanken an einen Aufstand in Masse hin. Das Ministerium verlangte und erhielt die Ermächtigung alle Engländer vom 17. bis zum 55. Jahre unter die Waffen zu rufen. Man sollte die Freiwilligen und in deren Ermangelung die durch das Gesetz bestimmten Leute nehmen, zu Bataillonen formiren und wöchentlich eine gewisse Anzahl von Stunden exerciren. Zum Ersatz für ihren Zeitverlust sollten sie zum Theil Löhnung erhalten, nämlich nur die Freiwilligen aus den arbeitenden Classen.

Jetzt mußte Windham zugeben daß man seinen Ideen nachkomme, beklagte sich aber nun daß man es zu spät und nicht ordentlich thue und hatte noch an verschiedenen Details der Maßregel das und jenes auszusetzen. Indessen ward diese votirt und kurz darauf sah man in den Städten und Grafschaften Englands die zu den Waffen gerufene Bevölkerung alle Morgen in der Uniform der Freiwilligen exerciren. Alle Volksclassen trugen diese Uniform. Der ehrwürdige Addington erschien in einem solchen Anzuge, der so wenig zu seinen Sitten paßte, im Parlament und machte sich durch eine derartige Manifestation wohl auch etwas lächerlich. Der alte König und sein Sohn der Prinz von Wales hielten in London Musterungen und die exilirten französischen Prinzen ließen sich den unverzeihlichen Fehler zu schulden kommen denselben beizuwohnen. Man sah in London wohl 20,000 solche Freiwillige, was freilich bei einer so ungeheuern Bevölkerung nicht sehr bedeutend war. In ganz England aber gab es deren doch

genug um eine imposante Streitmacht darzustellen, wenn sie sonst organisirt gewesen wäre. Aber eine Armee und vollends Officiere stampft man nicht aus der Erde. War man in Frankreich über die Tauglichkeit der flachen Böte in Zweifel gewesen, so zweifelte man in England noch weit mehr am Werthe dieser Freiwilligen, und wenn nicht an ihrem Muthe, doch an ihrer Gewöhnung zum Kriege. Mit den erwähnten Maßregeln verband man den Plan, um London her an den nach dieser Hauptstadt führenden Straßen und an den am meisten bedrohten Küstenpunkten Feldverschanzungen anzulegen. Ein Theil des activen Heeres ward von der Insel Wight bis an die Mündung der Themse aufgestellt. Man ordnete ein Signalsystem an, wonach überall an den Küsten hin, sobald sich die Franzosen zeigen würden, Feuer angezündet und Allarm gemacht werden sollte. Es wurden eigenthümlich gestaltete Postwagen gebaut, worauf man die Truppen nach den bedrohten Punkten zu bringen gedachte. Kurz, auf beiden Seiten der Meerenge bot man seine ganze Erfindungskraft auf um sich neue Vertheidigungs- und Angriffsmittel auszusinnen, die Elemente zu besiegen und sie seiner Sache dienstbar zu machen. Beide Nationen zogen sich gleichsam an diesen Meeresrand zusammen und gewährten der Welt in diesem Augenblicke ein sehr großartiges Schauspiel: die eine war unruhig wenn sie an ihre Unerfahrenheit im Waffenhandwerk dachte, gewann aber gleich ihr Selbstvertrauen wieder, wenn sie auf den Ocean hinausschaute womit sie umgürtet war; die andre vertraute ganz auf ihre Tapferkeit und Kriegserfahrung sowie auf das Genie ihres Führers, maß mit den Augen den Meeresarm welcher ihren Ungestüm hemmte, lernte ihn alle Tage mehr verachten und betrachtete es als gewiß, daß sie ihn mit dem Sieger von Marengo und den Pyramiden bald überschreiten werde.

Keine von beiden Nationen wußte daß noch etwas Andres im Werke sei als was vor ihren Augen geschah. Die Engländer hielten Brest und Toulon für eng blockirt und ließen sich nicht träumen daß ein Geschwader im Canal erscheinen könnte. Die Franzosen stellten alle Tage Uebungen mit ihren Kanonierschaluppen an und dachten gar nicht daran daß es auch noch eine andre Art geben könne die Meerenge zu überschreiten. Niemand ahnte die große Combination des ersten Consuls. Indessen fürchteten die Einen und die Andern hofften plötzlich einen Strahl seines erfindungsreichen Genies zu sehen. Und darum eben herrschte auf der einen Seite des Canals Unruhe und auf der andern Zuversicht.

Die gegen uns ergriffenen Widerstandsmittel hatten offenbar nicht viel zu bedeuten, wenn einmal die Meerenge überschritten war. Zugegeben daß man zwischen London und dem Canal 50,000 Mann Linientruppen und 30—40,000 M. vom Reserveheer glücklich zusammenbrachte und zu diesem regelmäßigen Corps eine möglichst große Masse Freiwillige stoßen ließ, so hätte man noch nicht einmal die

numerische Stärke der französischen Armee erreicht, welche über die Meerenge setzen sollte. Und was hätten sie alle zusammen, auch in zwei- bis dreifach überlegener Zahl, gegen die 150,000 Mann vermocht, welche später binnen 18 Monaten unter Napoleon's Commando bei Austerlitz, Jena und Friedland alle europäischen Armeen schlugen, die vermuthlich ebenso tapfer, sicherlich kriegserfahrener und vier- bis fünfmal stärker waren als die brittischen Heere? Die Rüstungen der Engländer waren also in der That nicht hoch in Anschlag zu bringen und der Ocean blieb immer noch ihre sicherste Schutzwehr. Jedenfalls lag für das Benehmen der brittischen Regierung, wie die Sache zuletzt auch auslaufen mochte, eine empfindliche Strafe schon darin daß alle Volksclassen aufgeregt waren, die Handwerker ihren Werkstätten, die Kaufleute ihrem Handel und die Vornehmen ihrem behaglichen Lebensgenuß entrissen wurden. Hätte eine solche Aufregung längere Zeit fortgedauert, so konnte sie leicht zu unermeßlichem Unheil, vielleicht gar zur Störung der öffentlichen Ordnung führen.

Die brittische Regierung nahm in ihrer Angst zu allerhand Mitteln und selbst zu solchen ihre Zuflucht, welche sich mit der Moral am wenigsten vereinigen lassen, um den ihr drohenden Schlag von sich abzuwenden. Während des ersten Kriegs hatte sie gegen die vielerlei Machthaber, welche in Frankreich auf einander folgten, Verschwörungen angezettelt. Später hatte sie, obwohl sie unter der kräftigen Verwaltung des ersten Consuls mit ihren Verschwörungen wenig auszurichten hoffen durfte, alle Häuptlinge der Vendée nebst den vornehmsten Emigranten in London behalten und selbst während des Friedens besoldet. Daß sie die schuldbehafteten Werkzeuge eines so ganz unedelmüthigen Kriegs immer hegte und pflegte, war bekanntlich eine Hauptursache mit gewesen beide Länder auf's neue zu entzweien. Wohl sind Diversionen im Kriege sehr gewöhnlich und die Empörung einer Provinz ist eine von den Diversionen, die man für die zweckdienlichsten hält und ohne das geringste Bedenken in Anwendung zu bringen pflegt. Wenn die Engländer einen Aufstand in der Vendée zu erregen trachteten, so vergalt es ihnen der erste Consul dadurch daß er Irland zu insurgiren suchte. Das Mittel war gegenseitig und sehr gebräuchlich. Aber zur Erregung eines Aufstandes in der Vendée war für den Augenblick gar keine Aussicht vorhanden. Die Verwendung der Chouans und ihres Häuptlings Georges Cadoudal konnte nur einen Zweck haben, nämlich den irgend etwas Gräßliches wie die Höllenmaschine oder sonst dergleichen zu versuchen. Wer bei der Anwendung des Mittels eine Insurrection zu erregen sich bis dahin versteigt eine Regierung umstürzen zu wollen, nimmt seine Zuflucht schon zu Ränken, die man schwerlich rechtfertigen möchte; wer aber die Regierung durch Attentate auf die Lenker des Staates selbst stürzen will, überschreitet alle Grenzen des unter den Nationen anerkannten Völkerrechts.

In wie weit die brittischen Minister bei den verbrecherischen Entwürfen, worüber die nach London geflüchteten französischen Emigranten auf's neue brüteten, mitschuldig waren, wird aus den Thatsachen selbst erhellen. Man erinnert sich jedenfalls jenes furchtbaren Häuptlings der Chouans Georges Cadoudal aus dem Departement Morbihan, welcher allein unter den dem ersten Consul vorgestellten Vendéern dessen mächtigem Genius widerstand und sich zunächst in die Bretagne und dann nach England zurückzog. Er lebte in London herrlich und in Freuden, vertheilte die ihm von der brittischen Regierung zugewiesenen Geldsummen unter die französischen Flüchtlinge und brachte seine Zeit bei den ausgewanderten Prinzen und vorzüglich in Gesellschaft der beiden thätigsten zu, des Grafen von Artois und des Herzogs von Berry. Daß diese Prinzen nach Frankreich zurückzukehren wünschten, war sehr natürlich; daß sie ihren Zweck durch den Bürgerkrieg erreichen wollten, war ein ganz gewöhnliches wenn auch nicht eben rechtmäßiges Mittel: aber zum Unglück für ihre Ehre konnten sie sich nicht einmal mehr auf einen Bürgerkrieg sondern nur noch auf Complotte Rechnung machen.

Der Friede hatte ebensowohl den fürstlichen als den andern Exilirten alle Hoffnung geraubt, die ihnen nur der Krieg zurückgab, nicht nur weil er ihnen die theilweise Mitwirkung Europa's sicherte, sondern auch weil er ihrer Ansicht zufolge die Popularität des ersten Consuls vernichten mußte. Durch Georges standen sie mit der Vendée und durch die zurückgekehrten Emigranten mit Paris in Verbindung. Was sie in England träumten, darüber brüteten auch ihre Anhänger in Frankreich, und was nur im geringsten zu ihren Illusionen stimmte, verwandelte sich in ihren Augen auch sogleich in Wirklichkeit. Daher sagten sie einander in dieser ihrer kläglichen Correspondenz, der Krieg werde dem ersten Consul den Todesstoß versetzen; seine Macht sei ohnehin illegitim für alle Franzosen welche es stets mit dem Hause Bourbon gehalten hätten, aber tyrannisch für die welche der Revolution treu geblieben wären, und habe nur dadurch erträglich werden mögen daß der Friede und die Ordnung dadurch hergestellt worden seien; der Friede wäre jedoch nach dem Bruche mit England verschwunden und die Ordnung allerwenigstens gefährdet, da es sich sehr frage ob sie während der Kriegsnoth erhalten werden könne; daher müsse die Regierung des ersten Consuls gleich allen ihr vorausgegangenen Regierungen die Popularität verlieren; die ruhige Masse des Volkes werde ihm zürnen, daß er die Feindseligkeiten mit Europa wieder angefangen habe, und auch weniger fest an seinen Stern glauben, da sich der Boden nicht mehr so leicht vor seinen Füßen zu ebenen scheine; übrigens habe er verschiedenartige Feinde, deren man sich sehr wohl bedienen könne, wie z. B. vor allen Dingen die Revolutionäre und dann die auf seinen

Ruhm eifersüchtigen Männer, wovon es in der Armee wimmle. Man meinte die erbitterten Jacobiner und diejenigen Generale, die es gar nicht verdauen konnten daß sie dazu beigetragen hatten sich aus einem Kampfgenossen einen Gebieter zu schaffen. Aus diesen so verschiedenartigen Mißvergnügten mußte nun eine einzige Partei geschaffen werden, um den ersten Consul zu stürzen. Was man auch aus Frankreich meldete oder aus London zurückschrieb, alles lief auf den Plan hinaus die Jacobiner und Royalisten nebst den mißvergnügten Militärs in eine einzige Partei zu verschmelzen, um den Usurpator Bonaparte zu erdrücken.

Dies waren die Ideen womit die französischen Prinzen in London erfüllt waren und womit sie das brittische Cabinet unterhielten, wenn sie Geld von ihm haben wollten; dieses gab mit vollen Händen und wußte wenigstens im allgemeinen was man mit dem Gelde anfangen wollte.

Nach diesem Plane wurde nun eine weitverzweigte Verschwörung angezettelt und mit der gewöhnlichen Ungeduld der Emigranten betrieben. Die Sache wurde auch Ludwig XVIII. vorgetragen, welcher damals in Warschau lebte. Dieser Fürst harmonirte gar nicht sonderlich mit seinem Bruder dem Grafen von Artois, dessen unfruchtbare und unkluge Thätigkeit er mißbilligte, und lehnte den Antrag ab. Welch ein merkwürdiger Contrast zwischen diesen beiden Brüdern! Der Graf von Artois besaß Güte ohne Umsicht, Ludwig XVIII. Umsicht ohne Güte. Ersterer ließ sich auf Entwürfe ein die seines Herzens unwürdig waren, die Letzterer aber als seines Geistes unwürdig verwarf. Ludwig XVIII. beschloß allen neuen Umtrieben fremd zu bleiben, wozu der wieder ausgebrochene Krieg auf's neue die traurige Veranlassung werden mochte. Der Graf von Artois dagegen, der sehr fern von seinem ältern Bruder lebte und sich immer angeregt fühlte, entweder durch den ihm selbst eigenthümlichen Eifer, oder von dem der Emigranten, oder (was noch schlimmer ist) gar von dem der Engländer, nahm an allen Entwürfen Theil, welche dem oder jenem durch beständige Aufregung verwirrten Gehirn entspringen mochten. Die französischen Emigranten standen mit dem englischen Cabinet durch den Unterstaats-Secretär Hammon in Verbindung, den man bei verschiedenen Unterhandlungen figuriren sah. An ihn wendeten sie sich mit allem was sie in England zu bestellen hatten. Auswärts hatten sie drei Agenten der brittischen Diplomatie, nämlich die Gesandten Taylor in Hessen, Spencer Smith in Stuttgard und Drake in Baiern. Diese drei Agenten, welche unsern Grenzen so nahe waren, suchten allerhand Intriguen in Frankreich anzuknüpfen und auch die zu unterstützen welche man von London aus anspinnen würde. Sie standen mit Hammon in Verbindung und disponirten über beträchtliche Geldsummen. Hier hatte man doch sicherlich etwas Andres vor sich als ein bloßes Herumspüren der Polizei, wie es sich die Regierungen zur Erfor-

schung gewisser Angelegenheiten wohl zuweilen erlauben und wozu sie dann und wann ein Sümmchen zu verwenden pflegen; nein, hier handelte es sich um wirkliche Plane, denen die höchsten Beamten nicht fremd waren, die im wichtigsten Ministerium d. h. dem der auswärtigen Angelegenheiten zusammenliefen und Millionen kosteten.

Die französischen Prinzen, welche sich am meisten in diese Plane einließen, waren der Graf von Artois und sein zweiter Sohn der Herzog von Berry. Der Herzog von Angoulême hielt sich damals in Warschau bei Ludwig XVIII. auf. Die Prinzen von Condé lebten in London, unterhielten aber keinen vertrauten Umgang mit den Prinzen älterer Linie und blieben deren Entwürfen stets fremd. Man behandelte sie wie Soldaten die stets zur Ergreifung der Waffen bereit sind, aber auch zu weiter nichts taugen. Während sich der Großvater und der Vater der Condé's in London aufhielten, lebte ihr Enkel der Herzog von Enghien in Baden den Freuden der Jagd und einer innigen Liebe, welche er für die Fürstin von Rohan empfand. Alle drei standen im Dienste Großbritanniens und hatten Befehl erhalten sich zum Wiederbeginn des Kriegs bereit zu halten. Sie gehorchten wie Soldaten einer Regierung gehorchen müssen, welche sie bezahlt. Dies war allerdings für Condé's eine traurige Rolle, aber doch weniger traurig als die, Complotte anzuzetteln!

Der Plan der neuen Verschwörung war folgender. Die Vendée zu insurgiren hatte man wenig Aussicht mehr; dagegen erschien ein directer Angriff auf die Regierung des ersten Consuls mitten in Paris als ein schnelles und sicheres Mittel das Ziel zu erreichen. War einmal die Consularregierung gestürzt, so gab es, wenn man die Urheber des Planes hörte, keine andre Möglichkeit als die Rückkehr der Bourbons. Da sich nun aber die ganze Consularregierung in der Person des Generals Bonaparte concentrirte, so mußte dieser vernichtet werden. Einen andern Schluß konnte man nicht machen. Man mußte aber sicher gehen wenn man sich seiner entledigen wollte. Ein Dolchstoß oder eine Höllenmaschine, dies war doch immer von zweifelhaftem Erfolg, indem so etwas immer von der Sicherheit der Hand des Mörders oder von den Zufälligkeiten einer Explosion abhing. Es gab aber ein bisher noch nicht versuchtes und ebendarum noch nicht in Mißcredit gekommenes Mittel, nämlich etwa hundert entschlossene Männer zusammenzubringen, den unerschrockenen Georges an deren Spitze zu stellen, auf dem Wege nach St. Cloud oder Malmaison den Wagen des ersten Consuls zu überfallen, seine höchstens 10—12 Mann starke Reitergarde anzugreifen, zu zerstreuen und ihn auf diese Weise in einer Art von Kampf umzubringen. So war man sicher ihn nicht zu verfehlen. Georges war tapfer, machte Ansprüche auf militärischen Werth und wollte nicht für einen Mörder

gelten; daher verlangte er daß sich zwei Prinzen oder wenigstens einer an seine Seite stelle und auf diese Art mit dem Degen in der Faust die Krone seiner Ahnen wiedergewinne. Sollte man es glauben, diese durch die Emigration verschrobenen Gemüther bildeten sich ein, wenn sie den ersten Consul so von seinen Garden umgeben anfielen, lieferten sie gewissermaßen eine Schlacht und wären keine Meuchelmörder! Dann waren sie wohl dem edeln Erzherzog Karl ähnlich, wenn er den General Bonaparte am Tagliamento oder bei Wagram bekämpfte und standen ihm nur rücksichtlich der Zahl der Soldaten nach! Dies waren jammervolle Sophistereien, woran die von welchen sie ausgingen nur halb glauben konnten und die bei den armen Prinzen von Bourbon nicht eben eine angeborne aber eine durch Bürgerkrieg und Exil ihnen eigen gewordene Schlechtigkeit beweisen! Nur ein einziger von allen diesen Männern paßte ganz zu seiner Rolle, nämlich Georges. In der Kunst jemand zu überfallen war er Meister; er hatte in den Wäldern der Bretagne gelernt, und indem er jetzt seine Kunst an den Thoren von Paris ausüben wollte, fürchtete er keineswegs zu jenen Werkzeugen hinabgestoßen zu werden, deren man sich bedient um sie später nicht mehr zu kennen; denn er hoffte Prinzen als Mitschuldige zu haben. Er versicherte sich auf diese Weise aller Würde welche mit der von ihm übernommenen Rolle vereinbar wäre, und bewies bald durch seine kühne Haltung vor Gericht, daß er durchaus nicht zu denen gehörte, welche sich bei dieser schlimmen Angelegenheit erniedrigt hatten.

Damit war indessen noch nicht alles gethan; nach bestandenem Kampfe mußten auch die Früchte des Sieges eingeerntet werden. Man mußte alles so einzuleiten suchen, daß sich Frankreich den Bourbons in die Arme warf. Die Parteien hatten sich gegenseitig vernichtet und es war keine wirklich mächtige mehr vorhanden. Die heftigen Revolutionäre waren verhaßt, die gemäßigten aber, welche sich um den General Bonaparte geschaart hatten, vermochten nichts. Nur die Armee stand noch aufrecht. Diese zu gewinnen war von der höchsten Wichtigkeit. Doch war sie der Revolution ergeben, für welche sie ihr Blut vergossen hatte, und empfand gewissermaßen einen Abscheu vor den Emigranten die ihr so oft in englischer und östreichischer Uniform vor Augen gekommen waren. Hier bot nun die Eifersucht, diese unvertilgbare schlechte Leidenschaft des menschlichen Herzens, den royalistischen Verschwörern einen nützlichen und werthvollen Beistand.

Ueberall war von nichts die Rede als von dem Zerwürfniß des Generals Moreau mit dem General Bonaparte. Wir haben schon früher bemerkt daß der General des Rheinheeres, wie verständig, bedachtsam und charakterfest er auch im Kriege sein mochte, in seinem Privatleben sorglos und schwach war und sich von seiner Umgebung beherrschen ließ, daß er unter diesem verderblichen

Einflusse dem Laster der Leute zweiten Ranges, d. h. dem Neide nicht entgangen war, daß er, obgleich vom ersten Consul mit Aufmerksamkeiten überhäuft, diesem doch grollte, ohne einen andern Grund dafür zu haben als daß er, der General Moreau, der Zweite, und der General Bonaparte der Erste im Staate war, daß Moreau in dieser Stimmung der Schicklichkeit soweit vergaß den ersten Consul nicht zu einer Revue zu begleiten und daß dieser, der eine Beleidigung nicht lange unvergolten zu lassen pflegte, den General Moreau nicht zu dem Festmahle einladen ließ, das jährlich zur Gründungsfeier der Republik gegeben wurde und daß Moreau endlich den Fehler machte an demselben Tage in Civilkleidung mit andern mißvergnügten Officieren an einem jener öffentlichen Orte zu speisen, wo man von jedermann bemerkt wird. Darüber hatten sich alle verständigen Leute betrübt und alle Feinde des Staates höchlich gefreut. Wir haben alle diese Erbärmlichkeiten erzählt, die zwischen den Frauen mit gemeinen Zänkereien beginnen und zwischen den Männern mit tragischen Auftritten enden. Wenn es schwer ist einem Zerwürfniß zwischen Hochgestellten vorzubeugen, so ist es noch schwerer ihm ein Ziel zu setzen, wenn es einmal besteht. Von jenem Tage an hatte Moreau nicht aufgehört sich immer feindseliger gegen die Consularregierung zu zeigen. Als man das Concordat abschloß schrie er über Priesterherrschaft, als man die Ehrenlegion einführte über die Wiederherstellung der Aristokratie, und als man endlich das lebenslängliche Consulat beschloß über Wiederaufrichtung des Königthums. Zuletzt zeigte er sich gar nicht mehr beim Oberhaupte der Regierung oder auch nur bei einem der andern Consuln. Der Wiederausbruch des Kriegs hätte ihm eine ehrenvolle Gelegenheit dargeboten wieder in den Tuilerien zu erscheinen, und wenn auch nicht dem General Bonaparte, doch Frankreich seine Dienste wieder anzubieten. Moreau war nach und nach auf den Pfad des Bösen gerathen wo man so schnell fortzuschreiten pflegt und hatte bei jenem Friedensbruche weit weniger das Unglück des Landes als eine Schlappe für seinen verabscheuten Nebenbuhler vor Augen gehabt, sich selbst aber im Hintergrunde gehalten, um zu sehen wie sich der Feind, den er sich selbst geschaffen hatte, aus der Verlegenheit ziehen würde. Er lebte also auf dem Gute Grosbois in einem Wohlstande, der ein gerechter Lohn für seine Dienste war, wie es aber ein großer Bürger als ein Opfer der Undankbarkeit seines Fürsten hätte thun mögen.

Man war auf den ersten Consul nicht nur wegen seines Ruhmes sondern auch wegen seiner Familie eiferfüchtig. Lange hatte er sich gewehrt Murat zum Range seines Schwagers zu erheben. Dieser besaß zwar ein vortreffliches Herz, einen natürlichen Verstand und eine ritterliche Tapferkeit, machte aber von allen diesen Vorzügen zuweilen einen sehr schlechten Gebrauch, indem er durch

seine Eitelkeit, die er zwar in Gegenwart des ersten Consuls nicht zeigte, aber offen hervortreten ließ sobald dieser strenge Gebieter den Rücken gewendet hatte, bei allen denen anstieß, welche zu klein waren auf den General Bonaparte eifersüchtig zu sein, aber doch seinen Schwager beneideten. Es gab also große und kleine Scheelsüchtige. Beide Gattungen schaarten sich um Moreau. Im Winter war zu Paris und im Sommer zu Grosbois ein Hoflager der Mißvergnügten, wo man bodenlos unbesonnene Reden führte. Das wußte Napoleon und rächte sich dafür nicht bloß dadurch daß er zu immer größerer Macht emporstieg, sondern auch dadurch daß er den Aeußerungen seiner Geringschätzung freien Lauf ließ. Nachdem er lange die äußerste Zurückhaltung beobachtet hatte, beherrschte er sich am Ende nicht länger, sondern vergalt die Spöttereien der mittelmäßigen Köpfe mit seinen genialen Sarkasmen. Diese gingen wenigstens ebenso sehr von Mund zu Mund wie das was in Moreau's Kreis gesprochen wurde.

Existiren keine Zerwürfnisse, so pflegen die Parteien deren zu erdichten wie sie ihren Absichten wuchern; um so hastiger und hinterlistiger bedienen sie sich der wirklich vorhandenen. Augenblicklich war Moreau umringt. Hörte man die Mißvergnügten aller Parteien, so war er der vollendete Feldherr, der bescheidene und tugendhafte Bürger; der General Bonaparte dagegen war ein unbesonnener aber glücklicher Heerführer, ein Usurpator ohne Genie, ein frecher Corse der sich unterfing die Republik zu stürzen und die Stufen des schon wieder errichteten Thrones hinanzuklimmen. Ihn mußte man, hieß es, in einer thörichten und lächerlichen Unternehmung gegen England zu Grunde gehen lassen und sich wohl hüten ihm seinen Degen anzubieten. Ihn selbst also, den Ueberwinder Aegyptens und Italiens, behandelte man als einen Abenteurer, und von seiner patriotischen Expedition, die ihm so sehr am Herzen lag, sprach man wie vom ungereimtesten Abderitenstreiche.

Diese unseligen Zwistigkeiten gaben den Londoner Verschwörern Gelegenheit an die Hand den zweiten Theil ihres Schandgewebes anzuzetteln. Moreau mußte gewonnen werden und durch diesen die Armee. War dann der erste Consul auf dem Wege nach Malmaison gefallen, so stellte sich Moreau an die Spitze der Armee und versöhnte diesen furchtbaren Theil der Nation mit den Bourbons, die muthig ihren Thron mit dem Degen in der Faust wiederzuerobern gekommen waren. Wie sollte man aber an Moreau kommen, der mitten unter eingefleischten Republikanern in Paris lebte, während man sich unter den vornehmsten Chouans in London befand? Man mußte eine Mittelsperson haben. Eine solche war aus den Einöden Amerika's angekommen; es war ein sehr berühmter Mann, der aber durch eigne Schuld seinen vorigen Rhum zum Theil eingebüßt hatte; er besaß indessen große Vorzüge und stand ebensowohl mit den

Royalisten als mit den Republikanern in Verbindung: es war Pichegru, der Besieger Hollands, welchen das Directorium nach Sinnamari deportirt hatte. Er war aus seinem Exil entkommen und nach London gegangen. Während seines dortigen Aufenthaltes ging er stets insgeheim damit um, die herrschende Politik der Consularregierung, welche Schuldbehaftete und Schlachtopfer ohne Unterschied zurückrief, zu seiner Wiederkehr nach Frankreich zu benutzen. Aber mit dem bald wieder ausbrechenden Kriege tauchten alle Illusionen und Thorheiten der Emigranten wieder auf, denen Pichegru seine Ehre und ebendadurch seine Freiheit zum Opfer gebracht hatte. Man verwickelte ihn fast wider seinen Willen in die Verschwörung und vermochte ihn bei Moreau die Mittelsperson zu machen, deren man bedurfte um diesen für die Sache der Bourbons zu gewinnen und die Republikaner und Royalisten aller Nuancen in eine einzige Partei zu verschmelzen.

Der angenommene Plan stimmte mit der äußerlichen Gestaltung der Dinge in soweit überein daß er scheinbar wurde, und nicht genug mit der Wesenheit der gegenwärtigen Verhältnisse um sich durchführen zu lassen; aber soviel Wahrscheinlichkeit des Gelingens bedurften die ungeduldigen Leute gar nicht einmal, denen alles recht war was sie in Bewegung setzen und der drückenden Langeweile des Exils entreißen konnte. Sowie der Plan einmal feststand, beschäftigte man sich mit dessen Ausführung.

Man mußte sich nun nach Frankreich auf den Weg machen. Georges wollte zwar ein oder ein paar Prinzen dabei haben, bestand aber doch nicht darauf sie sogleich mitzunehmen. Er gab zu daß man alles erst vorzubereiten habe bevor man sie kommen ließe, damit sie sich nicht unnöthigerweise längere Zeit unter den Augen einer wachsamen Polizei in Paris aufhalten müßten. Darum entschloß er sich zuerst abzureisen und sich nach Paris zu begeben, um dort eine Schaar von Chouans zusammenzubringen, welche die Garde des ersten Consuls überfallen sollten. Mittlerweile sollte sich Pichegru vorerst durch eine Mittelsperson und dann direct mit Moreau besprechen und sich zu diesem Zwecke selbst nach Paris begeben. Hätten sie aber beiderseits alles vorbereitet, nämlich die Chouans zum Kampfe und Moreau zur Gewinnung der Armee vermocht, dann sollten die Prinzen am Vorabend oder auch erst am Tage der Ausführung selbst nachkommen.

Sowie alles dies ausgemacht war, verließ Georges London mit einer Schaar von Chouans, auf deren Entschlossenheit und Treue er rechnen konnte, um nach Frankreich überzusetzen. Sie waren sämmtlich mit Waffen versehen wie Bösewichter die ihr Heil in den Wäldern suchen wollen. Georges trug im Gürtel eine Million in Wechseln. Die unter diesen Complotmachern in Umlauf

befindlichen Geldsummen konnten doch unmöglich von den französischen Prinzen hergeschossen sein, die schon alle Register ziehen mußten um nur ihr eignes Leben zu fristen. Sie flossen aus der allgemeinen Quelle, dem brittischen Staatsschatze.

Ein Officier der königlich englischen Marine, der Capitän Wright, ein unerschrockener Seemann, nahm die reisenden Emigranten in einem leichten Fahrzeuge bei Deal oder Hastings auf, um sie je nach ihren Wünschen an diejenigen Küstenpunkte überzusetzen, wo sie landen wollten. Seitdem der erste Consul von den häufigen Landungen der Chouans Kunde erhalten hatte und die Küsten der Bretagne sorgfältiger als je bewachen ließ, schlugen sie einen andern Weg ein und gingen durch die Normandie. Zwischen Dieppe und Tréport führte auf dem steilen Gestade von Biville ein geheimer Weg durch eine nur von Schmugglern besuchte Felsenspalte. Ein dort oben wohlbefestigtes Tau konnte durch diese Felsenspalte hinabgelassen werden, daß es bis an's Meer reichte. Auf einen Ruf, der als Signal diente, ließen die geheimen Wächter dieser Passage das Tau hinab, welches der Schmuggler ergriff und mit dessen Hülfe er, eine schwere Bürde auf den Schultern, an der 2—300 Fuß hohen Felsenwand hinanklimmte. Diesen Weg hatten Georges' Vertraute entdeckt und gleich daran gedacht ihn für sich zu benutzen. Da sie über so große Geldsummen zu verfügen hatten, so konnte es ihnen nicht schwer fallen diesen ihren Zweck zu erreichen. Um sicherer nach Paris zu gelangen, hatten sie sich dorthin zu in allein liegenden Meiereien oder auch auf Schlössern, die normannischen Adlichen, treuen und verschwiegenen Royalisten gehörten, welche ihre abgeschiedenen Wohnungen wenig verließen, eine Reihe von Quartieren ausgemacht. So konnten sie von den Küsten des Canals nach Paris gelangen, ohne eine Landstraße oder ein Gasthaus zu betreten. Wenn man aber diesen Weg zu oft einschlug, so konnte er leicht verrathen werden; daher ward er bloß den bedeutendsten Männern der royalistischen Partei vorbehalten. Dadurch daß die Royalisten, bei denen man abstieg, reichlich bezahlt wurden oder an sich schon treue Anhänger der alten Regierung waren, noch mehr aber durch ihre Entfernung von besuchten Punkten wurde das Ausplaudern schwer und die Wahrung des Geheimnisses wenigstens auf eine gewisse Zeit hinaus gesichert.

Auf diesem Wege gelangte Georges in's Innere von Frankreich. Am 21. August (1803), als der erste Consul eben die Küsten in Augenschein nahm, landete er auf dem Fahrzeuge des Capitäns Wright am Fuße des Felsengestades von Biville. Er erklimmte den Pfad der Schleichhändler, ging mit einigen seiner treuesten Untergebenen von einem der ausgemachten Quartiere zum andern und gelangte so mit ihnen bis nach Chaillot in eine der Pariser Vorstädte. Hier hatte man ihm eine kleine Wohnung in Bereitschaft gesetzt, von wo aus er des

Nachts nach Paris kommen und mit seinen Helfershelfern den Handstreich besprechen konnte, um dessentwillen er in Frankreich war.

Georges war nicht nur muthig sondern auch verständig; er besaß wohl die Leidenschaften aber nicht die Illusionen seiner Partei und wußte besser als die Andern zu beurtheilen was sich ausführen ließ. Ihn trieb der Muth zur Unternehmung dessen was die Emigranten, seine Mitschuldigen, in ihrer Verblendung thun wollten. Sowie er einmal in Paris war, sah er bald daß der erste Consul nicht so unpopular geworden sei, wie man es nach London geschrieben hatte, daß sich die Royalisten und Republikaner nicht so sehr als man sagte zu den beabsichtigten Abenteuern drängten und daß die Wirklichkeit wie gewöhnlich sehr weit hinter den Versprechungen zurückblieb. Aber er war nicht der Mann deshalb den Muth zu verlieren oder gar durch Mittheilung seiner Bemerkungen seine Genossen zu entmuthigen. Er legte vielmehr gleich Hand an's Werk. Brauchte er doch zu einem Handstreiche gar nicht die öffentliche Meinung, und war einmal der erste Consul todt, so sah sich Frankreich am Ende schon genöthigt zu den Bourbons zurückzukehren, wenn es nichs Besseres vor sich sah. Von seinem nicht auszufindenden Versteck aus sandte er Emissäre nach der Vendée, um zu versuchen ob sich diese Provinz nicht bei Gelegenheit der Conscription wieder insurgiren ließe, ob nicht die Recruten dort wie früher sagen würden, wenn sie denn einmal Soldaten sein müßten, so wollten sie lieber gegen als für die revolutionäre Regierung zu den Waffen greifen. Aber er fand die Bewohner der Vendée ganz träge. Unter allen heimischen Namen hatte dort nur der seinige noch einen guten Klang, weil man ihn als einen unbestechlichen Royalisten betrachtete, welchem die Verbannung lieber gewesen sei als die Gunstbezeigungen des ersten Consuls. Wohl zollte man seine Theilnahme dem Vertreter einer Sache welche den geheimsten Neigungen der Bevölkerung entsprach; aber sich wieder in den Haiden und auf den Landstraßen herumzutreiben, dazu hatte niemand Lust. Noch dazu fühlten sich die Priester, welche in der Vendée die Stimmung recht eigentlich schufen, zum ersten Consul hingezogen. Nur auf einzelne nichtsbedeutende Zusammenrottungen durfte man etwa noch hoffen und zur größten Betrübniß der Verschwörer fand man schon nicht mehr so viele entschlossene Chouans als früher, die zu allem aufgelegt waren, nur nicht zur Rückkehr an die mühsamen Geschäfte des Friedens. Aber her mußten doch solche Leute, die zugleich tapfer und verschwiegen wären. Georges war nun schon zwei Monate in Paris und hatte deren kaum ein halbes Schock beisammen. Man sagte ihnen nicht wozu sie ausersehen waren, ja man machte sie nicht einmal mit einander bekannt. Sie wußten bloß daß sie demnächst etwas für die Bourbons unternehmen sollten, was ihnen schon anstand, und vor der Hand wurden sie

gut bezahlt, was ihnen nicht weniger anstand. In aller Stille besorgte ihnen Georges Uniformen und Waffen für den Tag des Kampfes.

Wenn auch derjenige Theil des Planes, welcher die Republikaner betraf, seinem Wirkungskreise nicht unmittelbar angehörte, so hatte er doch von dem Dunkel aus worin er lebte und mit der größten Vorsicht zu erforschen gesucht, ob die Sachen auf dieser Seite besser gingen als bei den Royalisten. Er ließ durch einen getreuen Bretagner Moreau's Secretär Namens Fresnières sondiren, der selbst ein Bretagner war und mit allen Parteien, ja sogar mit Fouché in Verbindung stand. Das hieß doch nahe an der Gefahr hinstreifen, denn Fouché sah eben jetzt mit Luchsaugen umher, da er gern eine Gelegenheit entdeckt hätte dem ersten Consul gefällig zu sein. Fresnières wußte in Bezug auf Moreau nichts recht Ermuthigendes auszusagen. Seine Antworten fielen wenigstens unbedeutend aus. Georges gab darauf nichts, sondern drängte, bei seinem festen Entschlusse alles zu versuchen, seine Mandatare in London zum Handeln, indem er nun schon seit mehrern Monaten in Paris allen Gefahren ausgesetzt war.

Während sich Georges auf diese Art beschäftigte, hatten auch Pichegru's Agenten die Hände nicht in den Schoß gelegt sondern sich an Moreau gemacht. Frühere Proviantverwalter, eine Art von Leuten die manchmal das Vertrauen der Generale gewinnen, wurden dazu gebraucht bei Moreau einige Worte von Pichegru fallen zu lassen. Man fragte ihn ob er sich dieses alten Waffengefährten wohl nach erinnere, ob er ihm nicht noch ein wenig grolle. Wie konnte aber Moreau auf Pichegru böse sein, welchen er wegen der in Klinglin's Wagen aufgefundenen Papiere beim Directorium denuncirt hatte? Uebrigens erfüllte ihn die Gegenwart so mit Haß, daß ein früherer Haß in seiner Seele gar keinen Platz fand. Auch sprach er sich nur wohlwollend und selbst theilnehmend für das Unglück dieses alten Freundes aus. Nun richtete man die Frage an ihn ob er sich nicht für Pichegru verwenden und seinen Einfluß aufbieten wolle dessen Rückkehr nach Frankreich auszuwirken. Da alle Vendéer, alle Soldaten Condé's Amnestie erlangt hatten, warum sollte sie aber auch nicht dem Ueberwinder Hollands zu Theil werden? ... Moreau antwortete, er wünsche die Rückkehr dieses alten Waffengefährten gar sehr und betrachte dieselbe als eine seinen Diensten gebührende Gerechtigkeit; auch würde er das Seinige recht gern dabei thun, wenn es ihm sein gegenwärtiges Verhältniß zur Regierung gestattete; aber er sei mit den Leuten gespannt welche am Ruder stünden und werde die Tuilerien mit keinem Fuße wieder betreten. Hierauf sprach er sich, natürlich im Vertrauen, über seine Beschwerde, über seine Abneigung gegen den ersten Consul und über seinen Wunsch aus, Frankreich baldigst von ihm erlöst zu sehen.

Sowie Moreau's Stimmung erforscht war, sollte sich einer seiner ehemaligen Officiere an ihn machen, nämlich der General Lajolais, einer der gefährlichsten Vertrauten, die nur immer bei einem so schwachen Manne, welcher sich selbst nicht zu beherrschen verstand, Zutritt erhalten konnten. Dieser General Lajolais war klein von Person und noch obendrein lahm, merkwürdig groß aber im Intriguiren und hatte eine solche Masse von Bedürfnissen, daß er fast immer beinahe Noth litt. Um ihn zu gewinnen, sandte man einen als Spitzenhändler verkleideten Deserteur der republikanischen Armee mit Briefen von Pichegru und einer ansehnlichen Summe Geldes an ihn ab. Dieser hatte gar keine sonderliche Mühe den General Lajolais für die Sache geneigt zu machen, welcher sich auch gleich, sobald er für die Verschwörung gewonnen war, an Moreau's Fersen heftete, ihm das Geständniß seines Hasses und seiner Wünsche entlockte, die auf nichts Geringeres als auf die Vernichtung der Consularregierung hinausliefen, welche Mittel auch zum Zweck führen möchten. Bis zu offnen Anträgen verstieg sich Lajolais zwar noch nicht, aber bei seiner Leichtgläubigkeit, wie sie Zwischenträgern überhaupt eigen zu sein pflegt, bildete er sich ein, man brauche dem General Moreau nur noch ein Wort zu sagen um ihn zur thätigen Theilnahme an der Verschwörung zu bewegen; glaubte er aber mehr als in der Wahrheit begründet war, so sagte er auch seinen Mandatarn wieder mehr als er glaubte. Auf diese Art zetteln sich nun derartige Gewebe durch Agenten an, die sich theils selbst und theils diejenigen täuschen, in deren Solde sie stehen. Demnach gab Lajolais den Abgesandten Pichegru's die größten Hoffnungen und ließ sich auf deren Andringen dazu gebrauchen nach London zu reisen, um den hohen Personen, deren Werkzeug er geworden war, einen mündlichen Bericht zu erstatten.

Lajolais und sein Führer waren genöthigt über Hamburg zu gehen, wenn sie London sicher erreichen wollten. So ging viel Zeit verloren. Bei ihrer Landung in England fanden sie Befehle der brittischen Behörden vor, wonach sie unverzüglich zugelassen werden sollten. Sie kamen ohne Aufenthalt nach London und wurden sogleich bei Pichegru und den Leitern der Intrigue eingeführt. Lajolais' Ankunft erfüllte alle jene ungeduldigen Geister mit der ausgelassensten Freude. Der Graf von Artois war so unbesonnen diesen Winkelversammlungen beizuwohnen und auf diese Art seinen Rang, seine Würde und seine Familie zu compromittiren. Zwar kannten ihn nur die Hauptpersonen, aber die Lebhaftigkeit seiner Gefühle und Aeußerungen erregte solche Aufmerksamkeit, daß er bald Allen bekannt war. Lajolais erzählte mit lächerlicher Uebertreibung was er alles aus Moreau's Munde gehört haben wollte und versicherte zugleich, Pichegru brauche sich nur zu zeigen um diesen republikanischen General völlig zu gewinnen; wie dies der Graf von Artois hörte, konnte er seine Freude

nicht länger zügeln sondern brach in die Worte aus: „Wenn unsre beiden Generale einig sind, so werde ich bald wieder in Frankreich sein." Diese Aeußerung zog die Blicke der Verschwornen auf den Prinzen; sie fragten und erfuhren auch, wer der Mann sei welcher sich auf diese Weise ausgesprochen habe. Nun war es ihnen bekannt, es war der erste Prinz vom Geblüt, ein Sohn der Könige und selbst zum Throne berufen, welchen der verderbliche Einfluß des Exils zu Handlungen verleitete, die seines Ranges und seines Herzens so wenig würdig waren. „Die Freude war so groß," sagte einer von den Agenten welcher später diese Details offenbarte, „daß der König von England, wenn er dabei gewesen wäre, hätte versucht sein können die Reise mitzumachen*)."

Man kam überein sich ohne weitern Verzug nach Frankreich zu begeben um die letzte Hand an die Ausführung des Unternehmens zu legen. Es war auch Zeit daß man dazu that, denn der arme Georges schwebte als vereinzelter Vorposten unter den Agenten der Consular-Polizei in der größten Gefahr. Damit er sich nicht verlassen glaubte, hatte man ihm schon Ende December eine zweite Abtheilung von Emigranten zugeschickt. Jetzt sollte sich Pichegru selbst mit einigen der vornehmsten Männer, wie z. B. mit Rivière und einem der Polignac's, nach Frankreich einschiffen und auf dem schon gebahnten Wege zu Georges begeben. Sobald aber diese neuen Abgesandten alles vorbereitet und der kaltblütigere Rivière die Versicherung gegeben hätte, daß der Augenblick gekommen und die beabsichtigte Unternehmung so weit zur Reife gediehen sei**) um die Prinzen selbst das Wagstück bestehen lassen zu können, dann sollte der Graf von Artois oder der Herzog von Berry oder auch alle Beide nach Frankreich abgehen um an dem sogenannten Kampfe gegen die Person des ersten Consuls theilzunehmen.

So ging denn Pichegru mit den vornehmsten französischen Emigranten zu einer Expedition ab, die seinen schon gebrandmarkten Ruhm und sein Leben, das anders angewendet zu werden verdient hätte, auf immer begraben sollte. In den ersten Tagen des Jahres **1804** trat er seine Reise an, bestieg das Fahrzeug des Capitäns Wright und landete am **16.** Januar am Felsengestade von Biville. Der Besieger Hollands schlug mit den berühmtesten Gliedern des französischen Adels den Weg der Schleichhändler ein, fand Georges vor welcher ihm

---

*) Diese Worte sowie die ganze Darstellung dieser kläglichen Geschichte sind mit der scrupulösesten Gewissenhaftigkeit den nachherigen bändereichen Untersuchungsacten entnommen, welche theils veröffentlicht und theils in den Archiven der Regierung geblieben sind. Nur die Angaben haben wir als glaubwürdig angenommen, welche durch das Zusammenstimmen aller Aussagen außer Zweifel gestellt sind und den offenbaren Stempel der Wahrheit tragen.

**) S. weiter unten Rivière's Aussage.

ziemlich bis an's Meer entgegengekommen war, begab sich dann durch die Wälder der Normandie von einem der bestellten Quartiere in's andre und gelangte am 20. Januar nach Chaillot.

Georges hatte zwar noch nicht alle seine Leute beisammen, aber bei seiner Kühnheit war er erbötig mit den Truppen, die er eben bei der Hand hatte, den Wagen des ersten Consuls zu überfallen und hoffte diesen unfehlbar zu erschlagen. Um jedoch wegen der Zukunft außer Sorgen zu sein, mußte man sich erst mit Moreau verständigen. Die Mittelspersonen besuchten ihn abermals und sagten ihm, Pichegru sei heimlich angekommen und wünsche ihn zu sprechen. Moreau hatte nichts dawider; da er ihn aber nicht in seinem Hotel empfangen wollte, so sagte er ihm eine nächtliche Zusammenkunft am Boulevard de la Madeleine zu. Pichegru stellte sich ein. Gern wäre er allein hingegangen, denn bei seiner Vorsicht und kalten Ueberlegung war ihm der Umgang mit jenen zornigen und aufgeregten Leuten zuwider, die ihn mit ihrer Ungeduld bestürmten und deren Gesellschaft die erste Strafe für sein Benehmen war. Er kam mit einer zu großen Menge von Personen zu dieser Besprechung und namentlich brachte er Georges mit, der alles mit eignen Augen prüfen wollte, wahrscheinlich um zu erfahren was am Ende dabei herauskommen werde, wenn er sein Leben in einer verzweifelten Unternehmung wage.

In einer finstern und kalten Januarnacht näherten sich auf ein gegebenes Zeichen Moreau und Pichegru einander. Es war das erste Mal daß sie sich seit jener Zeit wiedersahen wo sie am Rhein kämpften, wo ihr Leben noch vorwurfsfrei und ihr Ruhm noch fleckenlos war. So vielfache Erinnerungen mußten ihre Herzen bewegen. Kaum hatten sie sich gegenseitig darüber ausgesprochen, als Georges dazu kam und sich zu erkennen gab. Moreau erschrak und zeigte sich plötzlich kalt; sichtlich in übler Laune schien er über ein solches Zusammentreffen auf Pichegru sehr ungehalten zu sein. Ohne etwas Bedeutendes oder Nützliches ausgemacht zu haben, mußte man sich trennen und sich auf eine andre Weise und an einem andern Orte wiedersehen.

Diese erste Zusammenkunft machte auf Georges den übelsten Eindruck. „Das geht schlecht!“ waren seine ersten Worte. Auch Pichegru fürchtete etwas zu weit gegangen zu sein. Die Intriguanten jedoch, welche als Zwischenträger dienten, besuchten Moreau und verhehlten ihm nun nichts mehr; sie sagten ihm geradezu daß es sich um eine Verschwörung zum Sturz der Regierung des ersten Consuls handle. Daß diese Regierung durch Mittel, die zwar nicht ausgesprochen wurden aber leicht zu errathen waren, umgestürzt werde, dawider hatte Moreau nichts einzuwenden; nur zeigte er eine unüberwindliche Abneigung für die Bourbons zu arbeiten und besonders sich persönlich in eine solche

Unternehmung einzulassen. Sein Streben ging offenbar dahin aus dem Sturz des ersten Consuls für die Republik und für sich selbst Nutzen zu ziehen; aber so etwas konnte nur zwischen ihm und Pichegru verhandelt werden. Diesmal empfing er diesen in seiner eignen Wohnung. Nach mehrern unglücklichen Zufällen, wodurch fast alles an den Tag gekommen wäre, hatten diese beiden alten Waffengefährten endlich eine lange und ernste Unterredung mit einander. Hier sprach man sich völlig aus. Moreau drehte sich immer in einem gewissen Ideenkreise herum. Er hatte seiner Behauptung nach eine ansehnliche Partei im Senat und in der Armee. Gelänge es, Frankreich von den drei Consuln zu befreien, so würde die Gewalt sicherlich in seine Hände fallen. Diese würde er dazu anwenden diejenigen zu retten, durch deren Hülfe die Republik von ihrem Unterdrücker erlöst worden sei, den Bourbons aber werde er die befreite Republik nicht überantworten. Für Pichegru, den ehemaligen Eroberer Hollands, einen der ruhmwürdigsten Generale Frankreichs, werde man mehr thun als ihm das Leben retten; man werde ihn in alle seine Ehren und Würden wieder einsetzen und zu den höchsten Stellen im Staate erheben. Moreau war ganz voll von diesen Ideen und sprach daher sein Erstaunen gegen Pichegru aus ihn in Gesellschaft solcher Leute zu sehen. Pichegru brauchte Moreau's Bemerkungen gar nicht um es unerträglich zu finden in Gesellschaft der Chouans zu leben; aber auch Moreau lieferte ja den Beweis, daß es die, welche sich einmal zu Complotten herablassen, schwer vermeiden können bald mit elendem Volk umgeben zu sein. Pichegru hatte zuviel Einsicht und Welterfahrung um Moreau's Illusionen zu theilen und strebte ihn daher zu überzeugen, daß nach dem Tode des ersten Consuls nur noch die Bourbons möglich blieben. Dies ging über Moreau's Horizont, der außerhalb des Schlachtfeldes ziemlich eng begrenzt war. Er wich und wankte nicht in seiner Ansicht daß er, sobald der General Bonaparte aufgehört habe zu leben, erster Consul der Republik werden würde. Freilich wurde der Tod des ersten Consuls niemals ausdrücklich erwähnt, aber doch immer vorausgesetzt, weil die Bühne von der Person, die darauf figurirte, nicht anders frei zu machen war. Ohne übrigens für diese verhängnißvollen Unterhandlungen Entschuldigungsgründe aufsuchen zu wollen, muß doch zu ihrer richtigen Würdigung bemerkt werden, daß für die Personen jener Zeit, welche so viele Leute auf dem Schafotte oder auf den Schlachtfeldern sterben gesehen und so viele schreckliche Befehle ertheilt oder vollzogen hatten, der Tod eines Menschen nicht die gräßliche Bedeutung besaß, welche er seit dem Ende der Bürgerkriege durch die sanfteren Sitten des Friedens unter uns glücklicherweise wieder erlangt hat.

Diesmal ging Pichegru hoffnungslos von dannen und äußerte gegen den

Vertrauten, welcher ihn zu Moreau gebracht hatte und eben wieder in sein dunkles Versteck zurückgeleitete: „Der hat gleichfalls seinen Ehrgeiz. Auch er will Frankreich regieren. Der arme Mann! Er würde es nicht 24 Stunden lang zu regieren wissen.“ Georges ward von allem unterrichtet was vorging und rief jetzt mit der gewöhnlichen Energie seines Ausdrucks: „Das wäre ein Usurpator für den andern! Da will ich doch noch lieber den der jetzt am Ruder steht als diesen Moreau! Der hat ja weder Kopf noch Herz!“ So sprachen sie bei näherer Bekanntschaft von dem Manne, welchen ihre Sprecher und Schriftsteller als ein Muster aller staatsmännischen und kriegerischen Tugenden aufgestellt hatten.

Bald wurde Moreau's Stimmung bekannt und brachte die unglücklichen und schuldbewußten Emigranten zur Verzweiflung. Man veranstaltete noch eine Zusammenkunft mit ihm, und zwar zu Chaillot bei Georges selbst, wahrscheinlich ohne daß man ihm sagte in wessen Wohnung sie stattfinden sollte. Georges war anfangs bei der Unterredung gegenwärtig, dann aber entfernte er sich und sagte im Weggehen hastig zu Pichegru und Moreau: „Ich gehe. Sind Sie allein, so kommen Sie am Ende eher zu einem Einverständniß.“

Aber die beiden republikanischen Generale kamen zu keinem Einverständniß. Nun wurde es allen Verschwornen klar, daß sie sich thörichterweise in ein Unternehmen eingelassen hatten, welches nur zu einer Katastrophe führen konnte. Rivière war trostlos. Er und seine Freunde sagten, was man immer sagt wenn man für seine Leidenschaften keine Theilnahme findet: „Frankreich ist in Apathie versunken; untreu seinen frühern Gesinnungen verlangt es nach nichts als nach Ruhe.“ Allerdings war Frankreich nicht, wie man es ihnen doch vorgeredet hatte, gegen die Consular-Regierung aufgebracht; auch waren die verschiedenen Parteien keineswegs bei der Hand sich zum Umsturz derselben mit einander zu verständigen. Nur genielose Neider dachten auf den Umsturz derselben, ja auch diese wollten sich nicht einmal durch etwas compromittiren was einem Complotte ähnlich sähe. Frankreich aber, dem es freilich wehe that den Frieden so schnell wieder gebrochen zu sehen und welches vielleicht auch dem beim General Bonaparte zum Vorschein kommenden Geschmack an Krieg und Machtvollkommenheit nicht recht traute, betrachtete diesen dennoch fortwährend als seinen Retter. Es huldigte rückhaltslos seinem Genie und wollte sich um keinen Preis wieder den Zufällen einer Revolution preisgegeben sehen.

Schon fühlten sich jene Unglücklichen versucht theils nach der Bretagne theils nach England zurückzukehren. Durch die Kenntniß des wirklichen Zustandes der Dinge enttäuscht empfanden die vornehmsten derselben auch einen tiefgehenden Ekel vor der Gesellschaft in welcher sie leben mußten. Rivière und Piche-

gru, die Verständigsten unter Allen, gestanden einander ihren Widerwillen und ihre Kümmerniß. Als einst die Chouans ihre Zudringlichkeit gar zu weit trieben und einer derselben zu Pichegru sagte: „Aber, General, Sie sind doch mit uns!“ so wies sie der General durch die bittre und geringschätzige Antwort in ihre Schranken zurück: „Nein, ich bin bei euch!“ Damit wollte er andeuten, daß zwar noch sein Leben in ihrer Hand sei, aber nicht mehr sein Wille und seine Vernunft.

Alle zusammen waren in der peinlichsten Unschlüssigkeit; nur Georges wollte vor wie nach den ersten Consul ohne weiteres überfallen und dann überlegen, was ferner zu thun wäre, während die Uebrigen dies für ein nutzloses Attentat hielten, das zu nichts dienen könne. Soweit war man in sechs Monaten ununterbrochener Thätigkeit mit diesen Umtrieben gekommen, als zuletzt das Auge der Polizei, zu spät für die Ehre ihrer Wachsamkeit, darauf hingelenkt wurde. Durch seinen Scharfblick rettete sich der erste Consul und verdarb die unbesonnenen Feinde, welche sich zu seinem Untergange verschworen hatten. Gemeiniglich werden die, welche sich in dergleichen Unternehmungen einlassen, dadurch von der Strafe ereilt daß sie ihren Schritten zu spät Einhalt thun; oft nämlich werden sie dann, wenn ihnen Gewissen, Vernunft und Furcht schon die Augen zu öffnen beginnen und sie auf der Bahn des Bösen umzukehren gedenken, entdeckt, festgenommen und bestraft.

Das beständige Gehen und Kommen, wie es vom August bis in den Januar und zumal in solcher Nähe bei einem Manne wie dem ehemaligen Minister Fouché stattgefunden hatte, der so auf Entdeckungen brannte, mußte nothwendig einmal bemerkt werden. Wir berichteten schon früher, daß Fouché das Portefeuille der Polizei zu der Zeit einbüßte, als Napoleon das lebenslängliche Consulat mit der Aufhebung eines Ministeriums der Strenge einweihen wollte. Die Polizei war von der Zeit an im Justizministerium gleichsam versteckt. Der Ober-Richter Régnier, dem ein derartiger Verwaltungszweig völlig fremd war, hatte ihn an den Staatsrath Réal abgetreten, der wohl geistreich, aber auch heftig und leichtgläubig war und Fuché's sichern und durchdringenden Blick durchaus nicht besaß. Auch wurde das Polizeiwesen nicht sonderlich verwaltet. Man gab dem ersten Consul die Versicherung, es sei niemals weniger an eine Verschwörung zu denken gewesen. Napoleon war weit entfernt eine solche Sicherheit zu theilen. Dazu ließ es übrigens auch Fouché gar nicht kommen. Dieser war Senator geworden und langweilte sich bei der Muße wie sie ihm sein Amt gestattete. Er hatte die Verbindung mit seinen frühern Agenten unterhalten, ward von allem vortrefflich unterrichtet und meldete dann dem ersten Consul was er wußte. Dieser hörte alles aufmerksam an was Fouché

und Réal mittheilten, las fleißig die Berichte der Gendarmerie, welche immer die besten Dienste leisten weil sie am genausten und redlichsten abgefaßt sind, und kam so zu der Ueberzeugung daß sich etwas gegen seine Person anspinne. Zunächst überdachte er die gegenwärtigen Verhältnisse im allgemeinen und gelangte zu dem Schlusse, daß die Emigranten und Republikaner den Wiederausbruch des Kriegs leicht zur Unternehmung irgend eines Versuchs benutzen könnten. Verschiedene Anzeichen, wie z. B. Verhaftungen von Chouans nach allen Richtungen hin und Nachrichten von den ihm persönlich zugethanen Häuptlingen der Vendée bewiesen ihm die Richtigkeit seines Schlusses. Als ihm eben aus der Vendée angezeigt wurde, daß sich dort militärpflichtige Recruten zusammenrotteten, sandte er in die westlichen Departements den Obersten Savary ab, dessen Ergebenheit grenzenlos und dessen Muth und Einsicht gleichfalls probehaltig waren. Er gab ihm einige Mann der Elite-Gendarmerie mit und beauftragte ihn die Bewegung zu verfolgen und mehrere gegen die Vendée gerichtete mobile Colonnen zu befehligen. Der Oberst Savary ging ab, beobachtete alles mit eignen Augen und bemerkte ganz deutlich die Anzeichen einer im Dunkeln schleichenden Wirksamkeit. Es war die des thätigen Georges, welcher die Vendée von Paris aus zu insurgiren trachtete. Aber von dem schrecklichen Geheimnisse, welches Georges mit seinen vornehmsten Helfershelfern für sich behalten hatte, entdeckte man doch nichts. Sowie der Oberst Savary die Rotten zerstreut hatte, kehrte er nach Paris zurück, ohne etwas von besonderer Wichtigkeit in Erfahrung gebracht zu haben.

Eine andre Intrigue, deren Faden dem ersten Consul in die Hände gefallen war und die er selbst gewissermaßen mit Vergnügen verfolgte, versprach einige Aufklärung, gab aber immer noch keine. Die drei englischen Gesandten in Hessen, Würtemberg und Baiern, die auch in Frankreich etwas anzuzetteln beauftragt waren, zeigten bei ihren Bemühungen mehr Emsigkeit als Geschick. Ausländer eignen sich zur Anzettelung solcher Gewebe nicht sonderlich. Drake, welcher in Baiern fungirte, war am thätigsten. Er hatte sogar seine Wohnung vor München draußen aufgeschlagen, um die etwa aus Frankreich eintreffenden Agenten bequemer empfangen zu können; um jedoch auch sicherer Briefe wechseln zu können, hatte er einen baierschen Postmeister gewonnen. Ein ränkevoller Franzos aber, ein ehemaliger Republikaner, welchen Drake bei seinen Umtrieben benutzte und ohne weiteres mit dem Zweck der brittischen Intriguen bekannt machte, verrieth der Polizei die ganze Geschichte. Drake war Willens gewesen sich zunächst die Geheimnisse des ersten Consuls in Betreff der Landung zu verschaffen, dann irgend einen bedeutenden General zu gewinnen und sich wo möglich einer Festung wie Straßburgs oder Besançons zu bemächtigen um da die

Insurrection zu beginnen. Sich des Generals Bonaparte zn entledigen, war immer das Wesentliche jedes Planes, mochte es nun mehr oder weniger ausdrücklich erwähnt sein. Der erste Consul war sehr erfreut einen englischen Diplomaten auf frischer That zu ertappen und ließ dem Zwischenträger, von welchem Drake hintergangen wurde, unter der Bedingung viel Geld geben daß er diese Intrigue fortsetze. Er selbst lieferte Muster zu den Briefen wie man sie an Drake schreiben sollte, zeichnete darin der Wahrheit gemäß seine persönlichen Gewohnheiten, die Art seine Pläne zu entwerfen und seine Befehle zu dictiren; auch ließ er mit einfließen, das ganze Geheimniß seiner Operationen liege in einer großen schwarzen Mappe begraben, die stets ein gewisser Meneval oder auch ein vertrauter Zimmerdiener in Verwahrung habe. Nun sei zwar Meneval unbestechlich, nicht aber der Zimmerdiener, welcher freilich eine Million für die Auslieferung der Mappe verlange. Ferner deutete der erste Consul darauf hin, es gebe in Frankreich ganz gewiß noch andre Umtriebe als die welche von Drake geleitet würden und es sei von großer Wichtigkeit sie kennen zu lernen, damit man sich nicht gegenseitig schade sondern vielmehr in die Hände arbeite. Endlich sei (dies sollte als seine wichtigste Offenbarung gelten) der wahre Landungsplatz Irland; was in Boulogne geschehe, sei eine reine Finte die man durch den Umfang der Rüstungen wahrscheinlich zu machen suche und nur mit den beiden Expeditionen zu Brest und im Texel sei es wahrer Ernst*).

---

*) Wir theilen hier einige merkwürdige Bruchstücke aus den vom ersten Consul selbst dictirten Briefen mit.

An den Ober-Richter.

Am 9. Brumaire des Jahres XII (den 1. November 1803).

Es wäre von Wichtigkeit bei Drake in München einen geheimen Agenten zu haben, der alle Franzosen aufzeichnete welche sich nach dieser Stadt begeben.

Ich habe alle Berichte gelesen, die Sie mir zusandten, und sie interessant genug gefunden. Die Verhaftungen darf man nicht auffällig betreiben. Hat jedoch der Anstifter die gehörige Auskunft ertheilt, dann wird man mit ihm einen Plan entwerfen und sehen was weiter zu thun ist.

Ich wünsche daß er an Drake schreibt und, um ihn zutraulich zu machen, ihm andeutet, er hoffe zuversichtlich, bevor der große Schlag geführt werde, im geheimen Cabinet des ersten Consuls von seinem Tische eigenhändige Schriften desselben über seine große Expedition sowie jedes andre wichtige Papier wegnehmen lassen zu können; diese Hoffnung gründe sich auf einen Huissier des Cabinets, der früher im Jacobinerclub gesessen, jetzt aber das Zimmer des ersten Consuls zu bewachen habe; trotz dem daß er dem geheimen Ausschuß angehöre, genieße er doch Napoleon's Vertrauen; wolle man aber zum Zwecke kommen, so sei zweierlei erforderlich, einmal daß man 100,000 Pfd. Sterl. an denjenigen auszuzahlen verspreche, welcher so wichtige vom ersten Consul eigenhändig geschriebene Papiere überliefere, und dann daß man einen französischen Agenten von der royalistischen Partei hinschicke, welcher für den erwähnten Zimmerdiener ein Versteck ausfindig zu machen

Der ungeschickte und strafwürdige Diplomat, welcher sich den doppelten Fehler zu schulden kommen ließ das ehrenhafteste Amt zu compromittiren und auf so lin=

---

habe, denn dieser werde nothwendig gleich verhaftet, wenn Papiere von so großer Wichtigkeit vermißt würden.

. . . . . .

Bonaparte schreibt fast nie selbst, sondern dictirt alles, in seinem Cabinet auf= und abgehend, einem jungen zwanzigjährigen Menschen Namens Meneval, welcher nicht nur die einzige Person ist die in sein Cabinet kommt, sondern auch die einzige die sich den drei auf das Cabinet folgenden Zimmern nähert. Dieser Jüngling ist an Bourrienne's Stelle gekommen, welchen der erste Consul von Kindheit an gekannt, aber entlassen hat...

... Meneval's Charakter ist nicht von der Art daß sich etwas von ihm hoffen ließe.

... Aber die Anmerkungen, welche auf die wichtigsten Berechnungen abzielen, dictirt der erste Consul nicht, sondern schreibt sie selbst. Auf seinem Tische liegt eine große Mappe, die in ebenso viele Fächer eingetheilt ist als es Ministerien giebt. Diese sorgfältig gearbeitete Mappe wird vom ersten Consul zugeschlossen, und so oft er sein Cabinet verläßt, muß sie von Meneval unter seinen Schreibtisch in eine an den Fußboden festgeschraubte Schublade gethan werden.

Dieses Portefeuille wäre zu entwenden. In Verdacht kann nur Meneval oder der Huissier kommen, welcher allein Feuer zu machen und das Zimmer zu reinigen hat. Deshalb eben muß der Zimmerdiener verschwinden. In jener Mappe muß sich alles vorfinden was der erste Consul seit mehrern Jahren geschrieben hat, denn sie allein macht alle Reisen mit ihm, geht beständig mit ihm von Paris nach Malmaison und St. Cloud. Es müssen sich darin alle geheimen Bemerkungen über die militärischen Operationen befinden, und wenn man seine Macht nur dadurch vernichten kann daß man seine Plane in Verwirrung bringt, so muß man dieses Portefeuille wegnehmen, wodurch sie ohne Zweifel sämmtlich in Verwirrung gerathen würden.

An den Ober=Richter.

Paris, den 3. Pluviôse des Jahres XII (am 24. Januar 1804).

Drake's Briefe scheinen von großer Wichtigkeit zu sein. Ich wünsche daß Méhée in seinem nächsten Bulletin sage wie sehr sich der Ausschuß über den Gedanken gelabt habe daß sich Bonaparte bei Boulogne einschiffen wolle, jetzt habe man aber die Gewißheit, daß die Unternehmungen bei Boulogne nur trügerische Demonstrationen seien, die bei all ihrer Kostspieligkeit doch bei weitem nicht so hoch zu stehen kämen als es beim ersten Anblick scheinen möge..., daß alle Fahrzeuge der Flottille zum gewöhnlichen Gebrauch angingen, woraus man eben abnehmen könne daß diese Rüstungen nur Drohungen und keineswegs eine feste Einrichtung seien die man beibehalten wolle.

Der erste Consul sei zu schlau, das dürfe man sich nicht verhehlen, und glaube gegenwärtig einen zu gesicherten Stand zu haben als daß er eine zweifelhafte Operation versuchen und dabei eine gewaltige Streitmasse auf's Spiel setzen sollte. Sein wahrer Plan, soweit er sich aus seinen Verhältnissen nach außen errathen lasse, bestehe in einer Expedition nach Irland, welche durch das Geschwader bei Brest und das im Texel zu gleicher Zeit ausgeführt werden solle ...

Ueber die Expedition vom Texel aus sagt man nichts, obgleich man weiß daß sie segelfertig ist, erhebt aber einen großen Lärm über die Lager bei St. Omer, Ostende und Vließingen. Die große Menge in Lager zusammengezogener Truppen hat einen politischen

kische Weise den Polizeiagenten zu machen, griff äußerst begierig nach allen diesen Angaben und verlangte immer wieder neue, besonders in Bezug auf die Expedition welche von Boulogne ausgehen sollte, und verkündete rücksichtlich der schwarzen Mappe, wofür man einen so hohen Preis fordere, demnächst an seine Regierung berichten zu wollen; in Betreff der übrigen Umtriebe, wovon man weitere Nachrichten zu haben wünschte um einander nicht zu durchkreuzen, behauptete er keine Auskunft geben zu können (und dies war gegründet), indessen müsse man, wenn man ja auf einander stoße, sich eng an einander anschließen und im Verein einem und demselben Ziele zustreben; „denn," fügte Drake hinzu, „es kommt sehr wenig darauf an durch wen das Thier erlegt wird, genug daß ihr alle bei der Hand seid um euch der Jagd anzuschließen*)."

Zu einer so nichtswürdigen Rolle herabzusteigen erfrechte sich ein mit officiellem Charakter bekleideter Agent, eine so schandbare Sprache zu führen scheute er sich nicht.

Zweck. Bonaparte ist sehr froh sie kriegsgerüstet bei der Hand zu haben; denn glaubt er daß es seinen Plänen wuchert einen Continentalkrieg zu führen, so braucht er sie nur eine Viertelsschwenkung machen zu lassen um wieder über Deutschland herzufallen.

Eine andre Expedition, die nach Morea, ist entschieden beschlossen. Bonaparte hat **40,000** Mann in Tarent. Dorthin ist die Flotte von Toulon bestimmt. Er hofft eine sehr ansehnliche griechische Hülfsarmee zu finden.

Die Geschichte mit der Mappe muß man dabei immer fortspinnen und sagen, der Zimmerdiener habe kürzlich (um sich Glauben zu verschaffen) mehrere Bruchstücke aus Bonaparte's eigenhändig geschriebenen Papieren vorgewiesen; man könne demnach von diesem Menschen den größten Nutzen ziehen, nur fordre er freilich viel Geld. Dieses Portefeuille soll wirklich ausgeliefert werden, aber der erste Consul wird nur solche Angaben hineinstecken, von denen er wünscht daß sie am rechten Orte Glauben finden; Geld müssen sie vorausbezahlen, wenigstens **50,000** Pfd. Sterl., damit sie eine desto größere Wichtigkeit auf diese Mappe legen.

An den Bürger Réal.

Malmaison, den 28. Ventôse des Jahres XII (am 19. März 1804).

Ich bitte Sie dem Bürger Maret den letzten von Drake geschriebenen Brief zuzusenden, damit er ihn in der auf diese Angelegenheit bezüglichen Sammlung von Actenstücken mit abdrucken lasse.

Auch ersuche ich Sie zwei Noten beizulegen; in der einen werden Sie die Mittheilung machen, daß der angebliche Adjutant des Generals nichts weiter ist als ein durch den Präfecten von Straßburg abgesandter Officier, und in der andern werden Sie sagen, daß der Zimmerdiener eine reine Erdichtung des Agenten war, daß es bei der Regierung weder einen Huissier noch einen sonstigen Beamten gebe der nicht über Englands Bestechungen erhaben wäre.

*) Dies sind Drake's eigne Worte. Seine eigenhändigen Briefe wurden im Senat deponirt und allen Mitgliedern des diplomatischen Corps vorgelegt, welche sie zu sehen wünschten.

Aber alles dies gab noch nicht die gewünschte Aufklärung. Drake wußte nichts von Georges' großer Verschwörung, die man freilich sehr geheim gehalten hatte, und war bei all seiner lächerlichen Zuversichtlichkeit nicht im Stande gewesen irgend eine zweckdienliche Entdeckung zu machen. Der erste Consul war fortwährend der Ueberzeugung daß die Leute, welche den Plan zur Höllenmaschine entworfen hätten, um so mehr unter den gegenwärtigen Umständen etwas anspinnen müßten. Da es ihm nun auffiel, daß in Paris, in der Vendée und Normandie verschiedene Verhaftungen vorkamen, so sagte er zu Murat und Réal, von denen der Eine Platzcommandant von Paris war und der Andre an der Spitze der Polizei stand: „Die Emigranten sind ganz gewiß in Thätigkeit. Man hat mehrere Verhaftungen vorgenommen; von den arretirten Individuen muß man einige herausnehmen und vor eine Militär-Commission stellen, welche sie verurtheilen wird; ehe sie sich aber erschießen lassen, werden sie schon sprechen." Was wir hier berichten, geschah vom 25. — 30. Januar, während Pichegru und Moreau zusammenkamen und die Verschwornen muthlos zu werden begannen. Napoleon ließ sich ein Verzeichniß der Arrestanten bringen. Unter ihnen befanden sich einige von Georges' Agenten, die vor oder nach ihm eingetroffen waren, sowie auch ein ehemaliger Arzt des Vendéer-Heeres, den Georges im August selbst mitgebracht hatte. Nachdem der erste Consul die besondern Umstände jedes Einzelnen geprüft hatte, bezeichnete er deren fünf und sagte: „Ich müßte mich sehr irren oder da habe ich ein paar Leutchen die schon ihre Aussagen machen werden." Seit langer Zeit waren die früher erlassenen Gesetze, welche die Einsetzung von Kriegsgerichten gestatteten, nicht mehr in Anwendung gebracht worden. Während des Friedens hatten sie nach dem Willen des ersten Consuls außer Gebrauch kommen sollen; nach dem Wiederausbruch des Kriegs aber glaubte er davon Gebrauch machen zu müssen, und zwar besonders gegen die Spione, welche seine Rüstungen wider England auskundschafteten. Er hatte einige derselben verhaften, verurtheilen und erschießen lassen. Jetzt wurden die fünf von ihm bezeichneten Arrestanten vor Gericht gestellt. Zwei davon wurden freigesprochen; zwei andre hatten Verbrechen begangen, welche das Gesetz mit dem Tode bestraft, wurden verurtheilt und ließen sich erschießen ohne etwas zu bekennen, erklärten jedoch, sie seien gekommen um der Sache des legitimen Königs zu dienen, welche sich bald auf den Trümmern der Republik triumphirend erheben werde. Außerdem stießen sie noch greuliche Drohungen gegen das Oberhaupt der Regierung aus. Der fünfte Arrestant, welchen der erste Consul vorzugsweise als den bezeichnet hatte der alles sagen müsse, sollte eben zur Hinrichtung abgeführt werden, als er erklärte daß er wichtige Geheimnisse zu entdecken habe. Sogleich schickte man einen der gewandtesten Polizeibeamten zu ihm. Er gestand alles und sagte

aus, er sei im Monat August mit Georges selbst am Felsengestade von Biville gelandet und dann mit ihm durch die Wälder von einem Quartier zum andern nach Paris gekommen, um einen gewaltsamen Angriff auf die Escorte des ersten Consuls zu machen und diesen zu erschlagen. Er zeigte einige Orte an wo die unter Georges' Befehlen stehenden Chouans wohnten, und besonders mehrere Weinschenken.

Durch diese Erklärung fiel ein Lichtstrahl in die Dunkelheit. Georges' Anwesenheit in Paris war im höchsten Grade bedeutungsvoll. Eines unwichtigen Unternehmens halber hatte ein solcher Mann nicht mit einer Rotte Meuchelmörder ein halbes Jahr lang in der Hauptstadt verweilen können. Auch kannte man jetzt den Landungspunkt am Gestade von Biville, die Existenz einer Etappenstraße durch die Wälder und einige von den dunkeln Verstecken der Verschwornen. Dazu hatte ein ganz eigenthümlicher Umstand einen Namen an's Tageslicht gebracht, wodurch man den wichtigsten Umständen auf die Spur kam. Schon früher waren Chouans an jenem Gestade von Biville gelandet und hatten Flintenschüsse mit den Gendarmen gewechselt. Da hatte man nun auf einem Stückchen Papier von einem Gewehrpfropf den Namen Tronche gefunden. Ein Mann dieses Namens war Uhrmacher in Eu. Er hatte einen noch sehr jungen Sohn, der eben zur Correspondenz gebraucht wurde. Man ließ ihn heimlich festnehmen und nach Paris bringen. Er wurde verhört und gestand alles was er wußte. Er sagte aus, daß er es sei, welcher die Verschwornen am Gestade von Biville empfange und nach den ersten Stationen führe, berichtete auch die drei Landungen von denen bereits die Rede gewesen ist, nämlich die im August von Georges, sowie die im December und Januar, wobei sich Pichegru, Rivière und Polignac befanden. Doch kannte er Namen und Stand der Personen nicht denen er als Führer gedient hatte. Nur so viel wußte er noch, daß in den ersten Tagen des Februar eine vierte Landung an jenem Gestade stattfinden sollte, ja er war sogar beauftragt die Neuankommenden in Empfang zu nehmen.

Gleich in den ersten Tagen des Februar begann man nachzuforschen und durchsuchte von Paris bis an die Küste die angezeigten Punkte, um die Quartiere aufzufinden welche von den reisenden Emigranten benutzt wurden. Auch bei den von Georges' Agenten denuncirten Weinschenken machte man seine Beobachtungen und hatte nach Verlauf von wenigen Tagen verschiedene wichtige Verhaftungen bewerkstelligt, von denen namentlich zwei viel Licht über die ganze Sache verbreiteten. Zuerst bemächtigte man sich eines jungen Menschen Namens Picot, eines Bedienten von Georges, der ein unerschrockener Chouan und mit Pistolen und Dolchen bewaffnet war; er gab Feuer auf die Polizeiagenten und ergab sich

erst nothgedrungen und mit der Erklärung, er wolle für den Dienst seines Königs sterben. Nächst ihm nahm man auch einen gewissen Bouvet de Lozier fest, Georges' bedeutendsten Officier, welcher sich ohne einen so großen Lärm verhaften ließ und mehr Ruhe zeigte.

Diese Leute waren bewaffnet wie Missethäter die sich zu Begehung der größten Verbrechen bereit halten. Außer den Waffen welche sie trugen, besaßen sie auch noch beträchtliche Geldsummen in Gold und Silber. Im ersten Augenblick schienen sie außer sich zu sein, dann wurden sie ruhiger und am Ende gestanden sie. Dies war auch bei dem genannten Picot der Fall. Am 8. Februar (den 18. Pluviôse) war er verhaftet worden und wollte anfangs nichts aussagen, ließ sich aber nach und nach doch zum Reden bringen. Er bekannte, daß er mit Georges aus England gekommen sei und sich mit ihm seit einem halben Jahr in Paris befände; auch machte er kein großes Geheimniß aus dem Beweggrunde ihrer Reise nach Frankreich. Also ließ sich Georges' Anwesenheit in Paris zu einem bedeutenden Zweck nicht weiter in Zweifel ziehen. Mehr wußte man aber auch nicht von ihm. Bouvet de Lozier sagte nichts aus. Dieser Mann stand rücksichtlich seiner Erziehung und seines Benehmens weit über Picot. In der Nacht vom 13. zum 14. Februar rief dieser Bouvet de Lozier plötzlich seinen Gefängnißwärter. Er hatte sich zu erhängen gesucht, und da ihm dies nicht gelang, war er in eine Art von Wahnsinn gerathen. Er verlangte Erklärungen zu geben. Hierauf sagte dieser Unglückliche, bevor er für die rechtmäßige Sache seines Königs sterbe wolle er den treulosen Mann entlarven, welcher rechtschaffene Leute ohne Nutzen compromittirt und in den Abgrund gestürzt habe. Nun machte er dem erstaunten und verlegenen Réal eine äußerst auffallende Mittheilung. Seiner Aussage nach waren sie in London bei dem Prinzen gewesen, als Moreau einen seiner Officiere an Pichegru abgesandt und sich erboten habe zu Gunsten der Bourbons an die Spitze einer Bewegung zu treten, indem er durch sein Beispiel auch die Armee mit fortreißen wolle. Auf diese Nachricht seien sie alle mit Georges und Pichegru selbst abgereis't, um bei dieser Revolution auch das Ihrige zu thun. Sowie sie Paris erreicht hätten, seien Georges und Pichegru zu Moreau geeilt, um sich mit ihm zu verabreden, aber dieser habe nun eine andre Sprache geführt und die Forderung ausgesprochen, nur zu seinem Vortheil den ersten Consul zu stürzen, indem er selbst Dictator habe werden wollen. Einen solchen Antrag hätten Georges und Pichegru nebst ihren Freunden zurückgewiesen und eben durch die unseligen Zögerungen, welche Moreau mit diesem seinen Ansinnen herbeigeführt habe, seien sie den Nachforschungen der Polizei preisgegeben worden. Dieser tragische Berichterstatter fügte noch hinzu, er sei

den Schatten des Todes entschlüpft, um sich und seine Freunde an dem Manne zu rächen, welcher sie alle in's Verderben gestürzt habe*).

---

*) Ich theile die eigne Erklärung Bouvet de Lozier's mit. Dieses Actenstück ist gleich allen denen, welche sich auf Georges' Verschwörung beziehen und später angeführt werden sollen, einer Sammlung von 8 Octavbänden entnommen welche den Titel führt:

Proceß vor dem in Paris constituirten Special-Gerichtshofe des Departements der Seine wider Georges, Pichegru und Consorten, welche einer Verschwörung gegen die Person des ersten Consuls angeschuldigt sind. Paris, 1804. C. F. Patras, Buchdrucker des Criminal-Gerichtshofes. (Exemplar der königlichen Bibliothek.)

Aussage des Athanase Hyacinthe Bouvet de Lozier vor dem Ober-Richter Justizminister.

(Band II, Seite 168.)

Ein Mann, welcher vom Rande des Grabes zurückgekehrt und noch mit den Schatten des Todes bedeckt ist, verlangt sich an denen zu rächen, welche durch ihre Treulosigkeit ihn nebst seiner Partei in den Abgrund gestürzt haben, worin er sich jetzt befindet.

Ausgesandt um die Sache der Bourbons zu unterstützen, sieht er sich genöthigt entweder für Moreau zu kämpfen oder auf die Unternehmung zu verzichten, welche den einzigen Zweck seiner Mission bildete.

Monsieur sollte nach Frankreich kommen, um sich an die Spitze einer royalistischen Partei zu stellen, und Moreau versprach sich der Sache der Bourbons anzuschließen. Nun kommen die Royalisten nach Frankreich und — Moreau nimmt sein Wort zurück.

Er muthet ihnen zu für ihn zu arbeiten und es zuzugeben daß er sich zum Dictator ernennen läßt.

Die Anklage, welche ich gegen ihn erhebe, beruht vielleicht nur auf halben Beweisen.

Folgendes sind die Thatsachen; sich das Beste herauszunehmen, ist Ihre Sache.

Es wird ein General Namens Lajolais, der unter Moreau's Commando gedient hat, von diesem an den Prinzen nach London gesandt; Pichegru war die Mittelsperson: Lajolais richtet von Moreau aus, er stimme in dessen Namen den Hauptpunkten des vorgeschlagenen Planes bei.

Der Prinz macht sich zur Abreise fertig; die Zahl der Royalisten in Frankreich wächst an; doch in den Conferenzen, welche in Paris zwischen Moreau, Pichegru und Georges stattfinden, geht Ersterer mit seinen Absichten heraus und erklärt, nicht für einen König sondern nur für einen Dictator thätig sein zu können.

Daher rührt die Zögerung und Uneinigkeit, daher fast der gänzliche Untergang der royalistischen Partei.

Wie ich von Georges erfahren habe, war Lajolais Anfangs Januar dieses Jahres beim Prinzen.

Mit eignen Augen aber habe ich ihn am 17. Januar in der Poterie ankommen sehen; es war dies am Tage nach seiner Landung mit Pichegru und zwar auf unserm Ihnen nur zu wohlbekannten Verbindungswege.

Denselben Lajolais habe ich am 25. oder 26. Januar wiedergesehen, als er Georges und Pichegru auf dem Boulevard de la Madeleine aus dem Wagen abholte, worin ich mit ihnen saß, um sie zu Moreau zu führen, der ein paar Schritte weiter hin auf sie wartete. Es fand auf den Champs Elysées eine Conferenz zwischen ihnen statt, die uns

So erhob sich durch die Unterbrechung eines Selbstmordes eine furchtbare Anschuldigung gegen Moreau, welche zwar wegen der Verzweiflung des Anklägers sehr übertrieben ausfiel, aber doch einen Blick auf den Zusammenhang des Complottes gewährte. Réal eilte in seiner Bestürzung gleich nach den Tuilerien. Wie gewöhnlich hatte sich der erste Consul zeitig den Armen des Schlafs entwunden um an die Arbeit zu gehen. Er befand sich eben noch unter den Händen seines Kammerdieners Constant als Réal eintrat. Dieser hatte kaum das erste Wort fallen lassen, als ihm Napoleon den Mund zuhielt, ihn schweigen hieß und sich mit ihm einschloß, um seine Erzählung anzuhören. Er schien nicht zu erstaunen. Indessen wollte er nicht recht an die Aussage glauben, in sofern ste Moreau betraf. Recht wohl leuchtete ihm der Plan ein alle Parteien gegen ihn zu vereinigen und Pichegru zur Mittelsperson zwischen den Royalisten und Republikanern zu gebrauchen; ehe er aber an Moreau's Schuld glauben könne, sagte er, müsse Pichegru's Anwesenheit in Paris vollkommen dargethan sein. Wenn nun neue Entdeckungen in dieser Hinsicht alle Zweifel hoben, so war das Band zwischen den Royalisten und Moreau nachgewiesen und man konnte direct gegen ihn einschreiten. Uebrigens ließ Napoleon keinen Laut des Zorns oder der Rache vernehmen; er schien mehr neugierig und nachdenklich als entrüstet zu sein.

Nun nahm man Georges' Bedienten Picot wieder in's Verhör, um zu erfahren ob er etwas von Pichegru's Anwesenheit in Paris wüßte. Man fragte ihn noch an demselben Tage aus, verfuhr dabei sehr glimpflich mit ihm und brachte ihn am Ende dahin daß er sein Herz öffnete. So gab er Aufklärungen darüber was sich auf Pichegru und Moreau bezog. Er wußte zwar weniger davon als Bouvet de Lozier, aber was er davon wußte war vielleicht noch bedeutungsvoller, weil daraus hervorging daß die durch Moreau's Benehmen

---

schon ahnen ließ was Moreau bei der folgenden Zusammenkunft mit Pichegru ohne Rückhalt zu Tage fördern würde, daß er es nämlich für unmöglich erklärte den König wieder einzusetzen und daß er beantragte ihn selbst als Dictator an die Spitze der Regierung zu stellen, so daß er den Royalisten nur noch die Aussicht ließ ihm als Mitarbeiter und Soldaten zu dienen.

Ich weiß freilich nicht, welches Gewicht Sie auf die Versicherung eines Mannes legen werden, der vor einer Stunde dem Tode entrissen wurde, welchen er sich selbst geben wollte, und der noch jetzt den Tod vor Augen sieht womit ihn eine beleidigte Regierung bestrafen wird.

Aber ich vermag es nicht über mich den Schrei der Verzweiflung zu unterdrücken und den Angriff auf einen Mann zu unterlassen, der mich so weit gebracht hat.

Uebrigens werden Sie im Verlauf des großen Processes, worein ich verflochten bin, Thatsachen auffinden, welche mit dem übereinstimmen was ich aussage.

Unterzeichnet: Bouvet,
General-Adjutant der königlichen Armee.

erzeugte Verzweiflung bis in die untersten Reihen der Verschwornen hinabgedrungen war. Pichegru hatte er nach seiner sehr bestimmten Erklärung noch vor wenig Tagen in Paris gesehen, auch versicherte er daß er sich noch daselbst aufhalte. In Bezug auf Moreau hatten Georges' Officiere das innigste Bedauern geäußert, daß sie sich an diesen General gewendet hätten, welcher sich nicht entblöde durch seinen anspruchsvollen Ehrgeiz alles zu vereiteln*).

Sowie diese Thatsachen im Verlauf des 14. Februar an's Tageslicht gekommen waren, rief der erste Consul sogleich einen geheimen Rath in die Tuilerien zusammen; dessen Mitglieder waren die beiden Consuln Cambacérès und Lebrun, die vornehmsten Minister und Fouché, der zwar nicht mehr Minister war, aber an dieser Untersuchung den größten Antheil hatte. Die Berathung fand in der Nacht vom 14. zum 15. statt. Der Gegenstand verdiente eine reifliche Erwägung. Die Existenz einer Verschwörung lag auf der Hand und der Plan, den ersten Consul mit einem Haufen Chouans unter Georges' Anführung zu überfallen, ließ sich nicht bezweifeln. Das Zusammenwirken aller Parteien, der Republikaner und Royalisten, ward gleichfalls gewiß durch Pichegru's Anwesenheit, welcher zwischen beiden als Vermittler hatte dienen müssen. In wie weit Moreau schuldig sei, ließ sich schwer bestimmen; aber weder Bouvet de Lozier in seiner Verzweiflung noch Picot in seiner Bedienteneinfalt konnten den auffallenden Umstand aus den Fingern gesaugt haben, daß durch Moreau's Eigensucht der royalistischen Partei geschadet worden sei. Ward dieser General im Laufe der Untersuchung

---

*) Auszug der zweiten Aussage Louis Picot's vor dem Polizei-Präfecten, am 24. Pluviôse des Jahres XII (den 14. Februar) früh um 1 Uhr.
(Band II, Seite 392.)

Er hat ausgesagt:

Daß die Anführer geloos't haben, wer den ersten Consul überfallen solle;

Daß sie diesen, wenn sie ihn auf dem Wege nach Boulogne treffen, entführen wollen, oder daß sie ihn bei Ueberreichung einer Bittschrift auf der Parade oder auf dem Wege nach dem Schauspielhause zu ermorden gedenken;

Daß er der festen Ueberzeugung ist, Pichegru halte sich nicht bloß in Frankreich sondern in Paris selbst auf.

Auszug der dritten Aussage Louis Picot's am 24. Pluviôse (den 14. Februar).
(Band II, Seite 395.)

Er hat erklärt:

Daß Pichegru beständig den Namen Charles geführt und daß er selbst ihn mehrfach so habe nennen hören;

Daß er den General Moreau oft habe erwähnen hören; oft hätten die Anführer in seiner Gegenwart gesagt, es thue ihnen sehr leid daß die Prinzen den General Moreau in die Sache verflochten hätten; er wisse aber nicht wann Georges und Moreau beisammen gewesen wären.

aller Augenblicke angeschuldigt, wurden diese Anschuldigungen ruchbar und man wollte ihn doch nicht verhaften, so gewann es offenbar ganz den Anschein als verleumde man ihn auf heimtückische Weise oder als fürchte man sich vor ihm und getraue sich nicht einen Verbrecher zur Verantwortung zu ziehen, weil man in ihm den zweiten Mann der Republik sehe.

Eine solche Betrachtung war für den ersten Consul entscheidend. Die Stärke seiner Regierung in Frage stellen zu lassen, vertrug sich mit seinem Stolz und mit seiner Politik am allerwenigsten. „Man würde sagen," rief er aus, „ich fürchtete mich vor Moreau! Dem ist nicht so. Ich bin so mild gewesen wie irgend jemand, aber ich kann auch schrecklich werden, wenn es sein muß, und auf Moreau einen Schlag führen wie auf jeden Andern, da er sich auf Complotte einläßt, die ihrem Zwecke nach abscheulich und den dabei unvermeidlichen Verbindungen nach schändlich sind." Er bedachte sich also keinen Augenblick länger Moreau's Verhaftung zu beschließen. Doch gab es auch noch einen andern und zwar einen dringenden Grund dazu. Georges und Pichegru waren noch nicht festgenommen. Drei bis vier von ihren Mitschuldigen hatte man zwar ergriffen, aber doch nicht die ganze Rotte der Helfershelfer befand sich in den Händen der Polizei; nun war es möglich daß sie sich aus Furcht vor einer Entdeckung zur Beschleunigung des Attentates bestimmt fühlten, um dessentwillen sie nach Frankreich gekommen waren. Darum mußte man mit der Untersuchung eilen und sich aller Hauptpersonen bemächtigen deren man habhaft werden konnte. Moreau's Verhaftung wurde also ohne weiteres beschlossen und zugleich auch die Lajolais' und andrer Zwischenträger deren Namen an den Tag gekommen waren.

Wohl war der erste Consul aufgebracht, aber nicht eben gegen Moreau. Er sah eher wie ein Mann aus der sich zu wahren als der sich zu rächen sucht. Er wollte Moreau in seiner Gewalt haben, ihn überführen, sich von ihm die nöthige Aufklärung verschaffen und ihn dann begnadigen. Auf diese Art aus der Sache zu kommen, erachtete er für den Gipfel der Geschicklichkeit und des Glücks.

Man mußte zur Wahl der Gerichtsbarkeit schreiten. Der Consul Cambacérès, welcher die Gesetze sehr genau kannte, wies darauf hin, wie gefährlich die gewöhnliche Gerichtsbarkeit bei einer derartigen Angelegenheit sei, und machte den Vorschlag, da Moreau Militär sei, ihn vor ein aus den höchsten Männern der Armee zusammengesetztes Kriegsgericht zu stellen. Dies konnte man nach der bestehenden Gesetzgebung. Aber der erste Consul wollte das nicht haben*). „Man würde sagen," äußerte er, „ich hätte mich Moreau's entledigen und ihn durch meine Creaturen gerichtlich morden lassen wollen." Nun suchte er einen Mittelweg

*) Ich wiederhole hier Cambacérès' eignes Zeugniß.

auf. So kam man auf den Gedanken, Moreau zwar vor das Criminalgericht des Seine-Departements zu stellen, aber für dieses Departement sofort die Suspension der Jury auszusprechen, da eine solche für gewisse Fälle und einzelne Departements durch die Constitution gestattet wurde. Wenn dies auch aus einem ehrenwerthen Grunde geschah, so blieb es doch ein Mißgriff. Das Publicum betrachtete die Suspension der Jury als eine ebenso harte Maßregel als die Verweisung des Verhafteten vor eine Militärcommission, und ohne das Verdienst zu besitzen die Rechtsformen geachtet zu haben, entging man doch durchaus den damit verbundenen Uebelständen nicht, wie sich bald zeigen wird. Außerdem ward noch beschlossen, der Ober-Richter Régnier solle einen Bericht über das eben entdeckte Complot sowie über die Beweggründe zu Moreau's Verhaftung abfassen. Dieser Bericht sollte dann dem Senat, der gesetzgebenden Versammlung und dem Tribunat mitgetheilt werden.

Die Berathung hatte die ganze Nacht gedauert. Gleich am frühen Morgen (des 15. Februar) schickte man eine Abtheilung Elite-Gendarmerie nebst einigen Justizbeamten nach Moreau's Wohnung ab. Da man ihn hier nicht fand, begab man sich auf den Weg nach Grosbois. Da begegnete man ihm an der Brücke von Charenton auf dem Wege nach Paris. Er ward ohne Aufsehen und mit vieler Schonung festgenommen und in das Templegefängniß abgeführt. Mit ihm zugleich wurden auch Lajolais und die Proviantbeamten arrettirt die als Mittelspersonen gedient hatten.

Noch an demselben Tage begab sich eine Botschaft mit Régnier's Bericht in den Senat, die gesetzgebende Versammlung und das Tribunat. Hier brachte sie bei den Freunden der Regierung ein schmerzliches Staunen hervor, boshafte Schadenfreude aber bei deren Feinden, wie diese denn mehr oder minder offen hervortretend immer noch hier und da in den großen Staats-Körperschaften anzutreffen waren. Nach ihren Aeußerungen war das Ganze eine Erdichtung der Polizei, eine Machination des ersten Consuls, welcher sich eines von ihm beneideten Nebenbuhlers entledigen und seine gefährdete Popularität dadurch wiederherstellen wolle daß er Besorgniß für sein Leben einzuflößen trachte. Wie es unter solchen Umständen zu geschehen pflegt, ließ man der Zunge freien Lauf, und statt zu sagen „die Verschwörung Moreau's" sagten die Witzlinge „die Verschwörung gegen Moreau." Der Bruder des Generals, Mitglied des Tribunats, stürzte auf die Tribune dieser Versammlung und erklärte, sein Bruder sei verleumdet worden, und um seine Unschuld zu beweisen, fordere er nur Eins, nämlich daß er nicht vor ein Specialgericht sondern vor die ordentlichen Gerichte gestellt werde. Er reclamirte für seinen Bruder weiter nichts als die Mittel die Wahrheit an den Tag zu bringen. Man hörte diese Worte kalt aber kummer-

voll an. Die Majorität der drei Staatskörperschaften bewahrte ihre Ergebenheit, war aber betrübt. Ihr schien das Glück dem ersten Consul, welcher bisher ebenso glücklich als groß gewesen war, seit dem Friedensbruch einigermaßen untreu geworden zu sein. Wohl glaubte man nicht daß er diese Verschwörung erdichtet habe, aber man gewahrte doch zu seiner höchsten Betrübniß daß sein Leben immer noch in Gefahr schwebe und daß man zu dessen Vertheidigung die höchsten Häupter der Republik antasten müsse. So beantwortete man denn die Botschaft der Regierung durch eine andre welche, wie immer unter solchen Umständen, die Theilnahme und Anhänglichkeit an das Staatsoberhaupt und den innigen Wunsch aussprach, daß schnelle und gesetzmäßige Gerechtigkeit geübt werde.

Das durch diese Verhaftung erregte Aufsehen war sehr groß und mußte es sein. Wohl betrachtete das große Publicum jeden Versuch das kostbare Leben des ersten Consuls in Gefahr zu bringen mit dem größten Unwillen, nur zog man noch das wirkliche Vorhandensein eines Complottes in Zweifel. Die greuelhafte Höllenmaschine hatte zwar alles glaublich gemacht, indessen war damals das Verbrechen der Untersuchung vorausgegangen und noch dazu in der Gestalt des scheußlichsten Attentats aufgetreten. Jetzt aber sprach man nur von einem Mordplane, und auf die bloße Verkündigung eines Planes hin begann man mit der Verhaftung eines der ruhmreichsten Männer der Republik, der für den Gegenstand der ganzen Eifersucht Napoleon's galt. Die Böswilligen fragten hin und her, wo denn Georges und Pichegru wären? Diese beiden Männer, meinten sie, seien ganz gewiß nicht in Paris; da werde man sie niemals auffinden, denn die ganze Geschichte sei nichts Andres als eine ungeschickt angelegte Fabel, nichts als eine abscheuliche Erdichtung.

War der erste Consul anfangs ruhig geblieben, als er seine Person mit einer neuen Gefahr bedroht sah, so wurde er im Innersten entrüstet, als er erfuhr zu welchen schwarzen Verleumdungen diese Gefahr Veranlassung geben mußte. Er meinte ob es denn nicht schon genug sei den greuelhaften Complotten zur Zielscheibe zu dienen, ob er denn auch selbst noch für einen Anstifter von Complotten gelten müßte, für einen Neider während er selbst vom niedrigsten Neide verfolgt werde, für den Urheber perfider Plane gegen das Leben Andrer während sein eignes Leben in der äußersten Gefahr schwebe. Er gerieth in einen Zorn, der bei jedem weitern Schritte der Untersuchung noch wuchs. Mit einer Art von Erbitterung suchte er die Urheber der Verschwörung zu entdecken, nicht etwa als hätte er gern sein Leben sichern wollen (denn daran dachte er kaum, so fest vertraute er seinem Glück), sondern es war ihm darum zu thun seine niederträchtigen Verleumder zu beschämen, die ihn als Erfinder von Ränken darstellten, deren Opfer er beinahe geworden wäre und noch werden konnte.

Diesmal war er nicht gegen die Republikaner sondern gegen die Royalisten am meisten erzürnt. Zur Zeit der Höllenmaschine, deren Urheber allerdings die Royalisten waren, ging er hartnäckig auf die Republikaner los, weil er in diesen ein Hinderniß alles Guten erblickte das er zu thun gedachte. Jetzt aber fiel sein Unwille auf einen andern Gegenstand. Seit er zur Macht gelangt war, hatte er für die Royalisten alles gethan: er hatte sie der Unterdrückung entrissen und aus dem Exil zurückgerufen, sie wieder zu Franzosen und Staatsbürgern gemacht, ihnen so weit es möglich war ihre Güter zurückgegeben, und zwar wider die Ansicht und Willensmeinung seiner treuesten Anhänger. Bei Zurückrufung der Priester hatte er den eingewurzeltsten Vorurtheilen des Landes und des Jahrhunderts, bei der der Emigranten dem Geschrei der am meisten mißtrauischen Volksclasse, dem der Käufer von Nationalgütern Trotz geboten. Endlich hatte er auch noch einigen dieser Royalisten die wichtigsten Aemter übertragen und sie sogar um seine Person anzustellen begonnen. Wenn man den Zustand, worin er sie gleich nach der Herrschaft des Convents und des Directoriums gefunden, mit dem vergleicht, worein er sie versetzt hatte, so kann man in der That nicht umhin anzuerkennen, daß nie jemand für eine Partei so viel that, nie jemand in erhabenerem Gerechtigkeitssinn ein so großmüthiger Beschützer war, daß aber auch nie ein so edles Verfahren mit schwärzerem Undank vergolten ward. Der erste Consul war so weit gegangen, für die Royalisten seine Popularität und was noch schlimmer ist, das Vertrauen aller derer auf's Spiel zu setzen welche der Revolution aufrichtig und ehrlich zugethan waren; denn er hatte sich gefallen lassen, daß man sagte und glaubte er sinne nur auf Wiedereinsetzung der Bourbons. Zum Lohn für diese Bemühungen und Wohlthaten hatten ihn die Royalisten i. J. 1800 mit einem Faß Pulver in die Luft sprengen wollen; jetzt wollten sie ihn auf der Landstraße erwürgen: und dies waren Leute welche ihn in ihren Salons beschuldigten, er erdichte Complotte welche sie selbst geschmiedet hatten.

Ein solches Gefühl erfüllte nun schnell seine ungestüme Seele und erzeugte sogleich eine Reaction gegen die Partei welche mit Recht solchen Undanks geziehen werden konnte. Auch fiel sein rächender Blick jetzt nicht mehr auf die Republikaner. Wohl war er nicht böse darüber, daß er Moreau dahin gebracht sah die drückende Wohlthat seiner Begnadigung anzunehmen; aber auf die Royalisten wollte er das ganze Gewicht seines Zornes fallen lassen, und er war entschlossen, wie er sagte, ihnen kein Quartier zu geben. Dieses sein Gefühl steigerte sich noch durch die nachherigen Aufschlüsse bis zu einer Art von Leidenschaftlichkeit.

Während angelegentlich nach Georges und Pichegru gesucht wurde,

nahm man auch neue Verhaftungen vor und erhielt von Picot sowie von Bouvet de Lozier noch belangreichere Aussagen als man ihnen bisher hatte entlocken können. Diese Leute wollten nicht als Mörder angesehen sein und erzählten daher ohne weiteres, sie seien in der vornehmsten Gesellschaft nach Paris gekommen und hätten die angesehensten Herren vom Hofe der Bourbons bei sich, namentlich aber Polignac und Rivière; auch erklärten sie mit voller Bestimmtheit daß sich ein Prinz an ihre Spitze stellen solle. Ihrer Aussage nach erwarteten sie ihn jeden Augenblick und glaubten sogar der ersehnte Prinz werde mit der letzten Landung ankommen, die für den Februar angekündigt sei, und es gehe unter ihnen die Rede, es sei der Herzog von Berry*).

In dieser Beziehung wurden alle Aussagen überaus genau, übereinstimmend und vollständig. Das Complot erhielt in den Augen des ersten Consuls eine unselige Klarheit. Er mußte sehen, wie der Graf von Artois und der Herzog von Berry sich mit Emigranten umgeben und durch Pichegru mit den Republikanern in Verbindung gesetzt, wie sie eine Meuchlerrotte in Dienst genommen und sogar versprochen hatten sich an ihre Spitze zu stellen, um ihn aus einem Hinterhalte zu ermorden, der ihnen ein ehrlicher Kampf mit gleichen Waffen hieß. Darüber gerieth er in eine Art von Wuth und wünschte weiter nichts als sich des

---

*) Auszug der vierten Aussage Louis Picot's vor dem Polizei-Präfecten, am 25. Pluviôse (den 15. Februar).
(Band II, Seite 398.)

Er hat erklärt:

Ich bin mit Georges zwischen Dünkirchen und der Stadt Eu gelandet. Ob früher schon Landungen stattgefunden haben, ist mir unbekannt; seitdem sind deren aber zwei bewerkstelligt worden. Es ging die Rede von einer vierten weit bedeutendern Landung, die aus 25 Personen bestehen und unter denen sich der Herzog von Berry befinden sollte. Ich weiß nicht ob diese Landung stattgefunden hat, nur so viel ist mir bekannt daß Bouvet und ein gewisser Armand den Prinzen holen sollten.

Auszug aus dem zweiten Verhöre Bouvet's (am 30. Pluviôse oder 20. Februar).
(Band II, Seite 172.)

Frage. Zu welcher Zeit und auf welche Weise glauben Sie daß sich Moreau und Pichegru über den Plan verständigt haben, zu dessen Ausführung Georges nach Frankreich gekommen ist und der auf Wiedereinsetzung der Bourbons abzielte?

Antwort. Ich glaube daß Pichegru und Moreau seit langer Zeit mit einander correspondirten und daß man erst dann, als Pichegru den Prinzen die Gewißheit gab, Moreau werde seinen ganzen Einfluß darauf verwenden zu ihren Gunsten eine Bewegung in Frankreich zu unterstützen, im allgemeinen den Plan feststellte: Wiedereinsetzung der Bourbons, Bearbeitung der Räthe durch Pichegru, eine durch die Gegenwart des Prinzen unterstützte Bewegung in Paris, ein gewaltsamer Angriff auf den ersten Consul und die Vorstellung des Prinzen bei den Armeen durch Moreau, welcher im voraus alle Gemüther gestimmt haben sollte.

Prinzen zu bemächtigen, welchen man über das Gestade von Biville nach Paris zu senden beabsichtigte. Die heftige Sprache, deren er sich zur Zeit der Höllenmaschine gegen die Jacobiner bediente, ward jetzt in vollem Maße gegen die Prinzen und großen Herren gerichtet, welche sich zu einer solchen Rolle erniedrigten. Er sagte u. a.: „Die Bourbons denken, man könne mein Blut wie das der verächtlichsten Thiere vergießen. Mein Blut ist so viel werth als das ihrige. Der Schrecken, den sie mir einjagen wollen, soll auf ihr Haupt herabfahren. Dem schwachen Moreau verzeihe ich es daß er sich von einer albernen Eifersucht hinreißen ließ; aber den ersten Prinzen, der mir in die Hände fällt, lasse ich ohne Gnade und Barmherzigkeit erschießen. Ich will ihnen zeigen mit wem sie es zu thun haben." Dies war die Sprache welche er während dieser schrecklichen Untersuchung öfter führte. Sein Blick war finster und drohend, sein ganzes Wesen aufgeregt und, was bei ihm viel sagen wollte, er arbeitete weniger. Ganz vergessen schien für einen Augenblick Boulogne, Brest und der Texel.

Ohne Säumen ließ er den Obersten Savary vor sich kommen, auf dessen Ergebenheit er sich völlig verließ. Der Oberst Savary war durchaus kein böser Mann, was auch die gewöhnlichen Verkleinerer jeder gefallenen Größe von ihm sagen mögen. Er besaß einen merkwürdigen Verstand; da er aber stets im Heere gewesen war, hatte er sich über nichts feste Grundsätze gebildet und kannte keine andre Moral als die Treue für seinen Gebieter, welchem er die größten Wohlthaten zu verdanken hatte. Eben hatte er verkleidet und unter den größten Gefahren mehrere Wochen in der Bocage zugebracht. Jetzt erhielt er vom ersten Consul den Befehl sich abermals zu verkleiden und mit einer Abtheilung Elite-Gendarmerie auf dem Gestade von Biville zu postiren. Diese Elite-Gendarmen verhielten sich zur gemeinen Gendarmerie wie die Consulargarde zum übrigen Heere, d. h. es waren die wackersten und ordentlichsten Soldaten ihrer Waffengattung. Man konnte ihnen die schwierigsten Aufträge ertheilen und hatte nicht die mindeste Untreue zu fürchten. Wenn irgendwo gleich Geld gebraucht wurde, stiegen manchmal zwei derselben in einen Postwagen und schafften mehrere Millionen in Gold in's Innere von Calabrien oder der Bretagne, ohne daß es ihnen je einfiel ihrer Pflicht ungetreu zu werden. Es waren also keine Dolchhelden, wie man behauptet hat, sondern Soldaten die ihren Vorgesetzten mit strenger Pünktlichkeit gehorchten, wenn auch eine solche Pünktlichkeit unter einer Willkührherrschaft und bei den damaligen Gesetzen furchtbar genug sein mochte. Der Oberst Savary sollte ein halbes Hundert dieser Leute mitnnehmen, sie durch Verkleidung unkenntlich machen, mit tüchtigen Waffen versehen und nach dem Gestade von Biville führen. Keiner von den verhörten Arrestanten zweifelte an der Gegenwart eines Prinzen unter der Schaar welche nächstens landen sollte. Nur über einen Punkt schwankt

Aussagen; man wußte nicht ob es der Herzog von Berry oder der Graf von Artois sein werde. Der Oberst Savary hatte Befehl Tag und Nacht oben auf dem Felsengestade zu bleiben, die Landung zu erwarten, sich aller Ankommenden zu bemächtigen und sie nach Paris zu bringen. Napoleon's Entschluß war gefaßt: er wollte den Prinzen, der ihm in die Hände fallen würde, vor eine Militärcommission stellen und sofort erschießen lassen. Dies war ein beklagenswerther und gräßlicher Entschluß, dessen entsetzliche Folgen sich bald zeigen werden.

Während der erste Consul solche Befehle ertheilte, zeigte er sich in Bezug auf Moreau ganz anders gestimmt. Ihn sah er compromittirt und in Mißachtung zu seinen Füßen und wollte ihn mit unbegrenzter Großmuth behandeln. Gleich am Tage seiner Verhaftung sagte er zum Ober-Richter: „Alles was die Republikaner angeht muß zwischen mir und Moreau abgemacht werden. Verhören Sie ihn in seinem Gefängniß und bringen Sie ihn dann in Ihrem Wagen mit in die Tuilerien. Gesteht er mir unter vier Augen alles zu, so werde ich die Verirrungen seiner Eifersüchtelei vergessen, die ihm selbst nicht so sehr als seiner Umgebung zur Last fällt." Zum Unglück konnte der erste Consul leichter verzeihen als Moreau diese seine Verzeihung annehmen. Alles zugestehen, d. h. sich Napoleon zu Füßen werfen, war eine Demüthigung, die man nicht wohl von einem Manne erwarten konnte, dessen ruhiger Geist sich nicht sehr erhob, aber auch ebenso wenig erniedrigte. Ja, wäre Fouché noch Polizeiminister gewesen! Ihm hätte man das Geschäft übertragen sollen Moreau zu besuchen. Dieser Mann hätte am besten dazu gepaßt, denn bei seinem zutraulichen und einschmeichelnden Wesen verstand er es einer durch Stolz und Unglück verschlossenen Seele beizukommen, indem er diesen Stolz durch eine Art von nachsichtsvoller Rede beschwichtigte, deren rechten Ton nur er zu treffen wußte. Er würde etwa gesagt haben: „Sie wollten den ersten Consul stürzen, haben aber dabei den kürzern gezogen. Sie sind sein Gefangener. Er weiß alles, verzeiht Ihnen aber und will Ihnen Ihre alte Stellung zurückgeben. Verkennen Sie nicht seinen guten Willen; lassen Sie sich nicht durch falschen Stolz verleiten eine unverhoffte Begnadigung abzulehnen, wodurch Sie wieder werden was Sie sein würden, wenn Sie Ihre Existenz gar nicht durch eine Verschwörung auf's Spiel gesetzt hätten." Statt eines solchen zwar wenig gewissenhaften aber geschickten Zwischenträgers schickte man zu Moreau einen ehrlichen Mann, welcher dem berühmten Angeklagten mit dem ganzen Pomp seines Amtes entgegentrat und die guten Absichten Napoleon's vereitelte. Der Ober-Richter Régnier kam im langen Amtsgewande (der Simarre) und mit Locré, dem Secretär des Staatsrathes, in's Gefängniß. Er ließ Moreau vor sich kommen und stellte unter kalten Höflichkeitsformen ein langes und breites Verhör mit ihm an. Im Verlauf des Tages hatte

der verhaftete Lajolais in Bezug auf Moreau's Verhältniß zu Pichegru so ziemlich alles gesagt. Er gestand zu daß er als Mittelsperson Pichegru und Moreau einander näher gebracht, eine Reise nach London unternommen, Pichegru mitgebracht und in Moreau's Arme geführt habe, und zwar alles dies, wie er sagte, in der Absicht durch das Ansuchen des Einen die Zurückberufung des Andern auszuwirken. Lajolais hatte nichts als die Verbindung mit Georges verschwiegen welche, wenn sie einmal zugestanden war, seine Auslegung unzulässig gemacht hätte. Aber der arme Mann wußte nicht daß die Verbindung Pichegru's mit Georges und den emigrirten Prinzen durch andre Aussagen auf das evidenteste dargethan war und daß er also, indem er das Geheimniß der Zusammenkünfte Moreau's mit Pichegru preisgab, die verhängnißvolle Verbindung zwischen Moreau, Georges und den ausgewanderten Prinzen nachwies. Lajolais' Aussagen genügten demnach Moreau's Schuld klar an den Tag zu bringen. Zunächst mußte man nun Letztern freundschaftlich über den Gang der Untersuchung aufklären, um ihn eines unnützen Leugnens zu überheben. Man mußte ihm beweisen daß man alles wisse und ihn so bewegen alles zu sagen. Hätte man nun Ton und Sprache getroffen wodurch ihm Vertrauen eingeflößt werden mochte, so würde dieser Unglückliche vielleicht auf einen Augenblick zur Offenheit bewogen und auf diese Art gerettet worden sein. Statt so zu verfahren, fragte der Ober-Richter den General Moreau über sein Verhältniß zu Lajolais, Pichegru und Georges, und ließ ihn bei jedem Punkte stets wiederholen, er wisse nichts, habe niemanden gesehen und wisse nicht warum man alle diese Fragen an ihn richte; niemand machte ihn darauf aufmerksam daß er in ein Labyrinth von unnöthigen Ableugnungen gerathe und sich immer mehr compromittire. Diese Zusammenkunft mit dem Ober-Richter hatte also keineswegs das Resultat welches der erste Consul davon erwartete und wodurch ein ebenso edler als heilsamer Act der Gnade ermöglicht worden wäre.

Régnier kam in die Tuilerien zurück um über das Resultat von Moreau's Verhör Bericht zu erstatten. „Wohlan," sagte der erste Consul, „da er sich mir nicht öffnen will, so wird er sich schon dem Gericht öffnen müssen." Napoleon ließ die Sache nun mit der größten Strenge betreiben und entfaltete die äußerste Thätigkeit um der Schuldigen habhaft zu werden. Besonders war es ihm darum zu thun die Ehre seiner Regierung zu retten, die auf's ärgste compromittirt war wenn man nicht durch Georges' und Pichegru's Verhaftung die wirkliche Existenz des Complottes darthat. Wenn diese nicht arretirt wurden, so galt er für einen gemeinen Neider, welcher den zweiten General der Republik habe compromittiren und verderben wollen. Man ergriff alle Tage neue Mitschuldige der Verschwörung, die keinen Zweifel mehr gestatteten über den Zusammenhang und

die Einzelnheiten des Plans, besonders auch nicht über den Entschluß den Wagen des ersten Consuls zwischen St. Cloud und Paris anzufallen, ebenso wenig über die Gegenwart eines jungen Prinzen an der Spitze der Verschwornen, über Pichegru's Ankunft um sich mit Moreau zu verständigen, über deren Meinungsverschiedenheit und über die daraus erfolgten Zögerungen, wodurch zuletzt Alle in's Verderben gestürzt worden waren. Wenn man aber auch alle Thatsachen kannte, so hatte man doch noch keinen der Obern in seiner Gewalt, dessen Gegenwart auch die ungläubigsten Gemüther überzeugt haben würde; auch den so sehnlich erwarteten Prinzen ergriff man nicht, welchen der erste Consul in seinem Zorn zu einem blutigen Opfer ausersehen hatte. Der Oberst Savary, welcher oben auf dem Felsengestade von Biville postirt war, schrieb er habe alles gesehen, alles an Ort und Stelle geprüft und alle verlangten Aussagen auf's genaueste bestätigt gefunden, sowohl in Betreff der Art des Landens und des geheimnißvollen Wegs zwischen Biville und Paris als in Bezug auf die Existenz des kleinen Fahrzeugs, das jeden Abend an den Küsten hinfahre und sich immer nähern zu wollen scheine ohne es jemals zu thun. Man dürfe wohl annehmen, da die Signale, welche oben auf dem Gestade der Verabredung gemäß nicht gegeben wurden (weil man sie nicht kannte), oder auch weil Warnungen von Paris nach London gekommen wären, sei die neue Landung entweder abbestellt oder wenigstens aufgeschoben worden. Der Oberst Savary erhielt Befehl mit unerschütterlicher Geduld auszuharren.

In Paris fand man alle Tage eine Spur von Pichegru oder Georges. Oft schon hätte man sie fast erwischt, war aber immer einen Augenblick zu spät gekommen. Der erste Consul, welcher kein Mittel unversucht ließ, beschloß ein Gesetz vorzulegen, aus dessen Charakter man ersehen wird, wie man zu Ende der Revolution von den heutiges Tages so geachteten Rechten der Staatsbürger dachte. Man brachte nämlich in der gesetzgebenden Versammlung ein Gesetz ein, wonach jedermann, welcher Georges, Pichegru oder einen ihrer sechzig genau signalisirten Mitschuldigen verbergen würde, nicht etwa bloß mit Gefängniß oder Ketten und Banden sondern mit dem Tode bestraft werden sollte. Wer sie gesehen oder ihren Aufenthalt in Erfahrung gebracht hätte und keine Anzeige davon machte, der sollte mit sechsjähriger Kettenstrafe belegt werden. Ein so furchtbares Gesetz, welches eine barbarische Handlung bei Todesstrafe anbefahl, ward noch an demselben Tage, wo man es vorlegte, und zwar ohne den geringsten Widerspruch angenommen.

Kaum war es erlassen, als man ihm ebenso strenge Vorsichtsmaßregeln folgen ließ. Es war zu befürchten daß die Verschwornen, denen man so nachjagte, darauf bedacht sein möchten die Flucht zu ergreifen. Darum ward Paris ge-

schlossen. Jedermann konnte hinein, aber einige Tage hindurch durfte niemand hinaus. Um die Ausführung dieser Maßregel zu sichern, wurde die Garde zu Fuß in Detachements an allen Thoren der Hauptstadt aufgestellt; die Reitergarde patrouillirte beständig um die Stadtmauer herum und hatte Befehl jedermann, der übersteigen wollte, zu verhaften und auf jeden, der zu fliehen versuchte, Feuer zu geben. Endlich hielten die Gardematrosen Tag und Nacht in Kähnen auf der Seine Wache. Nur die reitende Extrapost der Regierung durfte hinaus, wurde aber auch vorher visitirt und mußte auf solche Weise anerkannt sein, daß gar kein Irrthum vorgehen konnte.

Man schien ein Weilchen in die schlimmsten Zeiten der Revolution zurückversetzt zu sein. Es herrschte eine Art Schrecken durch Paris. Die Feinde des ersten Consuls benutzten dies arglistigerweise dazu von ihm zu sagen was man früher nur immer von dem alten Wohlfahrtsausschusse gesagt hatte. Da er selbst die Polizei leitete, so ward er von allen diesen Aeußerungen unterrichtet und seine immer steigende Erbitterung machte ihn zu den gewaltsamsten Maßregeln fähig. Er war finster und hart und schonte keinen Menschen. Schon seit den letzten Vorgängen verhehlte er seine Mißgestimmtheit gegen Markoff nicht mehr, und durch die gegenwärtigen Umstände kam seine üble Laune auf eine höchst unangenehme Weise zum Ausbruch. Unter den Arrestanten befand sich ein Schweizer, der man weiß nicht unter welchem Titel zur russischen Gesandtschaft gehörte, ein echter Intriguant, den eine fremde Gesandschaft schicklicherweise nicht in Dienste nehmen konnte. Neben dieser Unschicklichkeit ließ sich Markoff die noch größere zu Schulden kommen daß er diesen Menschen zurückforderte. Der erste Consul ertheilte den Befehl ihn nicht auszuliefern, sondern ihn nur noch in engern Gewahrsam zu bringen und Markoff die ganze Unziemlichkeit seines Benehmens fühlen zu lassen. Bei dieser Gelegenheit fielen ihm zwei Umstände auf, die er bisher nicht beachtet hatte, nämlich einmal daß sich Entraigues, früher ein Agent der ausgewanderten Prinzen, mit einem diplomatischen Auftrage des Kaisers von Rußland in Dresden befand, und dann daß ein gewisser Vernègues, gleichfalls ein emigrirter Anhänger der Bourbons, welche ihn an den Hof von Neapel gesandt hatten, in Rom war und sich als russischer Unterthan gerirte. Der erste Consul ließ den sächsischen Hof um Ausweisung Entraigues' und den römischen Hof um sofortige Verhaftung und Auslieferung des Emigranten Vernègues ersuchen und drang dabei mit solcher Entschiedenheit auf diese harten Maßregeln, daß nicht gut eine Weigerung möglich blieb. Beim nächsten Empfange der Diplomaten stellte er Markoff's Hochmuth auf eine harte Probe, wie er dies noch kürzlich mit Withworth's Schroffheit gethan hatte. Er sagte zu ihm, es käme ihm sehr befremdend vor wenn die Gesandten Leute in ihre

Dienste nähmen welche sich gegen die Regierung verschworen hätten, und wenn sie sich noch dazu unterstünden sie zurückzufordern. „Glaubt denn Rußland," fügte er hinzu, „über uns ein Uebergewicht zu haben, daß es sich ein solches Benehmen gegen uns herausnehmen dürfte? Wähnt es uns dermaßen entmannt daß wir so etwas ertragen müßten? Da irrt es sich. Von keinem Fürsten der Erde werde ich etwas Unziemliches dulden."

Zehn Jahre früher war die wohlwollende Revolution von 1789 durch die beständigen Aufreizungen unverständiger Feinde zur blutigen Revolution von 1793 geworden. Eine Wirkung derselben Art fand jetzt in der feurigen Seele Napoleon's statt. Dieselben Feinde benahmen sich jetzt gegen Napoleon wie sie sich gegen die Revolution benommen hatten, und brachten ihn vom Guten zum Bösen, von der Mäßigung zur Gewaltthätigkeit, einen Mann welcher sich bis auf diesen Tag an der Spitze des Staats nur als ein Weiser gezeigt hatte. Die Royalisten welche er der Unterdrückung entzogen, Europa das er erst durch seinen Degen besiegt und dann durch seine Mäßigung zu überwinden gesucht, kurz alles was er bisher am meisten geschont hatte, war er jetzt aufgelegt durch Wort und That zu mißhandeln. Einen solchen Sturm hatten in einer großen Seele die Undankbarkeit der Parteien und das unbesonnene Uebelwollen Europa's erregt.

Große Bangigkeit herrschte in Paris. Jenes furchtbare Gesetz, erlassen gegen Alle welche Georges, Pichegru oder deren Mitschuldige hegen würden, hatte zwar niemanden zu dem feigen Entschluß bewogen dieselben auszuliefern, doch wollte ihnen auch niemand eine Zuflucht gewähren. Diese Unglücklichen, welche wir bereits in Zwiespalt und durch ihre Meinungsverschiedenheit in Verwirrung sahen, irrten jetzt des Nachts von Haus zu Haus und bezahlten zuweilen 6 bis 8000 Francs für eine Zufluchtsstätte nur auf einige Stunden. Pichegru, Rivière und Georges waren in der greulichsten Verlegenheit. Letzterer war an die Abenteuer des Bürgerkrieges gewöhnt und ertrug seine Lage noch muthig genug. Uebrigens fühlte er sich nicht erniedrigt; alles Große was sich um ihn her befand hatte er compromittirt und dachte jetzt nur darauf sich durch Einsicht und Muth aus der gegenwärtigen Klemme zu ziehen, wie er schon so oft schlimmen Händeln entgangen war. Aber jene Sprößlinge des französischen Adels, welche gedacht hatten, ganz Frankreich oder wenigstens ihre Partei werde ihnen die Arme öffnen, da sie doch nun nichts als Kälte, Verlegenheit und Tadel fanden, waren trostlos über ihr Unternehmen. Sie fühlten jetzt besser das Abscheuliche ihres Vorhabens, da es sich ihnen nicht mehr unter den täuschenden Farben vor Augen stellte, wie sie die Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang allen Dingen zu leihen pflegt. Nun empfanden sie die Schmach der Verbindungen, wozu sie sich verurtheilt sahen, sobald sie sich mit einer Rotte Chouans in Frankreich ein-

schlichen. Pichegru verband mit beklagenswerthen Fehlern auch die Vorzüge der Kaltblütigkeit, der Klugheit und eines durchdringenden Blickes; er sah wohl ein daß er, anstatt sich von seinem ersten Falle wieder zu erheben, in die Tiefe eines Abgrundes gestürzt sei. Einige Jahre früher hatte er zuerst den Fehltritt gethan sich in strafbare Verbindungen mit den Condé's einzulassen, bis er dann endlich zum Verräther und Geächteten wurde. Jetzt sollte er unter den Mitschuldigen einer Wegelagerung betroffen werden! So sollte der Ueberwinder Hollands den letzten Rest seines Ruhmes einbüßen! Sowie er Moreau's Verhaftung erfuhr, ahnte er das ihm selbst bevorstehende Loos und rief aus: „Ich bin verloren!“ Die Vertraulichkeit der Chouans war ihm verhaßt. Er suchte Trost im Umgange mit Rivière, welchen er klüger und verständiger fand als die übrigen nach Paris gesandten Freunde des Grafen von Artois. Eines Abends gerieth er so in Verzweiflung, daß er ein Pistol ergriff und sich eine Kugel durch den Kopf jagen wollte, wurde aber eben von Rivière daran verhindert. Als er ein andermal kein Nachtlager hatte, kam er auf einen Gedanken, der ihm selbst und besonders auch dem Manne zur Ehre gereichte, zu welchem er in diesem Augenblicke seine Zuflucht nahm. Unter den Ministern des ersten Consuls war einer von den Geächteten vom 18. Fructidor, nämlich Marbois. Pichegru trug kein Bedenken wegen eines Nachtlagers an seine Thür zu klopfen, wieder als Geächteter von Sinnamari vor ihn zu treten und ihm, der früher gleichfalls ein Geächteter von Sinnamari gewesen und nun Minister des ersten Consuls geworden war, die Uebertretung des Gesetzes seines Gebieters anzusinnen. Mit innigem Bedauern, aber ohne Besorgniß für sich selbst nahm ihn Marbois auf. Dieselbe Ehre, die man ihm erwies indem man auf seine Großmuth rechnete, erwies er dem ersten Consul indem er nicht an dessen Billigung zweifelte. Es ist ein Schauspiel, wobei man sich über jene traurigen Auftritte trösten mag, diese drei so verschiedenen Männer auf einander trauen zu sehen, Pichegru auf Marbois und diesen wieder auf den ersten Consul. Später bekannte Marbois wirklich was er gethan hatte und Napoleon antwortete ihm durch einen Brief, worin er eine edle Billigung seines großmüthigen Benehmens aussprach.

Indessen konnte eine solche Lage nicht von Dauer sein. Ein Officier, den Pichegru bei sich gehabt hatte, verrieth das Geheimniß an die Polizei. Einmal des Nachts schlief der General bei erloschener Lampe neben seinen Waffen, von denen er sich nie trennte, und neben seinen Büchern, die seine gewöhnliche Lectüre ausmachten; da drang eine Abtheilung der Elite-Gendarmerie in sein Versteck ein um ihn zu greifen. Durch das Geräusch erweckt wollte er nach seinen Waffen fahren, hatte aber keine Zeit mehr dazu. Wohl rang er noch einige Minuten mit gewaltiger Kraft, wurde jedoch endlich überwunden und mußte sich ergeben.

Er ward in's Templegefängniß gebracht, wo das einst so glänzende Leben auf die unglücklichste Weise enden sollte.

Kaum war er verhaftet, als auch Armand Polignac, nach ihm Jules Polignac und zuletzt Rivière ergriffen wurden. Man hatte sie unabläßig verfolgt und nicht durch eine Denunciation sondern beim Wechsel ihres Zufluchtsortes entdeckt. Diese Verhaftungen machten auf die öffentliche Meinung durchweg einen tiefgehenden Eindruck. Alle Rechtschaffenen, welche sich vom Parteigeist frei erhalten hatten, waren nun von der wirklichen Existenz eines Complottes überzeugt. Die Anwesenheit Pichegru's und der persönlichen Freunde des Grafen von Artois ließ keinen Zweifel mehr übrig. Diese waren doch offenbar nicht von der Polizei nach Frankreich gelockt worden um ihr ein Schein-Complot aufstellen zu helfen. Die Größe der Gefahren, worin der erste Consul geschwebt hatte und noch schwebte, kam nun völlig an den Tag und man fühlte lebhafter als je, welche Theilnahme ein so kostbares Leben einflößen mußte. Hier war nicht mehr der eifersüchtige Nebenbuhler Moreau's, welcher diesen General habe in's Verderben stürzen wollen, nein hier war der Retter Frankreichs, umgeben von den unabläßigen Machinationen der Parteien. Indessen schwiegen die Böswilligen doch noch nicht, wenn sie auch etwas aus der Fassung gekommen waren. Hörte man sie, so waren die Polignac's und Rivière unbesonnene Leute, die keine Ruhe halten könnten und nebst dem Grafen von Artois in beständiger Bewegung wären; indessen seien sie einzig und allein darum hergekommen, weil sie sehen wollten ob die Umstände ihrer Partei günstig wären, und hierin sehe man weder ein ernstliches Complot noch eine so drohende Gefahr, daß man es rechtfertigen könne, wenn man für die Person des ersten Consuls eine solche Theilnahme zu erregen strebe.

Um diese Schwätzer zu beschämen und ihnen den Mund zu stopfen, mußte noch eine Verhaftung, nämlich die Georges' bewerkstelligt werden; denn hatte man die Polignac's, Rivière, Pichegru und Georges beisammen gefunden, dann konnte man nicht wohl mehr sagen sie seien als bloße Beobachter nach Paris gekommen. Bei den furchtbaren Mitteln, wovon die Regierung Gebrauch machte, mußte auch dieser letzte Beweis bald geführt werden können.

Da Georges von einer Masse Agenten umzingelt war, jede Nacht sein Versteck zu wechseln hatte und aus Paris nicht hinaus konnte, weil es zu Wasser und zu Lande bewacht war, mußte er wohl zuletzt unterliegen. Man war ihm auf der Spur; aber zur Ehre jener Zeit muß man billig anerkennen, daß sich niemand fand der ihn ausgeliefert hätte, wie allgemein auch der Wunsch sein mochte ihn verhaftet zu sehen. Wer es wagte ihn aufzunehmen wollte ihn immer nur einen Tag beherbergen. Daher mußte er eben jeden Abend sein Versteck

wechseln. Als sich am 9. März der Tag geneigt hatte, umstellten mehrere Sicherheitsdiener ein Haus, welches durch das Gehen und Kommen schlecht aussehender Leute verdächtig geworden war. Georges war darin und suchte nur hinauszukommen um ein andres Asyl aufzusuchen. Abends gegen 7 Uhr verließ er es und stieg am Pantheon in ein Cabriolet, dessen Kutscher ein vertrauter Diener, ein junger entschlossener Chouan war. Die Sicherheitsdiener liefen was sie konnten hinter diesem Cabriolet her bis an den Platz Bussy. Georges drängte eben seinen Gefährten rascher zu fahren, da fiel ein Polizeibeamter, welcher zuerst nachgekommen war, dem Pferde in die Zügel. Georges streckte ihn durch einen Pistolenschuß todt nieder, sprang dann sogleich aus dem Cabriolet um zu entfliehen und schoß auf einen zweiten Polizeibeamten, den er schwer verwundete. Aber nun war er auch vom Volke umringt, wurde trotz allen seinen Anstrengungen festgenommen und der heraneilenden bewaffneten Macht übergeben. Man erkannte ihn auf der Stelle als den schrecklichen Georges, den man so lange gesucht hatte. Endlich hatte man ihn, und dies erregte in Paris eine allgemeine Freude. Hatte man doch in einer fortwährenden Beklemmung gelebt, wovon man nun erlöst war. Mit Georges zugleich war auch der Diener arretirt worden, der ihn begleitet hatte und kaum ein paar Schritte weiter gekommen war.

Georges ward nach der Polizei-Präfectur gebracht. Sowie die erste Aufregung vorüber war, wurde dieser Rädelsführer der Verschwornen wieder ganz ruhig. Er war jung und kräftig, hatte breite Schultern und ein mehr offnes und heitres als düstres und boshaftes Gesicht, wie man es doch nach der Rolle, die er spielte, hätte erwarten sollen. Er führte Pistolen und einen Dolch und hatte gegen 60,000 Francs theils in Gold theils in Banknoten bei sich. Unverzüglich ward er in's Verhör genommen und bekannte ohne weiteres seinen Namen sowie den Grund seiner Anwesenheit in Paris. Er sei gekommen, sagte er, um den ersten Consul anzugreifen, und zwar sich nicht etwa mit vier Meuchelmördern in seinen Palast einzuschleichen, sondern ihm offen, im freien Felde und im Kreise seiner Consulargarde entgegenzutreten; er habe im Verein mit einem französischen Prinzen handeln sollen, der nach Frankreich hätte kommen wollen aber noch nicht eingetroffen wäre. Georges war beinahe stolz auf die ganz neue Gattung von Complot, das er sehr sorgfältig von Meuchelmord zu unterscheiden strebte. „Aber Sie haben doch," sagte man zu ihm, „St. Réjant nach Paris geschickt um die Höllenmaschine zu bereiten." — „Geschickt habe ich ihn," antwortete Georges, „doch habe ich ihm die Mittel nicht vorgeschrieben deren er sich bedienen sollte." Dies war eine schlimme Rechtfertigung, wodurch es offenbar wurde daß Georges jenem scheußlichen Attentat nicht fremd geblieben

war! Uebrigens beobachtete dieser kecke Verschwörer über alles was Andre betraf ein hartnäckiges Stillschweigen, indem er zu sagen pflegte, es seien der Opfer schon genug und er wolle deren Zahl nicht noch vermehren *).

---

*) Auszug aus Georges' erstem Verhör durch den Polizei-Präfecten, am 18. Ventôse (den 9. März).

(Band II, Seite 79.)

Wir Staatsrath und Polizei-Präfect haben Georges Cadoudal vor uns erscheinen lassen und ihn verhört wie folgt:

Frage. Warum kamen Sie nach Paris?

Antwort. Ich kam her um den ersten Consul anzugreifen.

F. Welches waren Ihre Mittel zum Angriff gegen den ersten Consul?

A. Ich hatte deren erst wenige, gedachte aber deren noch mehr ...

F. Von welcher Art waren Ihre Angriffsmittel gegen den ersten Consul?

A. Es waren gewaltsame Mittel.

F. Hatten Sie viele Leute bei sich?

A. Nein, denn ich sollte den ersten Consul erst dann angreifen wenn sich ein französischer Prinz in Paris befände, und es ist jetzt noch keiner da.

F. Haben Sie zur Zeit des 3. Nivôse an St. Réjant geschrieben und ihm Vorwürfe darüber gemacht, daß er in der Vollziehung Ihrer Befehle wider den ersten Consul so langsam zu Werke gehe?

A. Wohl hatte ich St. Réjant gesagt er solle in Paris Mittel zusammenbringen, aber die Sache vom 3. Nivôse habe ich ihm nicht geheißen ...

Auszug aus dem zweiten Verhör Georges Cadoudal's, am 18. Ventôse (den 9. März).

(Band II, Seite 83.)

Frage. Seit wann sind Sie in Paris?

Antwort. Seit ungefähr 5 Monaten; ich bin aber alles in allem nicht vierzehn Tage in der Stadt gewesen.

F. Wo haben Sie gewohnt?

A. Das mag ich nicht sagen ...

F. Aus welchem Grunde sind Sie nach Paris gekommen?

A. Weil ich den ersten Consul angreifen wollte.

F. Welches waren Ihre Mittel zum Angriff?

A. Es sollte ein Angriff mit offner Gewalt werden.

F. Wo gedachten Sie diese Gewalt zu finden?

A. In ganz Frankreich.

F. Es existirt also in ganz Frankreich eine organisirte Gewalt die Ihnen und Ihren Mitschuldigen zur Verfügung steht?

A. So etwas darf man sich freilich nicht unter der Gewalt vorstellen wovon ich sprach.

F. Was hat man sich denn unter der Gewalt zu denken wovon Sie reden?

A. Einen Verein von Kräften in Paris. Dieser Verein ist noch nicht organisirt, würde es aber bald geworden sein wenn der Angriff definitiv beschlossen gewesen wäre.

F. Was hatten Sie und die Verschwornen für einen Plan?

A. Einen Bourbon an die Stelle des ersten Consuls zu setzen.

Nach der Verhaftung und den Aussagen Georges' war das Complot nachgewiesen und der erste Consul gerechtfertigt; nun konnte man nicht mehr wiederholen, wie man es seit einem Monate gethan hatte, die Polizei erfinde Verschwörungen die sie zu entdecken vorgebe; nur noch die Augen konnte man niederschlagen wenn man der royalistischen Partei angehörte, da man einen französischen Prinzen versprechen sah mit einer Rotte Chouans nach Frankreich zu kommen um eine angebliche Schlacht auf der Landstraße zu liefern. Freilich konnte man noch zur Entschuldigung anführen, er würde nicht gekommen sein. Das ist wohl möglich und sogar wahrscheinlich, aber da wäre es ja immer noch besser gewesen Wort zu halten als leere Versprechungen zu machen, worauf die Unglücklichen ihren Kopf wagten. Außerdem war es Georges nicht allein welcher einen Prinzen ankündigte; Rivière und die Polignac's, Freunde des Grafen von Artois, sprachen sich gerade so aus. Sie gestanden den wichtigsten Theil des Planes ein. Den Gedanken, an einem Mordplane theilgenommen zu haben, wiesen sie entschieden von sich; indessen gaben sie zu wegen einer gewissen Angelegenheit nach Frankreich gekommen zu sein die sie weiter nicht zergliederten, wegen einer Art von Bewegung, an deren Spitze ein französischer Prinz figuriren sollte. Sie seien ihm nur vorausgereis't, um sich mit eignen Augen zu überzeugen, ob es nützlich und angemessen sei daß er komme *). Wie Georges wiederholten

---

F. Welcher von den Bourbons war dazu bestimmt?

A. Charles Xavier Stanislaus, vormals Monsieur, unter uns als Ludwig XVIII. anerkannt.

F. Welche Rolle sollten Sie beim Angriff spielen?

A. Die welche mir einer der ehemaligen französischen Prinzen anweisen würde, der sich in Paris befinden sollte.

F. Also ist der Plan in Uebereinstimmung mit den ehemaligen französischen Prinzen entworfen worden und hat mit deren Einverständniß ausgeführt werden sollten?

A. Ja, Bürger Richter.

F. Sie haben demnach mit diesen ehemaligen Prinzen in England conferirt?

A. Ja, Bürger.

F. Wer sollte Gelder und Waffen liefern?

A. Die Gelder standen schon längst zu meiner Verfügung; nur Waffen hatte ich noch nicht . . .

*) Auszug aus Rivière's erstem Verhör durch den Staatsrath Réal, am 16. Ventôse (den 7. März).

(Band II, Seite 259.)

Frage. Seit wann sind Sie in Paris?

Antwort. Seit ungefähr einem Monate.

F. Auf welchem Wege sind Sie von London nach Frankreich gekommen?

A. Ueber die normannische Küste, wie ich glaube auf einem englischen Fahrzeuge, Capitän Wright.

auch diese Herren angelegentlich daß ein französischer Prinz bei ihnen hätte sein sollen, um sich dadurch zu entschuldigen daß sie sich in so schlechter Gesellschaft

---

F. Wie viel und welche Passagiere waren darauf?

A. Ich weiß es nicht.

F. Wissen Sie nicht daß sich der ehemalige General Pichegru sowie Lajolais und Jules Polignac unter den Passagieren befanden?

A. Da dies mich nichts angeht, so weiß ich es nicht.

. . . . . .

F. Auf welchem Wege sind Sie von der Küste aus wo Sie gelandet waren, nach Paris gekommen?

A. Auf der Straße von Rouen, nach der ich mich begeben hatte, und zwar bald zu Fuße bald zu Pferde . . .

F. Warum unternahmen Sie die Reise und weshalb verweilten Sie in Paris?

A. Um mir über die Lage der Dinge, über den Zustand im Innern und nach außen Gewißheit zu verschaffen und den Prinzen Mittheilung davon zu machen, welche sich nach meinen Beobachtungen ein Urtheil darüber gebildet haben würden ob es in ihrem Interesse liege nach Frankreich zu kommen oder in England zu bleiben. Indessen muß ich bemerken daß ich in diesem Augenblicke keinen ausdrücklichen Auftrag von ihnen hatte; aber meinen bisherigen Eifer in ihrem Dienste . . .

F. Welches war das Resultat der Beobachtungen, welche Sie über die politische Lage, über die Regierung und die öffentliche Meinung angestellt hatten? Was würden Sie in dieser Hinsicht den Prinzen gemeldet haben, wenn Sie sich ihnen schriftlich oder mündlich hätten mittheilen können?

A. Ich glaubte in Frankreich überhaupt viel Selbstsucht, viel Apathie und namentlich den sehnlichen Wunsch nach Erhaltung der Ruhe wahrzunehmen.

Auszug aus dem zweiten Verhör Armand Polignac's, am 22. Ventôse (den 13. März).

(Band II, Seite 239.)

Ich bin an den Küsten der Normandie gelandet. Nachdem ich mich an verschiedenen Plätzen aufgehalten hatte, wohnte ich in der Nähe der Isle d'Adam, an einem Orte wo sich Georges befand, welcher auch unter dem Namen Lorière bekannt war.

Wir sind mit einander und in Begleitung einiger Officiere, die ihm zur Verfügung standen, nach Paris gekommen.

Als ich zu jener Zeit zum letzten Male von London abreis'te, kannte ich die Entwürfe des Grafen von Artois; ich hing zu sehr an ihm als daß ich ihn nicht hätte begleiten sollen.

Sein Plan bestand darin nach Frankreich herüberzukommen und dem ersten Consul den Antrag machen zu lassen daß er die Zügel der Regierung aus den Händen gebe, damit sein Bruder sie ergreifen könne.

Hätte der erste Consul diesen Antrag verworfen, so war der Graf zu einem gewaltsamen Angriffe entschlossen, um einen Versuch zur Wiedereroberung der Rechte zu versuchen die, wie er glaubte, seiner Familie zustünden.

Es war mir nicht unbekannt daß er zur Zeit meiner Abreise noch nicht bereit war die Landung zu versuchen; wenn ich ihm vorausreis'te, so geschah dies, wie ich schon gesagt habe, weil ich meine Eltern, meine Frau und meine Freunde zu sehen wünschte.

Als von einer zweiten Landung die Rede war, gab mir der Graf von Artois zu

hatten betreffen lassen. Da dieser Prinz nicht gekommen und auch nicht zu kommen Willens war, so brauchten sie nicht zu fürchten ihn einer Gefahr bloßzustellen, denn er war durch die ganze Breite des Canals gedeckt. Es fiel den Unbesonnenen nicht ein, daß noch andre Leute vorhanden waren die keinen so guten Schutz hatten und die in London entworfenen und vorbereiteten Plane vielleicht mit ihrem Herzblute bezahlen mußten.

Hätte sich doch nun der erste Consul damit begnügt was ihm zu Beschämung seiner Feinde zu Gebote stand! Er hatte das Mittel in Händen sie zittern zu machen, indem er den gewöhnlichen Rechtsweg einschlug und die in unsern Gesetzbüchern festgesetzten Strafen über sie verhing; auch konnte er sie beschämen, da er schlagende Beweise zu führen vermochte. Mehr bedurfte er gar nicht zu seiner Ehre und Sicherheit. Uebte er aber, wie gesagt, Nachsicht gegen die Re-

---

verstehen, wegen des Vertrauens, das er in mich setze, und wegen des Eifers, den ich stets bewiesen hätte, wünsche er mich dabei zu sehen; dies bestimmte mich mit dem ersten Schiffe abzusegeln.

Noch habe ich Ihnen zu bemerken, daß ich im Augenblick der Abreise frei heraussagte, wenn nicht alle beabsichtigten Mittel den Stempel der Ehrenhaftigkeit trügen, würde ich mich zurückziehen und wieder nach Rußland gehen ...

Frage. Ist Ihnen etwas davon bekannt daß der General Moreau mit Pichegru und Georges Cadoudal gesprochen hat?

Antwort. Ich habe erfahren daß zu Chaillot in dem Hause Nr. 6, wo Georges Cadoudal wohnte, zwischen diesem, dem General Moreau und dem Ex-General Pichegru eine sehr ernste Conferenz stattgefunden hat.

Man hat mir versichert daß Georges Cadoudal nach verschiedenen Eröffnungen und Erklärungen zum General Moreau gesagt habe: „Wenn Sie es wünschen, so will ich Sie mit Pichegru allein lassen; vielleicht kommen Sie so am Ende zu einem Einverständniß;“ zuletzt jedoch sei man nur zu einer verdrießlichen Ungewißheit gelangt, indem wohl Georges Cadoudal und Pichegru dem Anschein nach der Sache des Prinzen treu geblieben wären, Moreau aber sich nicht entschieden sondern ein Privatinteresse habe durchblicken lassen. Später ist mir zu Ohren gekommen, daß zwischen dem General Moreau und dem Ex-General Pichegru noch weitere Conferenzen stattgefunden haben.

Auszug aus dem Verhör Jules Polignac's vor dem Staatsrathe Réal, am 16. Ventôse (den 7. März), das in der Anklage-Acte angeführt ist.

(Band I, Seite 61.)

Auf Befragen ..... hat er geantwortet:

Da es ihm sowie seinem Bruder vorgekommen wäre, als sei das was man vorhabe nicht so edel als sie es natürlicherweise hätten erwarten müssen, so wären sie auf den Gedanken gekommen sich nach Holland zurückzuziehen.

Auf die Mahnung den Grund seiner Besorgnisse mitzutheilen, hat er geantwortet:

Er habe den Verdacht gehegt, statt irgend eine Mission in Betreff einer Regierungsverärderung zu beabsichtigen, habe man etwas gegen ein einzelnes Individuum vorgehabt, und es sei der erste Consul gewesen, welchen Georges' Partei habe angreifen wollen.

volutionsmänner, so war er jetzt entrüstet gegen die Royalisten, empört über deren Undankbarkeit und entschlossen sie das Gewicht seiner Macht fühlen zu lassen. Sein Herz nährte neben der Rache auch noch ein andres Gefühl, nämlich das einer Art von Stolz. Er sagte jedem der es hören wollte ohne Rückhalt, ein Bourbon gelte ihm nicht mehr als Moreau oder Pichegru, eher noch weniger; diese Prinzen, welche sich für unverletzlich hielten, compromittirten nach Herzensgelüsten eine Menge armer Leute jedes Ranges und verkröchen sich dann hinter das Meer; er würde aber schon noch einen fassen und wie einen gemeinen Verbrecher erschießen lassen; man müsse endlich erfahren mit wem man es zu thun habe, wenn man ihn angreife; er scheue sich ebenso wenig das Blut eines Bourbon als das des niedrigsten Chouan zu vergießen; er werde der Welt bald beweisen daß alle Parteien in seinen Augen gleich wären; wer seine furchtbare Hand auf sein Haupt herabbeschwöre, der solle ihr Gewicht fühlen, er möge sein wer er wolle, und nachdem er bisher der mildeste Mann gewesen sei, solle man sehen daß er auch der schrecklichste werden könne.

Niemand wagte ihm zu widersprechen. Der Consul Lebrun schwieg. Der Consul Cambacérès schwieg ebenfalls, ließ jedoch jene stumme Mißbilligung durchblicken, die seinen Widerstand gegen gewisse Handlungen des ersten Consuls bildete. Fouché, welcher sich gern wieder in Gunst setzen wollte und, wiewohl im allgemeinen zur Nachsicht geneigt, doch die Regierung mit den Royalisten zu entzweien wünschte, sprach sich entschieden für die Nothwendigkeit aus ein Beispiel zu statuiren. Talleyrand war doch gewiß nichts weniger als grausam, aber er verstand nie der Gewalt zu widersprechen, wenn er nicht ihr Feind geworden war, und fröhnte bis zum Uebermaße dem unseligen Triebe ihr zu gefallen, wenn er ihr wohlwollte; dieser sagte gerade wie Fouché, man habe zu viel für die Royalisten gethan und ihnen so große Wohlthaten erzeigt daß man selbst bei den Männern der Revolution arge Zweifel gegen sich erregt habe; man müsse endlich strafen, streng und ausnahmslos strafen. Außer dem Consul Cambacérès hegte und pflegte jedermann einen Zorn, der in diesem Augenblicke keines Pflegers bedurfte, um furchtbar wo nicht grausam zu werden.

Der Gedanke die ganze Züchtigung auf die Royalisten allein fallen zu lassen und den Revolutionären nichts als Milde zu zeigen, war im Gemüthe des ersten Consuls damals so eingewurzelt, daß er auch für Pichegru zu thun versuchte was er für Moreau hatte thun wollen. Er fühlte sich von innigem Mitleid ergriffen, wenn er an die gräßliche Lage dieses ruhmreichen Generals dachte, wie er jetzt in seiner Verbindung mit Chouans Gefahr lief vor Gericht nicht allein das Leben sondern auch die letzten Reste seiner Ehre zu verlieren. „Ein schönes Ende," sagte er zu Réal, „für den Ueberwinder Hollands! Aber die Männer

der Revolution dürfen sich nicht unter einander selbst verschlingen. Ich denke schon längst an Cayenne; es ist das schönste Land der Erde zur Gründung einer Colonie. Pichegru hat dort in der Verbannung gelebt und kennt es; unter allen unsern Generalen ist er am meisten fähig dort eine große Niederlassung zu begründen. Suchen Sie ihn in seinem Gefängnisse auf; sagen Sie ihm daß ich ihm verzeihe, daß ich weder ihn noch Moreau oder Seinesgleichen die Strenge der Gesetze fühlen lassen will. Fragen Sie ihn wie viele Leute und Millionen er bedarf um in Cayenne eine Colonie zu gründen; ich werde sie ihm geben; er wird hingehen im Dienste Frankreichs seinen ganzen Ruhm wieder zu erwerben."

Diese edeln Worte überbrachte Réal in Pichegru's Gefängniß. Als dieser sie vernahm, wollte er erst gar nicht daran glauben; er glaubte man wolle ihn zum Verrath seiner Unglücksgenossen verführen. Da jedoch Réal immer dabei blieb und durchaus keine Auskunft von ihm verlangte, weil man eben alles schon wußte, ward er vom Ernst der Sache überzeugt und von Rührung ergriffen. Seine verschlossene Seele öffnete sich; er vergoß Thränen und sprach ausführlich über Cayenne. Er gestand, daß er aus merkwürdiger Voraussicht in seinem Exil oft daran gedacht, was sich dort thun ließe, ja daß er in dieser Beziehung schon Plane entworfen habe. Man wird bald sehen durch welches verhängnißvolle Zusammentreffen von Umständen die großmüthigen Absichten des ersten Consuls vereitelt wurden, so daß sie keine andre Folge hatten als eine beklagenswerthe Katastrophe.

Napoleon wartete noch immer mit der lebhaftesten Ungeduld auf Nachrichten vom Obersten Savary, der mit 50 Mann auf dem Gestade von Biville Schildwache stand. Schon seit einigen und zwanzig Tagen machte der Oberst dort seine Beobachtungen und es fand keine Landung statt. Die Brigg des Capitäns Wright erschien jeden Abend und lavirte, kam aber nie an's Ufer, sei es nun, wie wir bereits sagten, daß die Passagiere des Capitäns Wright ein Signal erwarteten das ihnen nicht gegeben wurde, oder sei es daß Nachrichten aus Paris sie bewogen die Landung zu unterlassen. Der Oberst Savary mußte endlich erklären, daß sich seine Mission unnöthigerweise in die Länge ziehe und ihren Zweck nicht erreiche.

In seinem Verdruß, keinen von den Prinzen, die ihm nach dem Leben trachteten, fassen zu können, wandten sich seine Blicke nach allen Punkten hin wo sie sich aufhielten. Eines Morgens ließ er sich, von Talleyrand und Fouché umgeben, in seinem Cabinet die Mitglieder jener unglücklichen Familie aufzählen, die ebenso sehr wegen ihrer Mißgriffe als wegen ihrer Unfälle zu beklagen ist. Man sagte ihm, Ludwig XVIII. wohne mit dem Herzog von Angoulême in Warschau, der Graf von Artois nebst dem Herzog von Berry in London

und auch die Prinzen von Condé hielten sich in London auf; nur einer von den letztern, der dritte und jüngste, der auch zugleich der unternehmendste sei, nämlich der Herzog von Enghien lebe in Ettenheim ganz nahe bei Straßburg. Von dieser Seite her suchten auch die englischen Agenten Taylor, Smith und Drake Intriguen anzuzetteln. Da fuhr dem ersten Consul plötzlich der Gedanke durch den Kopf, dieser junge Prinz könne sich der Brücke von Straßburg ebenso bedienen wie sich der Graf von Artois des Gestades von Biville habe bedienen wollen, und er beschloß einen einsichtsvollen Unterofficier von der Gendarmerie an Ort und Stelle zu schicken, um Erkundigungen einzuziehen. Es war ein solcher vorhanden, der in seiner Jugend bei den Prinzen von Condé in Diensten gestanden hatte. Diesem ward der Befehl sich verkleidet nach Ettenheim zu begeben und über den Prinzen, über dessen Lebensweise und Verhältnisse Erkundigungen einzuziehen.

Der Unterofficier reis'te mit diesem Auftrage ab und begab sich nach Ettenheim. Dort lebte der Prinz seit einiger Zeit bei einer Fürstin von Rohan, der er sehr zugethan war, und theilte seine Zeit zwischen dieser Neigung und dem Vergnügen der Jagd, welcher er im Schwarzwalde oblag. Er hatte von der brittischen Regierung Befehl erhalten sich an die Ufer des Rheins zu begeben, jedenfalls um dort die Bewegung abzuwarten, worauf Drake, Smith und Taylor ihrer Regierung fälschlich Hoffnung machten. Dieser Prinz glaubte er werde ehestens Krieg gegen sein Vaterland zu führen haben, und eine so traurige Rolle hatte er schon seit mehrern Jahren gespielt. Aber durch nichts kann bewiesen werden daß er um Georges' Plan gewußt, alles läßt vielmehr annehmen daß er ihn nicht gekannt habe. Oft verließ er seine Wohnung um auf die Jagd zu gehen und auch selbst, wie Einige sagten, um das Theater in Straßburg zu besuchen. Gewiß ist daß dieses Gerücht ziemlich viel Bestand gewonnen hatte, denn sein Vater empfahl ihm schriftlich von London aus in ziemlich strengen Worten künftig vorsichtiger zu sein *). Der Prinz hatte einige Emigranten bei

---

*) Der Prinz von Condé an den Herzog von Enghien.

Wanstead, den 16. Juni 1803.

Lieber Sohn,

Man versichert hier seit länger als einem halben Jahre, Sie hätten eine Reise nach Paris gemacht. Andre sagen, Sie wären nur in Straßburg gewesen. Das heißt doch in der That sein Leben und seine Freiheit unnöthigerweise auf's Spiel setzen; denn rücksichtlich Ihrer Grundsätze bin ich ganz ruhig, indem diese Ihnen ebenso tief als uns in's Herz gegraben sind. Jetzt könnten Sie uns, wie mir es scheint, das Vergangene und, wenn die Sache an dem ist, Ihre auf dieser Reise gemachten Beobachtungen anvertrauen.

Ihr Wohlsein liegt uns in so vielfacher Beziehung gar sehr am Herzen. Nun habe ich Ihnen zwar gemeldet, daß der Standpunkt, welchen Sie jetzt einnehmen, uns in so

sich, die zu seinem Gefolge gehörten, namentlich auch einen gewissen Marquis von Thumery.

Der Unterofficier, welcher Erkundigungen einziehen sollte, kam verkleidet an Ort und Stelle und ließ sich in der eignen Wohnung des Prinzen eine Menge von einzelnen Umständen mittheilen, woraus befangene Gemüther leicht heillose Folgerungen ziehen mochten. Man erzählte der junge Herzog verreise oft und sei selbst mehrere Tage abwesend; dann und wann, fügte man hinzu, begebe er sich nach Straßburg. Diesen Reden nach hatte er einen Mann um sich, der noch weit mehr als er selbst zu bedeuten hatte und einen Namen führte, den die Deutschen als die Urheber dieser Angaben schlecht aussprachen, so daß man glauben konnte es sei der General Dumouriez. Dieser Mann war der Marquis von Thumery, dessen Namen wir so eben anführten und welchen der durch die deutsche Aussprache irregeleitete Unterofficier in vollem Ernste für den berühmten General Dumouriez hielt. Er führte diese Angaben in seinem Berichte mit auf, der offenbar unter dem Einflusse der unglücklichsten Illusionen geschrieben war und sofort nach Paris gesandt wurde.

Dort traf dieser verhängnißvolle Bericht am Morgen des 10. März ein. Am Abend vorher, dann während der Nacht und noch an demselben Morgen war mehrfach eine nicht weniger verhängnißvolle Aussage gemacht worden. Selbige rührte von einem gewissen Léridant her, Georges' Bedienten welcher mit diesem zugleich verhaftet worden war. Anfangs hatte er sich bei den dringenden Fragen des Gerichts standhaft bewiesen, dann sich mit anscheinend voller Aufrichtigkeit geäußert und endlich geradezu erklärt: es gebe allerdings ein Complot, an dessen Spitze ein Prinz stehe, und dieser solle baldigst ankommen oder sei auch vielleicht gar schon da; er für seine Person glaube das Letztere, denn er habe bei Georges zuweilen einen jungen wohlerzogenen und gut gekleideten Mann aus- und eingehen sehen, welcher der Gegenstand allgemeiner Verehrung gewesen sei. Diese öftere und jedesmal mit neuen Umständen wiederholte Aussage war dem ersten Consul hinterbracht worden. Da ihm nun zu gleicher Zeit der Bericht jenes Unterofficiers der Gendarmerie zukam, so entstand in seinem Kopfe die unseligste Ideenverbindung. Die öftere Abwesenheit des Herzogs von

---

mancher Rücksicht gar nützlich werden könnte; aber Sie sind sehr nahe: sehen Sie sich vor und vernachlässigen Sie keine Vorsichtsmaßregel, um zu rechter Zeit Nachricht erhalten und in Sicherheit Ihren Rückzug nehmen zu können, falls es dem Consul etwa einfiele Sie entführen zu lassen. Glauben Sie nicht, es liege Muth darin in dieser Hinsicht allem was da kommen könne Trotz zu bieten ....

Unterzeichnet: Louis Joseph von Bourbon.

Enghien verknüpfte sich mit der angeblichen Anwesenheit eines Prinzen in Paris. Der junge Mann, welchem die Verschwornen so große Ehrerbietung erwiesen, konnte kein von London angekommener Prinz sein, weil das Gestade von Biville sorgfältig bewacht war. Nur der Herzog von Enghien konnte es sein, welcher binnen 48 Stunden von Ettenheim nach Paris kam und nach einigen unter seinen Mitschuldigen verlebten Augenblicken in ebensoviel Zeit wieder nach dem erstern Orte zurückkehrte. Was aber in den Augen des ersten Consuls diesen unseligen Beweis vollständig machte, war Dumouriez's angebliche Anwesenheit. So erhielt der Plan eine auffällige Ganzheit. Der Graf von Artois sollte mit Pichegru durch die Normandie und der Herzog von Enghien mit Dumouriez durch das Elsaß kommen. Die Bourbons ließen sich durch zwei berühmte Generale der Republik nach Frankreich zurückgeleiten. So vielem trügerischen Anschein vermochte der sonst so gesunde und kräftige Verstand des ersten Consuls nicht zu widerstehen. Er war überzeugt. Man muß Geister durch derartige Nachforschungen in Spannung gesehen haben, wenn sie zumal noch durch irgend eine Leidenschaft geneigt gemacht werden zu glauben was sie argwöhnen, um zu wissen wie schnell sie dann mit ihren Schlüssen fertig sind und um den langsamen Gang der Justiz von Herzen zu segnen, wodurch die Leute vor solchen verhängnißvollen aus einigen zufällig zusammentreffenden Umständen so schnell fertigen Schlüssen bewahrt werden.

Als der erste Consul den Bericht des nach Ettenheim gesandten Unterofficiers las, welchen ihm der General Moncey als Commandant der Gendarmerie übergeben hatte, gerieth er in die heftigste Bewegung. Réal kam jetzt dazu. Diesen empfing er sehr schlecht, machte es ihm zum Vorwurf, daß er ihm Dinge von dieser Wichtigkeit nicht schon lange mitgetheilt hätte, und glaubte in vollem Ernste den zweiten und wichtigsten Theil des Complottes in Händen zu haben. Hier war ihm kein Meer im Wege; der Rhein, der Großherzog von Baden und das deutsche Reich waren für ihn keine Hindernisse. Er berief sogleich einen außerordentlichen Rath zusammen, der aus den drei Consuln, den Ministern und Fouché bestand, welchem zu einem wirklichen Minister nur noch der Titel fehlte. Zugleich ließ er die Generale Ordener und Caulaincourt nach den Tuilerien kommen. Während er diese Herren erwartete, hatte er Charten vom Rhein vorgenommen um einen Entführungsplan zu entwerfen; da er jedoch die nicht gleich fand, welche er suchte, so warf er alle Charten seiner Bibliothek bunt durch einander zu Boden. Meneval, ein ebenso gutherziger und umsichtiger als unbestechlicher Mann, den er nie entbehren konnte weil er ihm seine geheimsten Briefe dictirte, hatte sich an diesem Tage einige Augenblicke entfernt. Ihn ließ er mit ganz unverdienten Vorwürfen über seine Abwesenheit nach den Tuilerien entbieten

und beschäftigte sich dann in einem Zustande außerordentlicher Aufregung weiter mit der Charte vom Rhein.

Jetzt begann die Berathung. Ein Augenzeuge hat sie in seinen Memoiren geschildert.

Gleich von vorn herein ward hier die Idee ausgesprochen den Prinzen nebst dem General Dumouriez zu entführen, ohne sich um die Verletzung des deutschen Bodens zu kümmern, sich jedoch der Form wegen beim Großherzog von Baden zu entschuldigen. Der erste Consul verlangte die Ansichten der Anwesenden zu vernehmen, hatte aber allem Anschein nach seinen Entschluß bereits gefaßt. Indessen hörte er die Einwendungen doch geduldig an. Sein College Lebrun schien vor dem Eindrucke zurückzubeben, den ein solcher Vorgang in Europa machen werde. Der Consul Cambacérès hatte den Muth sich der beantragten Unternehmung offen zu widersetzen. Er bemühte sich zu zeigen, wie gefährlich ein derartiger Entschluß rücksichtlich des In- und Auslandes sei und wie ein solcher der Regierung des ersten Consuls nothwendig das Gepräge der Gewaltthätigkeit aufdrücken müsse. Vorzüglich machte er noch geltend, wie bedenklich es schon sei einen Prinzen von königlichem Geblüte, auch wenn er in Frankreich selbst auf frischer That ergriffen worden wäre, verhaften, verurtheilen und erschießen zu lassen; wolle man ihn aber noch dazu aus einem fremden Lande holen, so heiße dies, auch abgesehen von der Gebietsverletzung, ihn fassen während er allen Anschein der Unschuld für sich habe, sich selbst aber allen Anschein eines häßlichen Mißbrauchs der Gewalt aufbürden. Er beschwor den ersten Consul um seines persönlichen Ruhms und um der Ehre seiner Politik willen sich nicht eine Maßregel zu erlauben, die seine Regierung mit jenen revolutionären Regierungen wieder in eine Classe werfen würde, von denen sie sich zu unterscheiden so sorgsam bemüht gewesen sei. Mit einer Wärme, die ihm sonst gar nicht gewöhnlich war, setzte er diesen Punkt auseinander und schlug endlich als Mittelweg vor, man solle so lange warten bis dieser oder irgend ein andrer Prinz auf französischem Gebiete ergriffen worden sei, dann aber die bestehenden Gesetze in ihrer ganzen Strenge auf ihn anwenden. Dieser Vorschlag ging nicht durch. Man entgegnete, es sei nicht mehr zu erwarten daß ein Prinz, welcher sich durch die Normandie oder über den Rhein habe einschleichen wollen, sich nun noch sichern und unvermeidlichen Gefahren aussetzen werde, nachdem Georges und alle Agenten der Verschwörung schon verhaftet seien; übrigens werde man mit dem, welcher sich in Ettenheim aufhalte, auch zugleich seine Papiere und seine Mitschuldigen und eben dadurch Beweise in die Hände bekommen die seine Strafbarkeit darthäten; dann könne man sich auf die erlangten augenscheinlichen Beweise stützen und mit Strenge verfahren; litte man es geduldig daß die Emigranten unter dem Schutz eines

fremden Gebiets vor den Thoren von Frankreich Verschwörungen unterhielten, so würde man ihnen die gefährlichste Straflosigkeit bewilligen; die Bourbons und ihre Anhänger würden alle Tage auf's neue wieder anfangen und man müsse dann zehnmal statt einmal strafen, während man so, wenn man einen Hauptschlag geführt habe, wieder auf das dem ersten Consul natürliche System der Milde zurückgehen werde; die Royalisten müßten gewarnt werden; was die Gebietsfrage betreffe, so müsse man den kleinen deutschen Fürsten ebenso gut wie sonst jedermann eine Lection geben; übrigens thue man dem Großherzog von Baden dadurch einen Gefallen daß man ihm den Prinzen nicht abfordre, denn es sei ihm unmöglich dessen Auslieferung einer Macht wie Frankreich zu verweigern, für dessen Zugestehung aber werde er von Europa in den Bann gethan werden. Zuletzt, sagte man, handle es sich doch bloß darum sich der Person des Prinzen, seiner Papiere und seiner Helfershelfer zu bemächtigen; habe man ihn aber, wären die Beweise und der Grad seiner Schuld geprüft, dann könne man immer noch sehen was zu thun sei.

Der erste Consul hörte kaum darauf was dafür und dagegen vorgebracht wurde; er hörte zu wie ein Mann der seinen Entschluß gefaßt hat. Niemand konnte sich rühmen einen Einfluß auf seine Entscheidung geübt zu haben. Doch schien er dem Consul Cambacérès seinen Widerstand nicht übel genommen zu haben. „Ich weiß warum Sie sprechen," sagte er; „Sie thun es aus Ergebenheit für mich. Ich danke Ihnen dafür; aber ich will mich nicht tödten lassen ohne mich zu wehren. Ich will die Leutchen zittern machen und ihnen lehren sich ruhig zu verhalten."

Der Gedanke die Royalisten in Schrecken zu setzen, ihnen zu lehren, daß man einen Mann wie ihn nicht ungestraft angreife, ihnen zu zeigen daß das geweihte Blut der Bourbons in seinen Augen nicht mehr gelte als das jeder andern hochstehenden Person der Republik, dieser Gedanke und noch andre, woran Berechnung ebenso viel Antheil hatte als Rache und Stolz auf seine Macht, rissen ihn gewaltsam fort. Er ertheilte ohne weiteres seine Befehle. Im Beisein des Generals Berthier schrieb er den Obersten Ordener und Caulaincourt ihr Verhalten vor. Der Oberst Ordener sollte sich mit 300 Dragonern, einigen Pontonniers und mehrern Gendarmerie-Brigaden an die Ufer des Rheins begeben, diese Truppen auf vier Tage mit Lebensmitteln versehen und eine Summe Geldes mitnehmen um den Einwohnern nicht zur Last zu fallen, dann den Strom bei Rheinau passiren, auf Ettenheim zu eilen, die Stadt umzingeln und den Prinzen nebst allen Emigranten seiner Umgebung aufheben. Während dieser Zeit sollte sich ein andres Detachement mit einigen Geschützen über Kehl nach Offenburg begeben und bis nach Ausführung der Operation als Beobachtungsposten dort bleiben.

Dann sollte Caulaincourt unverweilt zum Großherzog von Baden gehen, um ihm eine Note einzuhändigen, welche Erklärungen über die eben getroffene Maßregel enthielte. In dieser Note wurde erklärt, dadurch daß man einen Emigrantenverein geduldet habe, sei die französische Regierung selbst genöthigt worden ihn zu zerstreuen; übrigens habe die Nothwendigkeit schnell und geheim zu handeln keine vorgängige Verständigung mit der badischen Regierung gestattet.

Es braucht kaum erwähnt zu werden daß der erste Consul sich nicht die Mühe nahm den Officieren, welche er mit Vollziehung seiner Befehle beauftragte, erst lange eine Erklärung zu geben, warum er den Prinzen aufhübe und was er mit ihm machen wollte. Er ertheilte als General Befehle an Leute die als Soldaten gehorchten. Indessen war der Oberst Caulaincourt, welcher der alten Königsfamilie und besonders den Condé's durch Familienabkunft näher stand, innig betrübt, obwohl er für seine Person nur einen Brief zu überbringen hatte und weit entfernt war zu ahnen, welch eine schreckliche Katastrophe folgen sollte. Der erste Consul schien nicht darauf zu achten und ertheilte ihnen den gemessenen Befehl sich auf den Weg zu machen sowie sie die Tuilerien verlassen hätten.

Die ertheilten Befehle wurden pünktlich vollzogen. Fünf Tage später, also den 15. März, rückte das Detachement Dragoner unter Beobachtung aller vorgeschriebenen Vorsichtsmaßregeln von Schlettstadt aus, ging über den Rhein und umzingelte durch einen Ueberfall das Städtchen Ettenheim, bevor hier etwas von einer solchen Bewegung hatte laut werden können. Der Prinz, welchem früher wohl im allgemeinen Vorsicht anempfohlen, der aber freilich nicht gerade vor der eben jetzt gegen seine Person gerichteten Expedition gewarnt worden war, befand sich zu dieser Zeit in seiner gewöhnlichen Wohnung zu Ettenheim. Als er sich von einer bewaffneten Schaar überfallen sah, wollte er sich anfangs vertheidigen, sah aber bald ein daß es ihm nichts helfen könne. Er ergab sich und nannte sich selbst denen die ihn suchten ohne ihn zu kennen. In lebhaften Ausdrücken bedauerte er den Verlust seiner Freiheit, denn er kannte noch nicht die Größe der Gefahr. Man führte ihn nach Straßburg und schloß ihn in die dortige Citadelle ein.

Man entdeckte weder die wichtigen Papiere die man sich zu verschaffen gehofft hatte, noch den General Dumouriez den man beim Prinzen vermuthete, noch auch irgend einen von den Beweisen des Complottes die so vielfach als Grund der Expedition angeführt worden waren. Statt des Generals Dumouriez fand man den Marquis von Thumery und einige andre Emigranten von geringer Bedeutung. Der Bericht, welcher die trockne Angabe der Verhaftung enthielt, ward sofort nach Paris abgesandt.

Das Resultat der Expedition hätte den ersten Consul und seine Rathgeber

über das Gewagte ihrer Conjecturen aufklären sollen. Höchst bezeichnend war zumal der in Betreff des Generals Dumouriez begangene Irrthum. Nun aber entstand beim ersten Consul und bei denen, welche über die gegenwärtigen Umstände wie er dachten, zum Unglück folgender Gedankengang: Man hat endlich einen der Prinzen von Bourbon, die so leicht mit Anstiftung von Complotten bei der Hand sind und stets Unbesonnene und Thoren bereit finden werden sich für sie zu compromittiren. Man muß an ihm ein schreckliches Beispiel statuiren oder sich, wenn man den entführten Prinzen wieder freilassen will, darauf gefaßt machen ein verächtliches Lächeln bei den Royalisten zu erregen. Diese werden nicht ermangeln zu sagen, nachdem man sich der Unbesonnenheit schuldig gemacht habe den Prinzen in Ettenheim aufzuheben, fürchte man die öffentliche Meinung und Europa, kurz man habe wohl den Willen aber nicht den Muth zu einem Verbrechen gehabt. Statt Lachen bei ihnen zu erregen, ist es besser sie zittern zu machen. Der Prinz hat sich doch so nahe an der Grenze unter den gegenwärtigen Umständen jedenfalls nicht umsonst in Ettenheim aufgehalten. Hätte er wohl, gewarnt wie er es war (und dies beweisen die bei ihm vorgefundenen Briefschaften) ohne Zweck und Ziel der Gefahr so nahe bleiben mögen? Sollte er nicht irgend eine Mitschuld an jenem Mordplane haben? Auf alle Fälle war er in Ettenheim um eine Bewegung der Emigranten im Innern zu unterstützen, um zum Bürgerkriege aufzureizen und die Waffen abermals gegen Frankreich zu führen. Da dergleichen Handlungen von den Gesetzen aller Zeiten mit strengen Strafen belegt werden, so muß man diese auf ihn anwenden.

Dies war das Raisonnement, welches der erste Consul bei sich selbst anstellte und von Andern öfter anhörte. Eine Berathung wie die oben erwähnte fand nicht weiter statt, doch besprach sich Napoleon häufig mit denen welche seiner Leidenschaft schmeichelten. Er konnte den unseligen Gedanken nicht loswerden: Die Royalisten sind unverbesserlich und müssen in Schrecken gesetzt werden. So ward der Befehl ertheilt den Prinzen nach Paris zu bringen und vor eine Militärcommission zu stellen, weil er den Bürgerkrieg zu erregen gesucht und die Waffen gegen Frankreich getragen habe. So gestellt war die Frage schon im voraus auf eine blutige Weise beantwortet.

Zu der Zeit als sich dieses schreckliche Opfer näherte, wollte der erste Consul allein sein.

Am Palmsonntage, den 18. März, reis'te er nach Malmaison, wo er sichrer auf Einsamkeit und Ruhe rechnen konnte. Außer den Consuln, den Ministern und seinen Brüdern empfing er dort niemanden. Er lustwandelte hier stundenlang allein und zeigte auf seinem Gesicht eine Ruhe wovon sein Herz nichts wußte. Den Beweis seiner innern Aufregung liefert gerade sein Nichtsthun, denn die acht

Tage, die er in Malmaison verweilte, dictirte er fast nicht einen einzigen Brief. Ein solches Nichtsthun steht in seinem Leben ganz ohne Beispiel da. Und noch wenige Tage vorher nahmen doch Brest, Boulogne und der Texel die ganze Thätigkeit seines Geistes in Anspruch! Seine Gemahlin, die gleich seiner ganzen Familie um die Verhaftnahme des Prinzen wußte, die bei der Sympathie für die Bourbons, deren sie sich nicht erwehren konnte, vor der Vergießung des königlichen Blutes zurückschauderte und die mit der den Frauen eignen Vorahnung des Herzens in einer grausamen Maßregel wohl die rächende Wiedervergeltung gegen ihren Gemahl, ihre Kinder und gegen sich selbst heranschleichen sah, sprach mit ihm mehrmals in Thränen zerfließend vom Prinzen, denn sie fürchtete (wenn sie es auch noch nicht glaubte) daß sein Verderben beschlossen sei. Der erste Consul, welcher eine Art von Stolz darein setzte die Regungen seines Herzens zu unterdrücken, das gut und edelmüthig war, was auch Leute die ihn nicht gekannt darüber gesagt haben mögen, wies sie mit ihren Thränen zurück, weil er ihren Einfluß auf sich selbst fürchtete. Er gab Madame Bonaparte bei aller Vertraulichkeit mit vollem Bedacht die etwas harte Antwort: „Du bist eine Frau und verstehst nichts von meiner Politik; Du hast eine schweigende Rolle zu spielen."

Der unglückliche Prinz reis'te am 18. März von Straßburg ab und kam den 20. zu Mittage nach Paris. Er ward bis um 5 Uhr an der Barrière von Charenton aufgehalten und von der ihn begleitenden Escorte in seinem Wagen bewacht*). Es herrschte bei diesem verhängnißvollen Vorgange einige Verwirrung in den Anordnungen, weil die unruhig waren, von denen sie ausgingen.

Nach den Militärgesetzen mußte der Commandant der Division die Militärcommission bilden, zusammenberufen und die Vollziehung der Sentenz anordnen. Murat war Commandant von Paris und von der Division. Als ihm die Verordnung der Consuln zukam, wurde er von Schmerz ergriffen. Murat war, wie wir schon gesagt haben, tapfer und zuweilen wohl unbesonnen, aber durchaus gutmüthig. Einige Tage vorher hatte er der Energie der Regierung seinen Beifall gespendet, als sie die Expedition nach Ettenheim anordnete; sowie er aber jetzt deren grausame Folgen betreiben sollte, fiel dem trefflichen Manne das Herz. Er war trostlos und sagte zu einem seiner Freunde, auf die Schöße seiner Uniform zeigend, der erste Consul wolle da einen Blutfleck hinein machen. Er eilte nach

---

*) Kürzlich ist eine vortreffliche Schrift von Nougarède de Fayet über die Katastrophe des Herzogs von Enghien erschienen. Diese Monographie verdient wegen ihrer gewissenhaften und scharfsinnigen Untersuchungen das vollste Vertrauen. Nougarède de Fayet sagt, der Prinz sei an die Thür des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten gebracht worden. Diese Thatsache mag sehr richtig sein; da ich sie aber nicht mit Bestimmtheit zu ermitteln vermochte, bin ich hier der allgemeinsten Tradition gefolgt.

St. Cloud um die Gefühle, deren er nicht Herr werden konnte, vor seinem furchtbaren Schwager auszusprechen. Der erste Consul, der sich selbst geneigter fühlte sie zu theilen als es ihm lieb war, verbarg die Bewegung, die ihn durchzitterte, unter einer eisernen Stirn. Er fürchtete, es möchte scheinen als ob seine Regierung vor dem Sprößling eines feindlichen Geschlechts zurückbebe, richtete daher harte Worte an Murat, warf ihm in geringschätzigen Ausdrücken seine Schwäche vor und sagte ihm zuletzt in stolzem Tone, er werde zudecken was er dessen Feigheit nannte, indem er selbst als Consul mit eigner Hand die im Laufe des Tags zu ertheilenden Befehle unterzeichnen wolle.

Der erste Consul hatte den Obersten Savary von jenem Gestade bei Biville zurückgerufen, wo dieser umsonst auf die in's Complot verwickelten Prinzen gelauert hatte, und übertrug ihm das Geschäft über das fürstliche Opfer zu wachen, das keinen Theil daran hatte. Der Oberst Savary war bereit sein Leben und seine Ehre dem ersten Consul darzubringen. Er ertheilte keinen Rath, sondern vollzog nur als Soldat was ihm ein Gebieter übertrug, dem er mit unbegrenzter Ergebenheit anhing. Der erste Consul ließ alle Befehle abfassen, unterzeichnete sie eigenhändig und beauftragte Savary sie an Murat zu übergeben, dann sich aber nach Vincennes zu begeben um deren Vollziehung zu leiten. Diese Befehle waren vollständig und bestimmt. Sie enthielten die Bildung der Commission, die Ernennung der Obersten von der Garnison woraus sie bestehen sollte, die Einsetzung des Generals Hullin zum Vorsitzenden und die Weisung unverzüglich zusammenzutreten um alles während der Nacht zu beenden; wenn aber, wie sich nicht bezweifeln ließ, auf den Tod erkannt würde, so sollte der Gefangene auf der Stelle hingerichtet werden. Eine Abtheilung der Elite-Gendarmerie und der Garnison sollte sich nach Vincennes begeben, um dem Gericht als Wache zu dienen und zur Vollstreckung der Sentenz zu schreiten. So lauteten die verhängnißvollen vom ersten Consul eigenhändig unterzeichneten Befehle. Sie mußten den Gesetzen nach in Murat's Namen vollzogen werden, dieser hatte aber thatsächlich fast gar keinen Theil daran. Dem erhaltenen Auftrage gemäß begab sich der Oberst Savary nach Vincennes um für deren Vollziehung zu sorgen.

Doch war in diesen Befehlen nicht alles unwiderruflich; es blieb noch ein Mittel übrig den unglücklichen Prinzen zu retten. Réal sollte nach Vincennes gehen, um den Gefangenen ausführlich zu verhören und ihm abzulocken was er von dem Complotte wüßte, für dessen Mitschuldigen man ihn immer noch hielt ohne es ihm beweisen zu können. Am Abend hatte Maret selbst beim Staatsrath Réal die schriftliche Weisung niedergelegt, daß er sich nach Vincennes begeben und dieses Verhör anstellen sollte. Sprach nun Réal den Gefangenen, hörte er aus seinem Munde die wahrhafte Darlegung der Thatsachen und fühlte

er sich gerührt durch seine Offenheit und durch seine dringenden Bitten dem ersten Consul vorgeführt zu werden, so konnte er den Eindruck, welchen er selbst empfand, demjenigen mittheilen, in dessen mächtigen Händen das Leben des Prinzen lag. Es gab demnach selbst nach der Verurtheilung noch ein Mittel die schreckliche Bahn zu verlassen, worauf man gerathen war, man brauchte dem Herzog von Enghien nur die edel erbetene Begnadigung edel zu gewähren!

Dies war aber auch die letzte noch übrige Möglichkeit dem jugendlichen Prinzen das Leben zu retten und dem ersten Consul einen großen Mißgriff zu ersparen. Eben jetzt, selbst nach den von ihm ertheilten Befehlen dachte dieser daran. An diesem traurigen Abend (vom 20. März) hatte er sich nämlich mit seiner Gemahlin, seinem Secretär, einigen Damen und Officieren nach Malmaison zurückgezogen. Allein, zerstreut und Ruhe heuchelnd hatte er sich zuletzt an einen Tisch gesetzt und spielte Schach mit einer der vornehmsten Damen des Consularhofs*), welche von der Ankunft des Prinzen unterrichtet war und bei dem Gedanken an die möglichen Folgen dieses verhängnißvollen Tages vor Angst bebte. Sie wagte den ersten Consul nicht anzusehen, welcher in seiner Zerstreuung die bekannten Verse unsrer Dichter über die Milde mehrmals vor sich hin murmelte, erst die welche Corneille dem Augustus, und dann die welche Voltaire der Alzire in den Mund gelegt hat.

Dies konnte keine blutige Ironie sein; sie wäre zu niedrig und von zu wenig Nutzen gewesen. Aber dieser sonst so feste Mann war erschüttert und kam nun bei sich selbst auf die Betrachtung, wie groß und edel es sei einem überwundenen und entwaffneten Feinde zu verzeihen. Jene Dame hielt den Prinzen für gerettet und war ganz erfreut darüber. Leider war dem nicht also.

Eilig war die Commission zusammengetreten; ihre Mitglieder wußten meistens nicht um welchen Angeklagten es sich handelte. Man sagte ihnen, es gelte einem Emigranten welcher an den Gesetzen der Republik gefrevelt habe. Später ward ihnen sein Name genannt. Einige von diesen Soldaten der Republik, die noch Kinder gewesen waren als die Monarchie in Trümmer fiel, wußten kaum daß der Name Enghien von dem präsumptiven Erben der Condé's geführt wurde. Indessen that ein solcher Auftrag ihrem Herzen weh, denn seit mehrern Jahren verurtheilte man keine Emigranten mehr. Der Prinz ward ihnen vorgeführt. Er zeigte sich ruhig, ja stolz, und zweifelte noch an dem Schicksale das ihm bevorstand. Nach seinem Namen und seinen Handlungen befragt, antwortete er mit Festigkeit und wies jede Theilnahme an dem gegenwärtig vor Gericht anhängigen

---

*) Mit Frau von Rémusat, welche diese Erzählung in ihren bis jetzt nur im Manuscript vorhandenen, eben so interessant als geistreich abgefaßten Memoiren aufgenommen hat.

Complot von sich, gestand aber vielleicht mit etwas zu viel Ostentation zu daß er die Waffen gegen Frankreich getragen und sich an die Ufer des Rheins begeben habe, um von neuem auf gleiche Art zu dienen. Als der Präsident bei diesem Punkte stehen blieb, um ihn aufmerksam zu machen, welche Gefahr ihm diese Erklärung in solchen Ausdrücken bringen könne, wiederholte er was er gesagt hatte mit einer Zuversichtlichkeit, welche durch die Gefahr edel wurde, aber auch die alten Soldaten verletzte, welche ihr Blut zur Vertheidigung des vaterländischen Bodens zu vergießen gewohnt waren. Dies war ein sehr bedenklicher Eindruck. Wiederholt und nachdrücklich verlangte der Prinz den ersten Consul zu sprechen. Man führte ihn in den Schloßthurm zurück und trat in Berathung. Obwohl seine wiederholten Erklärungen in ihm einen unversöhnlichen Feind der Revolution enthüllt hatten, so fühlten sich doch diese Soldatenherzen durch die Jugend und den Muth des Prinzen gerührt. So gestellt wie sie es war, konnte die Frage freilich nur eine traurige Lösung haben. Die Gesetze der Republik und aller Zeiten bestraften die Thatsache, gegen Frankreich gedient zu haben, mit dem Tode. Indessen waren doch auch rücksichtlich des Prinzen so manche Gesetze übertreten worden, wie z. B. daß man ihn auf fremdem Boden aufgehoben und ihm einen Vertheidiger versagt hatte. Diese Rücksichten hätten auf den Beschluß der Richter Einfluß üben sollen. Aber in der Verwirrung worein diese unglücklichen Richter gerathen waren, welche die ihnen übertragene Rolle unsäglich betrübte, erkannten sie auf den Tod. Doch sprachen die meisten derselben den Wunsch aus die Sentenz der Gnade des ersten Consuls vorzulegen und besonders ihm den Prinzen vorzustellen, da er ihn zu sprechen verlange. Allein die Befehle vom Morgen, wonach alles in der Nacht beendet werden sollte, lauteten bestimmt. Nur wenn Réal kam und den Prinzen verhörte, konnte ein Aufschub stattfinden. Aber dieser wollte sich nicht zeigen. Die Nacht war vergangen, der Tag brach an. Man führte den Prinzen in den Schloßgraben und hier empfing er mit einer Festigkeit, die seiner Geburt würdig war, die Kugeln der republikanischen Soldaten, gegen die er von den Reihen der Oestreicher aus so oft angekämpft hatte. Wie traurig sind solche Repressalien des Bürgerkriegs! Auf derselben Stelle, wo er gefallen war, wurde er auch begraben.

Unverzüglich reis'te der Oberst Savary ab, um dem ersten Consul über die Vollziehung seiner Befehle Rechenschaft abzulegen.

Unterwegs begegnete er dem Staatsrath Réal, welcher den Gefangenen verhören wollte. Réal war durch die Arbeit mehrerer Tage und Nächte völlig erschöpft gewesen und hatte seinem Bedienten verboten ihn zu wecken. Der Befehl des ersten Consuls war ihm daher erst früh um 5 Uhr eingehändigt worden. Nun kam er, aber zu spät. Hier fand durchaus keine Machination statt, um

dem ersten Consul, wie man gefabelt hat, ein Verbrechen abzulisten; es war ein Zufall, ein reiner Zufall, wodurch dem unglücklichen Prinzen die einzige Möglichkeit entging sein Leben zu retten, und dem ersten Consul eine glückliche Gelegenheit seinem Ruhme einen Flecken zu ersparen. So beklagenswerthe Folgen hat eine Verletzung der gewöhnlichen Formen der Justizpflege. Verletzt man diese geheiligten Formen, welche die Erfahrung der Jahrhunderte erfand um das Leben der Menschen vor dem Irrthume der Richter sicher zu stellen, so ist man der Spielball eines Zufalls oder einer Nachlässigkeit, so hängt das Leben der Angeklagten und die Ehre der Regierungen nicht selten vom zufälligsten Zusammentreffen ab! Wohl war der Entschluß des ersten Consuls gefaßt, aber er war aufgeregt; wäre nun die Stimme des unglücklichen Condé, das Leben erflehend, zu ihm gedrungen, sie würde keinem Gefühllosen ertönt sein; er wäre dem Zuge seines Herzens gefolgt und stolz darauf gewesen ihm zu folgen.

Der Oberst Savary kam in großer Bewegung zu Malmaison an. Bei seinem Eintritt erfolgte eine schmerzhafte Scene. Als ihn Madame Bonaparte erblickte, ahnte sie, daß alles vorbei sei, und brach in Thränen aus. Caulaincourt schrie in seiner Verzweiflung laut auf, man habe ihn entehren wollen. Der Oberst Savary ging in's Cabinet des ersten Consuls, welcher dort mit Meneval allein war. Er erstattete Bericht darüber was in Vincennes geschehen war. Gleich fragte ihn der erste Consul: „Hat Réal den Gefangenen gesprochen?“ Kaum hatte dies der Oberst verneint, als Réal erschien und sich zitternd entschuldigte die erhaltenen Befehle nicht ausgeführt zu haben. Ohne Billigung oder Tadel zu äußern entließ der erste Consul diese Werkzeuge seines Willens, schloß sich in ein Zimmer seiner Bibliothek ein und blieb da mehrere Stunden lang allein.

Abends speis'ten mehrere Mitglieder seiner Familie in Malmaison. Es gab nur ernste und traurige Gesichter. Man wagte nicht zu sprechen und sprach auch nicht. Napoleon war schweigsam wie jedermann. Zuletzt kam man bei diesem Stillschweigen in Verlegenheit. Bei Aufhebung der Tafel brach er es selbst. Eben war Fontanes angekommen und führte nun allein das Gespräch mit dem ersten Consul. Wohl war er entsetzt über die Maßregel von der ganz Paris sprach, aber an dem Orte, wo er sich befand, hätte er sich nicht darüber auszusprechen getraut. Er hörte viel zu und antwortete wenig. Der erste Consul redete fast unaufhörlich, indem er die durch das Schweigen der Anwesenden entstehende Leere auszufüllen strebte; er sprach von den Fürsten aller Zeiten, von den römischen Kaisern, den französischen Königen, von Tacitus, von den Urtheilen dieses Geschichtsschreibers, von den Grausamkeiten welche man Staatsoberhäuptern unterzuschieben pflege, während sie doch nur der unvermeidlichen Nothwendigkeit nachgegeben hätten. Nach langen Umschweifen kam er endlich auch auf das tra-

gische Tagesereigniß und sprach sich so darüber aus: „Dadurch daß man meine Person angreift, will man die Revolution vernichten; ich werde sie vertheidigen, denn ich bin die Revolution, ich, ich ... Von heute an wird man sich hübsch in Acht nehmen, denn man weiß wessen wir fähig sind."

Es ist betrübend für die Ehre der Menschheit, sagen zu müssen daß sich die Prinzen von Bourbon und die Emigranten vom ersten Consul wirklich erst in Schrecken jagen lassen mußten. Sie hielten sich nun nicht mehr für sicher, da sie sahen daß selbst der deutsche Boden den armen Herzog von Enghien nicht geschützt habe. Von diesem Tage an hatten derartige Complotte ein Ende. Aber dieser traurige Vortheil vermag solche Handlungen nicht zu rechtfertigen! Eine Gefahr mehr für die auf den Schlachtfeldern so oft gefährdete Person des ersten Consuls war besser als eine um solchen Preis erkaufte Sicherheit.

Bald lief das Gerücht durch Paris, daß ein Prinz ergriffen, nach Vincennes geschafft und erschossen worden sei. Es machte einen großen und beklagenswerthen Eindruck. Seit Pichegru's und Georges' Verhaftnahme war der erste Consul ein Gegenstand allgemeiner Bekümmerniß gewesen. Man zürnte auf Alle, die sich zu Chouans gesellt und sein Leben bedroht hatten, sprach sich sehr streng gegen Moreau aus, dessen Schuld wenn auch nicht eben erwiesen war doch wahrscheinlich zu werden begann, und hegte die besten Wünsche für den Mann, welcher in Aller Augen stets noch der Schutzengel Frankreichs war. Durch die blutige Hinrichtung zu Vincennes entstand ein plötzlicher Umschwung. Unter den Royalisten herrschte eine große Entrüstung und ein noch größerer Schrecken; aber auch die rechtschaffenen Leute aller Classen konnten sich nicht darüber hinaussetzen, eine bisher bewundernswürdige Regierung ihre Hände in Blut tauchen und sich auf einmal denen gleichstellen zu sehen welche Ludwig XVI. zum Tode führten, und hierbei, wie nicht zu leugnen ist, hatte sie nicht einmal zu ihrer Entschuldigung die revolutionären Leidenschaften, wodurch i. J. 1793 die hellsten Köpfe und die besten Herzen in Verwirrung gerathen waren.

Zufriedengestellt waren nur die eifrigen Revolutionäre, deren unsinnigem Treiben der erste Consul eben ein Ende zu machen gekommen war. Jetzt sahen sie in ihm auf einmal Ihresgleichen. Keiner von ihnen fürchtete nun noch, daß der General Bonaparte für die Bourbons arbeite.

Wie gebrechlich ist doch der menschliche Geist! Dieser außerordentliche Mann so großen und gerechten Sinnes und so edelmüthigen Herzens übte vor kurzem noch die äußerste Strenge gegen die Revolutionsmänner und deren Unfug! Ueber ihre Verirrungen fällte er ein unnachsichtliches und zuweilen sogar unbilliges Urtheil. Er machte es ihnen bitter zum Vorwurf, daß sie Ludwig's XVI. Blut vergossen, die Revolution verunehrt und eine Versöhnung zwischen Frankreich und

Europa unmöglich gemacht hätten! So urtheilte er bei ruhigem Gemüth; sowie aber seine Leidenschaften erregt waren, hatte er in einem einzigen Augenblicke eine Handlung gethan wie sie gegen Ludwig's XVI. Person begangen worden war und wie er sie seinen Vorgängern so bitter zum Vorwurf gemacht hatte, war er auf einmal zu Europa in das Verhältniß einer moralischen Opposition getreten, welche den Krieg bald unvermeidlich machte und ihn nöthigte den Frieden, wenn auch einen herrlichen Frieden, vom äußersten Ende Europa's, aus Tilsit zu holen!

Wie sehr ist ein solches Schauspiel geeignet den Stolz der menschlichen Vernunft zu beschämen und die Lehre zu geben, daß selbst das erhabenste Genie nicht vor den alltäglichsten Mißgriffen schützt, wenn man auch nur für einen Augenblick den Leidenschaften die Herrschaft über sich gestattet!

Nachdem wir aber diese unselige Verirrung der Leidenschaften beklagt haben, müssen wir auch, um völlig gerecht zu sein, auf die zurückgehen von denen sie hervorgerufen wurden. Wer waren sie? Immer wieder die Emigranten welche, nachdem sie die noch schuldlose Revolution zum Zorn gereizt hatten, ihr Vaterland verließen, um an allen Orten und Enden Feinde gegen Frankreich zu erwecken. Die Revolution war von ihren Verirrungen zurückgekommen und zeigte sich jetzt unter der Leitung eines großen Mannes weise, menschlich und friedfertig. Die Emigranten hatte sie zurückgerufen, ihnen ihr Vaterland und ihre Güter zurückgegeben und schickte sich an ihnen den ganzen Glanz ihrer alten Stellung wieder zu verleihen. Wie entsprachen sie aber so großer Milde? Waren sie dankbar oder wenigstens ruhig? O nein. Sie hatten sich zu einem auf unsre Größe eifersüchtigen Nachbarvolke begeben und von den Freiheiten dieses Volkes gegen Frankreich Gebrauch gemacht. Durch nichtswürdige Pamphlete hatten sie den Stolz zweier nur zu leicht erregbaren Völker gestachelt, und nachdem sie dazu beigetragen hatten ihnen die Waffen wieder in die Hände zu geben, waren sie nicht damit zufrieden gewesen Soldaten der brittischen Regierung zu werden, sondern sie hatten dieselbe auch noch durch Complotte unterstützt. Es ward eine schändliche Verschwörung angezettelt, durch elende Sophismen beschönigte man einen Mordplan, man schickte Georges und Pichegru nach Frankreich. Fühlte sich irgendwo jemand durch den Ruhm des ersten Consuls in Schatten gestellt, der wurde gleich in Anspruch genommen. Man verleitete und verdrehte den schwachen Moreau, täuschte ihn und ließ sich wieder von ihm täuschen, und als man endlich nach einer Menge von Unbesonnenheiten von dem wachsamen Auge des Mannes entdeckt war, welchen man vernichten wollte, dann klagte man sich gegenseitig an, und man glaubte sich zu rechtfertigen und zu erheben, wenn man ausposaunte es sollte ein französischer Prinz an der Spitze jener scheußlichen Unthaten stehen! Der große Mann, gegen welchen so greuelhafte Complotte angesponnen wurden, war darüber empört da-

er den Mordangriffen derer zur Zielscheibe dienen sollte, die er der Verfolgung entzogen hatte, und gab sich einem unseligen Zorne hin. Er hatte einem Prinzen, dessen Ankunft angekündigt war, am Fuße eines Felsens auflauern lassen, und zwar vergeblich, dafür aber, freilich mit einem durch die Aussagen der Verschwornen selbst befangenen Gemüth, an den Ufern des Rheins wirklich einen Prinzen wahrgenommen, welcher dort auf den Wiederausbruch des Bürgerkriegs wartete. Bei diesem Anblick verwirte sich sein Urtheil; er nahm diesen Prinzen für den Rädelsführer der Verschwornen, die sein Leben bedrohten, setzte eine Art von Stolz darein ihn auf germanischem Boden zu packen und einen Schlag auf einen Bourbon zu führen wie auf einen gemeinen Menschen. Und er führte den Schlag, um den Emigranten und Europa zu lehren, wie gefährlich und unsinnig es sei seine Person anzugreifen.

Es war ein betrübendes Schauspiel, jedermann und selbst die Opfer im Unrecht zu sehen! Franzosen gaben sich zu Werkzeugen der brittischen Größe gegen die Größe Frankreichs her; Bourbons, Söhne und Brüder von Königen und selbst zum Throne bestimmt, mischten sich unter Wegelagerer; der jüngste Condé büßte mit seinem Blute für Complotte die er nicht angezettelt hatte; eben dieser Condé, den man gern vorwurfsfrei finden möchte weil er das Opfer wurde, war gleichfalls strafbar, indem er sich auch jetzt wieder unter die brittische Fahne stellte um gegen Frankreich zu fechten, und endlich verlor ein großer Mann, durch Zorn, Selbsterhaltungstrieb und Stolz irregeleitet, in einem Augenblick jene Weisheit, welche die Bewunderung der ganzen Welt bildete, und erniedrigte sich zur Rolle der blutigen Revolutionsmänner, die er mit seinen glorreichen Händen niederzuhalten gekommen war, die nicht nachzuahmen er sich zum Ruhm anrechnete! Welch eine verhängnißvolle Verkettung der menschlichen Leidenschaften! Wer geschlagen wird, will wieder schlagen; jeder empfangene Schlag wird augenblicklich zurückgegeben; Blut schreit nach Blut; so werden die Revolutionen zu einer Reihe blutiger Repressalien, die ewig dauern würden, wenn nicht endlich ein Tag käme wo man inne hält und darauf verzichtet Schlag um Schlag zu erwiedern, wo man jene Kette rächender Maßregeln mit einer ruhigen, unparteiischen und menschlichen Gerechtigkeit vertauscht, wo man selbst über diese Gerechtigkeit, wenn es etwas noch Höheres geben kann, jene erhabene und hellsehende Politik stellt, wonach nur die nothwendigsten Urtel der Gerichte vollstreckt, die übrigen aber den irregeleiteten Gemüthern erlassen werden, welche fähig sind auf dem betretenen Wege umzukehren und der Vernunft Raum zu geben. Die gesellschaftliche Ordnung zu wahren, sich dabei aber doch nicht von den strengen Regeln der Gerechtigkeit zu entfernen und der Rache keinen Einfluß zu gestatten, das ist die Lehre welche man aus diesen tragischen Begebenheiten ziehen muß. Auch noch eine andre

Lehre geht daraus hervor, nämlich die, ein nachsichtsvolles Urtheil über die Männer aller Parteien zu fällen, welche vor uns auf der Bahn der Revolution dahinschritten, unter den sittenverderblichen Unruhen der Bürgerkriege erwuchsen und durch den beständigen Anblick des Blutes aufgereizt wurden, so daß sie für ihr Leben gegenseitig nicht die Achtung hegten wie sie uns zum Glück durch Zeit und Nachdenken und durch einen langen Frieden eingeflößt worden ist.

Achtundzwanzigstes Capitel.

Napoleon verwandelt die Republik in eine Monarchie (April—Mai 1804).

Gewiß machte die Katastrophe von Vincennes in Frankreich einen großen Eindruck, aber doch noch einen größern im übrigen Europa. Wir glauben die strenge Wahrheit zu sagen, wenn wir anführen daß eben diese Katastrophe die Hauptursache eines dritten allgemeinen Krieges ward. Die Verschwörung der französischen Prinzen und der dadurch herbeigeführte Tod des Herzogs von Enghien gehören zu jenen Streichen, welche die Revolution und die Contrerevolution einander versetzten und wodurch sie sich zu einem neuen und heftigen Kampfe aufreizten, der sich bald von den Alpen und dem Rhein bis an die Ufer des Niemen erstreckte.

Wir schilderten bereits Frankreichs Verhältniß zu den verschiedenen Höfen beim Wiederausbruch des Kriegs mit Groß-Britannien; Rußlands Ansprüche auf ein oberstes Schiedsrichteramt, wie sie von England kalt und vom ersten Consul höflich aufgenommen, bald aber auch von diesem zurückgewiesen wurden, sowie er die Parteilichkeit des russischen Cabinets gespürt hatte; Oestreichs Besorgnisse, welches den Wiederausbruch eines allgemeinen Krieges fürchtete und sich für seine Kümmerniß durch ein maßloses Schalten und Walten im deutschen Reiche schadlos zu halten suchte; Preußens Verlegenheit, wie es sich bald durch die Einflüsterungen Rußlands abwendig machen und bald durch die Liebkosungen des ersten Consuls anlocken ließ, wie es dann durch des Letztern Aeußerungen gegen Lombard beinahe völlig gewonnen und endlich auf dem Punkte war sein langes Schwanken aufzugeben und sich Frankreich in die Arme zu werfen.

So war dieses Verhältniß etwas vor jener beklagenswerthen Verschwörung, deren tragische Phasen wir im vorigen Capitel darstellten. Ganz voll von dem was er in Brüssel gehört hatte, war Lombard nach Berlin zurückgekehrt, trug nun seine eignen Empfindungen auf den jugendlichen Friedrich Wilhelm über und entschied ihn so für ein definitives Bündniß mit uns. Noch ein andrer

Umstand trug nicht wenig zur Erreichung eines so glücklichen Resultates bei. Rußland begünstigte nämlich nicht sonderlich Preußens Ideen, welche mit Zugrundelegung der alten preußischen Neutralität auf eine Art von Continental-Neutralität hinausliefen, sondern wünschte, unter dem Vorwande die kriegführenden Mächte im Zaum zu halten, den Plan einer dritten diesen gegenüberstehenden europäischen Gesammtmacht zu verwirklichen, die gar bald zu einer neuen von England besoldeten Coalition gegen Frankreich geführt haben dürfte. Friedrich Wilhelm fühlte sich verletzt daß man auf seine Vorschläge so wenig gab, sah die möglichen Folgen des russischen Planes vor Augen, fühlte recht gut daß der erste Consul die Gewalt auf seiner Seite hatte und ließ ihm daher nicht mehr eine sterile Freundschaft, wie er dies seit 1800 immer durch den glatten Haugwitz gethan hatte, sondern ein wirkliches Bündniß antragen. Anfänglich hatte er Frankreich und auch Rußland eine Erweiterung der preußischen Neutralität vorgeschlagen, die alle Staaten Deutschlands umfassen und mit der Räumung von Hannover vergolten werden sollte; davon hätten wir aber weiter nichts gehabt als daß dem englischen Handel der Continent wieder geöffnet und uns der Weg nach Wien verlegt worden wäre. Davon hatte der erste Consul zu Brüssel in seinen Conferenzen mit Lombard nichts hören wollen. Seit Lombard's Rückkehr nach Berlin und bei dem neuerlichen Benehmen Rußlands ließ uns der König von Preußen etwas ganz Andres vorschlagen. Diesem neuen System zufolge garantirten beide Mächte, Frankreich und Preußen, einander den gegenwärtigen Status, der rücksichtlich Preußens alles mit umfaßte was es seit 1789 in Deutschland und Polen erworben hatte, rücksichtlich Frankreichs aber den Rhein, die Alpen, die Einverleibung Piemonts, die Präsidentschaft über die italiänische Republik, den Besitz von Parma und Piacenza, die Erhaltung des Königreichs Hetrurien und die einstweilige Besetzung von Tarent. Würde in Bezug auf eins von diesen Interessen der Friede gestört, so sollte diejenige der beiden Mächte, welche nicht unmittelbar bedroht wäre, sich in's Mittel legen um dem Kriege vorzubeugen. Bliebe aber der gute Wille ohne Wirkung, so waren beide Mächte verbunden ihre Streitkräfte zu vereinigen und in Gemeinschaft zu kämpfen. Für eine Verbindlichkeit so ernster Art forderte Preußen daß man die Ufer der Elbe und Weser räume, nicht mehr französische Truppen in Hannover unterhalte als zur Erhebung der Landesabgaben nöthig wären, d. h. nur 6000 Mann, und daß endlich, wofern Frankreich so glücklich gekämpft habe um die Friedensbedingungen dictiren zu können, das Schicksal Hannovers in Gemeinschaft mit Preußen regulirt werde. Dadurch wäre diesem Hannover auf indirecte Weise zugesprochen worden.

Was den König Friedrich Wilhelm vermocht hatte sich der Politik des ersten Consuls so anzubequemen, war die Zuversicht den Continentalfrieden zu

erhalten, welcher seiner Meinung nach von einer dauernden Allianz zwischen Preußen und Frankreich abhing. Mit einer Richtigkeit des Blickes, der ihm und besonders seinem zweiten Ich, dem Minister Haugwitz, zur Ehre gereicht, hatte er durchschaut, daß auf dem Continente, so lange Preußen und Frankreich durch ein festes Band vereinigt wären, niemand den allgemeinen Frieden zu stören wagen werde. Auch war ihm klar daß, während er auf diese Art den Continent im Zaume hielt, er auch dem ersten Consul die Hände band; denn die Garantie des gegenwärtigen Zustandes mußte zu dessen Erhaltung führen und dem ersten Consul neue Unternehmungen verwehren. Wäre Preußen solchen Ansichten unwandelbar treu geblieben und hätte man es ermuthigt ihnen fort und fort zu huldigen, so würde das Geschick der Welt eine andre Gestalt gewonnen haben.

Dieselben Gründe, wodurch sich Preußen bestimmt fühlte den erwähnten Vorschlag zu machen, hätten den ersten Consul zu dessen Annahme bestimmen sollen. Zuletzt wollte er, wenigstens damals, nichts als Frankreich bis an den Rhein und die Alpen, eine gebieterische Stellung in Italien und einen überwiegenden Einfluß in Spanien, kurz die Suprematie über den Occident. Dies alles erlangte er, und zwar mit fast unfehlbarer Gewißheit, durch die Garantie Preußens. Freilich wäre durch die Räumung der Elb- und Weser-Ufer den Engländern der Continent wieder geöffnet worden; aber der dadurch ihrem Handel zugestandene Vortheil konnte ihnen nicht soviel helfen als ihnen die Regungslosigkeit des Continents schaden mußte, welche durch das Bündniß Preußens und Frankreichs für die Zukunft gesichert war. Rührte sich aber das Festland nicht, so war der erste Consul gewiß, wenn er nur sein Genie mehrere Jahre hindurch diesem Gegenstande zuwendete, England früher oder später einen großen Schlag versetzen zu können.

Nun kam in Preußens Vorschlage die Benennung Allianz nicht vor; war auch die Sache selbst offenbar vorhanden, so hatte doch der jugendliche König mit allem Vorbedacht das Wort vermieden.

Dieser Fürst hatte sich dessen in der That nicht bedienen mögen und sich sogar bestrebt die Bedeutsamkeit des Vertrags geringer darzustellen, indem er ihn nur eine Convention nannte. Doch was that die Form, wenn nur das Wesen der Sache nicht fehlte, wenn nur die Vereinigung seiner Streitkräfte mit den unsrigen durch eine ausdrückliche Verpflichtung fest stand, wenn man nur auf eine solche Verpflichtung bauen konnte die ein rechtschaffener und seinem gegebenen Worte treuer Fürst übernommen hatte? Hier ist eine Schwachheit zu erwähnen, welche sich nicht nur der preußische Hof sondern alle europäischen Höfe jener Zeit zu schulden kommen ließen. Man bewunderte Frankreichs neue Regierung, seitdem ein großer Mann an ihrer Spitze stand; man sah seine Grundsätze ebenso gern als man seinen Ruhm hoch schätzte; nichts destoweniger hielt man sich gern von

ihm zurück. Auch wenn ein dringendes Interesse vorhanden war sich ihm zu nähern, wollte man doch nur in Geschäftsverbindung mit ihm stehen; nicht als hätte man gegen ihn jene aristokratische Geringschätzung gehegt, wie sie den alten Dynastien gegen die neuen eigen zu sein pflegt (zu derartigen Vergleichungen war noch keine Veranlassung vorhanden, da sich der erste Consul noch nicht zum Haupt einer Dynastie aufgeworfen hatte, der militärische Ruhm aber, wodurch er sich zunächst besonders auszeichnete, unter die Verdienste gehört vor welchen die Geringschätzung niemals bestehen kann), aber dadurch, daß man sich ausdrücklich zu seinem Alliirten erklärte, hätte man sich in den Augen Europa's zu einem Abtrünnigen von der gemeinsamen Sache der Könige zu machen gefürchtet; Friedrich Wilhelm würde sich vor seinem jugendlichen Freund Alexander und selbst vor seinem Feind dem Kaiser Franz verlegen gefühlt haben; die schöne junge Königin, welche einen Kreis leidenschaftlicher Leute um sich versammelt hatte, die in den Vorurtheilen der alten Regierungsweise befangen waren, sich über Lombard lustig machten weil er voll Enthusiasmus für den ersten Consul von Brüssel zurückgekommen war und welche den Minister Haugwitz als den Apostel der französischen Allianz haßten, die Königin und ihre Umgebung würden ein großes Geschrei erhoben und den König hart getadelt haben. Dies wäre allerdings nur eine Unannehmlichkeit im Innern gewesen, dergleichen Friedrich Wilhelm nicht selten zu ertragen hatte, doch hätte er einen solchen offenbaren Allianztractat auch nicht mit der zweideutigen und zurückhaltenden Sprache in Einklang zu bringen vermocht, die er den übrigen Höfen gegenüber zu führen pflegte. Er wünschte die gegen den ersten Consul eingegangenen Verpflichtungen so darstellen zu können, daß sie wie ein dem dringendsten Bedürfniß seiner Unterthanen wider seinen Willen gebrachtes Opfer erschienen. Und allerdings war es für seine Völker dringend nöthig daß Hannover geräumt, daß Elbe und Weser von der Blockade befreit wurden. Um aber Frankreich zur Räumung Hannovers zu bewegen, mußte er ihm wohl (dies würde er gesagt haben) irgend ein Zugeständniß machen, und dann hatte er sich genöthigt gesehen ihm zu garantiren was ihm übrigens alle Mächte, und namentlich Oestreich, entweder durch Verträge oder geheime Conventionen garantirt hatten. Um einen solchen Preis, der sonach gar kein neues Zugeständniß involvirte, hatte er Deutschland von fremden Söldnern befreit und dessen Handel wiederhergestellt. Stand aber in der beantragten Convention das Wort Allianz, so wurde eine solche Auslegung unmöglich. Freilich wäre man durch die Stipulation in Betreff Hannovers ebenso sehr compromittirt gewesen als durch das Wort Allianz, aber jene war in einen Artikel verwiesen dessen Geheimhaltung man sich auf Ehrenwort zugesagt hatte. Wie man sieht, war dieser Hof ebenso schwach als habsüchtig, man konnte sich aber doch auf seine

einmal niedergeschriebene Zusage verlassen. Man mußte ihn also nehmen wie er war, seiner Schwachheit nachgeben und rasch die einzige sich darbietende Gelegenheit ergreifen ihn an Frankreich zu fesseln.

In unsern Tagen, und zwar seit dem Untergange des deutschen Reichs, existiren wenig Gegenstände der Eifersucht zwischen Preußen und Oestreich, aber ein sehr furchtbarer zwischen Preußen und Frankreich, nämlich die Rheinprovinzen. Jedoch im Jahre 1804 hatte das ziemlich fern vom Rhein gelegene Preußen mit Frankreich fast nur dieselben, aber mit Oestreich bloß entgegengesetzte Interessen. Der Haß, welchen der große Friedrich gegen letzteres hegte und den er wieder gegen sich einflößte, lebte in seinem ganzen Umfange fort. Die Reform der deutschen Verfassung, die Secularisation der geistlichen Gebiete, die Aufhebung des reichsunmittelbaren Adels sowie die Vertheilung der Stimmen unter Katholiken und Protestanten waren lauter erledigte oder noch zu lösende Fragen, welche beide Höfe wegen der Vergangenheit und Zukunft mit gegenseitigem Groll erfüllten. Das durch Kirchengüter bereicherte Preußen, welches die Revolution in Deutschland repräsentirte, welches mit ihr dieselben Interessen und bei allen Monarchien auch beinahe dieselbe Verrufenheit hatte, war unser naturgemäßer Bundesgenosse. Wollte man überhaupt in Europa einen Freund haben, so mußte man sich offenbar an Preußen halten.

So hatte Spanien als Bundesgenosse keinen Werth mehr, und um es zu regeneriren war man später dazu verurtheilt sich in ungeheure Schwierigkeiten zu verstricken. Das zerstückelte Italien, welches beinahe ganz unser war, konnte uns noch keine reelle Macht gewähren, indem es uns mit Mühe und Noth einige Soldaten stellte, die, um gut zu werden (denn dazu waren sie fähig), lange mit den unsrigen verbunden gewesen sein mußten. Oestreich war gewandter und hinterlistiger als alle andern Höfe zusammen; es hatte sich vorgenommen (und dies verhehlte es jedermann und beinahe sich selbst), sich bei der ersten besten Gelegenheit über uns herzustürzen, um wiederzuerlangen was es verloren hatte. Und hierin lag nichts worüber man sich hätte verwundern, was man hätte verdammen können. Jeder Niedergeworfene sucht sich wieder zu erheben und hat ein Recht dazu. So lange Preußen uns etwas Analoges repräsentirte, vertrat Oestreich das gerade Gegentheil, indem es das vollendete Bild der alten Regierungsweise darstellte. Außerdem war noch ein Grund vorhanden, der es unversöhnlich gegen Frankreich machte, nämlich Italien, der Gegenstand seiner heftigsten Begierde, welche aber der erste Consul in nicht geringerem Grade besaß. Sowie man nach der Herrschaft über Italien strebte, durfte man auch nur auf längere oder kürzere Waffenstillstände mit Oestreich hoffen. Unter den beiden stets uneinigen deutschen Höfen konnte man sich demnach unmöglich für den von Wie-

entscheiden. Was Rußland betrifft, welches auf die Beherrschung des Continents Anspruch machte, so mußte man sich darein ergeben es zum Feinde zu haben. Den Beweis davon lieferten sattsam die zehn letzten Jahre. Bei unserm Kriege gegen Deutschland hatte es gar kein Interesse und bei dem, welchen wir gegen England unterhielten, gleiches Interesse mit uns, dennoch aber hatte es schon unter Katharina's Regierung eine feindselige Stellung eingenommen, unter Paul I. dann Suwarow abgesandt, unter Alexander endlich wollte es die kleinen Mächte in Schutz nehmen und strebte so zuletzt nach dem Protectorat über den Continent, das sich allerdings nicht mit der Gewalt vertrug welche wir darüber auszuüben wünschten. Es wurde unser Feind wegen seiner Eifersucht auf den Continent wie England wegen seiner Mißgunst zur See. Da nun Spanien damals so tief stand und uns keine Macht zu bieten hatte, Oestreich wegen Italiens unversöhnlich war und Rußland uns auf dem Continent beneidete, wie dies England zur See that, Preußen dagegen mit uns fast gleiche Interessen hatte und unter den alten Regierungen wie eine erst emporgekommene Macht dastand, so war es nothwendigerweise unser natürlicher Bundesgenosse. Es hintanzusetzen hieß nichts Andres, als sich gefallen lassen ganz allein zu stehen. Aber stets und in allen Fällen allein zu stehen hieß wieder sich gefallen lassen beim ersten besten Unfall zu Grunde zu gehen.

Wenn es sich um Bündnisse handelte, machte Talleyrand einen schlechten Rathgeber beim ersten Consul. Dieser Minister, welcher sich mehr durch seinen Geschmack als durch Berechnung leiten ließ, hatte vorzugsweise gern mit Oestreich zu thun. Noch voll von den Erinnerungen an das alte Cabinet von Versailles, welches den großen Friedrich wegen seiner Sarkasmen verabscheute und den Wiener Hof wegen seiner Schmeicheleien liebte, glaubte er sich in Versailles selbst zu befinden wenn man mit Oestreich in gutem Vernehmen stand. Aus so schlechten Gründen benahm er sich kalt, höhnisch und geringschätzig gegen Preußen und suchte den ersten Consul dahin zu bringen diesem Hofe nicht zu trauen. Uebrigens hatten seine Rathschläge keinen sonderlichen Einfluß. Sobald Napoleon zur Macht gelangt war, hatte er mit seinem gewöhnlichen Scharfsinne erkannt, wo eine erwünschte Allianz zu finden sei, und sich Preußen zugeneigt. Indessen vertraute er zu sehr auf seine eigne Macht als daß er sich bei der Wahl seiner Freunde hätte übereilen sollen. Wohl sah er ein wie nützlich sie ihm sein könnten, und würdigte sie je nach ihrem wahren Werthe, doch glaubte er auch immer noch Zeit genug zu haben sich deren anzuschaffen und wollte bei diesem Geschäft Muße haben.

Als Lucchesini in Folge der Brüßler Conferenzen einen Brief vom König selbst und den Plan zu einer Allianz überbrachte, woran aber der Titel fehlte,

ward der erste Consul sehr unangenehm berührt. Mit Recht betrachtete er eine Verbindung mit Frankreich als so ehrenvoll und besonders als so vortheilhaft, daß man sie offen gestehen konnte. „Ich nehme die vorgeschlagenen Grundlagen an," sagte er, „aber ich will daß sich das Wort Allianz im Vertage befinde. Nur das öffentliche Bekenntniß Preußens, daß es unser Freund ist, vermag Europa einzuschüchtern, nur ein solches gestattet mir alle unsre Streitmittel wider England zu dirigiren. Ist der Tractat so abgeschlossen, dann kann ich das Landheer vermindern, die Seetruppen vermehren und mich ausschließlich dem Seekriege weihen. Bestünde aber keine öffentliche und ausdrückliche Allianz, so könnte ich über unsre Streitkräfte nicht auf diese Weise schalten und hätte ohne genügenden Vortheil das Opfer einer Flußsperre gebracht."

In diesem Raisonnement lag viel Wahres. Ein rückhaltsloses Zugeständniß unsrer Allianz würde uns eine moralische Macht verliehen haben die uns ein halbes Zugeständniß nicht zu sichern vermochte. Aber auch die Vereinigung der Streitkräfte selbst hatte einen unermeßlichen Werth, und das Materielle mußte hier mehr als die Form berücksichtigt werden. War Preußen so weit mit uns verbunden daß es für gewisse Fälle zu den Waffen greifen mußte, so würde es sich bald in den Augen Europa's compromittirt und vom bösen Leumund der Cabinette verfolgt, dadurch aber wider Willen genöthigt gesehen haben sich uns in die Arme zu werfen. Der erste Schritt, welchen es gegen uns that, machte einen zweiten unvermeidlich. Ihn nicht willkommen zu heißen, war daher ein Mißgriff. Wollte der erste Consul durchaus nicht von dem Worte Allianz abgehen, so bestritt er auch einige von Preußen aufgestellte Bedingungen. Rücksichtlich Hannovers war er sehr coulant und machte gar keine Schwierigkeit es im eintretenden Falle an Preußen abzutreten; denn dadurch ward es von Grund aus mit England entzweit. Aber in Bezug auf die Freigebung der Flüsse war er stets sehr schwierig. Es war ihm ein ärgerlicher Gedanke einen Theil des Festlandes den Engländern wieder zu öffnen, die doch alle Meere sperrten. Er ging so weit dem preußischen Gesandten zu sagen: „Wie? Wegen einer Geldfrage wollen Sie mich nöthigen auf eins der wirksamsten Mittel zu verzichten, Groß-Britannien Schaden zu thun? Sie haben den schlesischen Leinwandhändlern mit 3—4 Millionen Thalern ausgeholfen; man muß ihnen noch einmal so viel zukommen lassen. Berechnen Sie sich. Wie viel werden Sie brauchen? Sechs bis acht Millionen Thaler? Ich bin bereit sie Ihnen insgeheim zu liefern, damit Sie auf die Bedingung Verzicht leisten die Flüsse freizulassen."

Dieser Ausweg behagte Preußen gar nicht, da es den europäischen Höfen wollte sagen können, es habe sich mit dem ersten Consul nur deshalb so weit eingelassen um die Franzosen von der Elbe und Weser zu entfernen.

Als der so modificirte Vorschlag nach Berlin zurückkam, bebte der König bei dem Gedanken an eine ausdrücklich ausgesprochene Allianz. Beständig schwebten ihm die deutschen Höfe nebst dem Kaiser Alexander vor, wie sie ihm wegen seiner Abtrünnigkeit tausendfache Vorwürfe machten. Auch fürchtete er, der erste Consul möchte bei seinem unternehmenden Geiste ihn allzu sehr an sich fesseln und mit in den Krieg verwickeln, den er doch mehr als alles in der Welt scheute. Der Hof war wegen dieser Frage gleichfalls in Bewegung und Zwiespalt. Wie verschwiegen auch das Cabinet sein mochte, so verlautete doch außerhalb desselben etwas davon womit es sich so angelegentlich beschäftigte; und der Hof tobte nun gegen Haugwitz, dem es eine solche Politik schuld gab. Dieser ausgezeichnete Staatsmann, welcher wegen einer gewissen Falschheit, die weniger in seinem Charakter als in seiner Stellung lag, von Europa verleumdet wurde, damals aber besser als irgend ein Preuße und wir möchten lieber sagen besser als irgend ein Franzos begriff, wie die Interessen beider Mächte zusammenhingen, gab sich alle ersinnliche Mühe das erschrockene Gemüth seines Königs zu beruhigen und den ersten Consul zu geringern Ansprüchen zu bewegen. Aber seine Bemühungen waren vergeblich; in seinem Verdruß nahm er sich vor, sich von den Geschäften zurückzuziehen, was er auch bald that. Der russische Gesandte in Berlin Namens Alopeus, ein ebenso eingefleischter Russe wie Markoff, erhob in Potsdam ein störendes Geschrei. Die östreichische Diplomatie überzog es mit einem Gewebe von Intriguen. Alle Leidenschaften traten vereint gegen den Gedanken an eine Allianz mit Frankreich auf. Dennoch erstreckte sich diese innere Bewegung nicht über den geheimen Kreis des Hofes hinaus und galt in Berlin nicht als ein notorisches Ereigniß.

Dies war die Lage der Dinge, als plötzlich die Nachricht eintraf, daß der Herzog von Enghien auf deutschem Grund und Boden aufgehoben worden sei. Sie machte einen ungeheuern Eindruck. Das Toben der antifranzösischen Partei überschritt alle Grenzen und die Verlegenheit ihrer Gegner war außerordentlich. Was der Consul Lebrun von jener Maßregel gesagt hatte, nämlich daß sie in Europa ein großes Aufsehen machen werde, ging vollständig in Erfüllung. Um nun den Eindruck dieser Nachricht in etwas zu schwächen, gab man jene Handlung für eine reine Vorsichtsmaßregel aus und sagte, es sei dem ersten Consul nur um eine Geißel zu thun gewesen und habe ihm nicht in den Sinn kommen können auf einen jungen Prinzen so glorreichen Geschlechts einen Schlag zu führen, da er obendrein dem in Paris angezettelten Complot fremd sei. Kaum hatte man aber diesen Entschuldigungen einige Geltung verschafft, als man die schreckliche Hinrichtung von Vincennes erfuhr. Da konnte die französische Partei

vorbringen. Der französische Gesandte Laforest, welcher persönlich in großer Achtung stand, sah sich plötzlich von der Gesellschaft der Preußen ausgeschlossen und äußerte selbst in seinen Depeschen daß man nicht mehr mit ihm spreche. In einem seiner täglichen Berichte theilte er die eignen Worte eines der französischen Gesandtschaft sehr befreundeten Mannes mit, welcher sich so hatte vernehmen lassen: „Wenn man aus den exaltirten Reden einen Schluß auf die Erbitterung der Gemüther machen darf, so zweifle ich nicht daß alles, was mit der französischen Regierung zusammenhängt (um nichts Schlimmeres zu sagen), beleidigt würde, wofern man in Preußen nicht schirmende Gesetze und einen König hätte, dessen Grundsätze bekannt sind."

Unter demselben Datum sagte Laforest auch, nachdem diese Schreier erst sehr empfindlich gethan hätten, könnten sie eine Art von beleidigender Freude nicht verbergen, und sie kitzelten sich als ob ihnen ein großes Glück zu Theil geworden wäre.

Und allerdings war diese böse Geschichte ein bedeutendes Glück für die Feinde Frankreichs, denn nun zog die französische Partei überall den kürzern, nun entstanden Bündnisse die nur durch Kanonenschüsse wieder gelöst werden konnten.

Die Mißgriffe eines Widersachers sind eine traurige Ausgleichung derer welche man selbst begangen hat. Indessen bot uns England eine solche Ausgleichung dar. Dadurch daß es das nöthige Geld für ein Complot lieferte und dadurch daß es anordnete oder ruhig mit ansah wie drei seiner Agenten, nämlich seine Gesandten in Cassel, Stuttgard und München, sich in die fluchwürdigsten Intriguen einließen, beging es eine Handlung, für welche schwer ein Name aufzufinden ist. Der erste Consul hatte einen zuverlässigen Officier ausgesandt, der sich in einer Verkleidung und als angeblicher Agent der Verschwörung in das Vertrauen Drake's und Spencer Smith's eingeschlichen hatte. Von ihnen waren ihm zur Ablieferung an die Verschwornen und der Bequemlichkeit halber, da sich für den Augenblick hinreichende Summen in Silbergeld schwer zusammenbringen ließen, über 100,000 Francs in Gold zugekommen, die er auf der Stelle an die französische Polizei eingeliefert hatte. Der Bericht dieses Officiers sowie die eigenhändigen Briefe Drake's und Spencer's waren unverzüglich im Senat niedergelegt und dem diplomatischen Corps mitgetheilt worden, um die Authenticität der Handschriften zu constatiren. Die Thatsache war nicht wegzuleugnen. Dieser Bericht und diese Actenstücke, welche im Moniteur abgedruckt und an alle Höfe gesendet wurden, bewirkten daß auf den leidenschaftlichen Tadel, dessen ausschließlicher Gegenstand seit einigen Tagen Frankreich gewesen war, ein ernster Tadel gegen England folgte. Alle Unparteiischen sahen nun wohl, daß man

den ersten Consul durch abscheuliche Handlungen herausgefordert hatte, und bedauerten im Interesse seines Ruhms, daß er sich nicht mit dem Einschreiten des Gesetzes begnügt hatte, welches Georges und seine Mitschuldigen zermalmen, nicht damit daß das Verfahren der englischen Diplomatie allgemeine Verwerfung finden mußte. Drake und Smith wurden mit Unwillen von München und Stuttgard weggewiesen, reis'ten schnell durch Deutschland und wagten sich nirgends sehen zu lassen. Namentlich erhielt Drake, welcher durch Berlin ging, von der preußischen Polizei die Weisung sich auch keinen einzigen Tag dort aufzuhalten. Er fuhr daher bloß durch und schiffte sich, beladen mit der Schande die mit der Entweihung der heiligsten Functionen verknüpft ist, eiligst nach England ein.

Durch die Aufführung Drake's und seines Collegen kam man vom Tode des Herzogs von Enghien einigermaßen ab. Doch aber ward das preußische Cabinet, bei alle dem daß es in seinen Aeußerungen den vollkommensten Anstand beobachtete, plötzlich schweigsam, kalt und für Laforest ganz unzugänglich. Da verlautete kein Wort mehr von einem Bündnisse oder von Geschäften, ja nicht einmal von dem bösen Ereigniß, das man aller Orten so sehr beklagte. Man wußte daß Haugwitz und Lombard außer sich waren über einen Vorfall, der ihre Politik zu schanden machte; auch war es bekannt daß namentlich Haugwitz den Entschluß gefaßt hatte das Staatsruder zu verlassen und sich auf seine Güter nach Schlesien zurückzuziehen, welche durch den Krieg sehr herabgekommen waren. Aber diese beiden Männer gaben nichts mehr von sich. Laforest wollte eine Erklärung von Haugwitz herauslocken; dieser hörte seine Bemerkungen sehr rücksichtsvoll an und antwortete dann mit folgenden inhaltsschweren Worten: „Bei alle dem, mein Herr, können Sie sich darauf verlassen, daß der König alles, was den Ruhm des ersten Consuls betraf, mit der vorzüglichsten Theilnahme betrachtet hat. An ein Bündniß aber ist nicht mehr zu denken. Man hat vom König zu viel verlangt. Außerdem ist er durch ein unvorhergesehenes Ereigniß, dessen Folgen weder Sie noch ich zu hindern vermögen, plötzlich wieder auf ganz andre Gedanken gekommen."

Und allerdings war die Stimmung des Königs von Preußen durchaus verändert. Jetzt dachte er darauf sich Rußland zu nähern und bei ihm die Unterstützung zu finden, welche er erst bei Frankreich gesucht hatte. Er hatte den ersten Consul zur Reduction der hannöverschen Armee sowie zur Räumung der Elb- und Weser-Ufer zu bestimmen gewünscht und sich dafür verbindlich gemacht alle Frankreich etwa bedrohenden Wechselfälle mit ihm in Gemeinschaft zu tragen. Da er aber nun entschlossen war mit Frankreich nichts mehr gemein zu haben, so ergab er sich darein die Besetzung Hannovers und die damit verbundene Sperrung der Flüsse zu dulden und suchte im innigsten Einverständniß mit Rußland

die Mittel auf, den von der Anwesenheit der Franzosen in Deutschland herrührenden Uebelständen vorzubeugen oder sie wenigstens zu verringern. Demgemäß trat er sogleich mit dem russischen Gesandten in Unterredung. Es war etwas Leichtes eine solche Unterhandlung an ein glückliches Ende zu führen, denn sie entsprach ganz und gar den Wünschen des russischen Hofes.

Während die Wirkung des tragischen Ereignisses, welches Europa beschäftigte, in Berlin schon schwächer wurde, begann sie sich in St. Petersburg erst zu äußern. Hier war sie aber größer als anderwärts. An einem Hofe voll junger, rascher und inconsequenter Leute, die bei ihrer Entfernung von Frankreich nicht so vorsichtig zu sein brauchten, fehlte es nicht an allerlei Manifestationen. Der Courier kam eines Sonnabends in Petersburg an. An dem darauf folgenden Sonntage war Empfang des diplomatischen Corps. Der Kaiser, welcher sich durch den Hochmuth des ersten Consuls verletzt und sich daher nicht versucht fühlte an sich zu halten um sich ihm gefällig zu erweisen, hörte bei dieser Gelegenheit nichts als seinen Groll und das Geschrei einer zärtlichen Mutter. Selbst ohne sich mit seinem Cabinet zu berathen, ließ er sein ganzes Haus Trauer anlegen. Als der Augenblick des Empfanges kam, war zum größten Erstaunen der Minister selbst, denen man keine Mittheilung davon gemacht hatte, der Kaiser nebst seinem ganzen Hofe in Trauer. Die Repräsentanten aller europäischen Höfe sahen freudig dieses Zeichen von Schmerz, welches für Frankreich eine wahrhafte Beleidigung war. Unser Gesandter, der General Hédouville, welcher gleich den übrigen Gesandten beim Empfange zugegen war, befand sich einige Augenblicke in einer grausamen Lage. Doch bewahrte er eine so würdevolle Ruhe, daß es allen Zeugen dieser befremdlichen Scene auffiel. Der Kaiser ging an ihm vorbei ohne ein Wort zu sprechen. Der General schien dadurch weder beunruhigt noch in Verlegenheit gerathen zu sein, sondern sah mit ruhigem Blick umher und wahrte so durch seine Haltung die Würde der französischen Nation, die durch ein großes Mißgeschick compromittirt war.

Nachdem der Kaiser unklugerweise ein solches Aufsehen gemacht hatte, begann er eine Berathung mit seinen Ministern über das einzuhaltende Verfahren. Dieser jugendliche ebenso empfindsame als eitle Monarch brannte darauf eine Rolle zu spielen. Er hatte schon in den deutschen Angelegenheiten eine gespielt, aber dabei bald gemerkt, daß sie nicht sowohl von ihm erobert als ihm nur vom ersten Consul zugestanden worden sei. Er hatte in Bezug auf Neapel und Hannover Wünsche geäußert ohne daß man etwas darauf gegeben hätte; er war durch den Hochmuth des ersten Consuls verletzt worden, womit dieser Markoff's Unarten hervorgehoben, da er doch selbst das Benehmen dieses Gesandten getadelt hatte. Bei einer solchen Stimmung bedurfte es nur der geringsten Gelegenheit um sich

nicht weiter zu halten, und indem er der verletzten Eitelkeit nachgab, glaubte er nur den ehrenhaftesten Gefühlen der Humanität zu gehorchen. Nimmt man hierzu noch einen überaus empfindlichen Charakter und einen gänzlichen Mangel an Erfahrung, so wird man sich seine übereilten Entschlüsse erklären können.

Neben dem verdrießlichen Lärm, wovon wir eben sprachen, wollte er auch einen politischen Schritt thun, der etwas ernsterer Natur wäre als eine bloße Demonstration am Hofe. Nachdem ihm seine Räthe erst Widerstand geleistet hatten, verfielen sie, um ihn zufrieden zu stellen, auf ein sehr gewagtes Mittel, nämlich auf eine Reclamation gegen die Invasion des badischen Gebiets, indem Rußland das deutsche Reich zu garantiren habe. Dies war, wie sich zeigen wird, ein durchaus unüberlegter Schritt.

Ob dem russischen Hofe die Garantie des deutschen Reichs zukomme, die er sich hier beilegte, war noch sehr zu bestreiten, da auf die neuerliche in Gemeinschaft mit Frankreich ausgeführte Vermittelung keine ausdrückliche Gewährleistungsurkunde gefolgt war. Und eine solche Urkunde war, wofern eine Garantie existiren sollte, so nothwendig daß die französischen und russischen Gesandten mit ihren deutschen Collegen häufig über deren Dringlichkeit und die ihr angemessenste Form deliberirten. Dennoch war keine Urkunde zu Stande gekommen. In Ermangelung derselben konnte man sich noch an den Vertrag von Teschen halten, wodurch Frankreich und Rußland im Jahre 1779 die zwischen Preußen und Oestreich abgeschlossene Uebereinkunft rücksichtlich der baierschen Erbfolge garantirt hatten. Sollte aber wohl diese auf einen besondern Gegenstand beschränkte Verpflichtung das Recht verleihen sich in eine Frage der innern Polizei des Reichs zu mischen? Die Sache war zweifelhaft. Hatte sich das Reich über eine Gebietsverletzung zu beschweren, so kam eine Reclamation jedenfalls erst dem verletzten Staate d. h. dem Großherzog von Baden und höchstens einer deutschen, doch gewiß aber keiner fremden Macht zu. Man war also jedes Grundes völlig bar eine solche Frage zu erheben. Man mußte dadurch Deutschland in Verlegenheit bringen oder gar vor den Kopf stoßen, denn obwohl es beleidigt war, so hatte es doch keine Lust einen Streit anzufangen, dessen Ausgang leicht vorherzusehen war. Dadurch endlich daß man ein solches Aufsehen machte, zeigte man sich höchst unbedachtsam. Es waren kaum vier Jahre verflossen daß ein Verbrechen, welches Verleumder einen Vatermord nannten, Petersburg mit Blut befleckt und dem jungen Monarchen die Krone verschafft hatte. Die Mörder des Vaters befanden sich noch in der Umgebung des Sohnes, und keiner derselben war bestraft worden. Mußte man nun nicht von dem gewaltig kühnen Gegner auf eine niederschmetternde Antwort gefaßt sein? An die Stelle des kranken Woronzoff war der junge Fürst Czartorisky getreten, und man muß es diesem lassen, zu seinem Lobe sei es

gesagt, trotz seiner Jugend brachte er tüchtige Einwürfe vor. Aber die ältern Rathsglieder zeigten bei dieser Gelegenheit nicht mehr Umsicht als der jugendliche Monarch selbst, denn die Leidenschaften machen in Betreff der Besonnenheit alle Lebensalter gleich. Demzufolge entschied sich das Cabinet von St. Petersburg eine Note an den deutschen Reichstag zu richten, seine fürsorgende Thätigkeit anzuregen und ihn zur Berathung über die neuerdings im Großherzogthum Baden vorgekommene Gebietsverletzung zu veranlassen. Eine eben solche und denselben Gegenstand betreffende Note sollte an die französische Regierung gerichtet werden.

Hierauf beschränkte man noch nicht einmal die durch die Verhältnisse angeregten Manifestationen. Man wollte auch dem römischen Hofe für seine Nachgiebigkeit gegen Frankreich, daß er nämlich an letzteres den Emigranten Vernègues ausgeliefert hatte, eine auffallende Mißbilligung zu erkennen geben. Auf der Stelle ward der russische Gesandte von Rom abgerufen. Der päpstliche Nuntius mußte St. Petersburg verlassen. Man konnte sich gar keinen ungehörigern und verletzendern Tadel der Maßregeln eines fremden Hofs herausnehmen, auch wenn diese tadelnswerth gewesen wären. Sachsen fühlte sich dadurch beunruhigt daß Entraigues' Anwesenheit in Dresden dem ersten Consul verdrießlich war und hatte Rußland ersucht ihn zurückzurufen. Das Cabinet von St. Petersburg antwortete, Entraigues werde in Dresden bleiben, denn bei der Wahl der Agenten Rußlands habe man das Belieben andrer Höfe nicht zu befragen.

Nach diesen höchst unbesonnenen Schritten beschäftigte man sich damit den Folgen derselben vorzubeugen, indem man sich nach Bündnissen umsah. Man hatte natürlich mit Eifer und Wohlgefallen der neuen Sprache gelauscht welche Preußen führte, das erst Rußland für Frankreich und jetzt Frankreich für Rußland verließ, um sich nun mit dem Norden zu verbinden. Gern hätte man Friedrich Wilhelm zur Bildung einer Art von Continental-Coalition vermocht, die sich England zuneigte ohne eben von ihm abhängig zu sein. Indessen mußte man sich freilich damit begnügen wozu sich der König von Preußen erbot. Dieser Fürst sah sich doch genöthigt den Franzosen, seitdem er die Unterhandlungen mit ihnen abgebrochen hatte, Hannover zu überlassen und suchte sich nun vor den mit ihrer Anwesenheit verknüpften Uebelständen durch ein gutes Einverständniß mit Rußland zu wahren. Nur das wollte er, und es war unmöglich ihn zu etwas Weiterem zu vermögen.

Nachdem man sich also von beiden Seiten bemüht hatte ein Resultat zu erlangen dem man den Vorzug gab, einigte man sich über eine Art von Verpflichtung, welche in einer Erklärung von Preußen an Rußland und in einer andern von Rußland an Preußen bestand; diese war in verschiedenen Ausdrü-

abgefaßt und athmete je den Geist dieser beiden Höfe. Folgendes ist der Sinn jener Verpflichtung: So lange sich die Franzosen auf die Besetzung Hannovers beschränkten und in diesem deutschen Lande nicht mehr als 30,000 Mann unterhielten, sollten die beiden Höfe unthätig bleiben und alles in statu quo lassen. Würden jedoch die französischen Truppen vermehrt und andre deutsche Staaten überfallen, dann wollten sie sich zum Widerstand gegen eine solche neue Invasion vereinigen; wenn aber dieser Widerstand gegen das Unsichgreifen der Franzosen nach Norden hin einen Krieg zur Folge hätte, so wollten sie ihre Streitkräfte zusammenstoßen lassen und den nöthig gewordenen Kampf in Gemeinschaft bestehen. Für diesen Fall stellte der Kaiser alle Hülfsquellen seines Reichs Preußen ohne den geringsten Vorbehalt zur Verfügung. Dieser klägliche Vertrag, von Preußen den 24. Mai 1804 unterzeichnet, enthielt jedoch so manchen Vorbehalt dieser letztern Macht. Der König sagte in seiner Erklärung, er gedächte sich nicht leichtsinnig zu einem Kriege fortreißen zu lassen: nicht also eine Vermehrung der Armee, welche Hannover inne habe, um wenige hundert Mann, wie sie zur alljährlichen Recrutirung dieses Heeres regelmäßig bei ihm einträfen, ebenso wenig als eine zufällige Colliston mit einer von den kleinen deutschen Mächten würde ihn bewegen trotzig mit Frankreich zu brechen, sondern nur dessen förmliche Absicht sich in Deutschland weiter auszudehnen, wie sie aus einer reellen und beträchtlichen Vermehrung der französischen Streitkräfte in Hannover hervorgehen werde. Der jugendliche Kaiser dagegen knüpfte seine Verpflichtung an keinen derartigen Vorbehalt. Er machte sich schlechtweg verbindlich seine Armeen im Fall eines Kriegs zu den preußischen stoßen zu lassen *).

---

*) Dieser unter der Form einer beiderseitigen Erklärung abgeschlossene Vertrag darf nicht mit dem geheimen Tractat von Potsdam verwechselt werden, welcher am 3. November 1805 abgeschlossen wurde, während Napoleon von Ulm nach Austerlitz marschirte, und welchen Preußen in Folge der Verletzung des Gebiets von Anspach und Baireuth einging. Der, von welchem wir hier sprechen, ist nie in einer Sammlung diplomatischer Actenstücke veröffentlicht worden, ja er ist sogar Frankreich unbekannt geblieben. Da es mir geglückt ist ihn kennen zu lernen, so mache ich ihn hiermit bekannt, um dadurch über jene wichtige Thatsache, die Aufgebung der französischen Allianz von Seiten Preußens, Licht zu verbreiten.

Erklärung des preußischen Hofs.

Wir Friedrich Wilhelm III. ꝛc. ꝛc.

Da der Krieg, welcher zwischen England und Frankreich wieder entbrannt ist, den Norden Deutschlands einer fremden Invasion ausgesetzt hat, so haben die Folgen, welche schon jetzt für unsre Monarchie und unsre Nachbarn daraus hervorgegangen sind, unsre ganze Fürsorge in Anspruch genommen, besonders aber haben die, welche noch daraus hervorgehen könnten, uns vermocht bei Zeiten die Mittel zu erwägen und vorzubereiten, welche dagegen in Anwendung zu bringen sind.

Wie peinlich auch die Besetzung Hannovers sowie deren mittelbare Folge, die Sperrung

Dieser Vertrag von so eigenthümlicher Form sollte geheim gehalten werden und blieb uns in der That völlig unbekannt. Kaum war er abgeschlossen, als

---

der Flüsse, sein mögen, so haben wir doch, da alles bis auf den Krieg erschöpft ist einem solchen Zustande der Dinge ein Ende zu machen, den Entschluß gefaßt der Erhaltung des Friedens dieses Opfer zu bringen, nicht wieder auf das Vergangene zurückzukommen und nicht zu selbstthätigen Maßregeln vorzuschreiten, so lange wir uns nicht durch neue Usurpationen dazu gezwungen sehen.

Würde aber die französische Regierung trotz ihren feierlichen Versprechungen ihre Unternehmungen gegen die Sicherheit irgend eines der nördlichen Staaten noch über den status quo des gegenwärtigen Augenblicks ausdehnen, so sind wir entschlossen mit den Streitkräften dagegen anzukämpfen, welche die Vorsehung in unsre Hände gelegt hat.

Dies haben wir Frankreich erklärt und dieses hat unsre Erklärung angenommen. Aber besonders gegen S. Majestät den Kaiser aller Reußen fühlten wir uns durch Vertrauen und Freundschaft verpflichtet uns frei darüber auszusprechen, und wir hatten die Genugthuung uns zu überzeugen, daß unsre Entschlüsse den Grundsätzen unsres erhabenen Alliirten durchaus entsprachen und daß er selbst entschlossen war dieselben mit uns aufrecht zu erhalten. Demzufolge sind wir mit Sr. kaiserlichen Majestät über folgende Punkte einig geworden:

1) Man wird sich verabredetermaßen jedem neuen Eingriff der französischen Regierung in die Staaten des Nordens widersetzen, welche ihrem Streite mit England fremd sind.

2) Darum wird man anfangen fortgesetzt und streng auf die Rüstungen der Republik zu merken. Man wird die Truppencorps, welche sie in Deutschland unterhält, mit wachsamem Auge beobachten, und wird deren Anzahl vermehrt, so wird man sich ohne Zeitverlust fertig machen, dem Schutze Achtung zu verschaffen, welchen man den schwachen Staaten zugedacht hat.

3) Ist wirklich der Fall einer neuen Usurpation vorhanden, dann würden einem so gefährlichen Feinde gegenüber halbe Maßregeln offenbar bloß von traurigen Folgen sein. Nur mit Streitkräften, wie sie der ungeheuern Macht der Republik angemessen wären, könnten wir gegen sie marschiren. Nehmen wir also das Anerbieten unsres erhabenen Alliirten dankbar an unverzüglich eine Armee von **40—50,000** Mann zu unsern Truppen stoßen zu lassen, so würden wir nichts desto weniger auf die frühern Stipulationen des Allianz-Tractats zwischen Rußland und Preußen rechnen, wonach die Geschicke beider Reiche dermaßen aneinander geknüpft sind daß, sobald die Existenz des einen auf dem Spiele steht, die Pflichten des andern unbegrenzt sein sollen.

4) Um den Zeitpunkt zu bestimmen wo der casus foederis eintritt, muß man die Dinge in großem Maßstabe und nach ihrem Geiste betrachten. Die kleinen Staaten des Reichs jenseit der Weser können vorübergehend der Schauplatz von Dingen sein welche den aufgestellten Grundsätzen widerstreiten, indem ihre Souveräns sich entweder aus Eigennutz an Frankreich verkauft haben, wie der Graf von Bentheim, oder in andrer Beziehung von ihm abhängen, wie der Graf von Ahremberg. Solche kleine Abweichungen von der Regel welche, wie in Meppen, durch eine Vorstellung wieder in's Gleiche zu bringen sind oder die niemandes Sicherheit beeinträchtigen, haben nichts mit einer Uebereinkunft zu schaffen, deren Zweck eben die Sicherheit war. Erst an den Ufern der Weser werden die Interessen wesentlich, weil es sich von diesem Punkte an um Dänemark, Mecklenburg, die Hanfestädte ꝛc. handelt; und folglich tritt der casus foederis ein bei der ersten Unterneh-

der König von Preußen, der sich beständig überall umschaute um der Gefahr eines Kriegs vorzubeugen, schon in Besorgniß war, nachdem er sich in Bezug

---

mung der Franzosen gegen einen auf dem rechten Ufer der Weser gelegenen Staat des deutschen Reichs und namentlich gegen die dänischen Provinzen und Mecklenburg, indem wir auch mit Recht erwarten, daß alsdann S. Majestät der König von Dänemark mit uns gemeinschaftliche Sache gegen den Feind machen wird.

5) Die ungeheuern Märsche, welche die russischen Truppen zu machen haben würden um zu den unsrigen zu stoßen, und die Schwierigkeit zu rechter Zeit einzutreffen um an den entscheidenden Schlägen theilzunehmen, lassen es uns als angemessen erscheinen daß man für die verschiedenen Waffengattungen eine verschiedene Art der Weiterbeförderung wähle. Während nämlich die russische Cavalerie und die Artilleriepferde durch unsre Provinzen herankommen können, wäre es vorzüglicher wenn die Insanterie nebst den Kanonen zu Wasser transportirt und je nach den feindlichen Operationen in irgend einem Hafen Pommerns, Mecklenburgs oder Holsteins an's Land gesetzt würden.

6) Unmittelbar nach Beginn der Feindseligkeiten oder auch schon früher, wenn es von den beiden contrahirenden Höfen für angemessen erkannt wird, sollen Dänemark und Sachsen eingeladen werden dieser Uebereinkunft beizutreten und je nach ihrer Macht mitzuwirken; dasselbe gilt von allen übrigen Fürsten und Staaten des nördlichen Deutschlands, denen wegen der Nähe ihres Landes die Wohlthaten der gegenwärtigen Maßregel zu gute kommen müssen.

7) Von dieser Zeit an verpflichten wir uns die Waffen nicht eher niederzulegen und uns mit dem Feinde nicht eher zu vertragen als nach Einwilligung und vorgängiger Uebereinkunft mit Sr. kaiserlichen Majestät, indem wir das vollste Vertrauen gegen diesen unsern erhabenen Alliirten hegen, welcher die nämlichen Verpflichtungen gegen uns übernommen hat.

8) Ist das vorgesteckte Ziel erreicht, so behalten wir uns vor, uns mit Sr. kaiserlichen Majestät über die weiter zu ergreifenden Maßregeln zu verständigen, um Nord-Deutschland von den fremden Truppen gänzlich zu säubern und dieses glückliche Resultat für die Zukunft dauernd zu sichern, indem auf eine Ordnung der Dinge Bedacht genommen werden muß, wobei Deutschland nicht mehr den Uebelständen ausgesetzt ist unter denen es seit dem Beginn des gegenwärtigen Kriegs hat leiden müssen.

Diese Erklärung soll gegen eine andre gleiches Inhalts, die von Sr. Majestät dem Kaiser von Rußland unterzeichnet ist, ausgetauscht werden, und wir geben unser königliches Wort darauf die darin enthaltenen Verpflichtungen treu zu erfüllen.

Zu dessen Beglaubigung haben wir Gegenwärtiges eigenhändig unterschrieben und unser königliches Siegel beidrucken lassen.

Gegeben Berlin den 24. Mai i. J. des Heils 1804, dem 8. unsrer Regierung.

Unterzeichnet: Friedrich Wilhelm.
Contrasignirt: Hardenberg.

Gegenerklärung von Seiten Rußlands.

Die kritische Lage, worin sich das nördliche Deutschland befindet, und der Druck welcher wegen des Aufenthaltes der französischen Truppen im Churfürstenthum Hannover auf seinem Handel sowie auf dem des ganzen Nordens lastet; ferner die Gefahren, womit die Ruhe derjenigen Staaten bedroht ist, welchen in diesem Theile des Continents das Joch der Franzosen noch nicht aufliegt, haben unsre ganze Sorge in Anspruch genommen und wir

auf Rußland sicher gestellt hätte, sich in Bezug auf Frankreich zu sehr bloßgegeben zu haben. Daß er so plötzlich aufgehört von einem Bündniß mit uns zu

---

sind daher bestrebt gewesen Mittel zur Verscheuchung unsrer diesfallsigen Besorgnisse aufzusuchen.

Da der Invasion des Churfürstenthums Hannover einmal nicht vorgebeugt werden konnte und dann leider die Umstände es nicht gestatteten dieses Land von den französischen Truppen zu befreien, so halten wir es für angemessen für den Augenblick nicht handelnd aufzutreten, so lange sich die französische Regierung auf die Besetzung der deutschen Ländereien seiner brittischen Majestät beschränkt, aber auch nicht zu gestatten daß die französischen Armeen in Deutschland die Linie überschreiten, hinter welcher sie gegenwärtig stehen.

Da S. Majestät der König von Preußen, den wir im Vertrauen von unsern Befürchtungen und von den Maßregeln in Kenntniß gesetzt haben, welche wir zur Beseitigung der drohenden Gefahr nothwendig treffen zu müssen glaubten, unsern Absichten seinen Beifall gezollt und den Wunsch geäußert hat bei so heilsamen Veranstaltungen mitzuwirken und neuen Eingriffen der französischen Regierung in andre bei ihrem Streite mit England unbetheiligte Staaten des deutschen Reichs zu wehren, so sind wir mit Sr. preußischen Majestät über folgende Punkte einig geworden:

1) Da die französische Regierung bei ihrer bekannten Kühnheit und Thätigkeit ihre Entschlüsse ohne weiteres faßt und ausführt, so wird es unbedingt nöthig über deren etwaige Rüstungen zu wachen, die sie vornehmen möchte um ihre Plane auf Nord-Deutschland vollends auszuführen. Man wird demnach ein wachsames Auge auf die Truppen haben, welche in diesen Gegenden liegen, und falls ihre Anzahl vermehrt werden sollte, wird man sich angelegen sein lassen ohne Zeitverlust eine solche Stellung einzunehmen, wodurch man dem Schutze Achtung verschafft welchen man den schwachen Staaten zu gewähren gemeint ist, da sie selbst sich den ihnen drohenden Gefahren nicht zu entziehen vermögen.

2) Um jeder Ungewißheit über die Zeit vorzubeugen wo die oben erwähnten Mittel von beiden Seiten in Anwendung zu bringen sind Nord-Deutschland vor einer fremden Invasion zu wahren, ist vor allen Dingen zwischen uns und Sr. preußischen Majestät der casus foederis durch gegenwärtige Uebereinkunft festgestellt worden. Und so hat man sich dahin vereinigt ihn als eingetreten anzusehen sobald die in den churfürstlichen Staaten Sr. brittischen Majestät stationirten französischen Truppen sich noch irgend einen Eingriff in die angrenzenden Länder erlauben.

3) Sowie der casus foederis eingetreten ist, wird S. Majestät der König von Preußen, welcher dem Schauplatze der Begebenheiten näher ist, das Losschlagen nicht verschieben bis sich die unten verzeichneten Streitkräfte mit den seinigen vereinigt haben, sondern die Operationen beginnen sobald er Kunde erhält, daß die französischen Truppen die Linie überschritten haben welche sie gegenwärtig in Nord-Deutschland einnehmen.

4) Da wir alle Mittel in Bereitschaft haben die wir demselben Zwecke zu widmen gedenken, so machen wir uns hierdurch mit aller Förmlichkeit verbindlich auf das erste uns gegebene Signal mit der möglichsten Schnelligkeit Sr. preußischen Majestät zu Hülfe zu kommen.

5) Die Streitkräfte, welche von uns zur Vertheidigung des noch übrigen Theils von Nord-Deutschland verwendet werden sollen, belaufen sich auf 40,000 Mann Linientruppen, die im Nothfall bis auf 50,000 Mann vermehrt werden können. S. Majestät der König von Preußen verpflichtet sich ebenfalls zu demselben Zwecke eine gleiche Anzahl Linientru[illegible]

sprechen, daß er über die Angelegenheit mit dem Herzog von Enghien ein so ernstes und bedeutungsvolles Stillschweigen beobachtet hatte, dies schien ihm eine Gefahr für den Frieden zu sein. Daher erhielt Haugwitz den Auftrag dem französischen Gesandten feierlich zu erklären, daß Preußen durchaus neutral bleiben werde so lange die französischen Truppen in Hannover nicht vermehrt würden. Demzufolge brach Haugwitz plötzlich sein gezwungenes Stillschweigen gegen Laforest und erklärte ihm, der König, sein Herr, verpflichte sich mit seinem Ehrenworte neutral zu bleiben, was auch geschehen möge, wofern in Hannover die Zahl von 30,000 Franzosen nicht überschritten würde. Er fügte noch hinzu, dies sei beinahe so viel werth als die verfehlte Allianz; denn rege sich Preußen nicht, was unter den aufgestellten Bedingungen gewiß der Fall sei, so werde sich der Continent sicherlich auch nicht regen. Laforest fand den in dieser Erklärung liegenden Nachdruck auffällig, weil er durch nichts motivirt war; obwohl dadurch nichts offenbar wurde, so däuchte er ihm doch sonderbar. Friedrich Wilhelm glaubte sich nun mit jedermann gesetzt zu haben. Es giebt keinen kläglichern Anblick als den der ungeschickten Schwäche, wenn sie sich in's Labyrinth der Politik verwickelt und sich dadurch, daß sie alles von sich abwehren

---

zu verwenden. Haben die militärischen Operationen erst begonnen, so machen wir uns verbindlich die Waffen nicht niederzulegen noch uns mit dem gemeinschaftlichen Feinde zu vertragen, bevor nicht S. preußische Majestät darein gewilligt und sich vorher mit uns darüber geeinigt hat; dies natürlich unter der Bedingung daß S. Majestät der König von Preußen sich gleichfalls verpflichtet die Waffen nicht eher niederzulegen und sich mit dem gemeinschaftlichen Feinde nicht eher zu vertragen als nach unsrer Einwilligung und vorgängiger Uebereinkunft mit uns.

6) Unmittelbar nach Beginn der Feindseligkeiten oder auch schon früher, wenn es von den beiden contrahirenden Höfen für angemessen erkannt wird, sollen der König von Dänemark und der Churfürst von Sachsen eingeladen werden dieser Uebereinkunft beizutreten und je nach ihrer Macht mitzuwirken; dasselbe gilt von allen übrigen Fürsten und Staaten des nördlichen Deutschlands, denen wegen der Nähe ihres Landes die Wohlthaten der gegenwärtigen Maßregel zu gute kommen müssen.

7) Ist das vorgesteckte Ziel erreicht, so behalten wir uns vor, uns mit seiner preußischen Majestät über die weiter zu ergreifenden Maßregeln zu verständigen, um den Boden des deutschen Reichs gänzlich von den fremden Truppen zu säubern und dieses glückliche Resultat für die Zukunft dauernd zu sichern, indem auf eine Ordnung der Dinge Bedacht genommen werden muß, wobei Deutschland nicht mehr den Uebelständen ausgesetzt ist unter denen es seit dem Beginn des gegenwärtigen Kriegs hat leiden müssen.

Diese Erklärung soll gegen eine andre gleiches Inhalts, die von Sr. Majestät dem König von Preußen unterzeichnet ist, ausgetauscht werden, und wir geben unser kaiserliches Wort darauf die darin enthaltenen Verpflichtungen treu zu erfüllen.

Zu dessen Beglaubigung haben wir dieselbe eigenhändig unterschrieben und unser Reichssiegel beidrucken lassen.

Gegeben Peteersburg den ... i. J. 1804, dem 4. unsrer Regierung.

will, immer mehr compromittirt, wie ein schwacher Vogel der sich dadurch, daß er sich losmachen will, erst recht in der Schlinge fängt.

So wurde unter dem starken Eindrucke des Ereignisses von Vincennes durch die zweideutige Politik des Königs von Preußen der Grund zur dritten Coalition gelegt. Rußland freute sich Preußen gewonnen zu haben und begann nun Oestreich mehr Aufmerksamkeit zu widmen, indem es sich bestrebte sich dieser Macht etwas gefälliger zu erweisen als es bisher gethan hatte. Dazu hatte es ein leichtes Mittel in Händen; es durfte sich nur rücksichtlich der im Reiche noch obschwebenden Fragen nicht mehr wie Frankreich sondern gerade wie der Wiener Hof äußern.

Es ist jetzt noch zu erwähnen, wie das Ereigniß, welches die Höfe von Berlin und St. Petersburg so sehr beunruhigt hatte, in Wien betrachtet worden war. Gab es irgend einen Hof, dem die Entführung des Herzogs von Enghien vom deutschen Boden zu Herzen gehen mußte, so war es sicherlich der östreichische. Und doch waren die einzigen gemäßigten Minister bei dieser Gelegenheit die des Kaisers. Es entschlüpfte ihnen kein verletzender Ausdruck für die französische Regierung, sie thaten keinen Schritt worüber sie sich hätte beklagen können. Und doch lag es dem Reichsoberhaupte ob, dem natürlichen Wächter über die Sicherheit und die Würde Deutschlands, oder es lag niemandem in der Welt ob, seine Stimme gegen die im Großherzogthum Baden begangene Handlung zu erheben. Will man es aufrichtig sagen, so muß man selbst zugeben daß alles in der Ordnung gewesen wäre, wenn die Ruhe, welche hierbei der östreichische Hof blicken ließ, in Petersburg geherrscht, und wenn ein so eilfertiger Einspruch sich in Wien geoffenbart hätte. Niemand würde es befremdend gefunden haben, wenn der Kaiser mit Mäßigung aber auch mit Festigkeit vom ersten Consul Erklärungen über eine Gebietsverletzung gefordert hätte, wodurch sich Deutschland sehr beunruhigt fühlen mußte. Dem war aber nicht so, ja es fand sogar das Gegentheil statt. In Petersburg war man jung und unerfahren und, was besonders in Anschlag zu bringen ist, weit von Frankreich entfernt; in Wien war man umsichtig und versteckt und wohl zu merken sehr in der Nähe des Siegers von Marengo. Man schwieg. Cobentzl ward mehr von Champagny angeregt als daß er diesen angeregt hätte, und meinte er begreife sehr wohl die nothwendige Härte der Politik und bedaure allerdings ein Ereigniß, wodurch in Europa neue Verwickelungen herbeigeführt werden könnten, allein das Wiener Cabinet werde, so viel an ihm sei, eifriger als je über die Erhaltung des Continentalfriedens wachen.

Um das Benehmen des Wiener Cabinets bei dieser Gelegenheit zu begreifen, muß man wissen daß es, während es auf eine günstige Gelegenheit lauerte wiederzugewinnen was es verloren hatte (und eine solche Gelegenheit wollte es

auf eine unbesonnene Weise herbeiführen), mit der äußersten Spannung beobachtete was bei Boulogne vorging und den sehr natürlichen Wunsch hegte, der Ocean möchte die französischen Armeen verschlingen, daß es aber dieselben um keinen Preis an die Donau locken wollte, denn es kannte deren unwiderstehlich gewordene Obmacht. Die Zeit, welche Frankreich auf den Seekrieg zu wenden genöthigt war, benutzte es dazu nach eignem Gutdünken die Fragen zu entscheiden die durch den Receß von **1803** nicht gelöst worden waren. Diese aus Mangel an Zeit unerledigt gebliebenen Fragen waren, wie man sich erinnern wird, folgende: Die Herstellung des Verhältnisses der katholischen und protestantischen Stimmen im Fürstencollegium; die Aufrechthaltung oder Aufhebung des reichsunmittelbaren Adels; die neue Eintheilung in Kreise wegen der Polizei und wegen der Aufrechthaltung der Ordnung in Deutschland; die Reorganisation der deutschen Kirche; die Sequestration der beweglichen und unbeweglichen Güter der secularisirten geistlichen Fürsten und endlich noch verschiedene Angelegenheiten von geringerer Wichtigkeit. Die wegen ihrer Folgen bedeutungsvollste dieser Fragen war die Verzögerung der neuen Eintheilung in Kreise, weil die Polizei darunter litt und alles der Gewalt des Stärkern überlassen wurde. Da Frankreich eben mit dem Seekriege alle Hände voll zu thun hatte und noch dazu von Rußland getrennt war, so gab es nirgends einen äußern Einfluß mehr welcher den unterdrückten Staaten hätte zu Hülfe kommen können. Ueberall verfiel das deutsche Reich in Anarchie.

Zu Ende der Unterhandlung von **1803** hatte Oestreich die Pertinenzstücke der secularisirten Fürstenthümer sequestrirt die ihm unter den Händen waren. Man erinnert sich daß diese vormaligen geistlichen Fürstenthümer zum Theil Fonds in der Wiener Bank niedergelegt und zum Theil Enclaven in verschiedenen deutschen Staaten hatten. Diese Gelder und Enclaven mußten natürlich den entschädigten Fürsten gehören. Oestreich aber hatte Gott weiß nach was für einem Grundsatze des Feudalrechts für mehr als **30** Millionen in der Wiener Bank deponirter Capitalien sequestrirt oder in Renten angelegt. Den bedeutendsten Verlust erlitten dabei Baiern und das Haus Oranien. Hierbei war Oestreich auch noch nicht stehen geblieben. Es unterhandelte mit einer Menge kleiner Fürsten um ihnen gewisse Besitzungen in Schwaben abzunehmen und sich so eine Stellung an den Ufern des Bodensees zu schaffen. So hatte es dem Fürsten von Bretzenheim die Stadt Lindau abgekauft und ihm dafür Ländereien in Böhmen abgetreten sowie das Versprechen einer Virilstimme auf dem Reichstage ertheilt. Auch unterhandelte es mit dem Hause Königseck, das ihm unter ähnlichen Bedingungen seine Besitzungen in derselben Gegend überlassen sollte. Endlich betrieb es beim Reichstage die Einführung neuer katholischer Stimmen, um die Anzahl der katho=

lischen und protestantischen Stimmen einander gleich zu machen. Da die Majorität auf dem Reichstage nicht geneigt schien ihm zu willfahren, so drohte es jede Berathung abzubrechen, bis die Frage über das Verhältniß der Stimmen seinen Wünschen gemäß entschieden sei.

Die deutschen Fürsten, welche durch Oestreichs Gewaltthätigkeiten in Nachtheil gekommen waren, rächten sich dadurch daß sie wieder gegen schwächere Staaten ähnliche Gewaltthätigkeiten verübten. Hessen und Würtemberg ließen die Ländereien des reichsunmittelbaren Adels überfallen und machten gar kein Hehl daraus daß sie dieselben ihren Staaten einverleiben wollten. Da sich der reichsunmittelbare Adel an das Reichskammergericht von Wetzlar gewendet hatte um ein Urtel gegen die ihn bedrohenden Usurpationen zu veranlassen, so hatte die hessische Regierung die öffentlichen Anschläge des vom Reichsgericht gefällten Urtels überall abreißen lassen und dadurch das Beispiel zur befremdendsten Mißachtung der kaiserlichen Tribunale gegeben. Bei solchem Unfug ließ man es nicht einmal bewenden, sondern weigerte sich auch noch die Pensionen der Geistlichkeit zu bezahlen, welche durch die Secularisationen ihrer Güter beraubt worden war. So wollte sich der Herzog von Würtemberg zu gar keiner solchen Zahlung verstehen. Bei all diesen gegenseitigen Gewaltthätigkeiten schwieg jedermann in der Hoffnung für seine Person straflos zu bleiben. Man führte keine Klage über Oestreichs Sequestrationen, damit dieses wieder alles ruhig mit ansähe was man gegen den reichsunmittelbaren Adel oder gegen die armen ihres Brodes beraubten Pensionnäre unternahm. Baiern, das von Oestreich am meisten gemißhandelt worden war, rächte sich dafür an dem Fürsten Erzkanzler, dessen Chur von Mainz auf Regensburg übergegangen war. Kaum erblickte es ihn auf dem Regensburger Gebiete, wonach es selbst lange gestrebt hatte, als es ihn mit seinen Drohungen verfolgte, ihm eine Menge Enclaven abnahm und mit tausendfachen Besorgnissen wegen seiner Existenz ängstete. Preußen ahmte diese Handlungsweise in Westphalen nach und blieb in Betreff der Usurpationen weder hinter Baiern noch hinter Oestreich zurück.

Nur zwei Staaten verfuhren gerecht; einmal der Fürst Erzkanzler, welcher seine Existenz den Maßregeln von **1803** zu verdanken hatte und sich bestrebte ihnen bei den Reichsgliedern Achtung zu verschaffen; dann der Churfürst von Sachsen welcher, unbetheiligt bei diesen so vielfachen Ansprüchen, ruhig in seinem alten Fürstenthum sitzen geblieben war, ohne etwas verloren oder erworben zu haben, und nun aus Klugheit und Rechtschaffenheit für die Achtung der Rechte eines Jeden seine unfruchtbare Stimme abgab.

Welche Zugeständnisse an Oestreich man sich auch hatte zu schulden kommen lassen, indem man ihm gestattete die Einen zu unterdrücken damit es die Unter

drückung der Andern ruhig mit ansehen möge, dennoch fühlte es dadurch, besonders in Bezug auf Baiern, seinen Arm noch nicht gelähmt. Es hielt sich für stark genug daß es nichts mehr zu schonen brauchte. Es machte jetzt die Sache des reichsunmittelbaren Adels ganz zu der seinigen, da es dessen natürlicher Beschützer war und an dessen Erhaltung wegen der Recrutirung seiner Armeen ein Interesse hatte.

Es ist schon gezeigt worden daß der reichsunmittelbare Adel, welcher beim Kaiser und nicht bei den Fürsten, in deren Ländern ihre Enclaven lagen, zu Lehen gingen, auch nicht diesen ein Truppencontingent zu liefern hatte. Diejenigen von den Einwohnern, welche Lust hatten Soldaten zu werden, ließen sich in der östreichischen Armee anwerben; so kamen allein in Franken jährlich über 2000 Recruten zusammen, die nicht so sehr wegen ihrer Anzahl als wegen ihrer Vortrefflichkeit hoch anzuschlagen waren. Es waren dies wirklich noch echte Deutsche, den übrigen östreichischen Soldaten an Kenntniß, Muth und kriegerischen Eigenschaften weit überlegen. Sie lieferten alle Unterofficiere der kaiserlichen Armeen und bildeten gewissermaßen den deutschen Cadre unter dem Oestreich die so verschiedenartigen Leute, welche es in seinen weiten Staaten hat, ausbilden ließ. Auch war es entschlossen in dem angegebenen Punkte eher allem, nur nicht einem Kriege mit Frankreich, Trotz zu bieten als nachzugeben. Ohne sich darum zu kümmern, ob man ihm einen Gewaltmißbrauch vorwerfen möge oder nicht, gab es die gegen den reichsunmittelbaren Adel begangenen Eingriffe beim Reichshofrath als Maßregeln der Gewaltthätigkeit an, die ausschließlich der Polizei des Kaisers anheim fielen, und mit einer beim deutschen Rechtsgange ganz ungewöhnlichen Eilfertigkeit ließ es eine provisorische Entscheidung geben, welche in der Sprache der Reichsverfassung „Conservatorium“ heißt, und übertrug deren Ausführung den vier Bundesstaaten Sachsen, Baden, Böhmen und Regensburg. Es ließ nach zwei Seiten hin, nämlich durch Böhmen und durch Tyrol 18 Bataillone marschiren und bedrohte Baiern mit einer unverzüglichen Invasion, wenn es seine Truppen nicht aus den verschiedenen Herrschaften zurückzöge die es überfallen hatte. Begreiflich mußte Oestreich in einer solchen Lage sehr behutsam gegen den ersten Consul verfahren, denn obgleich dieser am Ocean zu thun hatte, so war er doch nicht der Mann der deshalb irgendwo hätte zurückweichen sollen. Uebrigens machte ihn der Zorn, worein man ihn versetzt hatte, noch reizbarer und furchtbarer als gewöhnlich. Daraus erklärt sich die Behutsamkeit der östreichischen Diplomaten in Bezug auf die Angelegenheit mit dem Herzog von Enghien sowie die wirkliche oder angenommene Gleichgültigkeit, welche sie bei diesem bedeutungsvollen Umstande zur Schau trugen.

Wir haben bereits die Stimmung gezeichnet welche beim ersten Consul die

gegen ihn gerichteten Angriffe erzeugt hatten. Die Wohlthaten, womit er die Emigranten so gern überhäufen mochte, hatten ihren Haß nicht entwaffnet. Das rücksichtsvolle Benehmen, welches er gegen Europa beobachtete, hatte nicht dessen Eifersucht gemindert. Im höchsten Grade entrüstet daß man seine gute Meinung so wenig erwiederte, hatte er in seiner Seele eine plötzliche Umwälzung und sich aufgelegt gefühlt alles zu mißhandeln was er bisher am meisten geschont hatte. Die Antwort auf die eben berichteten Manifestationen ließ nicht auf sich warten. Nachdem wir die Verirrung seiner Leidenschaften beklagt haben, bietet sich uns auf's neue die Gelegenheit dar die ganze Größe seines Charakters zu bewundern.

Der preußische Hof hatte geschwiegen und aufgehört von einem Bündniß zu sprechen. Man schwieg gleich ihm; aber der erste Consul ließ Laforest einen harten Verweis geben daß er in seinen Depeschen die Eindrücke im Berliner Publicum zu treu wiedergegeben habe. Was den russischen Hof betrifft, so ward ihm eine augenblickliche und grausame Erwiederung zu Theil. Der General Hédouville erhielt Befehl St. Petersburg binnen 48 Stunden zu verlassen, ohne einen andern Grund seiner Abreise anzuführen als den seiner wankenden Gesundheit, einen bei den Diplomaten üblichen Grund, wenn sie errathen zu lassen wünschen was sie nicht sagen wollen. Er sollte nicht wissen lassen ob er bloß für einige Zeit oder für immer abreis'te. Nur Rayneval sollte als Geschäftsträger dort bleiben. Uebrigens war seit Markoff's Entlassung auch in Paris nur ein Agent dieses Grades, nämlich Oubril. Nun ließ der erste Consul auf die Depesche des russischen Cabinets eine Antwort folgen die für den Kaiser schmerzlich war. Man erinnerte in dieser Antwort daran daß Frankreich, nachdem es sich bis jetzt auf's freundschaftlichste gegen Rußland bewiesen und dieses an allen großen Continental-Angelegenheiten zur Hälfte betheiligt habe, keine Erwiederung seines Benehmens erblicke; es finde die russischen Agenten ohne Ausnahme übelgesinnt und feindselig; dem letzten Friedensvertrage zuwider, welcher beide Höfe verpflichte einander keine Verlegenheit zu bereiten, beglaubige das Cabinet von St. Petersburg französische Emigranten bei auswärtigen Nationen und lasse Verschwörer sich durch den Deckmantel der russischen Nationalität schützen um sie der französischen Polizei zu entziehen; das heiße Geist und Buchstaben der Verträge zugleich verletzen; wolle man Krieg, so dürfe man es nur frei heraus sagen; der erste Consul, welcher den Krieg nicht wolle, fürchte ihn auch nicht, denn der letzte Feldzug enthalte nichts was ihn in Unruhe zu versetzen brauche (dies war eine Anspielung auf Suwarow's Mißgeschick); was den Vorgang in Baden betreffe, so lege sich Rußland sehr leichthin die Garantie des deutschen Bodens bei, indem seine Ansprüche auf eine Intervention noch sehr streitig seien; sicherlich habe Frankreich von einem Rechte gesetzmäßiger Vertheidigung gegen Complotte Gebrauch gemach-

man an seiner Grenze unter Mitwissen deutscher Regierungen angezettelt habe, welche letztere von ihm mit Wohlthaten überhäuft worden seien und es nun mit dem schwärzesten Undank belohnt hätten; überdies habe es sich darüber mit ihnen verständigt, werde sich auch nur mit ihnen verständigen und Rußland werde es an seiner Stelle ebenso gemacht haben; wenn es nun in Erfahrung gebracht hätte daß sich die Mörder Paul's I. eine Tagereise von seiner Grenze versammelt hätten und von ihm erreicht werden könnten, würde es sich enthalten haben sie dort zu greifen?

Dies war eine grausame Ironie gegen einen Fürsten, dem man es zum Vorwurf machte keinen von den Mördern seines Vaters bestraft zu haben und welchen man eben deshalb, obwohl sehr mit Unrecht, der Mitschuld an einem scheußlichen Attentat anklagte. Sie mußte dem Kaiser Alexander beweisen wie unklug es von ihm gehandelt war sich mit der Angelegenheit des Herzogs von Enghien zu befassen, da Paul's I. Tod eine Erwiederung so leicht und so schrecklich machte.

Nachdem Rußland in Bezug auf Deutschland neuerdings das Verfahren Oestreichs und dessen offenkundige Absicht gebilligt hatte die Verfassungsfragen beim Reichshofrath anhängig zu machen, sagte der erste Consul gerade heraus, Frankreich trenne sich rücksichtlich der weitern Verhandlung der deutschen Angelegenheiten von jetzt an von der russischen Diplomatie; es könne nicht zugeben daß die unerledigt gebliebenen Fragen vom Reichshofrath gelöst würden, welcher nicht sowohl ein Reichsgericht als ein bloßes Tribunal des Kaisers sei; diese Fragen müßten gleich allen andern vor dem Reichstage verhandelt werden als der höchsten Staatskörperschaft und dem einzigen Träger der deutschen Souveränität. So herrschte denn über alle Punkte die vollständigste Meinungsverschiedenheit; die Entschlüsse waren ebenso scharf als die Sprache.

In Bezug auf Oestreich konnte der erste Consul nur zufrieden sein, daß es rücksichtlich des Opfers von Ettenheim eine solche Gleichgültigkeit kundgegeben hatte. Doch sah er deutlich daß man in Wien auf die Hindernisse spannte welche ihm der Seekrieg zu bereiten schien. Seinem Wunsche nach sollte Oestreich in dieser Beziehung genug bekommen. Es standen ihm zwei Arten zu Gebote England zu schlagen; er konnte sich entweder geradezu in der Meerenge von Calais mit ihm messen oder dessen Verbündete auf dem Continente zermalmen. Im Grunde war die zweite Art leichter und sicherer als die erste, und obgleich weniger direct mußte sie doch wirksam sein. Forderte ihn Oestreich heraus, so war er entschlossen, ohne einen Augenblick zu verlieren sein Lager bei Boulogne abzubrechen und in Deutschland einzufallen; denn er wollte nicht eher über das Meer gehen als bis er alle offenbaren oder geheimen Verbündeten Groß-Britanniens entwaffnet hätte. Er ließ den beiden Cobentzl zu wissen thun, sowohl dem welcher Gesandter in

Paris war als dem welcher die Geschäfte in Wien leitete, Baiern sei seit Jahrhunderten mit Frankreich verbündet und er werde es dem Uebelwollen Oestreichs nicht preisgeben; habe es sich den Mißgriff zu schulden kommen lassen die Güter des reichsunmittelbaren Adels allzu hastig zu überfallen, so habe Oestreich durch seine ungerechten Sequestrationen erst alle deutschen Fürsten dahin gebracht sich wegen der Gewaltthätigkeiten, die sie erlitten, durch andre Gewaltthätigkeiten schadlos zu halten; wohl habe sich Baiern vergehen können, aber er werde es nicht ungestraft erdrücken lassen, und wenn Oestreich die Bataillone nicht zurückrufe, die es in Böhmen und Tyrol stehen habe, so sei er entschlossen ein Corps von 40,000 Mann auf München marschiren zu lassen, welches dort so lange garnisoniren werde bis die Zurückziehung der kaiserlichen Truppen erfolgt sei.

Durch diese klare und bestimmte Erklärung geriethen die Herren von Cobentzl in eine unsägliche Verlegenheit. Sie ergingen sich in neuen Wehklagen über die fortwährende Feindschaft, die Frankreich gegen Oestreich hege, sowie über den trostlosen Zustand worein man es eben versetzen wolle. Da indessen Talleyrand und Champagny nicht nachgaben, so kam man beiderseits überein daß Baiern die Ländereien des reichsunmittelbaren Adels räumen, die östreichischen Truppen aber vor der Hand noch an ihrem Standorte bleiben und erst später eine rückgängige Bewegung machen sollten, um nicht durch einen allzu eilfertigen Rückzug die Würde des Kaisers bloßzustellen. Das östreichische Cabinet gab nochmals zu verstehen daß, falls man sich in Betreff des Verhältnisses der katholischen und protestantischen Stimmen auf dem Reichstage seinen Wünschen fügen wolle, man unter allen Umständen auf dasselbe rechnen könne und namentlich auch bei der sich eben darbietenden Gelegenheit in Bezug auf die von Rußland an den deutschen Reichstag gerichteten Note.

Diese Note war durch denselben Courier, welcher die Depeschen von St. Petersburg nach Paris gebracht hatte, in Regensburg abgegeben worden. Sie setzte die deutschen Fürsten sowohl wegen ihrer Würde als wegen ihrer Sicherheit in eine grausame Verlegenheit; denn einmal wurden sie von einem fremden Hofe aufgefordert eine Verletzung des deutschen Gebiets nicht ungeahndet zu lassen, dann aber mußten sie, wenn sie in dieser Hinsicht etwas thun wollten, der ganzen Rache Frankreichs verfallen. Aus Mangel an Zeit hatte man den Reichstagsgesandten unmöglich Instructionen zukommen lassen können; diese aber vermutheten schon die Gesinnung ihrer Höfe und schienen mehr geneigt die Note nicht zu beachten als viel Wesen davon zu machen. Der preußische Gesandte Görtz, derselbe welcher bei deutschen Unterhandlungen bereits aufgetreten ist, hätte für seine Person gern diese ganze Geschichte bei Seite gelegt. Aber die östreichischen Gesandten, welche vermöge ihrer Nähe bei Wien ihre Instructionen hatten erhalten

können, spielten wie gewöhnlich ein doppeltes Spiel; den französischen Gesandten gegenüber fanden sie die Note unangemessen, aber den russischen Agenten versprachen sie dieselbe zur Annahme zu bringen. Sie schlugen einen Mittelweg ein. Man zog die Note in Betracht, aber jeder Gesandte sollte an seinen Hof berichten um über deren Inhalt fernere Bestimmung zu treffen. „Sie sehen," sagte Hügel zum russischen Gesandten, „daß wir Ihrer Note Zugang verschafft haben. Sie sehen," sagte er zum französischen Gesandten, „daß wir die Note durch eine zweimonatliche Vertagung der Discussionen so gut wie vernichtet haben, denn in zwei Monaten wird niemand mehr an den Schritt des Kaisers Alexander denken."

Dies sollte auch wirklich das Schicksal dieses unüberlegten Schrittes sein. Um aber zu diesem Resultate zu gelangen, war doch noch mehr als ein Hinderniß zu beseitigen. Die deutschen Regierungen wollten weder Frankreich zu nahe treten, weil sie sich vor ihm fürchteten, noch auch Rußland vor den Kopf stoßen, weil sie es leicht noch nöthig haben konnten. Demnach mühten sich ihre Gesandten in Paris ab eine Lösung der Frage zu finden. „Machen Sie es wie es Ihnen gut däucht," sagte der erste Consul zu ihnen. „Beginnt in zwei Monaten die Discussion und kommt sie zur officiellen Kenntniß Frankreichs, so werde ich eine so stolze, eine so harte Antwort geben daß dadurch die Würde der deutschen Reichskörperschaft eine grausame Demüthigung erfahren soll. Es wird Ihnen dann nur noch übrig sein diese Antwort hinzunehmen oder die Waffen zu ergreifen; denn ich bin entschlossen meinen Krieg gegen Groß-Britannien, wenn es nicht anders sein kann, auf dem Continente zu beginnen."

Treu seiner Friedensliebe suchte Talleyrand durch Vorbeugungsmittel einen Bruch zu verhüten. Die fremden Gesandten, welche den ersten Consul fürchteten, in Talleyrand dagegen ein anmuthiges und gefälliges Wesen fanden, das übrigens den Stolz keineswegs ausschloß, suchten diesen fleißig auf. Unter den Emsigsten und Einsichtsvollsten war der Herzog von Dalberg, ein Neffe des Fürsten Erzkanzlers und damaliger badischer Gesandter in Paris. Dessen bediente sich Talleyrand um auf den badischen Hof zu wirken. Nachdem man diesem Hofe in's Gedächtniß zurückgerufen, was er Frankreich alles zu verdanken hatte, welches dessen Staaten durch die Maßregeln von 1803 so bedeutend vergrößert hätte, machte man ihm auch bemerklich, was er alles zu fürchten habe wenn der Krieg wieder ausbrechen sollte. So vermochte man ihn in Regensburg auszusagen, er habe von der französischen Regierung zufriedenstellende Erklärungen erhalten und wünsche demnach, daß der russischen Note keine Folge gegeben werde. Hatte sich Talleyrand unter der Hand eine solche Aussage zu verschaffen gewußt, so stützte sich dagegen das Cabinet von St. Petersburg auf die Verwandtschaft des Hauses Baden mit der kaiserlichen Familie von Rußland und suchte diese

GESCHICHTE NAPOLEON'S.

Von

A. THIERS.

3. Band. 7. und 8. Lieferung.

Preis: 3 gGr. = 3¾ Ngr. = 13½ Xr. rhein. = 12 Xr. C.-M.

Leipzig, 1845.

Ernst Schäfer

Gedruckt bei C. Polz in Leipzig.

Aussage so weit zu modificiren daß sie ungenügend erscheinen mußte. Da aber Frankreich stärker und mehr in der Nähe war, so mußte es die Oberhand behalten. Uebrigens waren die beiden Monate bald um, nach deren Ablauf die Debatten eröffnet werden sollten; man schickte von Paris nach Carlsruhe und von da wieder nach Paris immer auf's neue corrigirte Entwürfe, und so konnte es nicht fehlen daß man endlich eine angemessene Lösung der Frage auffand.

Der erste Consul bekümmerte sich nicht sonderlich um dieses Gehen und Kommen, sondern ließ seinen Minister der auswärtigen Angelegenheiten gewähren. Rußland hatte er beleidigt, Oestreich aber genöthigt sich ruhig zu verhalten. Preußen setzte er durch seine Kälte in Unruhe und den Reichstag zu Regensburg behandelte er wie den Vertreter einer vor Alter zusammenfallenden Körperschaft, für deren Verjüngung er doch so viel gethan hatte, und er hatte sich vorgenommen ihm entweder gar nicht mehr zu antworten oder ihm nur eine demüthigende Erwiderung zugehen zu lassen. Alle diese durch die Katastrophe von Vincennes herbeigeführten Geschäfte nach außen hatten seine Aufmerksamkeit fast gar nicht von den Angelegenheiten im Innern abgelenkt, die sich in diesem Augenblicke in einer wahrhaften Krise befanden.

Obwohl der durch den Tod des Herzogs von Enghien hervorgebrachte Eindruck sich in wenigen Tagen verwischt hatte, wie denn die Zeit auch die tiefsten Eindrücke zu verwischen pflegt, so lag doch immer noch eine Ursache beständiger Aufregung in den Processen Georges', Moreau's und Pichegru's. Es war nämlich eine ebenso verdrießliche als unvermeidliche Nothwendigkeit so viel verschiedene Leute vor Gericht zu führen, von denen einige wie Rivière und die Polignac's der alten französischen Aristokratie, andre wie Moreau allem theuer waren was Frankreichs Ruhm liebte, und zwar sie vor Gericht erscheinen zu lassen mitten unter der lebhaft erregten Neugier des Publicums und mitten unter dem Toben der Uebelgesinnten, die stets rasch bei der Hand waren den unbedeutendsten Dingen die spitzfindigste oder abgeschmackteste Auslegung zu geben. Dennoch mußte die Gerechtigkeit freien Lauf haben, und so mußte denn dieser Proceß noch ein bis zwei Monate lang die gewöhnliche Ruhe der Regierung des ersten Consuls beeinträchtigen.

Ein ganz unvorhergesehener Zufall erhöhte noch das Düstre und Unheimliche der gegenwärtigen Lage. Pichegru, Gefangener des ersten Consuls, setzte anfänglich Mißtrauen in dessen Edelmuth und wollte nicht recht an das Anerbieten seiner Gnade glauben, das ihm Réal gemacht hatte; bald aber hatte er sich beruhigt und sich vertrauungsvoll dem Gedanken hingegeben, daß er sein Leben erhalten und seine Ehre wiedererlangen werde, wenn er eine große Niederlassung in Cayenne gründete. Die Anerbietungen des ersten Consuls waren aufrichtig

gemeint, denn da er entschlossen war nur auf die Royalisten einen Schlag zu führen, wollte er Moreau und Pichegru begnadigen. Réal, einer schlechten Gesinnung unfähig, hatte im Verlauf dieser großen Angelegenheit jetzt zum zweiten Male Unglück. Er war schon zu spät nach Vincennes gekommen, und nun erschien er zu selten in Pichegru's Gefängniß, wohin er der Voruntersuchung wegen nicht zu gehen brauchte, weil er von einem so in sich abgeschlossenen und charakterfesten Manne, wie es dieser vormalige General der Republik war, nichts herauszulocken hoffen durfte. Réal war durch tausendfache Geschäfte in Anspruch genommen und vernachlässigte Pichegru. Als dieser nun von den Anträgen des ersten Consuls weiter nichts hörte und von der blutigen Hinrichtung in Vincennes Kunde bekam, glaubte er nicht mehr auf die Gnade rechnen zu dürfen, die man ihm angeboten und zugesagt hatte. Sterben war für einen solchen Kriegsmann das Wenigste; es war die fast aufgenöthigte Entwickelung der strafbaren Intriguen, in die er sich, vom geraden Wege abweichend, schon seit 1797 eingelassen hatte; aber er mußte zwischen Moreau und Georges erscheinen, von denen er den einen compromittirt und dem andern seine Ehre preisgegeben hatte, da er neben ihm in einer royalistischen Verschwörung figurirte. Alle Denunciationen, die man um den 18. Fructidor gegen ihn erhob und die er mit erheuchelter Indignation von sich abgewiesen hatte, sollten jetzt ihre Rechtfertigung finden. Mit dem Leben verlor er die traurigen Reste seiner schon so sehr bloßgestellten Ehre. Dieser Unglückliche gab einem unverzüglichen Tode den Vorzug, da er sich dadurch die Schande ersparte welche ihn durch eine öffentliche Verhandlung treffen mußte. Dieses Gefühl beweis't, daß er etwas besser war als sein früheres Benehmen hätte vermuthen lassen sollen. Er hatte von Réal Seneca's Werke geliehen. Nachdem er einmal in der Nacht mehrere Stunden lang gelesen und das Buch an einer Stelle aufgeschlagen gelassen hatte welche vom freiwilligen Tode handelt, erdrosselte er sich vermittelst eines seidenen Halstuchs, das er wie einen Strick zusammengedreht, und eines hölzernen Nagels, den er als Knebel gebraucht hatte. Die Gefängnißwärter hörten gegen Morgen eine unruhige Bewegung im Zimmer, traten ein und fanden ihn erstickt und mit rothem Gesicht, als ob er vom Schlag getroffen worden wäre. Die herbeigerufenen Aerzte und obrigkeitlichen Personen ließen keinen Zweifel über die Ursache seines Todes und erhoben sie in den Augen aller Wohlgesinnten zur vollkommensten Evidenz.

Aber es ist kein Beweis stark genug für die Parteien, welche entschlossen sind an eine Verleumdung zu glauben oder sie zu verbreiten ohne daran zu glauben. Bei den Royalisten, welche sich natürlich ein Vergnügen daraus machten der Regierung alle Verbrechen anzudichten, und bei den Müssiggängern, welche zwar nicht bösartig waren aber doch in den Ereignissen gern mehr Verwickelungen sahen als

wirklich existirten, hieß es nun gleich Pichegru sei von den Meuchelmördern des ersten Consuls erdrosselt worden. Diese sogenannte Katastrophe des Templegefängnisses fehlte noch zu der Katastrophe von Vincennes! Die eine mußte aus der andern folgen! Wie rasch entwickelte sich der Charakter des neuen Nero! Gleich jenem römischen Fürsten ging er fast ohne Zwischenstufe vom Guten zum Bösen, von der Tugend zum Laster über! Da aber die, welche sich die Mühe nahmen ihre Mährchen zu motiviren, einen Grund anführen mußten woraus sich eine solche Missethat erklären ließ, so sagten sie, weil man nicht habe hoffen dürfen Pichegru zu überweisen, so habe man ihn ermordet, damit seine Anwesenheit bei den gerichtlichen Verhandlungen zur Rechtfertigung seiner Mitangeklagten mangle.

Dies war ebenso wohl ein sehr gehässiges als höchst abgeschmacktes Mährchen. Gab es irgend einen Angeklagten, dessen Anwesenheit bei den Gerichtsverhandlungen im Interesse des ersten Consuls lag, so war es Pichegru. Dieser konnte für seine Person nicht für einen zu scheuenden Nebenbuhler gelten, seitdem seine constatirte Verbindung mit der royalistischen Partei ihn in der öffentlichen Meinung zu Grunde gerichtet hatte; übrigens belasteten ihn die Aussagen der Angeklagten von allen Parteien gleichmäßig. Gab es irgend einen Mann, den man wegen seines noch ungeschmälerten Ruhmes und wegen der Schwierigkeit ihn zu überführen hätte scheuen können, so war es Moreau, und konnte irgend ein Angeklagter gegen ihn von Nutzen sein, so war es wieder Pichegru, welcher als Bindemittel zwischen den Republikanern und Royalisten gedient hatte. Da nämlich Pichegru vor Gericht weder seinen Verkehr mit Georges noch den mit Moreau abzuleugnen, aber ebenso wenig zu erklären vermochte, so diente er unvermeidlich dazu Moreau's Verbindung mit den Royalisten darzuthun, d. h. ihn mit gerechter Scham zu bedecken. Demnach war Pichegru ein unermeßlicher Verlust beim Anklageproceß. Kurz, wenn man ein Verbrechen begehen wollte um sich von einer zu scheuenden Nebenbuhlerschaft zu befreien, so mußte man das Verfahren gegen Moreau und nicht gegen Pichegru auf diese Weise endigen. Die Annahme war also ebenso albern als abscheulich. Nichts desto weniger erzählten einander die Schwätzer in den royalistischen Salons, der erste Consul habe Pichegru erdrosseln lassen um sich seiner zu entledigen. Eine so nichtswürdige Beschuldigung mußte zwar schnell fallen, aber dennoch beunruhigte sie die Gemüther, und die Verbreiter falscher Nachrichten, welche sie wiederholten, leisteten deren perfiden Erfindern einen Dienst. Dieses neue Unheil erneuerte für einige Tage die traurigen Eindrücke, welche bereits die Verschwörung der emigrirten Prinzen hervorgebracht hatte. Indessen konnten diese Eindrücke nicht von Dauer sein. Wenn auch hellsehende Männer, Freunde des ersten Consuls und Wächter seines Ruhms, ein herzliches Bedauern in ihrem Busen bewahren mußten, so für

doch die Massen sehr wohl daß sie sich ohne Furcht auf die Leitung einer starken und gerechten Hand verlassen konnten. Niemand glaubte ernsthaft daß die Hinrichtungen, Verbannungen und Beraubungen wieder im Anzuge wären. Man muß selbst zugeben daß die Männer, welche individuell in die Revolution verflochten waren, mochten sie nun Nationalgüter gekauft, Staatsämter übernommen oder eine bedenkliche Berühmtheit erlangt haben, den General Bonaparte sehr gern von den Bourbons durch einen mit königlichem Blut gefüllten Graben getrennt sahen.

Uebrigens wurde zu jener Zeit der Kreis, worin die politischen Ereignisse Sensation machten, alle Tage enger. Die außerordentliche Theilnahme, welche die Nation während der Revolution an den Staatsangelegenheiten gezeigt hatte, war einer Art von Unachtsamkeit gewichen, welche von Ermattung und Vertrauen zugleich herrührte. In den ersten Zeiten des Consulats blickte man noch mit einer gewissen Bangigkeit auf die Regierung hin; da man sie aber so geschickt und glücklich sah, überließ man sich bald der Ruhe und Sicherheit und gab sich den Privatgeschäften wieder hin; denn diese waren während einer stürmischen Revolution vernachlässigt worden, welche zu gleicher Zeit Eigenthum, Handel und Industrie umgestürzt hatte. Von den empörten Massen merkten nur noch die Classen auf die Tagesereignisse, welche Muße und Einsicht genug besitzen um sich mit den Staatsangelegenheiten beschäftigen zu können, und von allen Parteien diejenigen welche ein Interesse dabei hatten, wie Emigranten, Priester, Käufer von Nationalgütern, Militärs und in Aemtern stehende Leute.

Nun hatten aber die Begebenheiten auch auf dieses Publicum verschiedene Eindrücke gemacht. Wenn die Einen die gegen den Herzog von Enghien getroffene Maßregel für abscheulich erklärten, so fanden die Andern die gegen die Person des ersten Consuls unablässig auftauchenden Complotte nicht minder abscheulich. Diese sagten, die Royalisten setzten sich allen Gefahren aus um jede Regierung in Frankreich zu vernichten, damit sie am Ende wieder an's Ruder kämen, das sie doch zu führen weder würdig noch fähig wären; nach dem Tode des ersten Consuls werde niemand die Zügel der Gewalt mit der nöthigen Kraft halten können; man werde in Anarchie und Blutvergießen zurückversinken; man habe sicherlich wohl daran gethan sich streng zu zeigen, um die Missethäter und Unbesonnenen zu entmuthigen; die Royalisten seien unverbesserlich; vom ersten Consul mit Wohlthaten überhäuft wüßten sie nichts von Dankbarkeit, ja nicht einmal von Ergebung; um mit ihnen fertig zu werden, sei es nöthig gewesen sie wenigstens einmal zittern zu machen. So pflegte man in den Kreisen der Regierung zu sprechen, wobei sich die Häupter der Armee, der Verwaltung und der Obrigkeit nebst den Mitgliedern des Senats, des Tribunats und der gesetzgebenden

Versammlung befanden. Und selbst als sich der durch den Tod des Herzogs von Enghien hervorgebrachte Eindruck zu verwischen begann, hörte man fast dasselbe von den friedlichen und unbetheiligten Leuten, welche weiter nichts verlangten als daß man sie endlich unter dem Schutze des starken Armes ruhen lassen möge, welcher damals über Frankreich waltete.

Aus diesem Widerstreit der Meinungen entsprang augenblicklich eine Idee, die sich mit Blitzesschnelle verbreitete. Die Royalisten, welche den ersten Consul als das einzige Hinderniß ihrer Entwürfe betrachteten, hatten ihn erschlagen wollen, weil sie hofften mit ihm werde die ganze Regierung zu Grunde gehen „Wohlan!" rief man aus, „man muß ihre verbrecherischen Hoffnungen täuschen! Den Mann, welchen sie vernichten wollen, muß man zum König oder Kaiser machen, damit ihm die zu seiner Macht hinzutretende Erblichkeit natürliche und sofortige Nachfolger sichre, ein gegen seine Person begangenes Verbrechen unnütz werde und man weniger versucht sei ein solches zu begehen." So war denn, wie man sieht, die Rückkehr zu monarchischen Ansichten seit einigen Jahren rasch vor sich gegangen. Von den fünf auf fünf Jahre ernannten Directoren war man auf die Idee übergegangen drei Consuln auf zehn Jahre zu ernennen; von der Idee der drei Consuln wieder auf die eines einzigen wirklichen Consuls, welchem die Gewalt lebenslänglich gehören sollte. Auf diesem Wege konnte man nicht stehen bleiben ohne auch noch den letzten Schritt zu thun, nämlich ohne auf die erbliche Macht zurückzukommen. Dazu bedurften die Gemüther nur des geringsten Anstoßes. Einen solchen zu thun hatten die Royalisten selbst übernommen, indem sie den ersten Consul ermorden wollten. Und dadurch gaben sie ein sehr gewöhnliches Schauspiel, denn meistens sind es die Feinde einer Regierung, welche es durch ihre unbesonnenen Angriffe dahin bringen, daß sie die raschesten Fortschritte macht.

Plötzlich hörte man im Senat, in der gesetzgebenden Versammlung und im Tribunat, hörte man nicht bloß in Paris, sondern auch in den Hauptstädten der Departements, wo die Wahlcollegien beisammen waren, sowie in den an den Küsten aufgeschlagenen Lagern wie von selbst die Ideen von Monarchie und Erblichkeit predigen. Diese Bewegung in der öffentlichen Meinung hatte ihren ganz natürlichen Grund; doch war sie auch einigermaßen mit durch die Manifestationen der verschiedenen Versammlungen hervorgerufen welche gefallen wollten, ferner durch die Präfecten welche ihren Eifer zu beweisen suchten, sowie durch die Generale welche die Blicke eines allvermögenden Gebieters auf sich zu lenken wünschten, indem diese Leute insgesammt recht wohl wußten daß sie durch Beantragung der Monarchie die geheimen Gedanken dieses Gebieters erriethen und ihn ganz gewiß nicht böse machten, wenn sie auch dem von seinem Ehrgeiz festgesetzten Augenblicke zufällig etwas zuvorkommen sollten.

Ohne dictirt zu sein herrschte überall dieselbe Sprache. „Man muß dem ewigen Schwanken und den falschen Bedenklichkeiten ein Ziel setzen," hieß es; „muß endlich auf die allein dauerhafte Staatsform, nämlich auf die Erbmonarchie zurückkommen. So lange die Royalisten mit einem Schlage Regierung und Revolution zu vernichten hoffen können, werden sie auch ihre Schandthaten und am Ende doch einmal mit Erfolg wiederholen. Sie werden sich nicht weiter bemühen, oder wenigstens hätten sie ein geringeres Interesse es zu thun, wenn sie neben dem ersten Consul dessen Kinder oder Brüder als dessen Nachfolger stehen sehen und wenn es der neuen Regierung gleich der alten eigenthümlich ist sich selbst zu überleben. Auf das theure geheiligte Haupt, auf dem Frankreichs Geschicke ruhen, eine Krone setzen, heißt es gegen die Streiche der Meuchler mit einem Schilde bedecken. Schirmt man dieses, so sind alle aus der Revolution hervorgegangenen Interessen geschützt; man rettet die durch ihre Verirrungen compromittirten Männer vor einer blutigen Reaction, erhält den Käufern der Nationalgüter ihre Besitzthümer, den Militärs ihre Grade, allen Gliedern der Regierung ihre Stellung, Frankreich aber die Herrschaft der erfochtenen Gleichheit, Gerechtigkeit und Größe. Uebrigens ist jedermann zu gesunden Ideen zurückgekehrt," fügte man hinzu. „Niemand kann recht begreifen wie man sich durch sinnlose Theoretiker hat verlocken lassen können aus dem umfangreichen und alten Frankreich eine Republik wie Sparta und Athen zu machen. Jedermann sieht jetzt ein, daß man durch die Verwandlung der Monarchie in eine Republik die ursprünglichen und rechtmäßigen Wünsche der Revolution von 1789 überschritten habe, da diese nur Abstellung der Mißbräuche, Aufhebung der Feudalherrschaft und Beschränkung der königlichen Machtvollkommenheit, keineswegs aber einen völligen Umsturz wollte; ließen sich im Jahre 1802 bei Errichtung des lebenslänglichen Consulats Frankreichs Gesetzgeber durch eine falsche Scham von einem weitern Schritte abhalten, so ist jetzt diese falsche Scham verschwunden, so haben jetzt die Verbrechen der Royalisten Aller Augen so weit geöffnet, daß man sich gedrungen fühlt jenen weitern Schritt zu thun und die Regierung durch eine vollständige und definitive Maßregel zu constituiren; übrigens thut man dadurch ja weiter nichts als daß man der Wirklichkeit die Berechtigung ihres Bestehens ertheilt, indem der General Bonaparte in der That König ist, aber ein unumschränkter König; überträgt man ihm nun die Königswürde in aller Form, so kann man mit ihm unterhandeln, die königliche Gewalt beschränken und so mit einem Schlage der Regierung Dauer und der Freiheit Garantien verschaffen."

Dies war die allgemeine Sprache ein paar Tage nach den beklagenswerthen Auftritten die wir weiter oben geschildert haben.

Welch ein Schauspiel gewährte eine Nation die, nachdem sie erst mit der

blutigen Republik unter dem Nationalconvent und dann mit der gemäßigten aber trägen Republik unter dem Directorium einen Versuch gemacht hatte, plötzlich dieser bürgerlichen Collectivregierung überdrüssig wurde, gewaltig nach einem Soldaten schrie der sie regieren sollte und es damit so eilig hatte daß sie in Abwesenheit des Generals Bonaparte nach dem unglücklichen Joubert griff; welche diesem bei seiner Rückkehr aus Aegypten entgegeneilte und ihn um Uebernahme einer Gewalt anflehte die er nur zu gern gehabt hätte; die ihn erst zum Consul auf zehn Jahre, dann zum Consul auf Lebenszeit und zuletzt gar zum erblichen Monarchen machte, und dies alles bloß um sich durch den mächtigen Arm eines Kriegers vor jener Anarchie zu wahren, deren Gespenst sie unablässig schreckte! Welch eine Lehre liegt hierin für die Sectionen, welche in ihrem wahnsinnigen Stolz aus Frankreich eine Republik machen zu können glaubten, weil die Zeit eine Demokratie daraus gemacht hatte! Was war zu einer solchen Umwandlung der Ideen nöthig gewesen? Nur vier Jahre und eine verunglückte Verschwörung gegen den außerordentlichen Mann, welchen die Einen mit Liebe, die Andern mit Haß, Alle aber mit gespannter Aufmerksamkeit betrachteten! Und wie wunderbar tief ist diese Lehre! Wohl hatte jener Mann einem verbrecherischen Attentat zur Zielscheibe gedient, aber er selbst hatte sich so eben eine blutige Handlung zu schulden kommen lassen; und in dem nämlichen Augenblicke scheute man sich nicht ihn auf dem Schilde zu erheben, so nothwendig fühlte man ihn! Man hielt ihn nicht für weniger ruhmreich, aber für weniger rein. Man hatte ihn mit seinem Genie gewählt, würde ihn aber auch ohne dasselbe, würde ihn gewählt haben wie er auch sein mochte, wenn er nur mächtig war; so sehr sehnte man sich unmittelbar nach so großen Wirren nach einem kräftigen Arme! Haben wir nicht noch in unsern Tagen um uns her Nationen gesehen, die sich in ihrem Schrecken weiter gar nicht ausgezeichneten Soldaten in die Arme warfen, weil sie wenigstens Kraft zu haben schienen?

In der alten römischen Republik hatte man längst das Bedürfniß eines einzigen Oberhauptes und den Uebelstand gefühlt, welchen die oft wiederholte Uebertragung der Gewalt durch Wahlen herbeiführte, hatte es mehrerer Generationen bedurft (zuerst kam Cäsar, dann Augustus und nach diesem selbst noch Tiberius), bis sich die Römer an die Idee einer Erbmonarchie gewöhnten. Soviel Vorsichtsmaßregeln waren in Frankreich nicht nöthig, dessen Bewohner zwölf Jahrhunderte unter der Monarchie und nur zehn Jahre unter der Republik gelebt hatten. Nur eines schlichten Zufalles bedurfte es für sie von dem Traume einiger edelmüthigen aber irre gehenden Gemüther auf die lebendigen und unvertilgbaren Erinnerungen der ganzen Nation zurückzukommen.

In jedem Lande, das durch Factionen zerfleischt und von äußern Feinden

Ohne dictirt zu sein herrschte überall dieselbe Sprache. „Man muß dem ewigen Schwanken und den falschen Bedenklichkeiten ein Ziel setzen," hieß es; „muß endlich auf die allein dauerhafte Staatsform, nämlich auf die Erbmonarchie zurückkommen. So lange die Royalisten mit einem Schlage Regierung und Revolution zu vernichten hoffen können, werden sie auch ihre Schandthaten und am Ende doch einmal mit Erfolg wiederholen. Sie werden sich nicht weiter bemühen, oder wenigstens hätten sie ein geringeres Interesse es zu thun, wenn sie neben dem ersten Consul dessen Kinder oder Brüder als dessen Nachfolger stehen sehen und wenn es der neuen Regierung gleich der alten eigenthümlich ist sich selbst zu überleben. Auf das theure geheiligte Haupt, auf dem Frankreichs Geschicke ruhen, eine Krone setzen, heißt es gegen die Streiche der Meuchler mit einem Schilde bedecken. Schirmt man dieses, so sind alle aus der Revolution hervorgegangenen Interessen geschützt; man rettet die durch ihre Verirrungen compromittirten Männer vor einer blutigen Reaction, erhält den Käufern der Nationalgüter ihre Besitzthümer, den Militärs ihre Grade, allen Gliedern der Regierung ihre Stellung, Frankreich aber die Herrschaft der erfochtenen Gleichheit, Gerechtigkeit und Größe. Uebrigens ist jedermann zu gesunden Ideen zurückgekehrt," fügte man hinzu. „Niemand kann recht begreifen wie man sich durch sinnlose Theoretiker hat verlocken lassen können aus dem umfangreichen und alten Frankreich eine Republik wie Sparta und Athen zu machen. Jedermann sieht jetzt ein, daß man durch die Verwandlung der Monarchie in eine Republik die ursprünglichen und rechtmäßigen Wünsche der Revolution von 1789 überschritten habe, da diese nur Abstellung der Mißbräuche, Aufhebung der Feudalherrschaft und Beschränkung der königlichen Machtvollkommenheit, keineswegs aber einen völligen Umsturz wollte; ließen sich im Jahre 1802 bei Errichtung des lebenslänglichen Consulats Frankreichs Gesetzgeber durch eine falsche Scham von einem weitern Schritte abhalten, so ist jetzt diese falsche Scham verschwunden, so haben jetzt die Verbrechen der Royalisten Aller Augen so weit geöffnet, daß man sich gedrungen fühlt jenen weitern Schritt zu thun und die Regierung durch eine vollständige und definitive Maßregel zu constituiren; übrigens thut man dadurch ja weiter nichts als daß man der Wirklichkeit die Berechtigung ihres Bestehens ertheilt, indem der General Bonaparte in der That König ist, aber ein unumschränkter König; überträgt man ihm nun die Königswürde in aller Form, so kann man mit ihm unterhandeln, die königliche Gewalt beschränken und so mit einem Schlage der Regierung Dauer und der Freiheit Garantien verschaffen."

Dies war die allgemeine Sprache ein paar Tage nach den beklagenswerthen Auftritten die wir weiter oben geschildert haben.

Welch ein Schauspiel gewährte eine Nation die, nachdem sie erst mit der

blutigen Republik unter dem Nationalconvent und dann mit der gemäßigten aber trägen Republik unter dem Directorium einen Versuch gemacht hatte, plötzlich dieser bürgerlichen Collectivregierung überdrüssig wurde, gewaltig nach einem Soldaten schrie der sie regieren sollte und es damit so eilig hatte daß sie in Abwesenheit des Generals Bonaparte nach dem unglücklichen Joubert griff; welche diesem bei seiner Rückkehr aus Aegypten entgegeneilte und ihn um Uebernahme einer Gewalt anflehte die er nur zu gern gehabt hätte; die ihn erst zum Consul auf zehn Jahre, dann zum Consul auf Lebenszeit und zuletzt gar zum erblichen Monarchen machte, und dies alles bloß um sich durch den mächtigen Arm eines Kriegers vor jener Anarchie zu wahren, deren Gespenst sie unablässig schreckte! Welch eine Lehre liegt hierin für die Sectionen, welche in ihrem wahnsinnigen Stolz aus Frankreich eine Republik machen zu können glaubten, weil die Zeit eine Demokratie daraus gemacht hatte! Was war zu einer solchen Umwandlung der Ideen nöthig gewesen? Nur vier Jahre und eine verunglückte Verschwörung gegen den außerordentlichen Mann, welchen die Einen mit Liebe, die Andern mit Haß, Alle aber mit gespannter Aufmerksamkeit betrachteten! Und wie wunderbar tief ist diese Lehre! Wohl hatte jener Mann einem verbrecherischen Attentat zur Zielscheibe gedient, aber er selbst hatte sich so eben eine blutige Handlung zu schulden kommen lassen; und in dem nämlichen Augenblicke scheute man sich nicht ihn auf dem Schilde zu erheben, so nothwendig fühlte man ihn! Man hielt ihn nicht für weniger ruhmreich, aber für weniger rein. Man hatte ihn mit seinem Genie gewählt, würde ihn aber auch ohne dasselbe, würde ihn gewählt haben wie er auch sein mochte, wenn er nur mächtig war; so sehr sehnte man sich unmittelbar nach so großen Wirren nach einem kräftigen Arme! Haben wir nicht noch in unsern Tagen um uns her Nationen gesehen, die sich in ihrem Schrecken weiter gar nicht ausgezeichneten Soldaten in die Arme warfen, weil sie wenigstens Kraft zu haben schienen?

In der alten römischen Republik hatte man längst das Bedürfniß eines einzigen Oberhauptes und den Uebelstand gefühlt, welchen die oft wiederholte Uebertragung der Gewalt durch Wahlen herbeiführte, hatte es mehrerer Generationen bedurft (zuerst kam Cäsar, dann Augustus und nach diesem selbst noch Tiberius), bis sich die Römer an die Idee einer Erbmonarchie gewöhnten. Soviel Vorsichtsmaßregeln waren in Frankreich nicht nöthig, dessen Bewohner zwölf Jahrhunderte unter der Monarchie und nur zehn Jahre unter der Republik gelebt hatten. Nur eines schlichten Zufalles bedurfte es für sie von dem Traume einiger edelmüthigen aber irre gehenden Gemüther auf die lebendigen und unvertilgbaren Erinnerungen der ganzen Nation zurückzukommen.

In jedem Lande, das durch Factionen zerfleischt und von äußern Fei

bedroht ist, wird die Nothwendigkeit regiert und vertheidigt zu werden früh oder spät den Triumph eines mächtigen Mannes herbeiführen, der entweder ein Kriegsmann wie Cäsar in Rom oder reich ist wie die Medicis in Florenz. Hat das Land lange unter republikanischer Herrschaft gestanden, so braucht es mehrerer Generationen um sich an die Monarchie zu gewöhnen; wenn es dagegen stets monarchisch regiert und nur durch die Thorheit der Parteien für einen Augenblick seinem angeerbten Zustande entrissen worden ist um eine ephemere Republik daraus zu machen, so bedarf es nur einige Jahre voller Unruhen um ihm Abscheu vor der Anarchie einzuflößen, noch nicht so viele Jahre um einen Soldaten zu finden der dieser ein Ziel zu setzen im Stande ist, und dann einen Wunsch dieses Soldaten oder einen von dessen Feinden geführten Dolchstoß um ihn zum König oder Kaiser zu machen, so zu seinen alten Gewohnheiten zurückzukehren und den Traum derer zu verscheuchen, welche durch ohnmächtige Decrete und durch noch ohnmächtigere Eide die menschliche Natur ändern zu können wähnten. Rom und Florenz waren lange Zeit Republiken; die eine ging an die Cäsaren, die andre an die Medicis über, beide aber brauchten über ein halbes Jahrhundert ehe sie sich ihnen ergaben. England und Frankreich, die nur zehn Jahre lang Republiken waren, kamen binnen drei bis vier Jahren an Cromwell und Napoleon.

So mußte denn die Revolution bei diesem ihrem raschen Umschwunge im Angesicht der Welt einen ihrer Irrthümer nach dem andern bekennen und sich bedeutende Dementis geben! Es ist jedoch hierbei ein Unterschied zu machen: als sie die Aufhebung der Feudalherrschaft, die Gleichheit vor dem Gesetz, die Gleichförmigkeit der Justizpflege, der Verwaltung und der Abgaben sowie eine regelmäßige Theilnahme der Nation an der Staatsregierung wollte, täuschte sie sich nicht, hatte sie sich kein Dementi zu geben und gab sich auch keins. Als sie aber eine barbarische und chimärische Gleichheit, die Verbannung jeder socialen Rangordnung und die fortwährende und tumultuarische Theilnahme der Menge an der Regierung, als sie in einer zwölfhundertjährigen Monarchie die Republik und die Abschaffung aller Gottesverehrung wollte, da machte sie sich strafbar und mußte nun im Angesicht der ganzen Welt das Bekenntniß ihrer Verirrungen ablegen! Doch was sind einige vorübergehende Irrthümer neben den unsterblichen Wahrheiten, die sie dem Menschengeschlechte mit ihrem Blute erkauft hat! Selbst in ihren Irrthümern lagen noch nützliche und ernste Lehren, welche der Welt mit unvergleichlicher Großartigkeit gegeben wurden. Wenn jedoch Frankreich bei seiner Rückkehr zur Monarchie den unabänderlichen Gesetzen der menschlichen Gesellschaft gehorchte, so schritt es damit schnell, vielleicht zu schnell vor, wie dies in Revolutionen herzugehen pflegt. Cromwell hatte sich mit einer

Dictatur und dem Titel eines Protectors begnügt. Dem General Bonaparte hätte die Dictatur unter dem Namen eines immerwährenden Consulats mit einer Macht genügen sollen, die ebenso ausgedehnt als sein Genie und ebenso dauerhaft als sein Leben war; so mochte er alles Gute thun worauf er sann, die frühere in Verfall gerathene Staatsgesellschaft wiederherstellen und sie nach deren Reorganisation seinen Erben, wenn er deren haben sollte, oder denen überlassen, welchen die glückliche Bestimmung geworden von seinen Werken Nutzen zu ziehen. Es war freilich im Rath der Vorsehung beschlossen daß die Revolution in ihrem Umschwunge noch mehr thun sollte als die monarchische Staatsform wiederherzustellen, daß sie so weit gehen sollte die alte Dynastie selbst wieder zu erheben. Um seine edle Sendung zu erfüllen brauchte der General Bonaparte nach unsrer Ansicht weiter nichts als die Dictatur unter dem Namen eines lebenslänglichen Consulats, und indem man ihn zum Erbmonarchen machte, schlug man einen Weg ein welcher nicht der beste für seine moralische Größe noch auch der sicherste für Frankreichs Größe war. Nicht als ob die, welche einen Soldaten zum König oder Kaiser machen wollten, kein Recht dazu gehabt hätten; die Nation konnte unbestritten jedem wem sie wollte, und einem glorreichen Soldaten eher als jedem Andern, Karl's des Großen und Ludwig's XIV. Scepter in die Hand geben. Aber dieser Soldat hatte in seiner natürlichen und schlichten Stellung als erste obrigkeitliche Person der französischen Republik nicht Seinesgleichen auf Erden, selbst nicht auf den erhabensten Thronen. Sowie er Erbmonarch wurde, mußte er sich mit den großen und kleinen Königen vergleichen und in einem Punkte, in Betreff des Blutes, niedriger als sie stellen lassen. War es auch nur in den Augen des Vorurtheils, immer stand er in einer Hinsicht unter ihnen. In ihren Kreisen aufgenommen und, weil er gefürchtet war, von ihnen geschmeichelt, mußte er insgeheim auch von den winzigsten derselben über die Achsel angesehen werden. Aber, und dies ist noch bedenklicher, was mochte er dann als König oder Kaiser alles beginnen, um ein König der Könige, um das Haupt einer von seinem neu errichteten Throne abhängigen Dynastie von Monarchen zu werden! Welche riesenhafte Unternehmungen dämmerten aus der Folgezeit herüber, bei denen Frankreichs Glück vielleicht zu Ende ging! Welch ein Reiz lag in diesen Umständen für einen schon allzu regen Ehrgeiz, welcher doch nur durch sein eignes Uebermaß untergehen konnte!

War also, wenigstens unsrer Meinung nach, die Einführung des lebenslänglichen Consulats eine politisch weise Maßregel, die nicht abzuweisende Vervollständigung einer nothwendig gewordenen Dictatur gewesen, so war die Wiederherstellung der Monarchie für Napoleon Bonaparte nicht eine Usurpation (dies ist ein der Emigrantensprache entlehnter Ausdruck), sondern eine Handlung

der Eitelkeit von Seiten dessen, der zu eifrig danach strebte, und der unbesonnenen Gier von Seiten der Neubekehrten, welche es nicht erwarten konnten „die Regierung eines Augenblicks zu verschlingen.“ Wenn es aber nur darauf ankam den Menschen eine Lehre zu geben, so war diese tiefer und lehrreicher und würdiger derjenigen welche die Vorsehung den Nationen zu geben pflegt, wenn sie von jenem heldenmüthigen Soldaten und von den neuerdings zur monarchischen Staatsform bekehrten Republikanern ausging, die es insgesammt nicht erwarten konnten sich auf den Trümmern einer zehn Jahre alten Republik, welcher sie tausend Eide geschworen hatten, in den Purpur zu hüllen. Leider mußte Frankreich, welches ihren republikanischen Wahnsinn mit seinem Blute bezahlt hatte, jetzt ihren monarchischen Eifer mit seiner Größe bezahlen; denn weil es in Westphalen, Neapel und Spanien französische Könige gab, hat Frankreich den Rhein und die Alpen verloren! So war es denn Frankreichs Schicksal der ganzen Welt in jeder Rücksicht zur Lehre zu dienen: ein großes Unglück, aber auch ein großer Ruhm für eine Nation!

Bei jeder Umwandlung sind Männer nöthig die sich damit befassen die Ideen zu realisiren, welche alle Gemüther erfüllen, d. h. man braucht Werkzeuge. Bei der bevorstehenden Revolution fand sich eins, welches zu den gegenwärtigen Umständen wie gemacht war. Fouché hatte bisher noch einen Rest von Aufrichtigkeit bewahrt und die Eilfertigkeit der Reaction getadelt, wodurch Frankreich der Vergangenheit wieder entgegengeführt wurde; er hatte sich sogar die Gunst der Madame Bonaparte erworben, indem er ihre unklaren Besorgnisse zu theilen schien. Doch war er dafür auch bei ihrem ehrgeizigen Gemahl in Ungnade gefallen. Bei dieser undankbaren Rolle eines geheimen Tadlers hatte er ein Ministerium verloren, und darum mochte er sie nicht länger spielen. Auch hatte er schon eine ganz entgegengesetzte Rolle übernommen. Indem er bei der letzten Verschwörung, ohne im Amte zu sein, die Nachforschungen der Polizei leitete, hatte er seine Stellung schon wieder eingenommen. Er sah den ersten Consul heftig entrüstet gegen die Royalisten, schmeichelte seinem Zorn und trieb ihn zur Aufopferung des Herzogs von Enghien. Wenn der Gedanke, welchen man oft dem ersten Consul untergeschoben hat, mit den Revolutionären ein blutiges Bündniß zu schließen und sich als Lohn für dieses entsetzliche Unterpfand von ihnen die Krone aufsetzen zu lassen, in der Seele irgend eines Mannes jener Zeit Platz griff, so war es in der Fouché's. Der Hinrichtung des Herzogs von Enghien seinen Beifall spendend war er auch der wärmste unter den Vertheidigern der Erbmonarchie. Er übertraf an monarchischem Eifer Talleyrand, Röderer und Fontanes.

Sicherlich bedurfte der erste Consul keiner Aufmunterung um nach dem Throne

zu streben. Wohl wünschte er den höchsten Rang einzunehmen; nicht aber als ob dies seit seinem italiänischen Feldzuge oder auch nur seit dem 18. Brumaire sein beständiger Gedanke gewesen wäre, wie es alltägliche Erzähler vorgegeben haben; nein, nicht alle Wünsche sind auf einmal in ihm entstanden. Mit seinem Glück ist sein Ehrgeiz stufenweise gewachsen. Als er zum Commando der Armee gelangt war, sah er von diesem erhabenen Standpunkte aus noch etwas Höheres, nämlich die Regierung der Republik, und strebte nun danach. Als er diese Höhe erstiegen hatte, sah er wieder über sich das lebenslängliche Consulat winken, und strebte nach diesem gleichfalls. Sowie er auch dieses erlangt hatte, fiel ihm deutlich der Thron in die Augen, und ihn wollte er nun besteigen. Dies ist der Lauf des menschlichen Ehrgeizes und man konnte darin kein Verbrechen erblicken. Aber in den Augen scharfsichtiger Geister war dieser beständig rege und allemal befriedigte Ehrgeiz gefährlich; denn so oft man ihn befriedigte, regte man ihn zu immer neuen Bestrebungen auf.

Aber in dem Augenblicke wo ein Genie, wie keck es auch sein möge, nach einer Gewalt greift die ihm nach dem natürlichen Laufe der Dinge nicht zukommt, steht es wenigstens bedenklich still, wenn es nicht zurückbebt. In solcher Lage wird auch der glühendste Ehrgeiz von einer unwillkührlichen Scheu ergriffen und wagt nicht alles zu gestehen wonach er strebt. Der erste Consul, welcher sich mit seinen Brüdern wenig von Staatsangelegenheiten unterhielt, hatte in ihnen, sobald es sich um seine persönliche Größe handelte, Vertraute denen er gern alles sagte, Vertraute die hitziger waren als er selbst und darauf brannten Prinzen zu werden. Man wird sich erinnern, daß sie das lebenslängliche Consulat mit Verdruß und als ein verunglücktes Beginnen ansahen. Zu der Zeit, wovon die Rede ist, war Lucian abwesend und Joseph im Begriff Paris zu verlassen. Lucian hatte eine neue Inconsequenz nach seiner Weise begangen und eine schöne aber zur Stellung der Familie Bonaparte durchaus nicht passende Wittwe geheirathet. Wegen dieser Heirath entzweit mit dem ersten Consul hatte er sich nach Rom zurückgezogen, spielte dort den Geächteten und schien sich im Genuß der Künste für die brüderliche Undankbarkeit entschädigen zu wollen. Madame Lätitia Bonaparte, welche eine Bescheidenheit zur Schau trug wie eine Frau die sich ihrer frühern Armuth erinnerte, hegte doch einige Leidenschaften wie eine Kaiserin Mutter, beklagte sich fortwährend und zwar mit Unrecht über Napoleon und bevorzugte auffallend ihren Sohn Lucian; sie war mit ihm nach Rom gegangen. Der erste Consul, welcher seinen Verwandten sehr zugethan war, auch wenn er gar nicht Ursache hatte mit ihnen zufrieden zu sein, hatte seiner Mutter und seinem Bruder seinen allesvermögenden Schutz gewährt und sie der Gewogenheit Pius' VII. empfohlen, indem er ihm wissen ließ, sein

Bruder wünsche in Rom den Freuden der Künste zu leben und seine Mutter ein wohlthätiges mildes Klima zu genießen. Pius VII. beeiferte sich diesen erlauchten Gästen die zartesten Aufmerksamkeiten zu erweisen.

Auch Joseph war mißvergnügt, und man würde sich nicht denken können weshalb, wenn es die Geschichte nicht zu sagen übernähme. Er hatte sich dadurch verletzt gefühlt daß er vom ersten Consul zum Präsidenten des Senats ausersehen worden war, und diese hohe Function im Tone beleidigter Würde von sich gewiesen, als sie ihm Cambacérès im Namen Napoleon's angetragen hatte. Letzterer sah nicht gern jemanden müssig gehen und hatte ihm nun sagen lassen, er möge sich die Größe da suchen wo er selbst sie gefunden habe, nämlich bei der Armee. So ward Joseph zum Obersten des 4. Linienregiments ernannt und ging in dem Augenblicke nach Boulogne ab wo die große Frage über die Wiederherstellung der Monarchie verhandelt wurde. Daher war der erste Consul der beiden Vertrauten beraubt, an die er sich in Betreff seiner persönlichen Größe gern zu wenden pflegte. Cambacérès, dem er sich in allen Dingen, sowohl allgemeinen als persönlichen, am gewöhnlichsten öffnete, hatte ihm zur Zeit der Errichtung des lebenslänglichen Consulats die Verlegenheit erspart seine Wünsche auszusprechen, indem er die Initiative ergriff und sich zum Werkzeuge einer allgemein gebilligten Veränderung hergab. Jetzt aber schwieg Cambacérès aus zwei Gründen, von welchen der eine gut und der andre schlecht war. Der gute Grund bestand darin, daß er bei seiner seltenen Voraussicht den Ungestüm eines grenzenlosen Ehrgeizes fürchtete. Er hatte schon von einem gallischen Kaiserthum, von einem Reiche Karl's des Großen reden hören und zitterte nun die echte durch den Vertrag von Luneville herbeigeführte Größe in Folge der Erhebung des Generals Bonaparte auf den Kaiserthron riesenhaften Unternehmungen aufgeopfert zu sehen. Der minder gute Grund war sein eignes beeinträchtigtes Interesse, denn er sollte sich durch die hohe Scheidewand des Thrones vom ersten Consul völlig getrennt sehen und aus einem Theilhaber seiner Souveränität, wie wenig er dies auch der That nach sein mochte, zu einem schlichten Unterthan des künftigen Monarchen werden. Er schwieg also und verwendete diesmal nicht wie das vorige Mal seinen Einfluß für den ersten Consul. Der dritte Consul Lebrun war diesem zwar ganz ergeben, befaßte sich aber nie mit etwas Andrem als der Verwaltung und konnte ihm daher nicht von Nutzen sein.

Nun aber betrieb Fouché in seinem glühenden Eifer aus freien Stücken die obschwebende Veränderung. Er näherte sich dem ersten Consul, dessen geheime Wünsche er errathen hatte, legte ihm die Nothwendigkeit dar einen raschen und entscheidenden Entschluß zu fassen und Frankreichs Bangigkeit dadurch ein Ende zu machen daß er sich die Krone auf's Haupt setzte und so die Resultate der

Revolution definitiv consolidirte. Er schilderte ihm alle Classen der Nation als von dem gleichen Gefühl durchdrungen und voll Verlangen ihn zum Kaiser von Gallien oder zum Kaiser der Franzosen zu proclamiren, wie es seiner Politik oder seinem Geschmack genehm wäre. Auf solche Vorstellungen kam er öfter zurück und bemühte sich die Vortheile des Augenblicks in's rechte Licht zu setzen, da Frankreich jetzt bei seiner Besorgniß für das Leben des ersten Consuls aufgelegt sei alles zuzugestehen was man von ihm verlangen wolle. Von Ermahnungen ging er fast zu Vorwürfen über und setzte der Unschlüssigkeit des Generals Bonaparte nicht wenig zu. Dieser hatte seit dem Ereigniß von Vincennes seine Einsamkeit in Malmaison nicht verlassen. Dahin ging Fouché sehr fleißig, und wenn der erste Consul etwa spazieren oder sonst wohin gegangen war, so daß er ihn nicht sprechen konnte, so nahm er dessen vertrauten Secretär Meneval in Beschlag, setzte ihm weitläuftig die Vorzüge der Erbmonarchie auseinander, ja nicht bloß der Monarchie sondern auch der Aristokratie als der Stütze und Zierde des Thrones; wolle der erste Consul letztere wiederherstellen, ließ er sich vernehmen, so sei er erbötig die Weisheit dieser neuen Schöpfung zu verfechten und sich nöthigenfalls selbst adeln zu lassen.

Solchen Eifer zeigte dieser alte Revolutionär, so völlig war er von seinen Irrthümern zurückgekommen. Seine unruhige Thätigkeit, die hier reger war als gewöhnlich, vermochte ihn sich mehr zu rühren als nöthig gewesen wäre. Er trieb es wie Leute die sich ein Verdienst daraus machen wollen zu betreiben was schon von selbst geht.

Es gab nämlich in der That fast niemanden der nicht die Wünsche des ersten Consuls zu unterstützen geneigt gewesen wäre. Schon längst sah Frankreich daß sich ihm ein Gebieter heranbilde, der es übrigens mit Ruhm und Wohlthaten überhäufte, und mochte ihm nun einen Titel nicht versagen wie er seinem Ehrgeize am meisten zusagte. Die Staatskörperschaften und die Häupter der Armee, welche wußten wie unmöglich schon aller Widerstand sei, und welche in Moreau's Sturz die Gefahr einer unzeitigen Opposition vor Augen sahen, kamen dem neuen Cäsar geschäftig entgegen, um sich wenigstens durch ihren Eifer bemerklich und sich eine Erhebung zu Nutze zu machen, deren Verhinderung nicht mehr an der Zeit war. Es ist etwas ganz Gewöhnliches unter den Menschen den Ehrgeiz auszubeuten, den sie nicht mit Erfolg zu bekämpfen vermögen, und sich über die Mißgunst mit der Habgier zu trösten. Nur der Umstand setzte jedermann in Verlegenheit, nämlich die geächteten Ausdrücke wieder in Anwendung zu bringen und andre mit Enthusiasmus aufgenommene auszumerzen. Eine kleine Vorsicht bei der Wahl des dem künftigen Monarchen zu verleihenden Titels mochte die Sache erleichtern. Wenn man ihn z. B. Kaiser und nicht König nannte, war die

Schwierigkeit schon um vieles verringert. Dazu übrigens, die gegenwärtige Generation aus einer solchen Verlegenheit zu ziehen, paßte niemand besser als ein alter Jacobiner wie Fouché, der es auf sich nahm Allen, dem Gebieter wie den Unterthanen, mit einem guten Beispiele voranzugehen, und der sich beeilte zuerst die Ausdrücke anzuwenden, die man noch nicht im Munde zu führen wagte.

Fouché brachte mit einigen Hauptpersonen des Senats alles in Ordnung. Der erste Consul sah was vorging und billigte es, nahm aber die Miene an als kümmere es ihn nicht. Man scheute sich die Initiative in den französischen Journalen zu ergreifen; denn deren völlige Abhängigkeit von der Polizei hätte ihrer Ansicht zu sehr das Gepräge einer anbefohlenen Ansicht aufgedrückt. Doch hatte man geheime Agenten in England und durch diese ließ man in verschiedenen englischen Journalen sagen, seit der letzten Verschwörung habe der General Bonaparte ein unruhiges, düstres und drohendes Wesen an sich; zu Paris lebe jedermann in Bangigkeit; dies sei die natürliche Folge einer Regierungsform bei welcher alles auf einem einzigen Haupte beruhe, und auch die friedlichen Leute in Frankreich hegten den Wunsch, daß durch die in der Familie Bonaparte einzuführende Erblichkeit der gegenwärtigen Ordnung der Dinge die ihr mangelnde Festigkeit verliehen werden möge. So diente die englische Presse, welche gewöhnlich zur Verschreiung des ersten Consuls benutzt wurde, auch einmal seinem Ehrgeize. Diese Artikel wurden wieder abgedruckt und commentirt, machten eine sehr lebhafte Sensation und gaben das erwartete Signal. Es waren um diese Zeit mehrere Wahlcollegien beisammen, wie z. B. in den Departements der Yonne, des Var, der Ober-Pyrenäen, des Nordens und der Roer. Von ihnen konnte man leicht Adressen erhalten. Dergleichen rief man auch bei den Municipalräthen der Hauptstädte hervor, wie in Lyon, Marseille, Bordeaux und Paris. Endlich regte man auch die am Ocean hin aufgeschlagenen Lager dazu an. Unter allen Volksclassen waren die Militärs im allgemeinen dem ersten Consul am ergebensten. Abgesehen von einer gewissen Anzahl Officiere und Generale, von denen die einen aufrichtige Republikaner und die andern in der alten Eifersucht befangen waren, welche zwischen den Soldaten des Rheinheeres und der italiänischen Armee herrschte, erblickten die meisten Häupter der Armee in der Erhebung eines Kriegers auf den französischen Thron ihre eigne Erhebung. Sie waren demnach gar sehr gestimmt die Initiative zu ergreifen und das selbst zu thun was man im römischen Reiche so oft hatte thun sehen, nämlich einen Kaiser zu proclamiren. Der General Soult schrieb an den ersten Consul, er habe Generale und Obersten angehört, alle forderten die Einführung einer neuen Regierungsform und wären erbötig dem ersten Consul den Titel eines Kaisers von Gallien beizulegen. Er verlangte in dieser Beziehung Verhaltungsbefehle. In den bei Compiègne campirenden

Dragoner-Divisionen hatten Petitionen circulirt, welche mit Unterschriften bedeckt zum Abgange nach Paris bereit lagen.

Sonntags den 4. Germinal (am 25. März), einige Tage nach dem Tode des Herzogs von Enghien, liefen mehrere Adressen von den Wahlcollegien beim ersten Consul ein. Der Admiral Ganteaume, einer von seinen ergebensten Freunden, überreichte ihm selbst die Adresse des Wahlcollegiums aus dem Departement Var, dessen Präsident er war. Es war darin ausdrücklich gesagt, daß es nicht genug sei, die Verschworenen zu treffen, abzufassen und zu bestrafen, sondern man müsse durch ein umfassendes System von Institutionen, wodurch die Macht in den Händen des ersten Consuls und seiner Familie consolidirt und verewigt werde, Frankreichs Ruhe sichern und seiner langandauernden Angst ein Ende machen. In derselben Audienz wurden auch noch andre Adressen vorgelesen und gleich nach diesen Manifestationen fand eine von höherer Art statt. Fontanes hatte die Präsidentschaft in der gesetzgebenden Versammlung übertragen erhalten und so durch die Gunst der Familie Bonaparte eine Stellung eingenommen, die er schon wegen seiner Talente verdient hätte. Er war beauftragt, den ersten Consul wegen der Vollendung eines unsterblichen Werkes, des bürgerlichen Gesetzbuches zu beglückwünschen. Dieser Coder, die Frucht so vieler gelehrter Nachtarbeiten, ein Denkmal von dem kräftigen Willen und universellen Geiste des Oberhauptes der Republik, war in gegenwärtiger Session vollendet worden, und die dankbare Versammlung der Gesetzgeber hatte beschlossen zur Weihe dieses Andenkens in ihrem Sitzungssaale eine Marmorbüste des ersten Consuls aufzustellen. Dies eben war Fontanes gekommen in dieser Audienz zu verkünden, und sicherlich war unter allem, was man dem Manne, den man verherrlichen wollte, nachrühmen konnte, nichts woran man jetzt passender erinnern mochte, da man ihn eben zum erblichen Souverän über ein Land machen wollte, das er durch sein Genie organisirt hatte. Fontanes hielt folgende Rede:

„Bürger erster Consul,

Ein gewaltiges Reich steht seit vier Jahren unter dem Schirm Ihrer mächtigen Administration. Durch die weise Gleichförmigkeit Ihrer Gesetze werden alle seine Bewohner von Tage zu Tage mehr an einander gekettet. Zur Weihe einer so denkwürdigen Epoche hat die gesetzgebende Versammlung beschlossen, daß Ihr mitten in ihrem Berathungssaale aufgestelltes Bildniß sie ewig an Ihre Wohlthaten sowie an die Pflichten und Hoffnungen des französischen Volks erinnern möge. Von jeher schwiegen vor dem Rechte des Eroberers und Gesetzgebers alle übrigen; und dieses haben Sie durch die Stimme der Nation für Ihre Person bestätigen sehen. Wer möchte noch die verbrecherische Hoffnung nähren, Frankreich Frankreich entgegenzustellen? Sollte es sich wegen einiger Erinnerungen auf

der Vergangenheit entzweien, da es rücksichtlich aller Interessen der Gegenwart einig ist? Es hat nur ein Oberhaupt, und das sind Sie; es hat nur einen Feind, und das ist England.

Wohl mochten durch die politischen Stürme selbst einige Weise unerwartet auf Irrwege gerathen. Sobald aber Ihre Hand die Zeichen des Vaterlandes aufpflanzte, wurden diese von allen guten Franzosen wiedererkannt; alle folgten ihnen nach und traten an Ihre ruhmreiche Seite. Die, welche in Feindes Land Verschwörungen anstiften, verzichten unwiderruflich auf ihr Geburtsland; und was können sie Ihrem mächtigen Glücksterne entgegensetzen? Sie haben unüberwindliche Armeen, jene nur Schmähschriften und Meuchelmörder; und während sich an den Altären, die Sie wieder aufgerichtet haben, die tausendfache Stimme der Religion für Sie erhebt, lassen jene Sie durch einige obscure Werkzeuge der Empörung und des Aberglaubens beschimpfen. Die Ohnmacht ihrer Complotte liegt am Tage. Sie werden das Schicksal täglich zu größerer Strenge herausfordern, indem sie gegen dessen Beschlüsse ankämpfen. Möchten sie sich doch endlich der unwiderstehlichen Bewegung fügen, von der sich die ganze Welt fortgerissen fühlt, möchten sie doch im Stillen über die Ursachen des Unterganges und des Entstehens der Reiche nachdenken!"

Diese bestimmte Ausschließung der Bourbons im Angesicht des neu designirten Monarchen und in dieser feierlichen Sprache war zwar eine indirecte aber die allerbedeutungsvollste Manifestation. Indessen wollte man nicht eher etwas davon laut werden lassen als bis die höchste Staatskörperschaft, der Senat, welchem die Initiative verfassungsmäßig zukam, zuerst einen Schritt gethan hätte.

Um diesen Schritt zu veranlassen, mußte man sich nothwendig mit Cambacérès verstehen, unter dessen Leitung der Senat stand. Deshalb mußte man sich mit ihm aussprechen und sich seines guten Willens versichern; nicht als hätte man von seiner Seite irgend einen Widerstand zu fürchten, aber schon seine wenn auch stille Mißbilligung wäre unter Umständen, wo es darauf ankam daß jedermann hingerissen erschien, ein wahrhafter Uebelstand gewesen.

Der erste Consul ließ Lebrun und Cambacérès nach Malmaison entbieten. Lebrun, der sich am leichtesten überreden ließ, war zuerst berufen worden. Mit ihm hatte man keine Mühe, denn er war ein entschiedener Anhänger der Monarchie und mochte lieber die Souveränität des Generals Bonaparte als jedes Andern anerkennen. Cambacérès, der ungern sah was sich anspann, traf erst ein als die Conferenz mit seinem Collegen Lebrun schon weit vorgeschritten war. Nachdem der erste Consul von der Bewegung, welche die Gemüther ergriffen, so gesprochen hatte als ob er ihr ganz fremd wäre, verlangte er das

Gutachten des zweiten Consuls über die Frage, die so sehr im Schwange ging, wegen der Wiederherstellung der Monarchie.

„Ich dachte es wohl," antwortete ihm Cambacérès, „daß es sich darum handelte. Ich sehe wohl daß alles diesem Ziele zustrebt, aber ich beklage es." Hierauf legte Cambacérès, die persönliche Unlust, welche bei ihm den Ansichten der Weisheit beigemischt war, übel verhehlend, dem ersten Consul die Beweggründe seiner Meinung vor Augen. Er schilderte ihm die Republikaner als mißvergnügt darüber, daß man ihnen nicht einmal den Namen des Hirngespinstes lasse dem sie nachgejagt wären, und die Royalisten als empört darüber, daß man sich unterstehe den Thron wiederaufzurichten ohne doch einen Bourbon darauf zu setzen; er zeigte wie gefährlich es sei so weit zur alten Regierungsweise zurückzukehren, daß man bald bloß noch eine Person an die Stelle einer andern zu setzen brauchte, wenn die alte Monarchie wieder bestehen solle. Er theilte die eignen Worte der Royalisten mit, welche sich laut gerühmt hätten, im General Bonaparte besäßen sie einen Vorläufer, der es übernommen habe den Bourbons die Wege zu bahnen. Er hob den Uebelstand einer abermaligen Veränderung hervor, die nichts als ein leerer Titel ohne wirklichen Nutzen sei, denn die Macht des ersten Consuls sei gegenwärtig unbegrenzt, und dabei machte er noch die Bemerkung, daß es oft mehr Gefahr bringe die Namen der Dinge als diese selbst zu verändern. Ferner wies er auf die Schwierigkeit hin, von Europa die Anerkennung der neu zu gründenden Monarchie zu erhalten, sowie auf die noch größere Schwierigkeit von Frankreich die Lieferung der nöthigen Mittel zu einem dritten Kriege zu erlangen, wenn man etwa zu einem solchen seine Zuflucht nehmen müsse um die alten europäischen Höfe zu jener Anerkennung zu nöthigen; ja, er brachte noch eine Menge theils trefflicher theils nicht sonderlich haltbarer Gründe zum Vorschein, aus welchen ein diesem bedachtsamen Manne ganz ungewöhnlicher Unmuth hervorleuchtete. Aber mit den besten Gründen, die er hatte, wagte er nicht hervorzutreten, nämlich daß man einem gewaltigen Ehrgeize, wenn man ihm auch diese neue Befriedigung gewährte, nirgends werde Einhalt thun können; denn gestehe man dem General Bonaparte den Titel eines Kaisers der Franzosen zu, so mache man ihn geneigt den eines occidentalischen Kaisers zu begehren, wonach er später insgeheim auch wirklich strebte und was nicht die geringste unter den Ursachen war, die ihn antrieben alle Grenzen der Möglichkeit zu überschreiten und bei deren Ueberschreitung zu Grunde zu gehen. Wie jeder Mann, der genirt ist und sich Zwang anthun muß, sagte Cambacérès das Beste nicht was er zu sagen wußte und wurde von seinem Opponenten geschlagen. Der erste Consul, welcher zur Zeit der Errichtung des lebenslänglichen Consulats seine Wünsche so versteckt hielt, that jetzt den Schritt welchen man nicht gegen ihn th

der Vergangenheit entzweien, da es rückſichtlich aller Intereſſen der Gegenwart einig iſt? Es hat nur ein Oberhaupt, und das ſind Sie; es hat nur einen Feind, und das iſt England.

Wohl mochten durch die politiſchen Stürme ſelbſt einige Weiſe unerwartet auf Irrwege gerathen. Sobald aber Ihre Hand die Zeichen des Vaterlandes aufpflanzte, wurden dieſe von allen guten Franzoſen wiedererkannt; alle folgten ihnen nach und traten an Ihre ruhmreiche Seite. Die, welche in Feindes Land Verſchwörungen anſtiften, verzichten unwiderruflich auf ihr Geburtsland; und was können ſie Ihrem mächtigen Glücksſterne entgegenſetzen? Sie haben unüberwindliche Armeen, jene nur Schmähſchriften und Meuchelmörder; und während ſich an den Altären, die Sie wieder aufgerichtet haben, die tauſendfache Stimme der Religion für Sie erhebt, laſſen jene Sie durch einige obſcure Werkzeuge der Empörung und des Aberglaubens beſchimpfen. Die Ohnmacht ihrer Complotte liegt am Tage. Sie werden das Schickſal täglich zu größerer Strenge herausfordern, indem ſie gegen deſſen Beſchlüſſe ankämpfen. Möchten ſie ſich doch endlich der unwiderſtehlichen Bewegung fügen, von der ſich die ganze Welt fortgeriſſen fühlt, möchten ſie doch im Stillen über die Urſachen des Unterganges und des Entſtehens der Reiche nachdenken!“

Dieſe beſtimmte Ausſchließung der Bourbons im Angeſicht des neu deſignirten Monarchen und in dieſer feierlichen Sprache war zwar eine indirecte aber die allerbedeutungsvollſte Manifeſtation. Indeſſen wollte man nicht eher etwas davon laut werden laſſen als bis die höchſte Staatskörperſchaft, der Senat, welchem die Initiative verfaſſungsmäßig zukam, zuerſt einen Schritt gethan hätte.

Um dieſen Schritt zu veranlaſſen, mußte man ſich nothwendig mit Cambacérès verſtehen, unter deſſen Leitung der Senat ſtand. Deshalb mußte man ſich mit ihm ausſprechen und ſich ſeines guten Willens verſichern; nicht als hätte man von ſeiner Seite irgend einen Widerſtand zu fürchten, aber ſchon ſeine wenn auch ſtille Mißbilligung wäre unter Umſtänden, wo es darauf ankam daß jedermann hingeriſſen erſchien, ein wahrhafter Uebelſtand geweſen.

Der erſte Conſul ließ Lebrun und Cambacérès nach Malmaiſon entbieten. Lebrun, der ſich am leichteſten überreden ließ, war zuerſt berufen worden. Mit ihm hatte man keine Mühe, denn er war ein entſchiedener Anhänger der Monarchie und mochte lieber die Souveränität des Generals Bonaparte als jedes Andern anerkennen. Cambacérès, der ungern ſah was ſich anſpann, traf erſt ein als die Conferenz mit ſeinem Collegen Lebrun ſchon weit vorgeſchritten war. Nachdem der erſte Conſul von der Bewegung, welche die Gemüther ergriffen, ſo geſprochen hatte als ob er ihr ganz fremd wäre, verlangte er das

Gutachten des zweiten Consuls über die Frage, die so sehr im Schwange ging, wegen der Wiederherstellung der Monarchie.

„Ich dachte es wohl," antwortete ihm Cambacérès, „daß es sich darum handelte. Ich sehe wohl daß alles diesem Ziele zustrebt, aber ich beklage es." Hierauf legte Cambacérès, die persönliche Unlust, welche bei ihm den Ansichten der Weisheit beigemischt war, übel verhehlend, dem ersten Consul die Beweggründe seiner Meinung vor Augen. Er schilderte ihm die Republikaner als mißvergnügt darüber, daß man ihnen nicht einmal den Namen des Hirngespinstes lasse dem sie nachgejagt wären, und die Royalisten als empört darüber, daß man sich unterstehe den Thron wiederaufzurichten ohne doch einen Bourbon darauf zu setzen; er zeigte wie gefährlich es sei so weit zur alten Regierungsweise zurückzukehren, daß man bald bloß noch eine Person an die Stelle einer andern zu setzen brauchte, wenn die alte Monarchie wieder bestehen solle. Er theilte die eignen Worte der Royalisten mit, welche sich laut gerühmt hätten, im General Bonaparte besäßen sie einen Vorläufer, der es übernommen habe den Bourbons die Wege zu bahnen. Er hob den Uebelstand einer abermaligen Veränderung hervor, die nichts als ein leerer Titel ohne wirklichen Nutzen sei, denn die Macht des ersten Consuls sei gegenwärtig unbegrenzt, und dabei machte er noch die Bemerkung, daß es oft mehr Gefahr bringe die Namen der Dinge als diese selbst zu verändern. Ferner wies er auf die Schwierigkeit hin, von Europa die Anerkennung der neu zu gründenden Monarchie zu erhalten, sowie auf die noch größere Schwierigkeit von Frankreich die Lieferung der nöthigen Mittel zu einem dritten Kriege zu erlangen, wenn man etwa zu einem solchen seine Zuflucht nehmen müsse um die alten europäischen Höfe zu jener Anerkennung zu nöthigen; ja, er brachte noch eine Menge theils trefflicher theils nicht sonderlich haltbarer Gründe zum Vorschein, aus welchen ein diesem bedachtsamen Manne ganz ungewöhnlicher Unmuth hervorleuchtete. Aber mit den besten Gründen, die er hatte, wagte er nicht hervorzutreten, nämlich daß man einem gewaltigen Ehrgeize, wenn man ihm auch diese neue Befriedigung gewährte, nirgends werde Einhalt thun können; denn gestehe man dem General Bonaparte den Titel eines Kaisers der Franzosen zu, so mache man ihn geneigt den eines occidentalischen Kaisers zu begehren, wonach er später insgeheim auch wirklich strebte und was nicht die geringste unter den Ursachen war, die ihn antrieben alle Grenzen der Möglichkeit zu überschreiten und bei deren Ueberschreitung zu Grunde zu gehen. Wie jeder Mann, der genirt ist und sich Zwang anthun muß, sagte Cambacérès das Beste nicht was er zu sagen wußte und wurde von seinem Opponenten geschlagen. Der erste Consul, welcher zur Zeit der Errichtung des lebenslänglichen Consulats seine Wünsche so versteckt hielt, that jetzt den Schritt welchen man nicht gegen ihn thun

wollte. Er sagte seinem Collegen Cambacérès frei heraus daß er sich die Krone aufsetzen wolle, und erklärte auch warum. Er behauptete, Frankreich begehre einen König, und dies sei jedem klar der Beobachtungen zu machen verstehe; es gebe tagtäglich Thorheiten auf, die man ihm früher in den Kopf gesetzt habe, die vorzüglichste aber von allen diesen Thorheiten sei die Republik; Frankreich sei so sehr eines Bessern belehrt, daß es einen Bourbon nehmen würde, wenn man ihm keinen Bonaparte geben wolle; die Rückkehr der Bourbons wäre eine Trübsal, denn sie würde die offenbare Contrerevolution sein, und er für seine Person wünsche nicht mehr Macht als er schon besäße und gebe hierbei bloß dem Zwange des Volkswillens und dem Interesse der Revolution selbst nach; übrigens sei es von Wichtigkeit ohne Verzug seinen Entschluß zu fassen, denn in der Armee herrsche eine solche Bewegung, daß man ihn in den Lagern leicht zum Kaiser ausrufen könne, dann aber gleiche seine Erhebung auf den Thron einem Schauspiele der Prätorianer, und dies sei vor allen Dingen zu vermeiden.

Diese Gründe überzeugten Cambacérès nicht, da er nicht Lust hatte sich überzeugen zu lassen; jeder von Beiden blieb bei seiner Meinung und bedauerte nur sich so weit bloßgegeben zu haben. Cambacérès' unerwarteter Widerstand setzte den ersten Consul in Verlegenheit; er stellte sich nun weniger ungeduldig als er wirklich war und sagte zu seinen beiden Collegen, er werde sich um gar nichts bekümmern und der Bewegung in den Gemüthern ihren Lauf lassen. Man war gegenseitig unzufrieden als man sich trennte; gegen Mitternacht kam Cambacérès mit Lebrun wieder in Paris an und richtete folgende Worte an seinen Collegen: „Es ist geschehen; die Monarchie ist wiederhergestellt; doch habe ich die Ahnung daß das Gebäude, welches man aufführt, keinen Bestand haben wird. Wir haben mit Europa Krieg geführt, um es mit Republiken, mit Töchtern der französischen Republik zu beschenken; jetzt werden wir Krieg zu führen haben um es mit Monarchen, mit Söhnen oder Brüdern des unsrigen zu beschenken; Frankreich wird sich bei dieser thörichten Unternehmung erschöpfen und endlich den kürzern ziehen."

Indessen war diese Mißbilligung bei Cambacérès nur ein ganz stiller und unthätiger Widerstand. Er ließ Fouché und dessen Gehülfen nach Belieben schalten und walten. Ihnen bot sich eine herrliche Gelegenheit dar. Es war üblich über bedeutende Ereignisse dem Senat Mittheilungen zu machen. Nun hatte man ihm einen Bericht des Ober-Richters in Bezug auf die Intriguen der englischen Agenten Drake, Spencer Smith und Taylor vorgelegt. Auf diese Mittheilung der Regierung mußte eine Antwort gegeben werden. Der Senat hatte eine Commission ernannt und ihr einen Entwurf zur Antwort vor-

gelegt. Da die angesehensten Mitglieder die Gelegenheit günstig fanden, so bemühten sie sich die Senatoren zu überzeugen, daß jetzt die Zeit da wäre in Bezug auf die Wiederherstellung der Monarchie die Initiative zu ergreifen; der erste Consul trage zwar noch Bedenken, aber man müsse seine Bedenklichkeiten dadurch verscheuchen, daß man ihm die in den bestehenden Einrichtungen vorhandene Lücke und die Art sie auszufüllen nachwiese. Sie spielten leise darauf an, welcher Unannehmlichkeit sich der Senat vor zwei Jahren dadurch ausgesetzt, daß er die Wünsche des Generals Bonaparte so spät zu errathen gewußt habe. Laut aber führten sie einen sehr scheinbaren Grund an, daß man sich nicht zuvorkommen lassen dürfe. „Die Armee," sagten sie, „ist im höchsten Grade für ihren Chef eingenommen und wird sich nicht bedenken ihn zum Kaiser zu proclamiren; dann aber würde das Kaiserthum wie in Rom durch die Prätorianer verliehen werden. Ein solches Scandal muß man Frankreich dadurch ersparen, daß man dazu thut. Hierin folgt man nur dem Beispiele des römischen Senats, welcher die Wahl mancher Kaiser beschleunigte um sie nur nicht aus den Händen der Legionen annehmen zu müssen." Nun kam ein Grund der weder laut noch leise gesagt zu werden brauchte, nämlich daß noch eine große Menge Senatorenstellen zu vergeben waren, die man zur Zeit der Errichtung des lebenslänglichen Consulats geschaffen hatte und welche außer dem jedem Senator zukommenden Gehalt an baarem Geld auch eine Dotation an Grund und Boden gewährte. Ferner mußten ganz neue Aemter in Ueberfluß entstehen und zu vergeben sein. Wenn man daher die Erhebung des neuen Gebieters nicht zu hintertreiben vermochte, so mußte man sich wenigstens in Acht nehmen ihm zu mißfallen. Indessen muß erwähnt werden, daß man außer diesen verächtlichen Gründen auch bessere hatte. Mit Ausnahme einer nicht sehr zahlreichen Opposition, die ursprünglich von Sieyes herrührte, woran er aber wie an allen andern Dingen den Geschmack verloren und die er minder bedeutenden Leitern als er war überlassen hatte, sah die Masse der Nation in der Monarchie den Hafen wo das Schiff der Revolution zu seinem eignen Heil einlaufen müßte.

Diese so verschiedenartigen Gründe vermochten die Majorität des Senats zu dem Beschluß auf die Botschaft des ersten Consuls eine bedeutungsvolle Antwort zu ertheilen, deren Sinn folgender war:

Frankreichs Institutionen sind in zwiefacher Rücksicht unvollständig. Erstlich giebt es kein Tribunal für die großen Staatsverbrechen und man kann sie nur vor einer unzureichenden und schwachen Gerichtsbarkeit anbringen. (Was bei Gelegenheit von Georges' und Moreau's Proceß eben vor dem Tribunal des Seine-Departements vorging, brachte damals jedermann zu dieser Gesinnung.) Zweitens beruht Frankreichs Regierung auf einem einzigen Haupte, und dies ist

eine ewige Versuchung für die Verschwörer, welche dadurch, daß sie auf dieses Haupt einen Schlag führen, mit ihm alles zu vernichten glauben. Hier findet sich also ein doppelter Mangel, den man der Weisheit des ersten Consuls anheim geben muß, damit man ihn veranlasse diesem Gegenstande seine Sorgfalt zu widmen und nöthigenfalls auch die Initiative zu ergreifen.

Am 6. Germinal (den 27. März und am dritten Tage nach den oben erwähnten Conferenzen) ward der Senat zusammenberufen um auf diesen Entwurf eine Antwort zu berathen. Fouché und seine Freunde hatten alles vorbereitet, ohne dem Consul Cambacérès etwas davon zu sagen, welcher im Senat gewöhnlich den Vorsitz führte. Sie scheinen selbst den ersten Consul nicht davon in Kenntniß gesetzt zu haben, um ihn angenehm zu überraschen. Diese Ueberraschung war freilich bei weitem nicht so angenehm für Cambacérès, welcher den Commissionsentwurf mit dem höchsten Erstaunen vorlesen hörte. Doch that er als ob es ihn nicht sonderlich berührte und ließ die zahlreichen auf ihn gehefteten Blicke an sich abgleiten, denn man wollte gern wissen wie sehr dies alles nach den Wünschen des ersten Consuls wäre, für dessen Vertrauten und Mitwisser man ihn hielt. Bei dieser Vorlesung ließ sich im Senat theilweise ein zwar sehr leises aber doch sehr merkliches Murren vernehmen; dennoch wurde der Entwurf mit sehr großer Majorität angenommen und sollte gleich am folgenden Tage dem ersten Consul mitgetheilt werden.

Kaum hatte Cambacérès diese Sitzung verlassen, als er in seinem Unmuth, nicht benachrichtigt worden zu sein, nach Malmaison an den ersten Consul schrieb ohne sich selbst dahin zu begeben, und ihn in einem ziemlich kalten Briefe von allem in Kenntniß setzte was sich so eben zugetragen hatte. Am folgenden Tage kam der. erste Consul nach Paris zurück um den Senat zu empfangen, wollte sich aber zuvor noch mit seinen beiden Collegen besprechen. Es schien als sei er erstaunt über die Eilfertigkeit eines solchen Schrittes, den man gewissermaßen ganz unversehens gethan hatte. „Ich habe mir die Sache noch nicht ordentlich überlegt," sagte er zu Cambacérès, „und brauche noch Ihren Rath sowie den vieler Andern, ehe ich mich fest entschließen kann. Ich denke dem Senate zu antworten, daß ich mit mir zu Rathe gehe. Aber ich möchte ihn weder officiell empfangen, noch seine Botschaft veröffentlichen. Ich werde nichts laut werden lassen, bis ich meinen Entschluß definitiv gefaßt habe." Darüber wurde man einig, das wurde noch an demselben Tage ausgeführt.

Der erste Consul empfing den Senat, wie er es angekündigt hatte, und antwortete dessen Mitgliedern mündlich, er danke ihnen für die Beweise ihrer Ergebenheit, müsse aber über den seiner Aufmerksamkeit empfohlenen Entwurf noch reiflich nachdenken, bevor er eine öffentliche und definitive Antwort darauf ertheilen könne.

Obgleich der erste Consul Zeuge und stillschweigender Miturheber aller dieser Vorgänge war, so hatte man es seinen Wünschen doch fast noch zuvorgethan. Seine Anhänger waren ungeduldiger gewesen als er selbst, und er war sichtlich noch nicht mit sich fertig. Man veröffentlichte demnach die Maßregel des Senates nicht, obwohl eine gänzliche Geheimhaltung derselben nicht möglich war; so lange jedoch kein officieller und eingestandener Schritt gethan war, konnte man immer noch zurücktreten, wenn man auf ein unvorhergesehenes Hinderniß stoßen sollte.

Bevor der erste Consul so weit vorschritte daß er nicht mehr zurück könnte, wollte er der Armee und Europa's sicher sein. Im Grunde zweifelte er an keinem von beiden; denn der erstern war er theuer und dem andern furchtbar. Aber es hieß doch seinen Waffengefährten, welche ihr Blut für Frankreich und nicht für einen Mann vergossen hatten, ein grausames Opfer zumuthen wenn er von ihnen als Souverän angenommen sein wollte. Auch hieß es nach dem durch den Tod des Herzogs von Enghien in Europa hervorgebrachten Eindruck von allen legitimen Fürsten eine eigenthümliche Handlung der Nachgiebigkeit fordern, wenn man ihnen zumuthen wollte einen Soldaten als Ihresgleichen anzuerkennen, welcher nur erst vor ein paar Tagen seine Hände in das Blut der Bourbons getaucht hatte. Obgleich man darauf gefaßt sein durfte eine von der Gewalt dieses Soldaten befohlene Antwort zu erhalten, so war es doch klüglich sich derselben vorher zu versichern.

Der erste Consul schrieb an den General Soult und an diejenigen unter den andern Generalen auf die er das meiste Vertrauen setzte, um ihr Gutachten über die beantragte Veränderung einzuholen. Wie er sagte, hatte er noch keinen Entschluß gefaßt, strebe hierbei nur danach was er für Frankreichs Bestes halte und wolle, bevor er sich entscheide, die Ansicht der Armeehäupter vernehmen. Sicherlich war die Antwort nicht zweifelhaft; allein dadurch rief man doch Ergebenheitsbezeigungen hervor, die als Beispiel dienen und laue oder widerstrebende Gemüther mit sich fortreißen konnten.

Was Europa betraf, so war dessen Willfährigkeit zwar im Grunde wahrscheinlich, doch aber etwas zweifelhaft. Mit Groß-Britannien war man im Kriege und brauchte sich demnach mit demselben nicht zu bemühen. Wegen der neuerlichen Verhältnisse zu Rußland erforderte es die eigne Würde sich nicht an dasselbe zu wenden. Nun waren noch Spanien, Oestreich, Preußen und die kleinern Mächte übrig. Spanien war zu schwach als daß es irgend etwas hätte verweigern sollen; doch wegen des vergossenen Blutes eines Bourbon mußte man schon einige Wochen verstreichen lassen, bevor man es in Anspruch nahm. Oestreich hatte sich unter den Mächten am wenigsten empfindlich gezeigt wegen der Verletzung des

deutschen Gebietes, und bei seiner völligen Gleichgültigkeit gegen alles, was nicht sein eignes Interesse erheischte, gab es nichts was man nicht von ihm hätte erwarten können. In Betreff der Etikette jedoch war es eigensinnig, krittlich und anspruchsvoll, wie es dem ältesten und namhaftesten unter den Höfen wohl anstand. Einen Kaiser, denn man hatte sich für diesen Titel entschieden, welcher zugleich höher, neuer und militärischer klang als der eines Königs, einen Kaiser in die Liste der Souveräns einzutragen, dies war eine Sache die man dem Oberhaupte des heiligen römischen Reichs nicht leicht annehmlich zu machen vermochte.

Preußen war trotz seiner neuerlichen Kälte immer noch am leichtesten günstig zu stimmen. Man fertigte daher auf der Stelle einen Courier nach Berlin an Laforest ab, der Haugwitz besuchen und ihn darüber auskundschaften sollte, ob der erste Consul hoffen könnte vom König von Preußen als Erbkaiser der Franzosen anerkannt zu werden. Man mußte bei diesem Begehren den jungen König so stellen daß er auf der einen Seite Frankreichs lebhafte Dankbarkeit und auf der andern dessen bittern Groll erblickte. Laforest hatte Befehl von diesem Schritte keine Spur in den Gesandtschaftsarchiven zu hinterlassen. In Bezug auf Oestreich schrieb man weder an Champagny noch wagte man eine directe Eröffnung, sondern wendete ein Mittel an das man gleich zur Hand hatte, nämlich man sondirte Cobentzl, welcher bei Talleyrand im Uebermaß den Wunsch zur Schau trug dem ersten Consul zu gefallen. Zu einer solchen Unterhandlung war der Minister Talleyrand wie gemacht. Er erhielt von Cobentzl die zufriedenstellendsten Aeußerungen, aber doch nichts Positives. Es mußte nach Wien geschrieben werden, wenn man Gewißheit wollte geben können.

Der erste Consul sah sich also genöthigt noch gegen 14 Tage zu warten bevor er dem Senate antworten und denen, welche an seiner neuen Größe arbeiteten, gestatten konnte ihr Werk fortzusetzen. Indessen ließ man immer die Adressen der Hauptstädte und der obersten Behörden kommen. Man begnügte sich damit sie nicht in den Moniteur einrücken zu lassen.

Den König von Preußen fand man in der besten Stimmung. Nachdem dieser Fürst sich Rußland wieder zugewendet und heimlich mit ihm verbündet hatte, fürchtete er in dieser Beziehung zu weit gegangen zu sein und seine Mißbilligung der Ettenheimer Vorgänge zu deutlich an den Tag gelegt zu haben. Es kam ihm daher äußerst gelegen daß er dem ersten Consul jetzt persönlich gefällig sein konnte. Laforest hatte kaum die ersten Worte zu Haugwitz gesagt, als dieser ihn gar nicht ausreden ließ sondern ganz eilig erklärte, der König von Preußen werde kein Bedenken tragen den neuen Kaiser der Franzosen anzuerkennen. Wohl versah sich Friedrich Wilhelm wieder eines Tadels von Seiten der unruhigen Gesellschaft welche sich um die Königin herumtrieb, aber wenn

das Interesse seines Reichs in's Spiel kam, wußte er diesem Tadel zu trotzen, und als das erste seiner Interessen betrachtete er das gute Einverständniß mit dem ersten Consul. Noch ist zu erwähnen daß ihn ein Gefühl überschlich das zuletzt alle Höfe theilen mußten, nämlich das der Freude darüber, die Republik in Frankreich abgeschafft zu sehen. Nur die Monarchie konnte sie beruhigen, und da die Bourbons vor der Hand unmöglich schienen, so war der General Bonaparte der neue Monarch, den alle Fürsten auf den Thron von Frankreich steigen zu sehen erwarteten. Dies ist einer von den tausend Beweisen daß sich manche Eindrücke bei den Menschen gar bald verwischen, besonders wenn es in ihrem Interesse liegt sie in ihrem Herzen zu vertilgen. Alle Höfe waren im Begriff einen Mann als Kaiser anzuerkennen, den sie in ihrer Aufwallung vierzehn Tage früher einen Meuchler und Königsmörder genannt hatten.

Der König von Preußen schrieb selbst an Lucchesini einen Brief, welcher dem ersten Consul mitgetheilt wurde und die freundschaftlichsten Ausdrücke enthielt. „Ich autorisire Sie unbedenklich," sagte der König, „möglichst bald eine Gelegenheit zu ergreifen um Talleyrand zu erkennen zu geben daß, nachdem ich mit Vergnügen die oberste Gewalt dem ersten Consul auf Lebenszeit habe übertragen sehen, ich mit noch höherem Interesse die durch seine Weisheit und seine großartigen Maßregeln herbeigeführte Ordnung der Dinge durch die Einführung der Erblichkeit in seine Familie befestigt sehen und keine Schwierigkeit machen würde ihn anzuerkennen. Sie werden hinzufügen, wie ich mir gern schmeichle daß dieser unzweideutige Beweis meiner Gesinnungen in seinen Augen ebenso viel werth sein wird als alle Sicherheiten und Garantien, welche ihm ein ausdrücklicher Vertrag hätte gewähren mögen dessen Grundlagen in der That vorhanden sind, daß auch ich von seiner Seite auf die Wirksamkeit dieser Freundschaft und dieses Vertrauens, die zwischen uns herrschen, rechnen zu können hoffe, und daß ich sie zwischen beiden Regierungen ohne Unterlaß bestehen zu sehen wünsche." (Den 23. April 1804.)

Diese Worte, obgleich im Grunde aufrichtig, waren doch nicht ganz dem Geiste des mit Rußland unterzeichneten Vertrags gemäß; dieser Fürst ließ sich nämlich durch seine maßlose Friedensliebe zu einer seines Charakters ganz unwürdigen Falschheit verleiten.

In Wien stand es anders. Dort hatte man keine Verpflichtung gegen Rußland übernommen; man wollte nicht eine Concession, die man den Einen machte, durch eine Concession an die Andern erkaufen; man dachte lediglich an sein eignes möglichst gut berechnetes Interesse. Der Tod des Herzogs von Enghien, die Verletzung des deutschen Gebiets, alles dies ward als Sache von untergeordneter Wichtigkeit betrachtet. Die für das Opfer, das man dadurch bringen wollte daß

man den neuen Kaiser anerkannte, zu verlangende Schadloshaltung war die einzige Betrachtung worauf man Gewicht legte. Allerdings mußte man zunächst trotz dem Uebelstande, daß man Rußland vor den Kopf stieß, wenn man etwas zugestand was der französischen Regierung so überaus angenehm war, sich darein ergeben Napoleon anzuerkennen, denn durch eine abschlägige Antwort hätte man sich, oder doch so ziemlich, gegen Frankreich in den Zustand des Kriegs versetzt, und dies wollte man, wenigstens für den Augenblick, vor allen Dingen vermeiden. Doch mußte man auch aus der Bewilligung der fraglichen Anerkennung Nutzen ziehen, sie etwas zurückhalten und durch einige Vortheile erkaufen lassen, Rußland aber noch ein Weilchen dadurch bei gutem Glauben erhalten daß man ihm von der Zeit vorsagte, die man zur Unterhandlung über die Vortheile brauchte welche man sich zu verschaffen wünschte. Dies war die östreichische Politik, und man muß zugeben daß sie zwischen Leuten, welche in beständigem Mißtrauen gegen einander lebten, sehr natürlich war.

Seidem die östreichische Partei im deutschen Reiche so außerordentlich schwach geworden war, konnte es geschehen daß das Haus Oestreich bei der nächsten Wahl um die Kaiserkrone kam. Doch gab es ein Mittel diesem Uebel zu begegnen, nämlich dem Hause Oestreich selbst für seine Erbstaaten eine Krone zu sichern, und zwar keine Königs- sondern eine Kaiserkrone, so daß das Haupt dieses Hauses, falls man ihm bei der künftigen Wahl etwa die deutsche Kaiserwürde nicht wieder übertrüge, doch Kaiser von Oestreich bliebe. Dies war es was Champagny in Wien und Cobentzl in Paris vom ersten Consul dafür verlangen sollten was er selbst gewährt haben wollte. Außerdem sollte man noch erklären, wenn die Bedingungen noch Unterhandlungen unterlägen, so habe doch der Kaiser Franz das Princip der Anerkennung unverzüglich gelten lassen.

Obwohl der erste Consul an der Geneigtheit der Mächte wenig gezweifelt hatte, so freute er sich doch ihrer Antworten. Er war verschwenderisch in Dankbarkeits- und Freundschaftsversicherungen gegen den Berliner Hof. Nicht minder lebhaft dankte er dem Wiener Hofe und ertheilte die Antwort, es sei ihm ganz recht dem Oberhaupte des Hauses Oestreich den Kaisertitel zuzugestehen. Nur hätte er diese Erklärung nicht gern gleich bekannt werden lassen mögen, um nicht den Anschein zu gewinnen als erkaufe er um irgend einen Preis die Anerkennung seines eignen Titels. Lieber wollte er sich durch einen geheimen Vertrag verbindlich machen den Nachfolger Franz des II. später als Kaiser von Oestreich anzuerkennen, wenn dieser Nachfolger die deutsche Kaiserwürde eingebüßt hätte. Wenn übrigens der Wiener Hof darauf bestünde, so sei er bereit dieses Bedenken fallen zu lassen, das sich auch gar nicht auf eine wirkliche Schwierigkeit gründete, indem alle diese Titel keine wahrhafte Bedeutung mehr hatten. Seit Karl dem Großen bis

in's achtzehnte Jahrhundert hatte es in Europa, wenigstens im Occident, nur einen einzigen Souverän unter dem Titel eines Kaisers gegeben. Seit dem achtzehnten Jahrhundert waren deren zwei vorhanden gewesen, nachdem sich der Czar von Rußland diesen Namen beigelegt hatte. Nach den Vorgängen in Frankreich sollten deren bald drei existiren. Es mußte deren einmal vier geben, wenn die bevorstehende Wahl in Deutschland auf einen Kaiser außerhalb des Hauses Oestreich fiel. Man glaubte sogar daß der König von England, welcher das vereinigte Parlament von Schottland, England und Irland kaiserliches Parlament genannt hatte, versucht sein könnte sich Kaiser zu tituliren. Dann würde es in Europa fünf Kaiser gegeben haben. Doch alles dies verdiente nicht daß man sich damit befaßte. Es waren bloße Benennungen, die nicht mehr die Geltung behaupteten welche sie früher gehabt hatten, als Franz I. und Karl V. einander die Stimmen der deutschen Churfürsten streitig machten.

Abgesehen von diesen beruhigenden Zusicherungen von Seiten der vornehmsten Höfe hatte der erste Consul von der Armee die zuvorkommendsten Zustimmungsbeweise empfangen. Namentlich hatte ihm der General Soult brieflich die erwünschtesten Angaben zugehen lassen, und während der 14—20 Tage daß mit Wien und Berlin correspondirt worden war, hatten die Hauptstädte Lyon, Marseille, Bordeaux und Paris energische Adressen für die Wiederherstellung der Monarchie eingesandt. Der Aufschwung war allgemein, die Sache war so laut als möglich geworden; man mußte sich also endlich zu officiellen Schritten bequemen und sich namentlich zunächst gegen den Senat aussprechen.

Der erste Consul hatte, wie gesagt, den Senat nicht öffentlich empfangen und auf dessen Botschaft vom 6. Germinal nur mündlich geantwortet. Es war nun ziemlich ein Monat daß er auf seine officielle Antwort warten ließ. Er ertheilte sie am 5. Floréal (den 25. April 1804), und sie führte die erwartete Entwickelung herbei. „Ihre Adresse vom 6. Germinal," sagte der erste Consul, „ist meinem Geiste stets gegenwärtig gewesen ... Sie haben die Erblichkeit der höchsten obrigkeitlichen Person für nöthig erachtet, um das französische Volk vor den Complotten unsrer Feinde und vor den Umtrieben sicher zu stellen welche aus nebenbuhlerischen Bestrebungen entstehen würden; zugleich haben Sie gemeint daß mehrere unsrer Institutionen einer Verbesserung bedürftig seien, um den Triumph der Gleichheit und politischen Freiheit für alle Zukunft sicher zu stellen und sowohl der Nation als der Regierung die beiden nöthige Garantie zu verschaffen ... Je mehr ich diesen ernsten Gegenständen meine Aufmerksamkeit zuwandte, desto mehr fühlte ich wie nöthig mir bei einer ebenso neuen als bedeutungsvollen Angelegenheit die Rathschläge Ihrer Weisheit und Erfahrung sind. Ich fordre Sie demnach auf mir Ihre Ansicht ganz ohne Rückhalt mitzutheilen."

Diese Botschaft wurde ebenso wenig veröffentlicht als die, worauf sie die Antwort war. Auf der Stelle tritt der Senat zu einer Berathung zusammen. Diese ist leicht und ihr Ergebniß schon im voraus bekannt, nämlich der Vorschlag die Consular=Republik in ein Erbkaiserthum umzuwandeln.

Indessen durfte man doch auch nicht alles so in der Stille abgehen lassen, sondern mußte schicklicherweise irgendwo in einem Staatskörper, wo die Discussion öffentlich war, über den großen Entschluß, auf den man losging, Erörterungen anstellen lassen. Im Senat fand keine Discussion statt. Die gesetzgebende Versammlung hörte die officiellen Wortführer an und stimmte dann schweigend ab. Aber das Tribunat, obgleich vermindert und in eine Section des Staatsrathes verwandelt, durfte doch wenigstens noch reden. Dieser Versammlung beschloß man sich zu bedienen, um auf der einzigen Tribune, worauf noch ein Widerspruch laut werden durfte, einige scheinbar freie Worte hören zu lassen.

Das Präsidium im Tribunat führte damals Fabre v. d. Aude, ein der Familie Bonaparte ergebener Mann. Mit ihm verabredete man daß ein Tribun, dessen Ansichten früher durchaus republikanisch gewesen wären, gewählt werde um die Initiative zu ergreifen. Der Tribun Curée, ein Landsmann und persönlicher Feind von Cambacérès, ward dazu ausersehen diese Rolle zu spielen. Im Publicum hielt man diesen Mann für eine Creatur des zweiten Consuls und dachte er sei von diesem zum Hervortreten bestimmt worden. Dem war nicht also. Man stellte sich ihm durch Curée's Ernennung eher entgegen, als daß sie mit seinem Wissen und Willen hätte stattfinden sollen. Letzterer, der früher ein glühender Republikaner und gleich vielen Andern ganz und gar auf die monarchischen Ideen zurückgekommen war, entwarf eine Motion, worin er die Einführung der Erblichkeit in der Familie Bonaparte beantragte. Fabre v. d. Aude ging mit dieser seiner Motion nach St. Cloud um sie der Genehmigung des ersten Consuls zu unterbreiten. Dieser schien dadurch nicht sonderlich erbaut, sondern fand die Sprache des bekehrten Republikaners etwas unbeholfen und zu wenig erhaben. Gleichwohl ging es doch auch wieder gar nicht gut an einen andern Tribun zu wählen. Er ließ daher den ihm vorgelegten Text umarbeiten und schickte ihn dann unverweilt an Fabre v. d. Aude zurück. Dieser Text hatte in St. Cloud eine eigenthümliche Veränderung erfahren. Für die Worte „Erblichkeit in der Familie Bonaparte" war gesetzt worden „Erblichkeit in den Descendenten Napoleon Bonaparte's." Fabre v. d. Aude war ein guter Freund Joseph's und gehörte zu dessen vertrauter Gesellschaft. Offenbar wollte der erste Consul, welcher mit seinen Brüdern unzufrieden war, keine constitutionelle Verpflichtung gegen sie haben. Joseph's Augendiener setzten Fabre v. d. Aude so lange zu bis man den Motionsentwurf noch einmal nach St. Cloud schaffte, um die Worte „Familie

Bonaparte" statt der andern „Descendenten Napoleon Bonaparte's" wieder hinein setzen zu lassen. Doch kam der Entwurf mit dem Worte „Descendenten" zurück, ohne daß eine Erklärung beigefügt gewesen wäre.

Fabre nahm sich vor kein Aufhebens von diesem Umstande zu machen, sondern den Text der Motion so an Curée verabfolgen zu lassen wie er aus den Händen des ersten Consuls hevorgegangen war, dennoch aber die von Joseph's Anhängern beliebte Version darin anzubringen. Er meinte, wenn die Motion einmal eingebracht und im Moniteur abgedruckt wäre, würde man keine Veränderung mehr damit vorzunehmen wagen, und er machte sich nöthigenfalls auf eine peinliche Besprechung mit dem ersten Consul gefaßt. Dies lieferte den Beweis daß die Gesellschaft der Gebrüder Bonaparte fest genug zusammenhielt um, wenn es ihr Interesse galt, dem Mißvergnügen des Oberhauptes der Familie Trotz zu bieten. Von allen diesen Schritten wurde Joseph, der sich schon in's Lager bei Boulogne begeben hatte, Tag für Tag benachrichtigt.

Sonnabends den 8. Floréal (am 28. April 1804) ward Curée's Motion im Tribunat eingebracht, aber die Discussion darüber, welcher sie unterliegen sollte, bis zum 10. Floréal vertagt. Eine Menge Redner drängten sich nach der Tribune um selbige zu unterstützen und strebten um die Wette nach der Gelegenheit sich durch eine Darlegung der Vortheile der Monarchie hervorzuthun. Der Kern dieser an sich sehr richtigen Sache war folgender:

Die Revolution von 1789 wollte die Abschaffung des Feudalwesens, eine Reform unsres gesellschaftlichen Zustandes, die Beseitigung der unter einer Willkührherrschaft eingeführten Mißbräuche und die Beschränkung der königlichen Machtvollkommenheit durch die Theilnahme der Nation an der Regierung. Dies allein war eigentlich ihr Bestreben. Alles was diese Grenze überschritt, ging über das Ziel hinaus und erzeugte nichts als Unheil. Dies hatte Frankreich durch die schrecklichsten Erfahrungen gelernt. Diese Erfahrungen mußte man benutzen, um davon abzusehen was zuviel geschehen war. Demnach war auf den Grundlagen der constitutionellen Freiheit und bürgerlichen Gleichheit die Monarchie wieder herzustellen. Wollte man aber die Monarchie, so war nur ein Monarch möglich, nämlich Napoleon Bonaparte und nach ihm die Glieder seiner Familie.

Die eifrigsten unter den Sprechern im Tribunat mischten unter ihre Reden Schmähungen gegen die Bourbons und erklärten feierlich, diese Fürsten seien in Frankreich für immer unmöglich und jeder Franzos müsse sich ihrer Rückkehr mit Blut und Leben widersetzen. Man hätte meinen sollen, das Dementi, welches man sich selbst eben jetzt dadurch gab daß man die Monarchie proclamirte, während man an die untheilbare und unvergängliche Republik durch so viele Eide geknüpft war, hätte für diese Redner eine Lection sein und sie vermögen sollen weniger

bestimmt von der Zukunft zu sprechen. Doch es giebt gar keine Lection wodurch sich der Haufe mittelmäßiger Köpfe abhalten ließe mit dem Strome zu schwimmen; alle überlassen sich ihm, zumal wenn sie Ehrenstellen und Vermögen auf ihrem Wege zu finden meinen.

Unter der Zahl derer, die so nothwendig hatten, befanden sich namentlich die früher wegen ihrer republikanischen Gesinnung hervorstechenden oder solche Männer, welche sich später durch ihren Eifer für die Bourbons auszeichnen sollten. Mitten unter dem Erguß niedriger Schmeicheleien stand ein einziger Mann, der eine wahrhafte Würde zeigte. Es war der Tribun Carnot. Wohl täuschte er sich in seinen allgemeinen Theorien; denn nach dem was man seit zehn Jahren gesehen hatte war es schwer der Ansicht zu huldigen, daß in Frankreich die republikanische der monarchischen Regierungsform vorzuziehen sei; allein dieser Apostel des Irrthums stand in seiner Stellung würdiger da als die Apostel der Wahrheit, weil er vor ihnen den Vortheil einer muthigen und uneigennützigen Ueberzeugung voraus hatte. Noch ehrenhafter wurde sein Muth dadurch daß er, weit entfernt als Demagog aufzutreten, sich vielmehr als ein weiser und gemäßigter Bürger, als ein Freund der Ordnung ausdrückte. Er sagte gleich daß er sich dem Souverän, sobald er durch das Gesetz eingeführt sei, bereitwillig unterwerfen werde, daß er aber, da dieses Gesetz noch einer Discussion unterliege, seine Ansicht darüber sagen wolle.

Zunächst sprach er edle Worte über den ersten Consul und über die Dienste welche er der Republik geleistet hätte. „Wenn in Frankreich," sagte er, „zur Sicherung der Ordnung und eines vernünftigen Gebrauchs der Freiheit ein erbliches Oberhaupt erforderlich ist, so wäre es widersinnig ein andres als Napoleon Bonaparte zu wählen. Niemand hat den Feinden des Landes so schreckliche Schläge beigebracht, niemand so viel für dessen bürgerliche Organisation gethan. Ja, hätte er der Nation auch nur das Civilgesetzbuch gegeben, so würde sein Name schon verdienen auf die Nachwelt zu kommen. Es ist also keinem Zweifel unterworfen daß, wenn eine Nothwendigkeit vorhanden ist den Thron wieder zu errichten, er darauf Platz nehmen muß und nicht jenes verblendete und racheglühende Geschlecht, das nur auf den vaterländischen Boden zurückkehren würde um das Blut der besten Bürger zu vergießen und die Herrschaft der beschränktesten Vorurtheile wieder einzuführen. Hat nun aber Napoleon Bonaparte so große Dienste geleistet, kann man ihm denn keine andre Belohnung anbieten als ihm die Freiheit Frankreichs zum Opfer zu bringen?"

Der Tribun Carnot verlor sich nicht in endlose Reden über die mit den verschiedenen Regierungsformen verknüpften Vorzüge oder Nachtheile, sondern bemühte sich zu zeigen daß in Rom die Zeiten des Kaiserthums ebenso bewegt

gewesen seien als die der Republik und daß in dem erstern nur weniger männliche Tugenden und Heldenmuth geherrscht hätten; daß die zehn Jahrhunderte der französischen Monarchie nicht weniger stürmisch gewesen seien als die aller bekannten Republiken; daß sich unter der Monarchie die Völker an Familien anschlössen, sich ihren Leidenschaften, ihren Eifersüchteleien und ihrem Haß anbequemten, und daß sie sich wegen dieser Dinge ebenso viel zu schaffen machten als wegen andrer Angelegenheiten; wenn ferner die französische Republik ihre blutigen Tage gehabt habe, so seien dies von ihrem Ursprung unzertrennliche Störungen gewesen; dadurch werde höchstens das Bedürfniß einer zeitweiligen Dictatur wie in Rom nachgewiesen; diese Dictatur aber habe man Napoleon Bonaparte übertragen, niemand mache sie ihm streitig und nur von ihm hänge es ab den edelsten und ruhmwürdigsten Gebrauch davon zu machen, indem er sie lange genug beibehalte um Frankreich zur Freiheit reif werden zu lassen; wolle er sie jedoch in eine ewige Erbmacht umwandeln, so verzichte er auf einen einzig dastehenden und unsterblichen Ruhm; der neue am jenseitigen Ufer des Atlantischen Oceans gegründete Staat liefere den Beweis, daß man unter republikanischen Institutionen Ruhe und Glück zu finden vermöge; was ihn betreffe, so würde er es ewig beklagen, wenn der erste Consul seine Macht nicht dazu anwenden wolle, seinem Lande eine solche Glückseligkeit zu Theil werden zu lassen. Wenn er über den oft angeführten Grund, daß man mehr Hoffnung auf einen dauerhaften Frieden habe wenn man sich den in Europa am allgemeinsten angenommenen Regierungsformen nähere, weiter nachdenke, so müsse er fragen, ob denn auch die Anerkennung des neuen Kaisers so leicht stattfinden werde als man es sich einbilde; ob man, im Fall dieselbe verweigert werden sollte, zu den Waffen greifen würde; ob ein Kaiserthum Frankreich nicht ebenso gut wie eine Republik Frankreich Europa verletzen, seine Eifersucht erregen und zuletzt den Krieg hervorrufen werde?

Noch einmal rückwärts schauend und der Vergangenheit ein edles Lebewohl sagend rief der Tribun Carnot aus:

„Ward denn die Freiheit dem Menschen bloß gezeigt, daß er ihrer niemals genieße? Ward sie seinem verlangenden Auge bloß vorgehalten, wie eine Frucht nach der man nicht greifen darf ohne des Todes zu sein? ... Nein, ich kann es nicht über mich gewinnen dieses so durchaus allen andern vorzuziehende Gut, ohne welches die andern nichts sind, als eine bloße Illusion zu betrachten. Mein Herz sagt mir daß die Freiheit möglich, daß unter ihrer Herrschaft die Regierung leicht und dauerhafter ist als irgend eine Regierung der Willkühr oder Oligarchie."

Er schloß mit Worten welche den guten Bürger zeigten: „Stets bereit auch meine theuersten Neigungen den Interessen des gemeinsamen Vaterlandes zu opfern, begnüge ich mich damit diesmal noch die Stimme einer freien Seele haben ertönen

zu lassen, und meine Achtung gegen das Gesetz wird um so gesicherter sein, weil sie die Frucht langer Leiden und der Vernunft ist, welche uns jetzt gebieterisch auffordert wie ein Mann gegen den gemeinschaftlichen Feind zu stehen, welcher stets bereit ist Zwietracht zu säen und dem alle Mittel recht sind, wenn er nur sein Ziel einer allgemeinen Unterdrückung und einer Beherrschung der Meere erreicht."

Offenbar verwechselte der Tribun Carnot die Freiheit mit der Republik, und in diesem Irrthume sind alle die befangen welche wie er urtheilen. Die Republik ist nicht nothwendig die Freiheit wie die Monarchie nicht nothwendig die Ordnung ist. Man begegnet ebenso wohl der Unterdrückung unter der Republik als der Unordnung unter der Monarchie. Ohne gute Gesetze muß man beide unter allen Regierungsformen finden. Aber hier handelt es sich darum ob nicht unter der Herrschaft weiser Gesetze die Monarchie in höherem Grade als jede andre Regierungsform die möglichste Summe der Freiheit sowie die großen Militärstaaten nöthige Thatkraft verlieh, und besonders ob sie in einem Lande wie dem unsrigen nicht durch eine Gewohnheit von zwölf Jahrhunderten unvermeidlich und sonach wünschenswerth gemacht wurde. Wenn es sich so verhielt, war es dann nicht besser sie zuzulassen und weise zu organisiren als sich in einer falschen Stellung abzumühen, welche weder den alten Sitten Frankreichs noch dem damals gefühlten Bedürfniß eines dauernden und beruhigenden Zustandes entsprach? Der ruhmreiche Tribun hatte nach unsrer Ansicht nur in einem Punkte Recht: vielleicht bedurfte Napoleon nur einer zeitweiligen Dictatur um später, wie Carnot meinte, zur Republik, und wie wir meinen, zur constitutionellen Monarchie zu gelangen. Napoleon war von der Vorsehung wunderbar erkoren Frankreich auf eine neue Regierungsform vorzubereiten und es vergrößert und verjüngt denen zu überliefern, wer sie auch sein mochten, welche nach ihm zu regieren berufen waren.

Der Tribun Carion de Nisas übernahm es Carnot zu antworten, und that dies zu großer Genugthuung der neuen Monarchisten, aber in ganz alltäglicher Sprache welche der Alltäglichkeit seiner Ideen gleich kam. Außerdem war das Ganze nur eine Schein-Discussion. Das Gefühl ihrer völligen Unnöthigkeit und die Ermüdung machten ihr bald genug ein Ende. Man ernannte eine Commission von dreizehn Mitgliedern, welche die Motion des Tribuns Curée prüfen und in einen definitiven Beschluß verwandeln sollten.

In der Donnerstagssitzung vom 13. Floréal (vom 3. Mai) beantragte Jard-Panvillier, Berichterstatter dieser Commission, beim Tribunat einen Wunsch auszusprechen, welcher nach den bestehenden constitutionellen Vorschriften an den Senat gerichtet und dieser Staatskörperschaft durch eine Deputation überreicht werden sollte.

Dieser Wunsch war folgender:

Erstens daß Napoleon Bonaparte, gegenwärtig Consul auf Lebenszeit,

zum Kaiser ernannt und als solcher mit der Regierung der französischen Republik beauftragt werde;

Zweitens daß der Kaisertitel und die kaiserliche Gewalt in seiner Familie und zwar in männlicher Linie nach Ordnung der Erstgeburt erblich seien;

Drittens endlich daß, während man die constituirten Autoritäten modificire wie es die Einführung einer erblichen Gewalt erheische, die Freiheit und Gleichheit und die Rechte des Volks unversehrt erhalten würden.

Dieser Wunsch ward mit ungeheurer Majorität angenommen und am folgenden Tage (den **14.** Floréal oder **4.** Mai **1804**) dem Senat übergeben. In dieser Sitzung führte François de Neufchâteau den Vorsitz als Vicepräsident Nachdem er die Deputation des Tribunats angehört und ihr über den eingebrachten Wunsch eine Urkunde ausgestellt hatte, sagte er zu den Tribunen: „Ich darf den Schleier nicht zerreißen, welcher noch für einen Augenblick die Arbeiten des Senats bedeckt. Indessen muß ich Ihnen doch sagen, daß wir seit dem 6. Germinal die Aufmerksamkeit der ersten obrigkeitlichen Person auf denselben Gegenstand gelenkt haben wie Sie. Aber erkennen Sie Ihre Vortheile: was wir seit zwei Monaten in der Stille bedenken, das haben Ihnen Ihre Institutionen in Gegenwart des Volks zu discutiren gestattet. Die glückliche Entwickelung, welche Sie einer großen Idee gegeben haben, gewähren dem Senat, welcher Ihnen die Tribune geöffnet hat, die Genugthuung sich in seiner Wahl zu gefallen und wegen seiner gethanen Arbeit Glück zu wünschen.

In Ihren öffentlichen Reden haben wir den Kern aller unsrer Gedanken wiedergefunden. Gleich Ihnen, Bürger Tribunen, wollen wir keine Bourbons, weil wir keine Contrerevolution wollen, das einzige Geschenk welches uns diese heillosen Ueberläufer machen könnten, die den Despotismus, den Adel, das Feudalwesen, die Knechtschaft und Unwissenheit mitgenommen haben ...

Gleich Ihnen, Bürger Tribunen, wollen wir eine neue Dynastie gründen, weil wir dem französischen Volke alle Rechte sichern wollen die es wiedererobert hat. Gleich Ihnen wollen wir, daß die Freiheit und Gleichheit, daß die Aufklärung keine Rückschritte wieder machen soll. Von dem großen Manne spreche ich nicht, der durch seinen Ruhm berufen ist seinem Jahrhundert seinen Namen zu geben ... Nicht sich, nein uns muß er seine Kräfte weihen. Was Sie mit Enthusiasmus beantragen, erwägt der Senat mit Ruhe ..."

Aus diesen Worten des Vicepräsidenten ersieht man, daß der Senat die Zeit wahrnahm und es nicht wieder dahin kommen lassen wollte sich in Ergebenheitsbeweisen gegen den neuen Gebieter ausgestochen oder übertroffen zu sehen. Die geheimen Leiter der bevorstehenden Veränderung hatten recht gut vorausgesehen, welchen Einfluß die Erörterung der Tribunen auf diesen Staatskörper äußern wür-

Sie hatten sich ihrer bedient um die Entschließung des letztern zu beschleunigen, die ihrer Aeußerung nach noch an demselben Tage, wo der Wunsch des Tribunats eingebracht worden sei, gefaßt werden müßte, damit es scheine als ob die beiden Versammlungen sich begegneten, nicht aber als ob die vornehmste von beiden der andern erst folgte. Auch hatte man sich gar sehr beeilt damit an ein Ende zu kommen. Man war auf das Auskunftsmittel einer an den ersten Consul gerichteten Denkschrift gekommen, worin der Senat seine Gedanken ausdrücken und die Grundlagen zu einem neuen organischen Senatsbeschluß beantragen wollte. Eine solche Denkschrift lag auch schon bereit als die Deputation des Tribunats eingeführt wurde. Man hieß deren Fassung gut und beschloß ihre unverzügliche Uebergabe an den ersten Consul. Diese Uebergabe sollte noch an demselben Tage (den 14. Floréal) stattfinden. Demgemäß begab sich eine Deputation, bestehend aus den Mitgliedern der Commission welche diese Arbeit vorbereitet hatte, zum ersten Consul und übergab ihm die Botschaft des Senats nebst der Denkschrift, welche dessen Ideen über die neue monarchische Organisation Frankreichs enthielt.

Nun mußte man diesen Ideen endlich auch noch die Form constitutioneller Artikel geben. Man ernannte eine aus mehrern Senatoren, den Ministern und den drei Consuln zusammengesetzte Commission, welche den neuen Senatsbeschluß abfassen sollte. Da man hinsichtlich der Oeffentlichkeit weiter keine Rücksicht zu nehmen brauchte, so ließ man alle Maßregeln des Senats, sowohl dessen Mittheilungen an den ersten Consul als die von diesem eingegangenen Antworten, ferner auch alle Adressen welche seit einiger Zeit die Wiederherstellung der Monarchie verlangten, am folgenden Tage im Moniteur abdrucken.

Die ernannte Commission legte auf der Stelle Hand an's Werk. Sie versammelte sich in Gegenwart des ersten Consuls und seiner beiden Collegen in St. Cloud. Sie prüfte und lös'te nach der Reihe alle Fragen, welche bei Errichtung der Erbgewalt in Betracht kamen. Die erste, welche sich darbot, betraf den Titel des neuen Monarchen. Sollte man ihn König oder Kaiser nennen? Derselbe Grund, weshalb die Cäsaren im alten Rom den Königstitel nicht wieder hervorsuchen sondern lieber den rein militärischen Titel eines Imperators annehmen wollten, bewog auch die Urheber der neuen Constitution dem Kaisertitel den Vorzug zu geben. Schon dessen Neuheit und überwiegende Größe kamen in Betracht; dann vergaß man dabei doch gewissermaßen eine Vergangenheit, die man zwar theilweise aber durchaus nicht ganz wiederherzustellen gedachte; übrigens lag in dieser Bezeichnung auch etwas Unbegrenztes was dem Ehrgeize Napoleon's zusagte. Noch dazu hatten seine zahlreichen Feinde in Europa dadurch, daß sie ihm beständig Plane unterschoben die er gar nicht oder doch noch nicht hatte, dadurch daß sie einer Menge von Blättern fortwährend aussprengten er trachte das occidenta-

lische oder wenigstens das gallische Kaiserthum wiederherzustellen, alle Gemüther und selbst das seinige auf den Kaisertitel vorbereitet. Dieser Titel war unter Freunden und Feinden in jedermanns Mund, bevor er noch angenommen worden war. Er ward ohne Streit gewählt. Man beschloß demnach, daß der erste Consul zum Kaiser der Franzosen ausgerufen werden sollte.

Die Erblichkeit, der ganze Zweck der neuen Revolution, wurde natürlich nach den Principien des salischen Gesetzes d. h. im Mannsstamme nach Ordnung der Erstgeburt festgesetzt. Da Napoleon keine Kinder hatte und auch nicht bestimmt zu sein schien deren zu erhalten, so verfiel man darauf ihm das Recht der Adoption zu verleihen wie man es mit seinen Bedingungen und feierlichen Formen in den römischen Institutionen wiederfindet. In Ermangelung adoptionsfähiger Descendenten gestattete man die Uebertragung der Krone auf eine Seitenlinie, aber nicht auf alle Brüder des Kaisers, sondern ausschließlich auf zwei derselben, nämlich auf Joseph und Louis. Dies waren die einzigen, welche sich ein wahrhaftes Ansehen erworben hatten. Lucian eignete sich wegen seiner Lebensweise und seiner neuerlichen Vermählung nicht zur Thronfolge. Jérôme, kaum dem Jünglingsalter entwachsen, hatte so eben ohne die Einwilligung seiner Verwandten eine Amerikanerin geheirathet. Also waren nur Joseph und Louis erbfähig. Um den Unebenheiten einer übeln Aufführung in einer so zahlreichen und so kürzlich erst auf den Thron erhobenen Familie vorzubeugen, ertheilte man dem Kaiser unbedingte Macht und Gewalt über die Glieder der kaiserlichen Familie. Es ward festgesetzt daß eine ohne Einwilligung des Reichsoberhauptes abgeschlossene eheliche Verbindung eines französischen Prinzen den Verlust des Erbrechts für den Prinzen und dessen Kinder nach sich ziehen sollte. Nur durch Lösung des auf diese Art abgeschlossenen Ehevertrags konnte er die verlornen Rechte wieder erlangen.

Die Brüder und Schwestern des Kaisers erhielten die Würde als Prinzen und Prinzessinnen sowie alle mit diesem Titel verknüpften Ehren. Es ward beschlossen daß die Civilliste nach den Principien von 1791 behandelt, d. h. daß sie für die ganze Regierungszeit votirt werden, aus den noch vorhandenen königlichen Palästen sowie dem Ertrag der Krondomänen und einer jährlichen Einnahme von 25 Millionen bestehen sollte. Die Dotation der französischen Prinzen ward für jeden derselben auf jährlich eine Million festgesetzt. Der Kaiser hatte das Recht durch kaiserliche Decrete (welche dem entsprachen was wir Ordonnanzen nennen) alles im Innern des Palastes zu ordnen und selbst die Art der Repräsentation zu bestimmen wie sie der kaiserlichen Majestät angemessen war.

Da man sich den monarchischen Ideen so ganz hingab, mußte man auch Großwürdenträger um den neuen Thron stellen die ihm zur Zier und Stütze dienten. Ferner mußte man an jene untergeordneten Bestrebungen denken, welche

sich freiwillig unter die höchste Bestrebung gestellt und sie nach dem Gipfel der Größe hinaufgedrängt hatten, nun aber auch einen Lohn für ihre insgeheim und öffentlich geleisteten Dienste erhalten mußten. Jedermann hatte die beiden Consuln Cambacérès und Lebrun vor Augen welche, obwohl sie in jeder Beziehung tief unter ihrem Collegen standen, doch die höchste Gewalt getheilt und durch die Weisheit ihrer Rathschläge unbestrittene Dienste geleistet hatten. Beide wohnten den Conferenzen der Senatscommission bei, welche in St. Cloud die neue monarchische Constitution entwarf. Der Consul Cambacérès wußte vielleicht in seinem Leben zum ersten Male seinen Unmuth nicht zu verbergen und zeigte sich kalt und verschlossen. War er zurückhaltend, so war es Fouché bei dieser Gelegenheit desto weniger; Cambacérès wußte ebenso wenig seinen Aerger zu verhehlen als die Geringschätzung womit er auf den Eifer der Leute herabblickte, welche den neuen Thron zimmerten. Diese Verhältnisse führten mehrfache Conflicte herbei, die aber durch Napoleon's Autorität bald wieder unterdrückt wurden. Allgemein fühlte man das Bedürfniß die beiden austretenden Consuln und besonders Cambacérès zufrieden zu stellen welcher, trotz dem daß er hier und da ein Lächeln erregt haben mochte, einer ungemeinen Achtung im Publicum genoß. Man war anfangs darauf gekommen, um das römische Reich in allen Dingen nachzuahmen, die beiden Consuln neben dem Kaiser fortbestehen zu lassen. Jedermann weiß daß man nach der Erhebung der Cäsaren auf den Kaiserthron die Consuln beibehielt, daß eins von den thörichten Gliedern dieser Familie seinem Pferde den Consultitel beilegte, daß andre ihn ihren Sklaven und Eunuchen gaben und daß im morgenländischen Kaiserthum noch kurz vor dessen Untergange zwei alljährlich ernannte Consuln das gemeine Geschäft der Kalenderanfertigung zu besorgen hatten. Eine so wenig schmeichelhafte Erinnerung hatte übrigens wohlwollenden Freunden den Gedanken eingeflößt im neuen französischen Kaiserthum die beiden Consuln beizubehalten. Fouché wies diesen Vorschlag zurück und sagte, man brauche sich wenig um die zu bekümmern welche bei der neuen Organisation etwas verlören, indem es vor allen Dingen darauf ankomme von einer so verrufenen Regierungsform, wie eben die der Republik sei, auch keine Spur übrig zu lassen. „Die, welche bei der Einführung der neuen Regierungsform etwas verlieren," versetzte Cambacérès, „mögen sich leicht darüber trösten, denn sie nehmen mit, was man nicht immer mitnimmt wenn man aus Staatsämtern tritt, nämlich die öffentliche Achtung." Diese Anspielung auf Fouché und auf seinen ersten Austritt aus dem Ministerium entlockte dem ersten Consul ein Lächeln, indem er die Antwort billigte, aber sich doch auch beeilte den peinlich gewordenen Debatten ein Ende zu machen. Der zweite und dritte Consul wurden nicht mehr zu den Sitzungen der Commission berufen.

Talleyrand, überaus sinnreich, wenn es darauf ankam für die Befriedigung des Ehrgeizes etwas ausfindig zu machen, war darauf verfallen einige hohe Würden dem deutschen Reiche zu entlehnen. In diesem alten Reiche war jeder der sieben Churfürsten entweder Erzmarschall oder Erzmundschenk, Erzschatzmeister oder Erzkanzler von Gallien, von Italien ꝛc. Bei dem noch unbestimmten Gedanken vielleicht einmal das occidentalische Kaiserthum für Frankreich wieder herzustellen, mochte man so doch die Elemente eines solchen dadurch vorbereiten daß man den Kaiser mit Großwürdenträgern umgab, die für den Augenblick unter den französischen Prinzen oder großen Männern der Republik gewählt würden und die Bestimmung hätten später selbst Könige zu werden und ein Gefolge von Vasallenmonarchen um den Thron eines zweiten Karl des Großen zu bilden.

Talleyrand erdachte mit dem ersten Consul sechs Großwürden, welche nicht den verschiedenen Aemtern des kaiserlichen Hauses sondern den eigenthümlichen Vorrechten der Regierung entsprachen. Bei dieser Constitution, wonach noch viel Wahlämter beibehalten waren, wonach man die Mitglieder des Senats, der gesetzgebenden Versammlung und des Tribunats zu wählen hatte, wonach dies im Fall eines Erlöschens der directen Descendenz mit dem Kaiser selbst der Fall sein sollte, ließ sich die Einführung eines Großwählers begreifen, dem gewisse Ehrengeschäfte rücksichtlich der Wahlen übertragen wurden. Als erster Großwürdenträger kam also ein Großwähler in Vorschlag. Als zweiten schlug man einen Reichserzkanzler vor, dem eine Rolle bloßer Repräsentation und allgemeiner Aufsicht in Bezug auf die Gerichtsordnung zugewiesen wurde. Der dritte, ein Staatserzkanzler, sollte eine ähnliche Rolle in Bezug auf die Diplomatie spielen. Als vierter, fünfter und sechster kamen in Vorschlag ein Erzschatzmeister, ein Groß-Kronfeldherr und ein Großadmiral. Der Titel dieser letztern zeigt schon hinlänglich an, welchem Fache der Regierung ihre Würde entsprach.

Die Inhaber dieser hohen Stellen waren, wie wir eben sagten, nur Würdenträger und keine wirklichen Beamten, denn man wollte daß sie unverantwortlich und unabsetzbar seien. Sie mußten bloße Ehrenvorrechte und nur die allgemeine Aufsicht über die Regierungszweige haben worauf ihre Titel hinwiesen. So berief der Großwähler die gesetzgebende Versammlung, den Senat und die Wahlcollegien zusammen, ließ die gewählten Mitglieder der verschiedenen Versammlungen vereiden und nahm an allen Formalitäten Theil welche mit der Einberufung oder Auflösung der Wahlcollegien verbunden waren. Der Reichserzkanzler vereidigte die Gerichtsbeamten oder führte sie auch dem Kaiser zur Vereidigung zu, wachte über die Bekanntmachung der Gesetze und Senatsbeschlüsse, präsidirte im Staatsrath und im hohen kaiserlichen Gerichtshofe (von welchem bald die Rede sein wird), regte wünschenswerthe Reformen in den Gesetzen an und hatte endlich noch

die Civilstandsregister über die Geburten, Vermählungen und Todesfälle in der kaiserlichen Familie zu beaufsichtigen. Der Staatserzkanzler empfing die Gesandten, führte sie beim Kaiser ein, unterzeichnete die Verträge und machte sie bekannt. Der Erzschatzmeister beaufsichtigte das Staatsschuldbuch, garantirte durch seine Unterschrift alle den Staatsgläubigern verliehenen Rechte, verificirte die Rechnungen des Hauptsteueramtes, bevor sie dem Kaiser vorgelegt wurden, und gab sein Gutachten über die Leitung der Finanzen ab. Der Groß-Kronfeldherr hatte in Bezug auf die Verwaltung des Kriegswesens und der Großadmiral in Bezug auf die der Marine durchaus eine ähnliche Rolle. Auch war es von Napoleon als Grundsatz aufgestellt worden daß ein Großwürdenträger niemals Minister sein könne, um so die bloß glänzende Bevorrechtung von der wirklichen Amtsverrichtung zu scheiden. Man hat sich darunter in jedem Regierungszweige nach dem Muster der königlichen Hoheit selbst gebildete Würden zu denken, die gleich ihr unthätig, unverantwortlich und ehrenvoll waren, der aber ebenso wie ihr eine allgemeine und höhere Aufsicht oblag.

Die Inhaber dieser Würden konnten den abwesenden Kaiser im Senat, in den Räthen und bei der Armee ersetzen. Mit dem Kaiser bildeten sie den großen Rath des Reichs. Endlich erkoren sie beim etwaigen Erlöschen der natürlichen und legitimen Descendenz den Kaiser, wachten im Fall der Minorität über den Kronerben und bildeten den Regentschaftsrath.

Die Idee dieser Großwürdenträger ward von allen Urhebern der neuen Constitution gut geheißen. Jedem Inhaber einer solchen Würde, wofern er nicht Großwürdenträger und kaiserlicher Prinz zugleich war, sollte ein Gehalt zu Theil werden, welcher sich auf den dritten Theil der Dotation der Prinzen, also auf eine Drittelmillion beliefe. So konnte man den beiden Brüdern des Kaisers, dessen ausgetretenen Collegen und den bedeutendsten Personen etwas zukommen lassen, welche im Krieg oder Frieden wichtige Dienste geleistet hatten. Nach den beiden Brüdern Joseph und Louis dachte jedermann an die Consuln Cambacérès und Lebrun, an Eugène Beauharnais den Adoptivsohn des ersten Consuls, an dessen Schwager Murat, an dessen treuen und brauchbaren Waffengefährten Berthier und an Talleyrand seinen Vermittler bei den europäischen Höfen. Nur von seinem Willen erwartete man die Vertheilung dieser hohen Gunstbezeigungen.

Es war natürlich, daß man nun auch in der Armee hohe Stellen schuf und jene Marschallswürde wieder einführte, welche in der alten Monarchie existirt hatte und von ganz Europa als das glänzendste Zeichen militärischer Oberbefehlshaberschaft angenommen worden ist. Man machte aus, es sollte sechzehn Reichsmarschälle und dann noch vier Ehrenmarschälle geben, die man unter den alten in

den Senat eingetretenen und demnach ihrer Thätigkeit beraubten Generalen auswählen wollte. Auch die General-Inspectoren über die Artillerie und das Geniewesen sowie die General-Obersten der Reiterei kamen wieder auf. Nach diesen Großofficieren unter dem Militär dachte man auch auf Großbeamte im Civilstande wie Kammerherren, Ceremonienmeister ꝛc. und machte aus beiden eine zweite Classe von Würdenträgern unter dem Titel von Großbeamten des Reichs, die ebenso wenig abgesetzt werden konnten als die sechs Großwürdenträger selbst. Um alle diese gewissermaßen im Boden festwurzeln zu lassen, übertrug man ihnen das Präsidium in den Wahlcollegien. Die Präsidentschaft jedes Wahlcollegiums war für immer an einen von den Großwürdenträgern oder von den Großbeamten im Militär- oder Civilstande geknüpft. So sollte der Großwähler im Wahlcollegium von Brüssel präsidiren, der Erzkanzler in dem von Bordeaux, der Staatserzkanzler in dem von Nantes, der Erzschatzmeister in dem von Lyon, der Groß-Kronfeldherr in dem von Turin und der Großadmiral in dem von Marseille. Die Großbeamten aus dem Civil- und Militärstande sollten in den Wahlcollegien von minderer Wichtigkeit den Vorsitz führen. Etwas Geschickteres konnte sich der menschliche Scharfsinn gar nicht ausdenken um mit einer Demokratie eine Aristokratie nachzuahmen; denn diese Hierarchie von sechs Großwürdenträgern und vierzig bis funfzig Großbeamten, die an den Stufen des Thrones standen, war eine Aristokratie und Demokratie zugleich: eine Aristokratie wegen der Stellung, der Ehren und der Einnahmen die ihr bald durch unsre Eroberungen werden sollten; eine Demokratie wegen ihres Ursprungs, denn sie bestand aus Advocaten, glücklichen Officieren, wohl auch aus Bauern die zu Marschällen geworden waren, und mußte jedem emporstrebenden Genie, ja selbst jedem Talente offen stehen. Diese Schöpfungen verschwanden mit ihrem Schöpfer, mit der weiten Herrschaft, die ihnen als Grundlage diente; aber sie wären möglicherweise doch endlich stehen geblieben, wenn die Zeit und jenes Alterthümliche, wodurch Achtung erzeugt wird, ihre Kraft daran hätten üben können.

Während man den Thron aufrichtete und dessen Stufen mit so großem socialen Pomp ausschmückte, konnte man nicht umhin den Bürgern einige Garantien zu sichern und sie für jene scheinbare Freiheit, deren man sie durch Aufhebung der Republik beraubte, doch durch einige wirkliche Freiheit schadlos zu halten. Man hatte seit einiger Zeit vielfach gesagt, unter einer gut geordneten Monarchie werde die Regierung stärker, würden die Bürger freier sein. Einen Theil dieser Versprechungen mußte man halten, wenn es möglich war ein einziges derartiges Versprechen zu einer Zeit zu halten wo jedermann, nach einer energischen Gewalt schreiend, auch die in den Gesetzen mit noch so starken Zügen geschriebene Freiheit hätte zu Grunde gehen lassen, weil niemand Gebrauch davon machte. Man

gedachte demnach dem Senat und der gesetzgebenden Versammlung einige Prärogativen zu verleihen, welche sie noch nicht besaßen, die aber für die Bürger nützliche Garantien werden konnten.

Der Senat, bestehend zunächst aus den 80 vom Senat selbst gewählten Mitgliedern, dann aus den Bürgern welche der Kaiser dieser hohen Stellung für würdig erachtete, endlich aus den sechs Großwürdenträgern und den französischen Prinzen von wenigstens 18 Jahren, war noch immer die erste Staatskörperschaft. Auch noch jetzt stand es ihm zu die andern zu erwählen; er konnte jedes Gesetz oder Decret wegen anklebender Verfassungswidrigkeit cassiren und die Constitution selbst durch einen organischen Senatsbeschluß abändern. Trotz den allmählichen Umformungen, die er seit vier Jahren erlitten hatte, war er noch ganz so mächtig geblieben als ihn Sieyes hatte haben wollen. Die Wiederhersteller der Monarchie kamen bei ihren Berathungen in St. Cloud darauf ihm zwei neue Vorrechte von der höchsten Bedeutung zu geben. Sie vertrauten ihm die Wahrung der persönlichen und der Preßfreiheit an. Nach dem 46. Artikel der ersten Consular-Constitution konnte die Regierung niemanden gefangen halten ohne ihn im Laufe von 10 Tagen seinen ordentlichen Richtern zu übergeben. Nach der zweiten Consular-Constitution, d. h. der welche das lebenslängliche Consulat eingeführt hatte, stand es dem Senat zu, im Fall eines Complottes gegen die Sicherheit des Staates zu bestimmen, ob die Regierung die Frist von 10 Tagen überschreiten und auf wie lange sie dies könnte. Man wollte nun die der Regierung zugestandene willkührliche Macht über die Freiheit der Staatsbürger auf eine beruhigende Art regeln. Man setzte eine Commission von Senatoren ein, die aus sieben durch's Loos gewählten Mitgliedern bestehen und durch den fort und fort wiederholten Austritt eines der Mitglieder aller vier Monate erneuert werden sollte. Sie sollte die Gesuche und Reclamationen der Gefangenen oder ihrer Familien annehmen und den Ausspruch thun ob die Gefangenhaltung gerecht und vom Staatsinteresse geboten sei. Wenn nun aber nach einer ersten, zweiten und dritten Aufforderung an den Minister, welcher die Verhaftnahme befohlen hätte, dieser das reclamirte Individuum doch nicht frei ließe, dann sollte er selbst beim hohen kaiserlichen Gerichtshofe wegen Verletzung der persönlichen Freiheit verklagt werden.

Eine ähnliche auf die nämliche Art organisirte Commission war beauftragt über die Preßfreiheit zu wachen. Es war das erste Mal daß diese Freiheit in den verschiedenen Consular-Constitutionen genannt wurde, so wenig gab man seit den Ausschweifungen der Presse unter dem Directorium auf eine solche Freiheit. Die periodische Presse jedoch ließ man unter polizeilicher Aufsicht. Man machte damals noch kein Gewerbe daraus sich für dieselbe zu interessiren. Man

befaßte sich einzig und allein mit den Büchern; nur sie wurden der Freiheit für würdig erachtet die man den Journalen versagte. Sie wollte man aber nicht, wie vor 1789, der Polizeiwillkühr preisgeben. Jedem Buchdrucker oder Buchhändler, welcher sich bei irgend einer Veröffentlichung durch die Staatsgewalt verhindert sah, stand es frei sich an die mit diesem Gegenstande beauftragte Senatscommission zu wenden; wenn diese nun nach Einsicht des verbotenen oder verstümmelten Buchs die Strenge der Staatsgewalt mißbilligte, so ließ sie eine erste, zweite und dritte Aufforderung an den Minister ergehen und nach der dritten konnte sie, falls ihrem wiederholten Gesuche keine Folge gegeben wurde, den Minister beim hohen kaiserlichen Gerichtshofe belangen.

Demnach hatte der Senat außer den von uns bereits aufgezählten Befugnissen auch das Geschäft über die persönliche und die Preßfreiheit zu wachen. Die beiden letztern Garantien waren nicht ohne Werth. Freilich hatte unter einem von Allen gut geheißenen Despotismus vor der Hand gar nichts eine eigentliche Wirkung. Aber unter den Nachfolgern des Inhabers dieses Despotismus, wenn deren einst vorhanden waren, mußten solche Garantien nothwendig eine wirkliche Macht erlangen.

In demselben Sinne ward auch etwas in Bezug auf die Organisation der gesetzgebenden Versammlung gethan. Wie wir schon öfter bemerkten, discutirte das Tribunat allein die Gesetzentwürfe und nachdem es sich eine Ansicht gebildet hatte, schickte es zu deren Vertheidigung gegen drei Staatsräthe gleichfalls drei Wortführer vor die stumm zuhörende gesetzgebende Versammlung. Diese Stummheit, welche Sieyes durch die Zungenfertigkeit der Tribunen zu verbessern gedacht hatte, war in den Augen einer zur Spötterei geneigten Nation bald lächerlich geworden, welche bei all ihrer Furcht vor der freien Rede und ihrem Unfug dennoch über das gezwungene Stillschweigen ihrer Gesetzgeber lachen mußte. Die Stummheit der gesetzgebenden Versammlung war noch auffälliger geworden, seitdem das all seiner Kraft beraubte Tribunat gleichfalls schwieg. Jetzt ward beschlossen daß die gesetzgebende Versammlung nach Anhörung der Staatsräthe und Tribunen sich zurückziehen sollte, um als geheimes Comité die ihr vorgelegten Entwürfe zu erörtern, daß hier jedes ihrer Mitglieder sprechen könne, sich dann in die öffentliche Sitzung zurückbegäbe und auf dem gewöhnlichen Wege des Scrutiniums votire.

Also ward der gesetzgebenden Versammlung als einem geheimen Comité das Wort zurückgegeben.

Das Tribunat war seit der Einführung des lebenslänglichen Consulats eine Art von Staatsrath geworden und seit dieser Zeit auf 50 Mitglieder herabgesunken; es hatte sich gewöhnt die Gesetzentwürfe nur in den Privatconferenzen

mit den Staatsräthen zu prüfen, von denen dieselben herrührten, und erhielt nun in der neuen Constitution eine den von ihm angenommenen Gewohnheiten angemessene Organisation. Es ward in drei Sectionen eingetheilt; die eine hatte es mit der Gesetzgebung, die andre mit dem Innern und die dritte mit den Finanzen zu thun. Die Gesetze durfte es nur in den Sectionen und niemals in einer Generalversammlung berathen. Drei Wortführer mußten sich im Namen der Section in die gesetzgebende Versammlung begeben und dort ihre Ansicht verfechten. So wurde die neue Form, unter die es sich aus unterwürfiger Gefälligkeit geschmiegt hatte, definitiv durch eine Bestimmung der Constitution festgestellt.

Die Befugniß seiner Mitglieder ward von 5 auf 10 Jahre verlängert, eine Gunst für die Individuen, welche das Leben dieses Staatskörpers selbst verkürzte, indem dadurch seine geistige Regsamkeit seltener geweckt ward.

Zu alle dem kam noch eine Institution, die zur Sicherheit der Regierung sowohl als der Bürger noch gefehlt hatte, nämlich ein hoher Gerichtshof, welcher in England und jetzt auch in Frankreich durch die Pairskammer erzielt wird. Man hatte den Mangel eines solchen eben erst noch bei der Verfolgung von Georges' Verschwörung und bei der unseligen Hinrichtung von Vincennes empfunden. Noch mehr mußte man ihn unter einer dictatorischen Regierung empfinden, deren Agenten nur dem Namen nach verantwortlich waren, weil sie vor keine von den Staatskörperschaften geladen werden konnten. Hatte man doch nicht wie heut zu Tage das Mittel sie vor einer der beiden Kammern zu interpelliren. Es kam also darauf an, der Regierung eine Garantie gegen die Anstifter von Complotten und den Bürgern eine gegen die Agenten der Staatsgewalt zu verschaffen.

Man trachtete der Einrichtung dieses hohen Gerichtshofes auch den augenscheinlichen Vorzug zu gewähren, wie man ihn überhaupt den neuen monarchischen Institutionen zu geben suchte, daß man nämlich dabei ebensowohl die Freiheit der Bürger als die Kräftigung der Staatsgewalt im Auge hätte. Demgemäß verlegte man seinen Sitz in den Senat, ohne ihn aber aus dem Senat allein oder aus dem ganzen Senat bestehen zu lassen. Er sollte zusammengesetzt sein aus 60 von den 120 Senatoren, aus den 6 Präsidenten des Staatsraths, 14 Staatsräthen, 20 Mitgliedern des Cassationshofes, den Großbeamten des Reichs, den 6 Großwürdenträgern und den stimmfähigen Prinzen. Präsident desselben sollte der Erzkanzler sein. Es war seines Amts über die gegen die Sicherheit des Staats und die Person des Kaisers angezettelten Complotte zu erkennen, ferner über die den Ministern und deren Agenten schuldgegebenen Willkührmaßregeln, über Handlungen der Pflichtvergessenheit oder Erpressung sowie über die den Generalen zu Wasser und zu Lande bei der Führung ihres Commandostabes zur

Last fallenden Mißgriffe und endlich über die von den Gliedern der kaiserlichen Familie, den Großwürdenträgern, den Großbeamten, den Senatoren, den Staatsräthen ꝛc. begangenen Verbrechen. Wie es demnach ein Gerichtshof zur Steuerung der Attentate war, so bildete er auch eine politische Gerichtsbarkeit für die Minister und die Agenten der Staatsgewalt, ein Tribunal von Marschällen für die Krieger, einen Pairshof für die großen Persönlichkeiten im Staate. Ein Staatsanwalt, welcher dieser außerordentlichen Jurisdiction für immer beigegeben wurde, hatte den Auftrag von Amtswegen vorzuschreiten, falls die Kläger nicht selbst die Iniative ergreifen wollten.

Die einzige Modification, welche man beim gewöhnlichen Gange der Rechtspflege anbrachte, war der Name eines Hofs statt eines Tribunals für die Gerichte höhern Ranges. Das früher sogenannte Cassationstribunal hieß nun Cassationshof und die Appellationstribunale erhielten den Namen kaiserlicher Gerichtshöfe.

Man beschloß der Nationalsouveränität noch einmal eine Huldigung darzubringen und Listen in der gewöhnlichen Form auszulegen, welche die Stimmen der Bürger über die Einführung eines Erbkaiserthums in der Descendenz Napoleon Bonaparte's und seiner beiden Brüder Joseph und Louis aufzunehmen bestimmt waren.

Der Kaiser sollte binnen zwei Jahren einen feierlichen Eid auf die Reichsconstitution leisten und zwar in Gegenwart der Großwürdenträger, Großbeamten und Minister, des Staatsraths, des Senats, der gesetzgebenden Versammlung und des Tribunats, des Cassationshofs, der Erzbischöfe und Bischöfe, der Präsidenten von den Wahlcollegien und der Maires von 36 Hauptstädten der Republik. Dieser Eid sollte, wie der Text der neuen Verfassungsurkunde besagte, dem französischen Volke auf das Evangelium geleistet werden. Er lautete folgendermaßen: „Ich schwöre das Gebiet der Republik unversehrt zu erhalten, die Gesetze des Concordats und der Religionsfreiheit, die Gleichheit der Rechte, die politische und bürgerliche Freiheit sowie die Unwiderruflichkeit der Nationalgüterverkäufe zu achten und achten zu machen, nur kraft des Gesetzes irgend eine Abgabe aufzulegen oder irgend eine Taxe einzuführen, die Institution der Ehrenlegion aufrecht zu erhalten und einzig und allein im Hinblick auf das Interesse, das Glück und den Ruhm des französischen Volks zu regieren."

Dies waren die bei Wiedereinführung der Monarchie aufgestellten Bedingungen, wie sie sich im Entwurf eines Senatsbeschlusses befanden, der so einfach, klar und bestimmt abgefaßt war wie alle Gesetze jener Zeit.

Es war dies die dritte und letzte Umformung welcher Sieyes' berühmte Constitution unterlag. Wir haben anderwärts gesagt was sich dieser Gesetzgeber

der französischen Revolution dabei gedacht hatte. Das aristokratische Regiment ist der Hafen wo das Schiff der Republiken immer eingelaufen ist, wenn sie nicht mit dem Despotismus endigten. Sieyes hatte, vielleicht ohne eine Ahnung davon zu haben, darauf hingearbeitet die französische Republik in denselben Hafen einlaufen zu lassen, welche nach zehn Jahren der Aufregung ebenso überdrüssig war als die Republiken des Alterthums und des Mittelalters nach mehrern Jahrhunderten; und seine Aristokratie bestand aus den angesehensten und erfahrensten Männern der Revolution. Darum hatte er sich einen unthätigen aber mit unermeßlichem Einfluß bewaffneten Senat ausgedacht, welcher seine eignen Mitglieder sowie die der andern Staatskörperschaften durch sparsam erneuerte Notabilitätslisten erwählte, welcher die Häupter der Regierung ernannte, welcher sie nach Belieben wieder abrief und mit dem Ostracismus schlug, welcher nicht an der Ausarbeitung der Gesetze theilnahm aber sie aus dem Grunde einer Verfassungswidrigkeit cassiren konnte, kurz welcher nicht die Macht ausübte sondern verlieh und es stets in seiner Gewalt hatte sie wieder zu entziehen. Hierzu hatte er eine gleichfalls unthätige gesetzgebende Versammlung gefügt, von welcher die Gesetze, die der Staatsrath zu entwerfen und das Tribunat zu erörtern berufen waren, stillschweigend angenommen oder verworfen wurden; zuletzt endlich einen obersten Repräsentanten der Executivgewalt unter dem Titel eines Ober-Wählers, auf Lebenszeit zu wählen wie ein Doge, unthätig wie ein König von England, ernannt vom Senat und selbst wieder die Minister ernennend, die allein handelnd auftraten und verantwortlich waren. Auf diese Art hatte Sieyes überall den Einfluß von der Thätigkeit gesondert, also den Einfluß welcher die Gewalt anweis't, controlirt und im Zaum hält von der Thätigkeit welche sie übernimmt und in Ausübung bringt; erstern hatte er einer müssigen und hochgestellten Aristokratie und letztere zu wählenden und verantwortlichen Agenten zugetheilt. So war er endlich auf eine Art aristokratischer Monarchie ohne Erblichkeit gekommen, die eher an Venedig als an Groß-Britannien erinnerte, die mehr einem abgematteten als einem freien Lande angepaßt war.

Zum Unglück für Sieyes' Werk befand sich neben dieser nicht festgewurzelten Aristokratie, die aus bekehrten und in der Gunst des Volks gesunkenen Revolutionsmännern bestand, ein genialer Mann, welchen Frankreich und Europa einen „Retter" nannten. Es war wenig Aussicht vorhanden daß sich diese Aristokratie gleich der von Venedig gegen die Usurpation vertheidigen könne oder daß in diesen Zeiten rasch auf einander folgender Revolutionen der Kampf auch nur lange daure. Bevor diese Constitution Sieyes' angenommen wurde, hatte sich der General Bonaparte zunächst ein Plätzchen darin zurecht gemacht und sich nicht zum Ober-Wähler sondern zum ersten Consul ernennen lassen. Kaum

hatte er die Regierung begonnen, als er sich durch den unzeitigen Widerstand des Tribunats gehindert fühlte das beabsichtigte Gute zu vollbringen, als er dessen Gewalt zur großen Freude eines der Revolutionen müden Publicums brach und sich vom Senat zum Consul auf Lebenszeit machen ließ. Bei derselben Gelegenheit hatte er auch den Befugnissen des Senats die constituirende Gewalt verliehen und sich nicht gescheut einen Staatskörper allvermögend zu machen den er beherrschte; das Tribunat hatte er so gut wie vernichtet, als er es auf 50 Mitglieder herabsetzte und es noch dazu in Sectionen sonderte, welche die vorgelegten Gesetze in Gemeinschaft mit den Sectionen des Staatsrathes discutirten. Dies war die zweite Umgestaltung von Sieyes' Constitution, welche im Jahre 1802 zur Zeit der Einführung des lebenslänglichen Consulats stattgefunden hatte. So hatte eine kräftige Hand diese aristokratische Republik in zwei Jahren zu einer Art von aristokratischer Monarchie gemacht, welcher nichts mehr fehlte als die Erblichkeit. Auch hatten sich schon 1802 viele Leute gefragt, warum man denn nicht gleich ganz an's Ziel schreite und einem so unzweideutigen Monarchen die Erblichkeit gewähre? Eine gegen sein Leben gerichtete Verschwörung, welche stärker als je den Wunsch nach dauerhaftern Institutionen anregte, hatte endlich die letzte Umformung und die definitive Umwandlung der Constitution des J. VIII in eine Monarchie herbeigeführt, welche dem Namen nach repräsentativ, in der That aber absolut war. Es fanden sich noch viele republikanische Ueberbleibsel neben einer despotischen Gewalt ungefähr wie in dem römischen von den Cäsaren gegründeten Kaiserthume. Was wir heut zu Tage unter einer Repräsentativ-Monarchie begreifen, das war es nicht. Dieser Senat mit seiner Befugniß nach Wahllisten alle Staatskörperschaften zu erwählen, mit seiner constituirenden Gewalt, mit seinem Recht das Gesetz zu cassiren, dieser Senat mit einer solchen Macht, der doch einem Gebieter unterworfen war, glich keinem Oberhause. Diese schweigsame gesetzgebende Versammlung, obgleich man sie in einem geheimen Ausschuß wieder zu Worte kommen ließ, war keiner Deputirtenkammer ähnlich. Und doch konnten dieser Senat, diese gesetzgebende Versammlung und dieser Kaiser zusammen einmal zu einer Repräsentativ-Monarchie werden. Auch darf man Sieyes' von Napoleon umgearbeitete Constitution nicht nach dem stummen Gehorsam beurtheilen wie er unter dem Kaiserreiche herrschte. Unsre Constitution von 1830 mit ihrer Presse und Tribune hätte in jener Epoche vielleicht nicht merklich verschiedene Resultate geliefert, denn der Zeitgeist thut mehr als das niedergeschriebene Gesetz. Man hätte erst unter der folgenden Königsherrschaft ein richtiges Urtheil über die kaiserliche Constitution fällen mögen, da würde die Opposition, eine unvermeidliche Folge langer Unterwürfigkeit, in dem so lange Zeit gelehrigen aber mit unermeßlicher Gewalt bekleideten Senate selbst auf

taucht sein. Er hätte sich jedenfalls mit den Wahlcollegien einverstanden, um der neuen Stimmung angemessene Wahlen zu Stande zu bringen, würde die Fesseln der Buchdruckerpresse zerbrochen und Thüren und Fenster der gesetzgebenden Versammlung geöffnet haben, damit weithin das Wort von ihrer Tribune ertöne. Dies wäre die heutige Repräsentativ-Regierung gewesen, nur daß der Widerstand nicht von unten sondern von oben gekommen sein würde. Deshalb hätte er aber nicht minder einsichtsvoll, standhaft und muthig zu sein gebraucht. Freilich ist dies jedoch ein Geheimniß welches die Zeit verschlungen hat ohne es zu offenbaren, wie sie so viele andre verschlingt. Aber diese Institutionen verdienten die Geringschätzung bei weitem nicht, die man oft gegen dieselben öffentlich ausgesprochen hat. Sie ergaben eine aristokratische Republik, die durch eine mächtige Hand von ihrem Ziele abgelenkt und auf eine Zeit lang in eine absolute Monarchie verwandelt wurde, die aber dazu bestimmt war später wieder zu einer constitutionellen, zwar zur Aristokratie stark hinüberschielenden aber doch auf der Grundlage der Gleichheit ruhenden Monarchie zu werden; denn jeder glückliche Soldat konnte darin Groß-Kronfeldherr, jeder geschickte Rechtsgelehrte Erzkanzler werden, und zwar nach dem Beispiele ihres Stifters selbst, der sich von einem einfachen Artillerie-Officier zum Erbkaiser und Gebieter der Welt emporgeschwungen hatte.

Dies war das Werk des in St. Cloud zusammengetretenen constitutionellen Ausschusses. In den letzten Tagen seines Beisammenseins hatten Cambacérès und Lebrun nicht mehr theilgenommen. Der Hader, welchen Fouché's monarchischer Eifer und Cambacérès' innerer Groll hervorgerufen hatten, war schuld daß man den zweiten und dritten Consul nicht mehr dazu berief. Dies hatte die umsichtigsten Senatoren der Commission gedauert. Sie führten daher Napoleon zu Gemüthe wie dringend es sei seine beiden Collegen durch eine angemessene Behandlung zufrieden zu stellen. Es war jedoch gar nicht nöthig ihn daran zu erinnern, denn er kannte den Werth des zweiten Consuls Cambacérès, wußte seine prunklose Ergebenheit zu würdigen und hatte sich fest vorgenommen ihn an die neue Monarchie zu fesseln. Er ließ ihn daher nach St. Cloud kommen und sprach sich auf's neue über die jünste Umgestaltung aus; er gab ihm seine Gründe an, hörte die seinigen und schloß die Debatte damit daß er seinen nun unwiderruflich gewordenen Willen aussprach. Er wollte eine Krone, und es ließ sich nun nichts dagegen sagen. Uebrigens hatte er für Cambacérès und Lebrun eine schöne Entschädigung in Bereitschaft. Dem Erstern bestimmte er die Würde eines Reichserzkanzlers und dem Andern die eines Erzschatzmeisters. Sonach behandelte er sie wie seine eignen Brüder welche unter die Zahl der sechs Großwürdenträger aufgenommen werden sollten. Er ver-

kündete Cambacérès diesen Entschluß, vereinigte damit seine einnehmenden Liebkosungen, denen damals kein Mensch widerstand, und gewann ihn zuletzt gänzlich wieder. „Ich bin und werde stets umgeben sein von Intriguen und falschen oder eigennützigen Rathschlägen," sagte er zu Cambacérès; „Sie allein besitzen genug Urtheil, Kraft und Aufrichtigkeit um mir die Wahrheit zu sagen. Ich wünsche Sie daher meiner Person und meinem Ohre immer noch näher zu bringen. Sie werden um mich bleiben, mein ganzes Vertrauen haben und es rechtfertigen." Ein solches Zeugniß hatte Cambacérès verdient. Er hatte jetzt in dieser erhabenen Stellung nichts mehr zu wünschen, nichts mehr zu fürchten, und war so in der That, wie es denn nicht anders kommen konnte, der aufrichtigste, wahrheitsliebendste und allein einflußreiche unter den Räthen des neuen Kaisers.

Joseph Bonaparte wurde zum Großwähler und Louis Bonaparte zum Groß-Kronfeldherrn ernannt. Nun waren noch die Würden eines Staatskanzlers und eines Großadmirals zu vergeben. Napoleon schwankte noch zwischen den verschiedenen Gliedern seiner Familie. Er hatte an Lucian zu denken, der zwar abwesend und in Ungnade gefallen war, dessen neuerliche Verbindung man aber zu lösen hoffte; an Eugène Beauharnais, der um nichts anhielt sondern in völliger Unterwürfigkeit alles von der liebevollen Fürsorge seines Adoptiv-Vaters erwartete; an Murat, der ihm allerdings anlag, zwar nicht selbst, sondern durch seine junge, schöne und hochstrebende Gemahlin, welche Napoleon theuer war und die Zärtlichkeit die sie ihm einflößte, geschickt zu benutzen verstand.

Talleyrand, der Haupterfinder jener neuen Würden, sah bei dieser Gelegenheit zum ersten Male seine Hoffnung getäuscht. Dies äußerte einen bösen Einfluß auf seine Stimmung und vermochte ihn später zu einer Opposition, die traurig für ihn und schlimm für Napoleon war. Da die Stelle eines Reichserzkanzlers, welche dem Gerichtswesen entsprach, dem zweiten Consul Cambacérès anheimgefallen war, so hoffte er, daß ihm natürlich die, welche es mit der Diplomatie zu thun hatte, nicht entgehen werde. Allein über diesen Punkt hatte sich der Kaiser nun bestimmt ausgesprochen. Er gab nicht zu daß die Großwürdenträger auch Minister sein könnten, indem er als solche nur absetzbare und verantwortliche Agenten wollte, die er nach Gutdünken absetzen und bestrafen könnte. Ein ebenso kostbares Werkzeug als Talleyrand war für ihn der General Berthier. Dennoch wollte er ihn gerade wie Talleyrand im Ministerium lassen, sie aber alle beide durch bedeutende Dotationen entschädigen. Talleyrand's Stolz fühlte sich dadurch außerordentlich verletzt und, obgleich immer noch Hofmann, begann er doch jene Stellung eines mißvergnügten Hof-

mannes blicken zu lassen, wobei er sich damals noch sehr im Zaum hielt, was er später nicht that und sich dann eben dadurch grausame Ungelegenheiten zuzog.

Außerdem blieben sowohl in der Armee als am Hofe Stellungen übrig womit allen Bestrebungen genug geschehen konnte. Es waren vier Stellen für Ehrenmarschälle an Generale zu vergeben, welche sich im Senat zur Ruhe gesetzt hatten, sowie an sechzehn von denen, welche noch lange an der Spitze unsrer Soldaten stehen sollten. Die vier erstern bestimmte Napoleon für Kellermann zum Andenken an Valmy, für Lefebvre wegen seiner bewiesenen Tapferkeit und seiner Hingebung am 18. Brumaire, für Pérignon und Serrurier endlich wegen der Achtung worin sie eben bei der Armee standen. Von den sechzehn Marschallsstäben für die activen Generale wollte er vierzehn unverzüglich vergeben und zwei aufbewahren um zukünftige Verdienste zu belohnen. Die vierzehn Marschallsstäbe erhielten der General Jourdan für seine schöne That bei Fleurus, der General Berthier für seine ausgezeichneten und fortwährenden Dienste bei der Leitung des Generalstabs, der General Massena wegen Rivoli, Zürich und Genua, die Generale Lannes und Ney für eine lange Reihe von Heldenthaten, der General Augereau wegen Castiglione, der General Brune wegen des Helders, Murat für seinen ritterlichen Heldenmuth an der Spitze der französischen Cavalerie, der General Bessières für das Commando der Garde das er seit Marengo führte und dessen er würdig war, die Generale Moncey und Mortier wegen ihrer kriegerischen Tugenden, der General Soult wegen seiner Dienste in der Schweiz, in Genua und im Lager bei Boulogne, der General Davoust wegen seines Verhaltens in Aegypten und wegen seiner Charakterfestigkeit wovon er bald glänzende Beweise lieferte, und endlich der General Bernadotte wegen eines gewissen Rufs den er sich bei der Sambre- und Maas-Armee sowie beim Rheinheer erworben hatte, besonders aber wegen seiner Verwandtschaft, wobei Napoleon einen gehässigen Neid übersah, den er im Herzen dieses Officiers entdeckt hatte und der ihm schon eine mehrfach laut geäußerte Ahnung seines künftigen Verraths einflößte.

Ein General, welcher freilich noch nicht als Chef commandirt, wohl aber gleich den Generalen Lannes, Ney und Soult beträchtliche Corps geleitet hatte und den Marschallsstab ebenso gut verdiente als die oben angeführten Officiere, stand nicht mit auf der Liste der neuen Marschälle. Es war Gouvion St. Cyr. An kriegerischem Charakter und Scharfblick im Feuer kam er Massena nicht gleich, übertraf ihn aber an Kenntnissen und militärischen Combinationen. Seitdem Moreau wegen seiner politischen Mißgriffe für Frankreich verloren, seitdem Kleber und Desaix todt waren, war er neben Massena der fähigste Commandant einer Armee, da Napoleon selbst natürlich mit niemandem in

Parallele zu stellen ist. Aber wegen seines neidischen und ungeselligen Charakters begann der oberste Vertheiler der Begünstigungen gegen ihn kalt zu werden. Mit der souveränen Gewalt kamen seine Schwächen zum Vorschein, und Napoleon, welcher dem General Bernadotte seine kleinen Verräthereien, die Vorläufer einer größern, durch die Finger sah, wußte dem General St. Cyr sein herabsetzendes Wesen nicht zu verzeihen. Indessen erhielt der General St. Cyr einen Platz unter den General-Obersten und ward General-Oberst der Küraſſiere. Junot und Marmont, die getreuen Adjutanten des Generals Bonaparte, wurden zu General-Obersten der Husaren und Chasseurs, sowie Baraguay d'Hilliers zu dem der Dragoner ernannt. Der General Marescot erhielt den Titel eines General-Inspectors über das Geniewesen und der General Songis den eines General-Inspectors der Artillerie. Bei der Marine ward der Vice-Admiral Bruix, welcher die Oberaufsicht über die Flottille und sie zu organisiren hatte, mit der Admiralswürde bekleidet und zum General-Inspector über die Küsten des Atlantischen Oceans gemacht; der Vice-Admiral Decrès ward zum General-Inspector der Küsten des Mittelmeeres ernannt.

Auch am Hofe waren bedeutende Stellen zu vergeben. Er ward mit dem ganzen Pomp der alten französischen Monarchie und glänzender als der kaiserliche Hof von Deutschland organisirt. Da durfte es nicht fehlen an einem Groß-Almosenier, einem Ober-Kammerherrn, einem Ober-Jägermeister, Ober-Stallmeister, Ober-Ceremoniemeister und einem Groß-Marschall des Palastes. Die Stelle eines Groß-Almoseniers ward Napoleon's Oheim dem Cardinal Fesch verliehen, die eines Ober-Kammerherrn erhielt Talleyrand und die eines Ober-Jägermeisters der General Berthier. Für beide Letztere waren diese Hofchargen eine Entschädigung, womit sie sich darüber trösten sollten daß ihnen nicht ein paar Großwürden des Reichs zugetheilt worden waren. Zum Ober-Stallmeister ward Caulaincourt ernannt, wodurch man ihn wegen der Schmähungen der Royalisten rächen wollte, die seit dem Tode des Herzogs von Enghien gegen ihn erboßt waren. Ségur, früherhin Gesandter Ludwig's XVI. bei Katharina II., einer von den Männern, die sich am besten dazu eigneten dem neuen Hofe die Gebräuche des alten anzuüben, ward zum Ober-Ceremonienmeister auserkoren. Duroc, welcher das consularische Haus verwaltet hatte das nun zu einem kaiserlichen geworden war, sollte es nun auch unter diesem neuen Titel als Großmarschall des Palastes verwalten.

Von den niedern Bestallungen und den Subalternen, welche sie einander streitig zu machen suchten, wollen wir nichts sagen. Die Geschichte hat erhabnere Dinge zu berichten. Nur dann läßt sie sich zu solchen Angaben herab, wenn sie zur getreuen Schilderung der Sitten dienen können. Zu erwähnen ist nur daß

die Emigranten, welche sich vor dem Tode des Herzogs von Enghien einander zu nähern strebten und sich nach demselben für einen Augenblick von einander entfernten, die aber gleich allen Andern das Vergangene leicht vergaßen, jetzt schon weniger an eine vor zwei Monaten eingetretene Katastrophe dachten und sich unter die Zahl der Ansuchenden stellten, die mit Eifer nach einer Anstellung am kaiserlichen Hofe trachteten. Einige fanden auch Zutritt. Namentlich dachte man darauf ein prächtiges Haus für die Kaiserin zu organisiren. Eine Dame von hoher Geburt, Frau de la Rochefoucauld, die zwar nicht schön aber geistreich war, sich durch ihre Erziehung und ihr ganzes Benehmen auszeichnete, die wohl früher sehr royalistisch gesinnt war, jetzt aber ihre erstorbenen Leidenschaften höchst anmuthig belächelte, ward zu Josephinens vornehmster Ehrendame ausersehen.

Alle diese Wahlen waren bekannt, bevor sie im Moniteur erschienen, und gingen von Mund zu Mund, während man im Billigen und Mißbilligen unerschöpflich war und vollauf damit zu thun hatte auszusprechen was jeder bei einem so eigenthümlichen Schauspiel fühlte, während sich jedermann je nach Liebe und Haß, nach befriedigten oder getäuschten Hoffnungen, fast niemand aber nach seinen politischen Ansichten äußerte; denn es gab damals fast keine politischen Ansichten mehr, außer bei den eingefleischten Royalisten und den unversöhnlichen Republikanern.

Zu den erwähnten Ernennungen kam noch eine weit ernstere, nämlich die Fouché's, welcher in's Polizeiministerium berufen wurde, das zur Belohnung seiner bei den jüngsten Ereignissen geleisteten Dienste für ihn wiederhergestellt worden war.

Diesen Wahlen und namentlich auch der bedeutendsten unter allen, nämlich der eines Generals der Republik zum Erbmonarchen, mußte nun auch der Charakter officieller Maßnahme gegeben werden. Der Senatsbeschluß war gefaßt und redigirt. Man kam dahin überein ihn am 26. Floréal (den 16. Mai 1804) dem Senat vorzulegen um ihn nach hergebrachter Form in ein Decret verwandeln zu lassen. Sobald diese Vorlage stattgefunden hatte, ernannte man eine Commission, welche darüber Bericht erstatten sollte. Mit dieser Berichterstattung ward der gelehrte Lacépède beauftragt, der unter den Senatoren der ergebenste gegen Napoleon war. In 48 Stunden war er damit fertig und überreichte ihn dem Senat am dritten Tage (den 28. Floréal oder 18. Mai). Dieser Tag war zur feierlichen Proclamation Napoleon's zum Kaiser bestimmt. Es war ausgemacht worden daß der Consul Cambacérès in der Sitzung des Senats präsidiren sollte, damit seine Beistimmung zur neuen monarchischen Einrichtung mehr in die Augen fiele. Kaum hatte Lacépède seinen Bericht geendet, als die Senatoren ohne den geringsten wahrnehmbaren Zwiespalt und gewissermaßen durch einmüthige Acclamation den Senatsbeschluß in seiner Ganzheit annahmen. Sie waren

sogar sichtbar ungeduldig bei den Formalitäten, die bei einer derartigen Handlung unerläßlich sind, indem sie es kaum erwarten konnten sich nach St. Cloud zu begeben. Es war verabredet worden, daß sich der Senat in Corpore dahin begeben wollte, um sein Decret dem ersten Consul zu überbringen und ihn mit dem Kaisertitel zu begrüßen. Kaum hatte die Annahme des Senatsbeschlusses stattgefunden, als die Senatoren die Sitzung tumultuarisch aufhoben und nach ihren Wagen eilten, um zuerst in St. Cloud einzutreffen.

Für einen so beispiellosen Auftritt waren im Senatorenpalast, auf dem Wege nach St. Cloud und an diesem Orte selbst die nöthigen Vorrichtungen getroffen. An einem herrlichen Frühlingstage fuhren die Senatoren in einer langen Reihe von Wagen, begleitet von der Gardereiterei, nach der Residenz des ersten Consuls. Napoleon und seine Gemahlin waren davon unterrichtet und erwarteten diesen feierlichen Besuch Napoleon in Militärtracht ruhig dastehend wie er es zu thun wußte wenn ihn die Leute beobachteten, seine Gemahlin erfreut und verworren zugleich, empfingen den Senat welchen der Erzkanzler Cambacérès anführte. Dieser sein ehrerbietiger College und noch mehr ehrerbietiger Unterthan verbeugte sich tief und sprach folgende Worte zu dem Soldaten den er eben zum Kaiser proclamiren sollte:

„Sire,

Die Liebe und Dankbarkeit des französischen Volks haben seit vier Jahren Ewr. Majestät die Zügel der Regierung anvertraut und verließen sich rücksichtlich der Staatseinrichtungen auf Sie, indem sie Ihnen die Wahl eines Nachfolgers überließen. Die noch gewichtvollere Ernennung, welche Ihnen heute zuerkannt wird, ist also nur ein Tribut welchen die Nation ihrer eignen Würde und dem Bedürfniß entrichtet das sie fühlt Ihnen von Tag zu Tage neue Beweise von Hochachtung und Anhänglichkeit zu geben die jeder Tag wachsen sieht.

Wie könnte auch das französische Volk ohne Enthusiasmus an das Glück denken, das es fühlt seit die Vorsehung ihm den Gedanken eingab sich Ihnen in die Arme zu werfen?

Die Armeen waren besiegt, die Finanzen im Verfall; der Staatscredit war dahin; die Factionen stritten sich um die Ueberreste unsres uralten Glanzes; die Begriffe der Religion und selbst der Moral waren in Dunkel gehüllt; durch das ewige Geben und Nehmen der Gewalt hatte die Obrigkeit ihr Ansehen verloren.

Ew. Majestät erschien. Sie führten den Sieg unter unsre Fahnen zurück und stellten Ordnung und Sparsamkeit im Staatshaushalt wieder her; die Nation, beruhigt durch den Gebrauch den Sie davon zu machen verstanden, hat wieder Vertrauen zu seinen eignen Hülfsmitteln gewonnen; ihre Weisheit hat die Wuth der Parteien gestillt; die Religion hat ihre Altäre wieder erstehen sehen; endlich,

und dies ist wohl das größte Wunder welches Ihr Genie wirkte, dieses Volk, welches das Aufbrausen der Bürgerschaft für jeden Zwang ungelehrig, zu einem Feinde jeder Obergewalt gemacht hatte, Sie haben ihm Liebe und Achtung gegen eine Gewalt einzuflößen gewußt, die nur für seinen Ruhm und für seine Ruhe ausgeübt ward.

Seit Jahrhunderten hat es die mit der Erblichkeit der Gewalt verknüpften Vortheile genossen; vom entgegengesetzten System hat es eine kurze aber böse Erfahrung gemacht; nach freier und sorgfältiger Ueberlegung kehrt es zu einer seinem Geiste entsprechenden Regierungsform zurück. Es macht einen freien Gebrauch von seinen Rechten indem es Ewr. Majestät eine Macht überträgt, welche es in seinem eignen Interesse nicht selbst ausüben darf. Es stipulirt für künftige Generationen und vertraut durch einen feierlichen Vertrag das Glück seiner Nachkommen Sprößlingen Ihres Geschlechtes an.

Glücklich ist die Nation, welche nach so viel Unruhen in ihrer Mitte einen Mann findet, der da fähig ist den Sturm der Leidenschaften zu stillen, alle Interessen zu vereinigen und alle Stimmen in Einklang zu bringen!

Wenn es in den Grundsätzen unsrer Verfassung liegt den Theil des Decrets, welcher die Wiederherstellung einer Erbmonarchie betrifft, der Sanction des Volks zu unterwerfen, so hat doch der Senat Ew. kaiserliche Majestät um die Genehmigung bitten zu müssen geglaubt, daß die organischen Bestimmungen unverzüglich ihre Erledigung fänden, und zum Ruhm wie zum Heil der Republik proclamirt er in diesem Augenblicke **Napoleon** zum Kaiser der Franzosen."

Kaum hatte der Erzkanzler diese Worte ausgesprochen, als der Ruf: Es lebe der Kaiser! im Innern des Palastes von St. Cloud ertönte. In den Höfen und Gärten vernommen, ward dieser Ruf unter Freudengeschrei und rauschendem Beifall wiederholt. Hoffnung und Vertrauen malten sich auf den Gesichtern und alle Anwesende, hingerissen durch den Eindruck einer solchen Scene, glaubten auf lange Zeit hinaus ihr und Frankreichs Glück gesichert zu haben. Selbst der Erzkanzler Cambacérès war hingerissen und schien stets gewollt zu haben was sich in diesem Augenblicke zutrug.

Als das Schweigen wiederhergestellt war, richtete der Kaiser an den Senat folgende Worte:

„Alles was zum Heil des Vaterlandes gereichen kann, ist wesentlich mit meiner Glückseligkeit verbunden.

Ich nehme den Titel an, welcher nach Ihrer Ansicht für den Ruhm der Nation von Nutzen ist.

Ich unterwerfe das Erbschaftsgesetz der Sanction des Volks. Ich hoffe, daß es die Nation nie bereuen soll meine Familie mit dieser Würde bekleidet zu haben.

Auf jeden Fall würde mein Geist nicht mehr mit meiner Nachkommenschaft sein, sobald sie aufhören sollte, die Liebe und das Vertrauen der großen Nation zu verdienen."

Ein wiederholter Beifallsruf folgte diesen schönen Worten; dann richtete der Senat durch den Mund seines Präsidenten Cambacérès einige Glückwünsche an die neue Kaiserin, welche diese ihrer Gewohnheit nach mit der größten Anmuth anhörte und auf die sie nur durch eine tiefe Bewegung Antwort gab.

Nun zog sich der Senat zurück, nachdem er dem so fern vom Throne gebornen Manne den Kaisertitel beigelegt hatte, welchen dieser nicht wieder verlor, selbst nicht nach seinem Sturz und im Exil. Wir werden ihn künftig mit diesem Titel benennen, der ihm von dem Tage an zukam, dessen Vorgänge wir eben beschrieben. Die Stimme der Nation, die so sicher war, daß in der Sorgfalt sie zu constatiren etwas Kindisches lag, sollte über die Erblichkeit der Kaiserwürde entscheiden. Doch war er vermöge der Gewalt des Senats, der innerhalb der Grenzen seiner Befugnisse handelte, einstweilen Kaiser der Franzosen.

Während sich die Senatoren zurückzogen, hielt Napoleon den Erzkanzler Cambacérès zurück und wollte daß er mit der kaiserlichen Familie speise. Der Kaiser und die Kaiserin überhäuften ihn mit Liebkosungen und suchten ihm den Abstand vergessen zu machen, der ihn nun von seinem frühern Collegen trennte. Uebrigens konnte sich der Erzkanzler trösten, denn eigentlich war er gar nicht niedriger gestellt worden, sondern nur sein Gebieter war gestiegen und hatte jedermann mit emporgehoben.

Der Kaiser und der Erzkanzler Cambacérès hatten über wichtige Gegenstände zu sprechen, welche mit dem Tagesereigniß zusammenhingen, nämlich über die Ceremonie der Krönung und über die neue Regierungsform welche die italiänische Republik erhalten sollte, da diese neben dem in eine Monarchie verwandelten Frankreich keine Republik bleiben konnte. Napoleon, welcher das Wunderbare liebte, hatte einen kühnen Gedanken gefaßt, dessen Ausführung die Gemüther ergreifen und seine Thronbesteigung noch außerordentlicher machen sollte, nämlich sich vom Papste selbst salben zu lassen, der zu dieser Feierlichkeit von Rom nach Paris kommen sollte. So etwas war in den 18 Jahrhunderten der Kirche ohne Beispiel. Alle deutschen Kaiser ohne Ausnahme waren nach Rom gereis't um das heilige Oel zu empfangen. Karl der Große, der sich am Weihnachtstage 800 gewissermaßen durch List in St. Peters Dom zum occidentalischen Kaiser hatte proclamiren lassen, hatte es nicht erlebt daß der Papst seinetwegen seinen Sitz verließ. Pipin war zwar in Frankreich vom Papst Stephan gekrönt worden, allein dieser war nur hingekommen um Hülfe gegen die Lombarden zu erbitten. Dies war das erste Mal daß ein Papst Rom verließ um die Rechte

eines neuen Monarchen in dessen eigner Residenz durch seine Weihe zu bestätigen. Eine Aehnlichkeit mit der Vergangenheit lag darin daß die Kirche den glücklichen Krieger, welcher ihr beigestanden hatte, mit dem Kaisertitel belohnte; eine wunderbare Aehnlichkeit mit Karl dem Großen, welche die Legitimität hinlänglich ersetzte, deren sich die Bourbons vergeblich rühmten, da sie durch ihre Niederlage, durch ihr übles Benehmen und ihre Mitwirkung an nichtswürdigen Complotten in Mißachtung gerathen waren.

Kaum hatte Napoleon diesen Gedanken gefaßt, als er ihn auch schon in einen unwiderruflichen Entschluß verwandelte und sich vornahm, Pius VII. durch alle Mittel, durch Ueberredung oder Einschüchterung nach Paris zu bringen. Dies war eine der schwierigsten Unterhandlungen, die keinem Andern außer ihm selbst gelingen mochte. Er nahm sich vor sich des Cardinals Caprara zu bedienen, der nicht aufhörte nach Rom zu schreiben, ohne Napoleon wäre es mit der Religion in Frankreich und vielleicht in Europa aus gewesen. Er theilte seinen Plan dem Erzkanzler Cambacérès mit und besprach mit ihm wie man sich dabei zu benehmen habe, um auf die Vorurtheile, Bedenklichkeiten und die Schwerfälligkeit des römischen Hofs einen ernsten Angriff zu machen.

Was die italiänische Republik betrifft, so wäre sie ohne die Präsidentschaft des Generals Bonaparte in den zwei Jahren ein Schauplatz der Verwirrung geworden. Melzi, zwar ein redlicher und recht verständiger aber grämlicher Mann, der vom Podagra geplagt und gleich bei der Hand war seine Vice-Präsidentschaft aufzugeben, da ihm die nöthigen Eigenschaften abgingen die schweren Mühseligkeiten der Regierung zu ertragen, war zunächst ein sehr ungenügender Repräsentant der Staatsgewalt. Murat, Befehlshaber der französischen Armee in Italien, machte es der italiänischen Regierung sauer und trug nicht wenig zu Melzi's ärgerlicher Stimmung bei. Napoleon hatte sich beständig in's Mittel zu legen, um zwischen den beiden Autoritäten die Eintracht wieder herzustellen. Zu diesen persönlichen Hindernissen kamen noch solche die aus dem Wesen der Dinge selbst hervorgingen. Die Italiäner konnten sich noch gar nicht an jene constitutionelle Regierungsform gewöhnen, wodurch ihnen die Theilnahme an ihren eignen Angelegenheiten gestattet wurde; sie waren entweder ganz gleichgültig oder überaus heftig. Für die Regierung hatte man nur die wenig zahlreichen Gemäßigten, welche bei ihrer Rolle sehr in die Klemme kamen, denn sie standen zwischen dem den Oestreichern ergebenen Adel, den dem Jacobinismus zugeneigten Liberalen und den bloß für die Last der Abgaben empfindlichen Massen des Volks. Letztere klagten über den Druck der französischen Besetzung. „Wir werden von Fremdlingen regiert und unser Geld geht über die Berge!“ Dieses in Italien so übliche Wort wurde unter der neuen Republik noch ebenso gehört wie unter der Regie-

rung des Hauses Oestreich. Nur eine sehr geringe Anzahl aufgeklärter Männer fühlten es daß, Dank dem General Bonaparte, der größte Theil der Lombardei, zu einem einzigen Staate vereint, in der That von Einheimischen regiert und nur unter eine auswärtige und entlegene Aufsicht gestellt, zu einer selbstständigen Existenz berufen sei, welche den Anfang der italiänischen Einheit mache; daß, wenn man jährlich etwa zwanzig Millionen für die französische Armee bezahlen müsse, dies eine sehr mäßige Entschädigung für die Unterhaltung einer Armee von 30 bis 40,000 Mann sei, die man doch nicht entbehren könne, wenn man nicht auf's neue unter das Joch der Oestreicher gerathen wolle. Mit wie düstern Farben aber auch der kränkelnde Geist des Vice-Präsidenten Melzi das Gemälde der italiänischen Angelegenheiten ausstatten mochte, diese Angelegenheiten gingen doch ihren ganz ruhigen Gang, denn sie wurden von der Hand Napoleon's geleitet.

Diese Republik in eine Vasallenmonarchie des Kaiserreichs umzuwandeln und sie z. B. an Joseph übergehen zu lassen, dies hieß einen Anfang zum abendländischen Kaiserthum machen, wovon nun Napoleon in seinem unbegrenzten Ehrgeize träumte, hieß eine minder bewegliche Regierungsform in Italien sichern, hieß auch wahrscheinlich es zufriedenstellen, denn es mußte doch gern einen eignen Fürsten haben und, war es auch nur eine Veränderung, schon dadurch mochten sich die unruhigen und beweglichen Gemüther leicht zufrieden geben. Man kam überein, daß der Erzkanzler Cambacérès, der in enger Verbindung mit Melzi stand, an diesen schriebe, um ihm über diesen Gegenstand angemessene Eröffnungen zu machen.

Nachdem sich Napoleon über alles was zu thun war mit seinem frühern Collegen verständigt hatte, ließ er den Cardinal-Legaten nach St. Cloud entbieten und sprach in herzlichem aber so bestimmtem Tone mit ihm, daß es dem Cardinal nicht in den Sinn kam auch nur eine einzige Entgegnung zu wagen. Napoleon sagte ihm daß er ihn ausdrücklich beauftrage den Papst zu ersuchen, er möge sich nach Paris begeben um bei der Krönungsfeier zu fungiren; daß er später ein förmliches Gesuch abgehen lassen werde sobald er sicher sei keine abschlägige Antwort zu erhalten; daß er übrigens an der Erfüllung seiner Wünsche gar nicht zweifle; daß die Kirche es ihm und auch sich selbst schuldig sei es mit ihm zu halten, denn nichts werde der Religion bessere Dienste leisten als die Anwesenheit des obersten Bischofs in Paris und die Vereinigung des kirchlichen Gepränges mit dem des Staats bei einer so feierlichen Gelegenheit. Der Cardinal Caprara ließ einen Courier nach Rom abgehen und Talleyrand schrieb an den Cardinal Fesch, um ihn von diesem neuen Plane in Kenntniß zu setzen und mit der Unterstützung der Unterhandlung zu beauftragen.

Es war Frühling. Napoleon hätte es gern gesehen wenn der Papst im

Herbste angekommen wäre. Er nahm sich vor um jene Zeit zu der wunderähnlichen Begebenheit, daß der Papst den Repräsentanten der französischen Revolution in Paris kröne, noch eine andre wunderbare That treten zu lassen, nämlich die Expedition nach England, die er zwar wegen der royalistischen Verschwörung und der Errichtung des Kaiserreichs verschoben, wozu er aber die Rüstungen dermaßen vervollkommt hatte, daß ihm ein glücklicher Erfolg nicht mehr zweifelhaft schien. Dazu brauchte er höchstens einen Monat, denn er wollte England treffen wie ein Blitzstrahl. Den Juli oder August bestimmte er zu dieser großartigen Operation. Er hoffte also siegreich, mit dem Unterpfande des Definitiv-Friedens und im Besitz der allesvermögenden Gewalt in Europa gegen den October zurück zu sein und sich zu Anfange des Winters am Jahrestage des 18. Brumaire (des 9. November 1804) krönen zu lassen. Ueber allen diesen Planen zugleich brütete sein glühender Geist, und aus den letzten Combinationen, auf die er gesonnen, wird man bald sehen daß es nicht bloße Hirngespinste waren.

Der Erzkanzler Cambacérès schrieb nun in Angelegenheiten des neuen Königreichs Italien an den Vice-Präsidenten Melzi. Auch Marescalchi, Gesandter der italiänischen Republik, sollte den Eröffnungen Cambacérès' an Melzi seine Unterstützung angedeihen lassen.

Die folgenden Tage wurden dazu verwendet dem neuen Souverän über Frankreich den Eid zu leisten. Nach der Reihe wurden die Mitglieder des Senats, der gesetzgebenden Versammlung und des Tribunats eingeführt. Neben dem sitzenden Kaiser stand Cambacérès und las die Eidesformel vor; wer eingelassen war, leistete dann den Eid, der Kaiser aber erhob sich dabei ein wenig auf seinem kaiserlichen Stuhl und erwiederte die ihm dargebrachte Huldigung mit einer leichten Verbeugung. Die plötzlich entstandene Kluft zwischen Unterthanen und einem Souverän welcher noch den Tag vorher Ihresgleichen gewesen war, machte einigen Eindruck auf die Mitglieder der Staatskörperschaften. Nachdem man sich gewissermaßen hatte hinreißen lassen die Krone zu verleihen, war man überrascht, als man die ersten Folgen davon sah was man gethan hatte. Der Tribun Carnot, treu seinem Versprechen sich dem Gesetze zu unterwerfen sobald es einmal erlassen sei, leistete den Eid gleich allen andern Mitgliedern des Tribunats. Er that dies mit der Würde des Gehorsams gegen das Gesetz und schien sogar weniger als ein Andrer die Veränderungen wahrzunehmen die in den äußern Formen der Gewalt vorgegangen waren. Besonders aber die Senatoren bemerkten dieselben und ließen sich über diesen Gegenstand so manche boshafte Bemerkung entschlüpfen. Nun war ein Umstand vorhanden der noch vorzüglich dazu beitrug sie zu solchen Bemerkungen zu veranlassen. Von den einigen und dreißig zur Zeit der Errichtung des lebenslänglichen Consulats geschaffenen Senatoren-Dotationen waren noch funfzehn

zu vergeben, nämlich die von Agen, Ajaccio, Angers, Beſançon, Bourges, Colmar, Dijon, Limoges, Lyon, Montpellier, Nancy, Nimes, Paris, Pau und Riom. Sie wurden am 2. Prairial (den 22. Mai) vergeben. Unter der Zahl der Begünſtigten waren Lacépède, Kellermann, François de Neufchâteau und Berthollet. Aber unter den hundert Senatoren, von denen mehr als achtzig noch zu verſehen waren, bildeten die funfzehn zufriedengeſtellten keine hinreichende Majorität. Indeſſen hatten die, deren Hoffnung auf eine ſolche Dotation geſcheitert war, andre Stellungen in Ausſicht und brauchten die Hoffnung noch nicht aufzugeben. Aber es ließ ſich deshalb doch immer einige üble Laune in der Sprache entdecken. Der Moniteur war alle Tage voller Ernennungen von Kammerherren, Stallmeiſtern, Ehren- und Geſellſchaftsdamen. Wenn man dem neuen Kaiſer wegen ſeiner perſönlichen Größe alles verzieh, ſo war es doch etwas Andres mit denen welche ſich zugleich mit ihm erhoben. Die unruhige Thätigkeit jener Republikaner, welche nun gar nicht zeitig genug Hofleute werden konnten, und jener Royaliſten welche ſich zur Bedienung deſſen drängten den ſie einen Uſurpator nannten, war ein wunderſames Schauſpiel, und nimmt man noch zur naturgemäßen Wirkung eines ſolchen Schauſpiels die getäuſchten oder vertröſteten Hoffnungen, welche ſich nun durch boshafte Reden zu rächen ſuchten, dann wird man begreifen, daß in dieſem Augenblicke ſehr viel getadelt, geſpottet, herabgewürdigt, kurz daß ſehr viel geſchwatzt wurde. Aber die Maſſe des Volks, die ſich einer ſo ruhmreichen und wohlthätigen Regierung freute, die ein unerhörter Auftritt frappirte wovon ſie nur das Ganze und nicht die Einzelnheiten bemerkte, indem ſie die Glücklichen des Tages weder kannte noch beneidete, denen es gelungen war ihre Kinder zu Pagen, ihre Frauen zu Ehrendamen und ſich ſelbſt zu Palaſtpräfecten oder Kammerherren erhoben zu ſehen, die Maſſe des Volks, ſagen wir, war geſpannt und von einem Staunen ergriffen das zuletzt in Bewunderung überging. Napoleon, der vom Sous-Lieutenant der Artillerie zum Kaiſer emporgeſtiegen, von Europa auf- und angenommen und während der tiefſten Ruhe auf dem Schilde erhoben worden war, überſtrahlte mit ſeinem Glück die mit dieſen Wunderbegebenheiten vermiſchten Armſeligkeiten. Zwar fühlte man ſich nicht mehr ſo zum Eifer geſpornt wie 1799, wo die vom Schrecken durchzitterte Nation einem Retter entgegeneilte, auch nicht mehr zu jener Dankbarkeit wie 1802, wo die entzückte Nation die Macht ihres Wohlthäters verewigte; denn man brauchte nicht ſo viel dankbaren Eifer mehr gegen einen Mann zu beweiſen, der ſich mit eignen Händen ſo gut bezahlt zu machen wußte. Aber man hielt ihn der erblichen Souveränität für würdig, bewunderte an ihm daß er danach zu greifen wagte, hieß es gut daß er ſie wiederherſtellte, weil ſie eine vollſtändigere Rückkehr zur Ordnung verhieß, und war mit einem Worte von dem Wunder geblendet das

vor Aller Augen geschah. Obgleich also die Bürger etwas andre Gesinnungen hegten als in den Jahren 1799 und 1802, so strömten sie doch an den Orten zusammen, wo Listen auslagen, und gaben ihre Stimmen ab. Die bejahenden Stimmen wurden millionenweise gezählt, und kaum ließen sich einige ganz dünn gesäte verneinende Stimmen, die nur da zu sein schienen um die Freiheit zu beweisen deren man genoß, unter der ungeheuern Masse der günstigen Vota blicken.

Napoleon hatte nur noch eine einzige Unannehmlichkeit zu bestehen bevor er in den vollen Besitz seines neuen Titels gelangte. Man mußte den Proceß Georges' und Moreau's beendigen, den man mit der größten Zuversichtlichkeit eingeleitet hatte. Wegen Georges' und seiner Mitschuldigen und auch wegen Pichegru's, wenn er noch gelebt hätte, konnte man auf keine große Schwierigkeit stoßen. Der Proceß mußte sie beschämen und die Theilnahme der ausgewanderten Prinzen an ihren Complotten darthun. Aber Moreau war in die Sache verflochten. Man hatte anfangs mehr Beweise gegen ihn aufzufinden gedacht als wirklich vorhanden waren, und obgleich sein Vergehen in den Augen aller Gutgesinnten am Tage lag, so fanden die Uebelwollenden doch Gründe auf, dasselbe in Abrede zu stellen. Noch dazu herrschte ein unwillkührliches Gefühl des Mitleids bei dem Contraste welchen man zwischen den beiden größten Generalen der Republik erblickte; denn während der eine den Thron bestieg, lag der andre in Ketten und Banden und hatte wenn auch nicht das Schafott doch die Verbannung zu erwarten. In ähnlichen Fällen wird jede Rücksicht, selbst die der Gerechtigkeit, außer Augen gesetzt, und man giebt lieber dem Glücklichen Unrecht, auch wenn er Recht hat.

Die von ihren Vertheidigern berathenen Mitangeklagten Moreau's waren mit einander übereingekommen ihn von aller Schuld freizusprechen. Sie waren beim Beginn des gerichtlichen Verfahrens gegen ihn sehr aufgebracht gewesen; da jedoch zuletzt die Theilnahme über ihre Leidenschaft den Sieg davontrug, so hatten sie sich gelobt ihn wo möglich zu retten. Zunächst konnten sie Napoleon eine tüchtige moralische Schlappe beibringen, wenn sie es dahin brachten daß sein Nebenbuhler den Kerker verließ triumphirend über die gegen ihn erhobene Anklage, bekleidet mit den Farben der Unschuld, groß durch die Verfolgung und zum unversöhnlichen Feinde geworden. Ferner, hatte sich Moreau nicht verschworen, so konnte man behaupten, es habe gar keine Verschwörung, d. h. kein Verbrechen und folglich auch gar keine Mitschuldigen gegeben. Bei den Royalisten vereinigte sich also die eigne Sicherheit mit den ihrer Parteiansicht entspringenden Berechnungen, um sie zur Einhaltung des beabsichtigten Verfahrens zu bestimmen.

Die stets für die Angeklagten gestimmte Advocatenbank sowie die in ihrem Urtheil immer selbstständige Pariser Bürgerschaft, die gern opponirt wenn sie sich

nicht durch ernste Ereignisse an die Macht gefesselt fühlt, hatten sich leidenschaftlich Moreau's angenommen und sprachen sich ganz für ihn aus. Selbst die, welche Napoleon gar nicht übel wollten, sahen in Moreau nur einen glorreichen und unglücklichen General dessen Dienste noch nützlich sein könnten, und wünschten daß er aus dieser Prüfung unschuldig hervorgehen, daß er der Armee und Frankreich wiedergegeben werden möge.

Den 28. Mai (am 8. Prairial des Jahres XII) wurden die Verhandlungen unter einem unermeßlichen Zulauf eröffnet. Die Angeklagten waren zahlreich und saßen in vier Reihen hinter einander. Nicht alle zeigten dieselbe Haltung. Georges und seine Genossen trugen eine affectirte Zuversichtlichkeit zur Schau; verlegen fühlten sie sich gar nicht, denn am Ende konnten sie sich ja als ihrer Sache ergebene Opfer ausgeben. Doch stimmten einige derselben das Publicum durch ihr anmaßendes Wesen nicht günstig. Obwohl Georges wegen der Energie seines Charakters bei der Menge in Ansehen stand, so rief er doch einiges Zischen des Unwillens hervor. Aber der arme Moreau, der seinen Ruhm lästig fand und in diesem Augenblicke einen Glanz wegwünschte welchen die Blicke des Volkshaufens eifrig suchten, entbehrte jener ruhigen Zuversicht die sein Hauptverdienst im Kriege bildete. Er legte sich offenbar die Frage vor, was denn er, einer von den Helden der Revolution, hier unter den Royalisten mache; wenn er sich aber Gerechtigkeit widerfahren ließ, so konnte er sich nur das Einzige sagen, daß er sein Schicksal verdient habe, indem er dem kläglichen Laster der Eifersucht Raum gegeben hatte. Unter diesen zahlreichen Angeklagten suchte das Publicum nur ihn. Man hörte sogar dann und wann einen Beifallsruf von alten Soldaten, die sich unter der Menge befanden, und von trostlosen Revolutionären, welche die Republik selbst auf dem Schemel sahen wo der Oberbefehlshaber des Rheinheeres saß. Diese Neugier und diese Huldigungen setzten Moreau in Verlegenheit; während die Uebrigen ihre obscuren oder berüchtigten Namen emphatisch ausriefen, sprach er seinen glorreichen Namen so heimlich aus, daß man ihn kaum verstand. Dies war eine gerechte Strafe dafür daß er einen so schönen Ruf compromittirt hatte!

Die Verhandlungen dauerten lange. Das System, das man einzuhalten sich gelobt hatte, ward genau befolgt. Georges, die Polignac's und Rivière waren ihrer Aussage zufolge nur nach Paris gekommen, weil man ihnen die neue Regierung als ganz unpopular und die Gemüther als durchgängig den Bourbons zugeneigt dargestellt hatte. Sie machten gar kein Geheimniß aus ihrer Anhänglichkeit an die Sache der legitimen Fürsten und aus ihrer Geneigtheit sich an einer Bewegung zu betheiligen, wenn eine solche möglich gewesen wäre; allein Moreau, fügten sie hinzu, welchen Intriguanten als einen Mann hinstellten der die Bourbons willkommen heißen werde, dächte gar nicht an so etwas und hätte durchaus nichts von einem ihrer

Vorschläge hören wollen. Nun wäre es aber auch ihnen gar nicht eingefallen sich zu verschwören. Man befragte Georges über den ursprünglichen Plan und hielt ihm seine ersten Aussagen vor, aus denen hervorging daß er gekommen sei um an der Seite eines französischen Prinzen den ersten Consul auf dem Wege nach Malmaison anzufallen; da ward er wohl etwas bestürzt, antwortete jedoch, an so etwas würde man allerdings später gedacht haben, wofern eine insurrectionelle Bewegung an der Zeit zu sein geschienen hätte; da indessen vorläufig nichts möglich gewesen wäre, so hätte man sich nicht einmal mit dem Angriffsplane beschäftigt. Man zeigte ihm die für seine Chouans bestimmten Dolche und Uniformen vor und wies auf diese neben ihm auf der Bank der Angeklagten sitzenden Chouans selbst hin; dadurch kam er nicht gerade außer Fassung, ward aber dann schweigsam und schien durch dieses Schweigen andeuten zu wollen, daß das für seine Mitangeklagten und für Moreau erfundene System weder von wahrscheinlichem Erfolg noch würdig sei.

Es gab nur einen Punkt worüber Alle bei ihrer ersten Aussage blieben, und zwar in Betreff der Anwesenheit eines französischen Prinzen unter ihnen. Sie fühlten nämlich daß sie, um nicht mit Meuchelmördern in eine Classe geworfen zu werden, müßten aussagen können, es stehe ein Prinz an ihrer Spitze. Darauf kam wenig an, ob die königliche Würde compromittirt wurde; mit einem Bourbon waren sie Soldaten welche für die legitime Dynastie kämpften. Wenn übrigens diese unbesonnenen Bourbons ihr Leben in London wahrten ohne sich um ihre unglücklichen Opfer zu kümmern, mochten diese in Paris wohl einen Versuch machen wenn auch nicht ihr Leben doch ihre Ehre zu retten.

Moreau's System dagegen war scheinbarer, denn er war sich in seinen Aussagen nicht untreu geworden. Dieses System hatte er bereits in einem Briefe an den ersten Consul auseinandergesetzt, aber leider zu spät, nämlich erst lange nach dem unnützen Verhör des Ober-Richters und als die Regierung, welche den Proceß einmal begonnen hatte, nicht mehr zurücktreten konnte ohne den Schein zu gewinnen als ob sie die öffentliche Verhandlung scheue. Er gestand ein Pichegru gesprochen zu haben, aber nur in der Absicht um sich mit ihm wieder auszusöhnen und ihm ein Mittel zu seiner Rückkehr nach Frankreich zu verschaffen. Er habe gemeint, nach dem Aufhören der bürgerlichen Unruhen sei es der Ueberwinder Hollands schon werth der Republik zurückgegeben zu werden. Er habe ebenso wenig eine auffällige Zusammenkunft mit ihm haben als direct um seine Zurückrufung anhalten wollen, da ihm ja wegen seines Zerwürfnisses mit dem ersten Consul alles Ansehen abgehe. Das Dunkel, worein er sich gehüllt, habe keinen andern Grund gehabt. Wohl habe man diese Gelegenheit ergriffen ihm etwas von Planen gegen die Regierung zu sagen, allein diese seien von ihm als lächerlich zurückgewiesen worden. Angezeigt habe er sie nicht, weil er sie für ungefährlich halte und weil übrigens ein Mann wie er nicht das Handwerk eines Denuncianten treibe.

Dieses System, welches haltbar gewesen wäre, wenn es nicht positive Umstände und unwidersprechliche Zeugnisse unzulässig gemacht hätten, hatte zu sehr lebhaften Verhandlungen geführt, wobei Moreau die echte Geistesgegenwart wiederfand, fast wie es ihm im Kriege bei dringender Gefahr zu begegnen pflegte. Selbst edle Antworten hatte er ertheilt, welchen der rauschende Beifall der Zuhörer zu Theil wurde. „Pichegru war ein Verräther," sagte der Präsident, „und ist unter dem Directorium von Ihnen selbst denuncirt worden. Wie konnte es Ihnen nun einfallen sich mit ihm wieder zu versöhnen und ihn nach Frankreich zurückzuführen?" — „In einer Zeit," antwortete Moreau, „wo die Armee der Condé's die Salons von Paris und die des ersten Consuls erfüllte, durfte ich doch wohl daran denken Frankreich den Eroberer Hollands zurückzugeben." Bei dieser Gelegenheit fragte man ihn auch, warum er Pichegru unter dem Directorium so spät denuncirt habe, und schien so den Argwohn bis auf sein früheres Leben ausdehnen zu wollen. „Ich hatte die Zusammenkünfte Pichegru's und des Prinzen von Condé an der Grenze dadurch abgeschnitten, daß ich durch die Siege meiner Armee einen Raum von 80 Wegstunden zwischen den Rhein und diesen Prinzen legte. Als die Gefahr vorüber war, überließ ich einem Kriegsrath das Geschäft die aufgefundenen Papiere zu untersuchen und dieselben, wenn er es für zweckmäßig hielte, der Regierung zu übersenden."

Als Moreau über das Wesen des Complottes befragt wurde woran er hatte theilnehmen sollen, blieb er dabei daß er es zurückgewiesen habe. „Allerdings," warf man ihm ein, „haben Sie den Vorschlag zurückgewiesen die Bourbons wieder auf den Thron zu setzen, aber Sie haben doch eingewilligt sich Pichegru's und Georges' zu bedienen um die Consularregierung zu stürzen, und zwar in der Hoffnung aus ihren Händen die Dictatur zu erhalten." — „Da schiebt man mir ein lächerliches Beginnen unter," antwortete Moreau, „nämlich daß ich mich der Royalisten hätte bedienen wollen um Dictator zu werden, und daß ich hätte wähnen können, sie würden, wenn sie siegreich gewesen wären, mir die Gewalt übergeben haben. Ich habe zehn Jahre lang Krieg geführt, und während dieser zehn Jahre habe ich meines Wissens nichts Lächerliches vorgenommen." Dieser edle Rückblick auf sein vergangenes Leben war mit großem Beifall gehört worden. Indessen waren nicht alle Zeugen in das Geheimniß der Royalisten eingeweiht, nicht alle waren vorbereitet ihre ersten Aussagen zu modificiren; so befand sich ein gewisser Roland darunter, der früher bei der Armee gewesen war und zwar mit großem Bedauern aber mit unerschütterlicher Beharrlichkeit immer wiederholte was er gleich am ersten Tage vorgebracht hatte. Er sagte aus, daß er als Zwischenträger zwischen Pichegru und Moreau von Letzterem den Auftrag erhalten habe zu erklären er wolle keine

Bourbons, werde aber, wofern man ihn von den Consuln befreie, die Gewalt die man ihm unfehlbar übertragen würde, dazu anwenden die Verschworenen zu retten und Pichegru wieder auf den Gipfel der Ehrenstellen zu erheben. Auch noch Andre bestätigten Roland's Versicherung. Bouvet de Lozier, jener Officier von Georges, einem Selbstmord entgangen um eine schreckliche Anklage gegen Moreau zu schleudern, konnte sie nicht widerrufen und wiederholte sie auch, wenn er sie auch noch so sehr zu schwächen bemüht war. In dieser schriftlich eingegebenen Anklage hatte er nur Dinge ausgesagt die ihm von Georges selbst zugekommen waren. Dieser antwortete, Bouvet habe falsch gehört, falsch verstanden und folglich einen ungenauen Bericht erstattet. Aber nun war noch jene nächtliche Zusammenkunft am Boulevard de la Madeleine übrig, wo Moreau, Pichegru und Georges zusammengekommen waren, und dieser Umstand war unvereinbar mit einem bloßen Vorhaben, Pichegru wieder nach Frankreich zurückzuführen. Warum ward ein nächtliches Zusammentreffen mit dem Haupt der Verschwörer, mit einem Manne veranstaltet, mit dem man sich nicht treffen konnte wenn man unschuldig, wenn man nicht ein Royalist war? Hier waren die Aussagen so genau, so einstimmig und zahlreich, daß die Royalisten beim besten Willen nicht modificiren konnten was sie zuerst ausgesagt hatten und daß sie, wenn sie es versuchten, immer augenblicklich beschämt wurden.

Diese Aussagen konnte Moreau nicht von sich abwälzen und die Theilnahme der Zuhörer hatte schon merklich abgenommen; da wurde diese Theilnahme, welche sich eben ganz verlieren wollte, noch einmal durch unangemessene Vorwürfe des Präsidenten über das Vermögen des Angeklagten hervorgerufen. „Sie sind wenigstens der Nicht-Entdeckung schuldig," hatte der Präsident zu ihm gesagt, „und obgleich Sie anführen, daß ein Mann wie Sie nicht das Handwerk eines Denuncianten treiben werde, so mußten Sie doch vor allen Dingen dem Gesetz gehorchen, welches allen und jeden Bürgern befiehlt Complotte anzuzeigen, wenn sie Kenntniß davon bekommen. Dann waren Sie es aber auch einer Regierung schuldig welche Sie mit Gütern überhäuft hat. Besitzen Sie nicht einen reichen Gehalt, einen schönen Palast und Landgüter?" Der Vorwurf war höchst unwürdig, da er gegen einen der uneigennützigsten Generale jener Zeit gerichtet wurde. „Herr Präsident," hatte Moreau geantwortet, „wägen Sie nicht meine geleisteten Dienste und mein Vermögen gegen einander ab; derartige Dinge können durchaus nicht mit einander verglichen werden. Ich habe 40,000 Francs Gehalt, ein Haus und ein Landgut, welche 3—400,000 Fr. werth sind; das weiß ich. Aber ich würde jetzt 50 Millionen besitzen, wenn ich den Sieg so hätte benutzen wollen wie viele Andre." Sowie die schönen Erinnerungen an Rastadt, Biberach, Engen, Mößkirch und Hohenlinden neben ein

Sümmchen Geld gestellt wurden, fühlten sich die Zuhörer wieder aufgeregt und zu Beifallsbezeigungen aufgefordert, welche die Unwahrscheinlichkeit seiner glücklichen Vertheidigung sparsam zu machen begann.

Die Verhandlung dauerte bereits zwölf Tage und die Aufregung der Gemüther war groß. Oft sahen wir in unsern Tagen wie ein Proceß die ganze Aufmerksamkeit des Publicums in Anspruch nahm. Dasselbe geschah auch hier, aber unter Umständen, die eine ganz andre Regung als die der Neugier hervorbringen mußten. Hier stand neben einem triumphirenden General mit der Krone auf dem Haupte ein unglücklicher General in Banden, welcher durch seine Vertheidigung einer täglich mehr zum Absolutismus hinstrebenden Gewalt den letzten noch möglichen Widerstand entgegensetzte; hier ließ sich bei dem Schweigen der Volkstribune die Stimme der Advocaten wie im freiesten Lande vernehmen; hier waren ruhmbedeckte Häupter in Gefahr, von denen die einen der Emigration, die andern der Republik angehörten: Grund genug um alle Herzen zu bewegen. Man gab sich einem gerechten Mitleid und vielleicht auch jenem Gefühle hin, wonach man der glücklichen Macht gern einen Stoß versetzt gesehen hätte, und ohne der Regierung feindselig gesinnt zu sein, hegte man gute Wünsche für Moreau. Napoleon, welcher sich von der niedrigen Eifersucht frei fühlte, die man ihm schuld gab, welcher recht wohl wußte daß Moreau nicht die Bourbons sondern nur seinen Tod gewollt hatte um an seine Stelle zu treten, glaubte und sagte laut, daß man ihm die Gerechtigkeit schuldig sei den eines Staatsverbrechens überwiesenen General zu verurtheilen. Er wünschte diese Verurtheilung als seine eigne Rechtfertigung; doch wünschte er sie nicht um das Haupt des Siegers von Hohenlinden auf dem Schafott abschlagen, sondern um die Ehre zu haben ihm Gnade angedeihen zu lassen. Dies wußten die Richter und auch das Publicum.

Aber die Gerechtigkeit, welche sich nicht auf die Rücksichten der Politik einläßt und ganz recht daran thut sich nicht darauf einzulassen (denn ist die Politik zuweilen menschlich und weise, so ist sie doch auch wieder grausam und unweise), blieb mitten unter dem Conflict der Leidenschaften, dem letzten welcher die tiefe Ruhe des Kaiserreichs stören sollte, leidenschaftslos und fällte ein gerechtes Urtheil.

Am 21. Prairial (den 10. Juni) nach vierzehntägigen Verhandlungen bemerkten einige royalistische Angeklagte, während sich das Gericht zur Berathung zurückgezogen hatte, daß sie hintergangen worden waren, daß alle ihre Bemühungen, den General Moreau von seiner Schuld frei zu sprechen, ihnen zu nichts gedient hatten, und verlangten nun dem Instructionsrichter wahrheitsgemäßere Aussagen zu machen. Sie redeten dann nicht mehr von drei sondern von fünf Zusammenkünften Moreau's. Sowie Réal davon hörte, eilte er gleich zum Kaiser

und dieser schrieb sogleich an den Erzkanzler Cambacérès, man müsse ein Mittel ausfindig machen um zur den Richtern zu gelangen. Doch dies war schwer und außerdem auch unnöthig; ohne sich zur Annahme neuer Mittheilungen herzugeben fällten sie noch an demselben Tage (den 10. Juni) ein Urtheil, welches kein Einfluß dictirt hatte. Sie sprachen die Todesstrafe gegen Georges und neunzehn seiner Genossen aus. Was Moreau betrifft, so fanden sie seine wirkliche Mitschuld materiell unzureichend erwiesen, moralisch aber sein Betragen strafbar, führten sie einen Schlag auf sein Ansehen, indem sie auf zwei Jahre Gefängniß erkannten. Armand Polignac und Rivière wurden zum Tode verurtheilt, Jules Polignac aber und fünf andre Angeklagte zu fünfjährigem Gefängniß. Zweiundzwanzig wurden freigesprochen.

Dieses Urtel, welches von den Unparteiischen gebilligt wurde, verursachte dem neuen Kaiser ein tödtliches Mißvergnügen; er war höchst aufgebracht gegen die Schwäche dieses Gerichts, welches Andre zu derselben Zeit der Barbarei anklagten. Er hielt sogar nicht soviel Maß als es die höchste Gewalt gewöhnlich thut, besonders in einer so ernsten Angelegenheit. In dem Zustande der Erbitterung, worein ihn die ungerechten Aeußerungen seiner Feinde versetzt hatten, war er schwer zu Handlungen der Gnade zu bringen. Doch war er dafür auch so leicht gesammelt, so edelmüthig und scharfsichtig, daß er bald wieder zugänglich wurde und dem Einfluß auf seine Vernunft und auf sein Herz Raum gab. In den paar Tagen, die man brauchte um sich an den Cassationshof zu wenden, faßte er angemessene Entschlüsse, erließ Moreau seine zweijährige Gefangenschaft, wie er ihm die Todesstrafe erlassen hätte wenn darauf erkannt worden wäre, und gab seine Einwilligung zu dessen Abreise nach Amerika.

Da dieser arme General seine liegenden Gründe zu verkaufen wünschte, so gab Napoleon Befehl sie sogleich um den höchsten Preis anzukaufen. Aber von den verurtheilten Royalisten, gegen die er seit der letzten Verschwörung immer noch streng gesinnt war, wollte er keinen begnadigen. Nur Georges flößte ihm wegen seines energischen Muthes einige Theilnahme ein; doch betrachtete er ihn als einen unversöhnlichen Feind, den man zur Sicherung der öffentlichen Ruhe vernichten müsse. Uebrigens war es den Emigranten gar nicht um Georges zu thun, sondern vielmehr um die Herren von Polignac und von Rivière; sie tadelten die Unklugheit der Männer von so hoher Geburt und so sorgfältiger Erziehung, daß sie sich in eine ihrer so wenig würdige Gesellschaft eingelassen hätten, konnten sich aber nicht darein ergeben ihre Köpfe fallen zu sehen, und allerdings mußte ihr Fehler, wenn man das Treiben der Parteien richtig würdigte, eine Entschuldigung und wohl auch die Nachsicht des Reichsoberhauptes selbst finden.

Man kannte Josephinens Herz und wußte, daß sie bei all ihrer beispiellosen

Größe noch ihre alte rührende Gutmüthigkeit besaß. Auch war es bekannt daß sie in beständiger Furcht lebte, da sie nicht aufhörte an die auf ihren Gemahl gezückten Dolche zu denken. Ein glänzender Act der Gnade mochte wohl diese Dolche von ihm abwenden und die Erbitterung der Herzen stillen. Es glückte mit Hülfe der ihr sehr nahe stehenden Frau von Rémusat bei ihr Zutritt zu erlangen; man führte bei ihr im Schlosse von St. Cloud Frau von Polignac ein, welche das kaiserliche Gewand mit ihren Thränen benetzte. Sie war gerührt, wie sie mit ihrem weichen empfindsamen Herzen es beim Anblick einer Frau sein mußte, die in Thränen zerfließend mit Adel für das Leben ihres Gatten bat. Gleich beeilte sie sich einen Versuch bei Napoleon zu machen. Dieser verbarg seine Bewegung, wie er das zu thun pflegte, unter einer harten und strengen Miene und wies sie barsch zurück. Auch Frau von Rémusat war dabei. „Sie interessiren sich also immer für meine Feinde," sagte er zu Beiden. „Diese sind aber sammt und sonders ebenso unbesonnen als strafbar. Wenn ich ihnen keine Lection gebe, so werden sie immer wieder von vorn anfangen und stets neue Opfer zur Schlachtbank führen." So abgewiesen, wußte Josephine nicht mehr zu welchem Mittel sie greifen sollte. In wenigen Augenblicken mußte Napoleon aus dem Rathssaale kommen und durch eine Galerie des Schlosses gehen. Sie richtete es nun so ein, daß sich Frau von Polignac dorthin stellte um, wenn er erschiene, einen Fußfall vor ihm zu thun. Wirklich stellte sich ihm Frau von Polignac vor, als er vorüberkam, und bat ihn unter Thränen um das Leben ihres Gatten. Napoleon war überrascht und warf Josephinen einen ernsten Blick zu, weil er schon vermuthete daß sie die Hand im Spiele habe. Aber gleich faßte er sich wieder und sagte zu Frau von Polignac, er sei erstaunt Armand von Polignac, seinen Jugendfreund von der Militärschule her, unter einem gegen seine Person gerichteten Complotte gefunden zu haben, doch wolle er ihn wegen der Thränen seiner Gattin begnadigen; er wünsche nur daß diese seine Schwäche keine übeln Folgen haben möge, indem sie etwa zu neuen Unbesonnenheiten ermuthige. „Sehr strafbar, Madame," fügte er hinzu, „sind die Prinzen, welche das Leben ihrer treuesten Diener preisgeben ohne ihre Gefahren zu theilen."

Voll Freude und Dankbarkeit erzählte Frau von Polignac den erschrockenen Emigranten diesen Auftritt der Begnadigung, welche nun Josephinen und Napoleon einen Augenblick Gerechtigkeit widerfahren ließen. Jetzt war Rivière noch in Gefahr. Murat und seine Gemahlin gingen zum Kaiser um ihn zu bewegen und zu einer zweiten Begnadigung zu veranlassen. Die Begnadigung Polignac's zog die Rivière's nach sich. Sie ward unverzüglich zugestanden. Der edelmüthige Murat fand eilf Jahre später keinen solchen Edelmuth vor.

Dies war das Ende jener traurigen und abscheulichen Unbesonnenheit, welche Napoleon's Vernichtung bezweckt, aber seine Erhebung auf den Thron zur Folge

gehabt hatte, auf einen Thron der leider weniger rein als vorher war; welche demjenigen unter den französischen Prinzen einen tragischen Tod brachte der nicht mit in die Verschwörung verwickelt war, Straflosigkeit aber denen die Complotte angezettelt hatten, wenn sie auch zur Strafe für ihre Vergehen in große Mißachtung gerathen waren; und endlich das Exil für Moreau, den einzigen unter den Generalen jener Zeit, welchen man, wenn man seinen Ruhm sehr hoch und den Napoleon's sehr niedrig anschlug, zu einem Nebenbuhler dieses Letztern hätte machen können. Dies ist eine treffende Lehre, woraus die Parteien Nutzen ziehen sollten! Man macht stets die Regierung, die Partei oder den Mann größer, die man durch verbrecherische Mittel stürzen will!

Jetzt war jeder Widerstand besiegt. Im Jahr 1802 hatte Napoleon die Widersetzlichkeit im Civilstande überwunden, indem er das Tribunat vernichtete; im Jahr 1804 überwand er den Widerstand des Militärs, indem er die Verschwörung der Emigranten mit den republikanischen Generalen auseinandertrieb. Während er die Stufen des Throns bestieg, ging Moreau in die Verbannung. Sie sollten einander auf Kanonenschußweite unter den Mauern von Dresden wiedersehen, und zwar Beide unglücklich; der Eine, indem er aus fernen Landen wieder herbeikam um sein Vaterland zu bekriegen, und der Andre, indem er seine Macht so sehr mißbrauchte daß er eine allgemeine Reaction gegen die Größe Frankreichs hervorrief; der Eine durch eine französische Kanonenkugel den Tod findend, und der Andre zwar noch einen letzten Sieg davontragend, aber schon den Abgrund erblickend der ihn sammt seinem wundergleichen Geschick verschlingen sollte!

Doch lagen diese großen Ereignisse noch in weiter Ferne. Damals schien Napoleon allvermögend, und zwar für immer. Wohl hatte er auch in dieser letzten Zeit schon einigen Kummer erfahren; denn abgesehen von den großen Unglücksfällen birgt die Vorsehung immer schon im voraus einige Bitterkeit im Glücke selbst, gleichsam um den menschlichen Geist zu warnen und auf das gewaltig hereinbrechende Unheil vorzubereiten. Diese 14 Tage waren ihm peinlich, doch aber bald vorüber gewesen. Die Gnade, welche er gewährte, warf einen milden Schein auf seine entstehende Regierung. Georges' Tod betrübte niemanden, obgleich sein Muth, eines bessern Schicksals werth, einiges Bedauern einflößte. Bald war man wieder zu jenem Gefühl verwunderter Neugier zurückgekehrt, deren man sich beim Anblick eines so außerordentlichen Schauspiels nicht erwehren konnte.

So endigte nach Verlauf von zwölf Jahren nicht die französische Revolution, die stets unzerstörbar fortlebte, sondern jene als unvergänglich hingestellte Republik. Sie endigte unter der Hand eines siegreichen Soldaten, wie die Republiken stets endigen, wenn sie nicht in den Armen der Oligarchie entschlummern.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Thiers, Adolphe,

Geschichte des Consulats und des Kaiserreichs

Bd.: 3,1

Leipzig (1845)

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Hist.pol.3,263(3,1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11094313-3